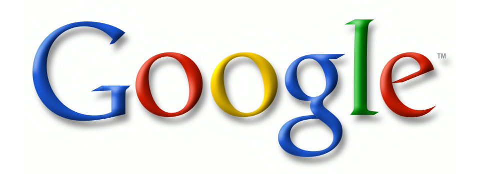
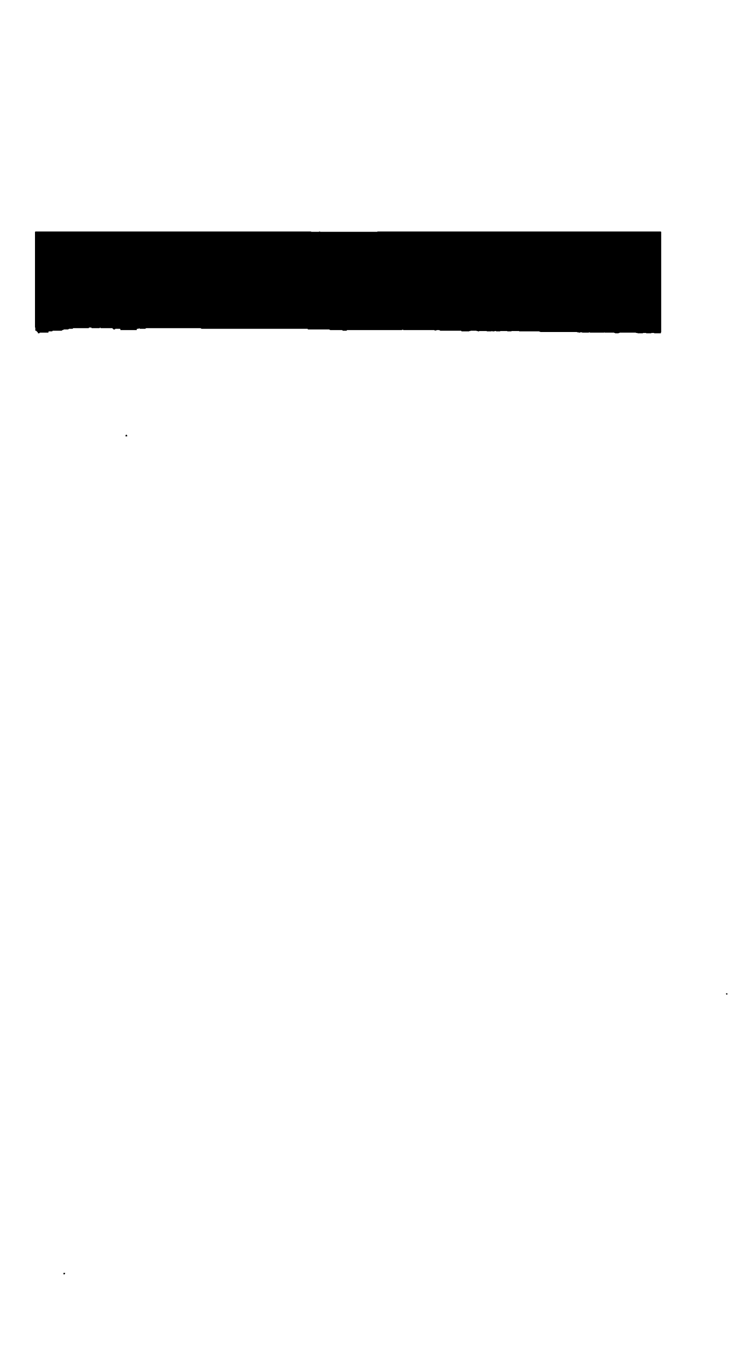














Geschichte

der

Französischen Literatur

seit Ludwig XVI. 1774.

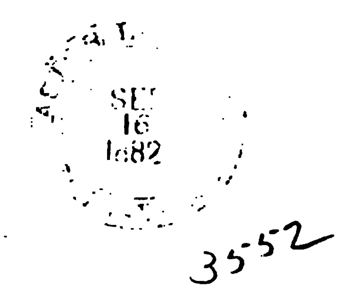
Von

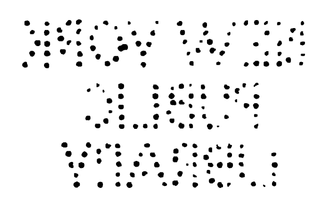
Julian Schmidt.

Erster Band.

Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage.

Leipzig.
Fr. Wilh. Grunow.
1873.





Vorrede.

Anderweitige literarische Geschäfte hatten mir die erste Ausgabe dieses Werks, das vor 15 Jahren erschien, vollständig aus den Augen gerückt; der französische Krieg hat mich veranlaßt, sie wieder anzusehn. Das französische Volk hat in diesem Kriege so merkwürdige Characterzüge gezeigt, daß wir genöthigt sind, unsre Vorstellung von ihm einer ernsten Revision zu unterziehn. Die Literatur zeigt die Seele eines Volks zwar nur von einer Seite, aber von einer sehr wichtigen.

Die neuesten Ereignisse klären uns über manches auf, was uns früher unverständlich war; ich habe meine Studien ganz von Neuem begonnen, und das Werk ist ein völlig neues geworden. Dazu veranlaßte mich auch meine veränderte Ansicht von der Methode, die ich schon in der fünften Auflage meiner deutschen Literaturgeschichte ausgesprochen habe.

Es klingt heute noch paradox, wird aber bald, wie ich meine, trivial erscheinen, daß jede Art der Geschichte in derselben Weise geordnet werden muß wie die politische. Bei einer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs würde es Jedem lächerlich vorkommen, wenn man sie in eine Reihe von Biographien auflösen wollte: das Leben Ferdinand's, Wallenstein's, Tilly's, Gustav Adolph's 2c. In der Literaturgeschichte ist das gleichwohl noch heute beliebt.

Die Literatur, d. h. das Erscheinen und die Verbreitung von Büchern, geschriebener oder gedruckter; Briefe, öffentliche Vorträge, dramatische Aufführungen, und worin sich sonst das geistige Leben, das Denken und Empfinden, das ideale Dichten und Trachten des Volks ausspricht, besteht aus einer Reihe von Vorgängen, davon jeder in seiner Entstehung

wie in seiner Wirkung durch die Zeit bedingt wird. Will man also zeigen, wie sie ineinandergriffen, so muß man sie zeigen, wie sie aufeinander folgten.

Dabei ist es freilich viel schwieriger, die Physiognomie der Schriftsteller so deutlich hervortreten zu lassen, als wenn man sie isolirt. Aber mit derselben Schwierigkeit hat auch der politische Geschichtsschreiber zu kämpfen: man muß eben suchen, so gut es geht, der einen wie der andern Aufgabe gerecht zu werden.

Ebenso ausgemacht scheint mir daß die moderne Literaturgeschichte nicht wie die französirende der Voltaire'schen Schule ihr Augenmerk ausschließlich auf Stil und Form zu richten hat: der Inhalt, die sittlichen und gemüthlichen Vorstellungen, der Blick in die Weltordnung, das Ideal des Lebens sind wichtiger als der Stil. Diese werden aber nur dann richtig gewürdigt, wenn man die Erfindungen der Poeten neben die Wirklichkeit hält, sie an ihr mißt und aus ihr erklärt. Die Literaturgeschichte kann die Wirklichkeit nicht ignoriren: aus Robespierre und Napoleon lernt man René und Delphine verstehn.

Am fernsten liegt mir, den Haß, den uns die Franzosen zeigen, erwidern zu wollen: sie schaden mit ihrem Haß nur sich selbst, sie verkehren ihr Urtheil, sie richten ihren Willen auf unangemessene Dinge. Ich habe mich bemüht, sie zu verstehn, und hoffe, daß der Eine und der Andre meiner Leser seine bisherige Ansicht durch meine Arbeiten bereichern und berichtigen wird.

Es walten zwischen uns und den Franzosen dämonische Beziehungen ob, nicht erst seit gestern, nicht erst seit der Revolution. Auf diese hinzudeuten, in jeder Periode, die ich behandle, ist mein Hauptaugenmerk gewesen.

Berlin, 7. September 1872.

Einleitung.

Die Klagen der deutschen Patrioten über die Gallomanie ihrer höheren Stände sind sehr alt; man kann sie allenfalls bis zu den Kreuzzügen verfolgen. Der französische Adel handhabte die ritterliche Sitte und Courtoisie viel sicherer als der deutsche, und wenn der letztere anfangs trotzte und spottete, so gewöhnte er sich im Stillen doch daran, die Bilder dessen, was sich schickt, seinem Nachbar abzulauschen. In der Poesie ist die Einwirkung der Süd- und Nordfranzosen auf die Deutschen stärker als die umgekehrte; auch in der Prosa gingen sie voran.

Sie haben vier in ihrer Art classische Geschichtswerke, welche noch heute das Bild von vier bedeutenden Jahrhunderten in sinnlicher Kraft erneuern: Joinville, Villeharbouin, Froissard und Comines. Wir haben ihnen darin fast nichts an die Seite zu setzen: unsere besten Chronisten schrieben Latein. Den französischen Edelleuten, welche die Geschichte ihrer Zeit erzählten, kam es darauf an, vom ganzen Publikum gelesen zu werden; unsre Gelehrten hatten dies Bedürfniß nicht: so alt ist bei uns die Neigung, die Wissenschaft vom Leben zu trennen.

Es wäre jedoch übereilt, wenn man annähme, in Folge dessen wäre die deutsche Sprache hinter der französischen zurückgeblieben. Im Anfang des 16. Jahrhunderts ist sie ihr wenigstens ebenbürtig: das Volk selbst hatte im Stillen ohne Beihilfe seiner Gelehrten daran gearbeitet.

„Eine feste Burg ist unser Gott!“ Man suche in der gesammten französischen Lyrik ein Lied, das neben dieser mächtigen Stimme nicht wie ein Gestammel klänge! Dieselbe Macht ist in Luther's prosaischen Schriften. Freilich war Luther ein Genius vom ersten Range, aber auch das Instrument, dessen er sich bediente, die deutsche Sprache: welche Freiheit in den Modulationen, welcher Reichthum der Bilder und Nuancen! Man sagt,

habe sie geschaffen — als ob so etwas möglich wäre! Er sprach zum
lk, mußte also, um verstanden zu werden, so reden wie das Volk. Erst
nn eine Sprache so weit gereift ist, kommt der große Mann, der sie
beherrschen versteht; in ihm offenbart sich dann der Genius der
rache.

Das Französische jener Zeit hat nicht das Glück, von einer genialen
aft erfaßt zu werden, aber es ist auch eine edle Sprache, und nichts
niger als das, was wir heute Französisch nennen. Es weiß nichts
n Schnürleib; es läßt sich in voller Unbefangenheit gehn, gerade wie
s Deutsche; seine Bewegungen sind voll reizender Anmuth, auch wo sie
behilflich scheinen. In Rabelais erfrischt noch heute die altgallische
stigkeit, der tolle Uebermuth, und in der Harmlosigkeit seiner Kunstform
auch Montaigne, wenngleich Hofmann und Gelehrter, mit ihm
vergleichen. Er plaudert unbefangen fort, was ihm grade in den
nn kommt; es ist ihm einerlei, ob er sich wiederholt; überall eigen-
ig, geistreich, natürlich, kennt er keine Regel, keine vorgeschriebene Form.

Als diese Beiden schrieben, namentlich der letztere, nimmt man in
geistigen Bewegung Deutschlands bereits ein merkliches Absteigen wahr.

Die neue Zeit scheidet sich vom Mittelalter durch zwei allgemeine

Phantasie-Leben geäfft wurde. Seine Abneigung gegen den Aristoteles war nicht blos religiöser Natur; es war bei Erasmus nicht blos Feigheit, was ihn abhielt, sich der Reformation anzuschließen, ihn sogar bestimmte, offen gegen Luther aufzutreten: so viel sie in ihrer Kritik des Abgeschmackten und Albernen überein hatten, ihre Ideale lagen nach ganz entgegengesetzter Richtung. Erasmus behauptete einmal, er habe die meisten Schriften Luther's nicht gelesen, weil sie in einem ihm unverständlichen Idiom geschrieben seien: die Behauptung war unwahr, aber sie drückt die ganze wuchtige Geringschätzung des Humanisten gegen das volksthümliche Leben aus.

Die Renaissance war bei den Italienern und, wenn auch in geringem Grad, bei den romanischen Völkern überhaupt eine natürliche Entwicklung; sie war bei den Germanen, den Deutschen, Engländern u. s. w. importirt. Sie kräftigte bei den Italienern und, wenn auch in geringerem Grad, bei den Romanen überhaupt die nationale Literatur und Kunst, weil die Sprache noch die alte Wurzel hatte und der neuen Formen sich anbequemte. In Italien waren seit dem 14. Jahrhundert die großen Humanisten auch die großen Dichter, sie schufen das moderne Italienisch. In Frankreich vollzieht sich ein ähnlicher Proceß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, seit Jodelle, du Bellay u. s. w. Bei den Germanen dagegen, bei den Deutschen, Engländern u. s. w. war die Renaissance importirt. Auf die Idee, die Gesetze der Antike auf die eigene Dichtung anzuwenden, kam man erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, erst seit Opitz, und diese Versuche, unter wechselnder Form immer wieder erneuert, wurden nie volksthümlich. Zunächst hatte der Humanismus in Deutschland nur die Folge, das specifisch geistige Leben von dem Leben des Volks noch mehr zu trennen, das Lateinische ausschließlich zur Sprache der Gelehrten zu machen, während in Frankreich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Zahl der wissenschaftlichen Bücher in der Landessprache sich mehrt, und endlich die lateinischen ganz verdrängt. Frankreich ist in dieser Beziehung Deutschland gut um ein Jahrhundert voraus.

Umgekehrt war die Reformation bei den Germanen die natürliche Entwicklung des angebornen Keims; bei den Romanen war sie importirt. Wie Luther das Wort gesprochen, jubelt Jung und Alt auf: er hat das Wort gesprochen, das in jedem Herzen schlummerte. In den romanischen Ländern bringt es der Protestantismus nur zu einer Secte, die sich mehr und mehr dem nationalen Leben entfremdet. Dagegen ist die rückläufige

Bewegung, der Jesuitismus, in Spanien, Italien und im geringeren Sinn in Frankreich national; er bemächtigt sich der geistigen Kräfte, er gibt dem Leben seine Färbung. In Deutschland wird er nie heimisch; er gewinnt zwar das Ohr der Mächtigen und weiß zu der äußeren Verfolgung der Ketzer anzuregen, von geistiger Productivität ist bei ihm keine Spur.

Wie kam es nun, daß nach der ersten Blüthezeit der Reformation in Deutschland sobald eine Abschwächung eintrat? Wie ist die tiefe Trauer in Luther's späterem Leben zu erklären, in dieser so gesunden urkräftigen Natur?

Bewußt wurde sich Luther nur der religiösen Seite der Reformation; unbewußt aber um so mächtiger lebte in ihm der nationale Drang. Dieser Drang fand keine Befriedigung. Der spanisch-burgundische Kaiser nahm gegen ihn Partei, die Bauern und der Adel wurden niedergeschlagen. Das Territorial-Fürstenthum bemächtigte sich der Reformation und gab ihr den kleinstädtisch spießbürgerlichen Character, der die folgenden drittehalb Jahrhunderte kennzeichnet. Die Macht der neuen Kirche war in den Händen engherziger Dynasten, das Wort der Kirche in dem Munde bornirter und abhängiger Pastoren, die, der einzigen Quelle allgemeiner Bildung, dem

Shakespeare denken. Deutschland verliert alle Initiative, es bleibt ihm zuletzt nichts übrig, als sich in dem unseligen dreißigjährigen Krieg von dem Fremden zerfleischen zu lassen. Dies Elend wird in den Raubkriegen Ludwig's XIV. noch lange fortgesetzt, und als endlich seit 1704 die Deutschen großartige Siege erfechten, ist kein Nationalgefühl mehr vorhanden, das von diesen Siegen befruchtet werden könnte.

Das französische Nationalgefühl, zu dessen Träger schon Franz I. einen Adel herangezogen, wird durch das folgerichtige Wirken von drei Herrschern zur Reife gebracht. Heinrich IV. unterdrückt die antinationale ultramontane Verschwörung der Ligisten und weiß seine eigene Partei, die Protestanten, im Zaum zu halten; Richelieu unterdrückt den protestantischen Sonderstaat und unterwirft den Hof und die Großen dem Staatsbegriff und der Staatsgewalt. Mazarin, obgleich jenen beiden nicht zu vergleichen, weiß denn doch endlich durch List und Zähigkeit den frondirenden Adel niederzudrücken. Die Monarchie, der Staat, die Nation ist fertig, und das goldene Zeitalter Ludwig's XIV. ist nur die letzte Krönung des Gebäudes. Auch in der Literatur findet er alles Große schon vorbereitet vor.

Unter Heinrich IV. trat Malherbe auf, der die Sprache der Ode so einrichtete, wie sie länger als zwei Jahrhunderte canonisch geblieben ist. Heinrich nahm mit Erfolg das Streben Franz' I. wieder auf, den Hof zum Mittelpunkt der gebildeten und mit Bildung genießenden Gesellschaft zu machen. Paris konnte in ganz anderem Sinn als irgend eine andere Stadt nationaler Mittelpunkt werden, weil seit Jahrhunderten daran gearbeitet wurde, die Residenz des Staats auch zur Residenz des guten Tons zu erheben.

Richelieu geht folgerecht darin weiter. Unter ihm wird 1636 der „Cid" aufgeführt, die Akademie 1637 gegründet; in demselben Jahr schreibt Descartes den „Discours de la methode".

Durch Descartes erhielten die Franzosen eine nationale Philosophie, eine Schule, in der sie denken lernten. Die Form dieser Philosophie war elegant und weltmännisch; die Sprache wissenschaftlich bestimmt, klar, übersichtlich, dabei aber von großem individuellen Reiz, man möchte sagen, dramatisch. Es ist bereits die moderne Form der französischen Prosa, nur gehaltener und edler als die oft leichtfertig spielende des 18. Jahrhunderts. Die Zahl der Cartesianer wuchs rasch und mit ihnen die Durchbildung und Vergeistigung der französischen Sprache. Der Ab-

stand gegen Montaigne ist sehr groß. Der Gedanke läßt sich nicht mehr gehn: er macht Ernst, er zwingt sich bei der Sache zu bleiben.

Diese Reaction gegen die Unbefangenheit des 16. Jahrhunderts stimmte ganz mit dem Bestreben Richelieu's, eine Sitte und Sprache zu schaffen, die ausschließlich der guten Gesellschaft angehörte. In diesem Sinn gründete er die Academie, deren große sociale Bedeutung man nicht unterschätzen darf. Die Verbindung von vornehmen Herrn, welche die Wissenschaften beschützten, und berühmten Schriftstellern machte sie zum Mittelpunkt der guten Gesellschaft und ihre Regeln zum Gesetz der Nation. Der hohe Staatsmann, der Geistliche, der Dichter, der Gelehrte, ihnen allen schwebt dasselbe Ziel des Ehrgeizes vor, und über ihre Würdigkeit entscheidet hauptsächlich die Sicherheit, mit der sie das allgemeine Organ der Nation, die Sprache, handhaben. Die Großen mußten sich die Bildung ihrer bürgerlichen Nebenbuhler, die Schriftsteller mußten sich den Ton der guten Gesellschaft aneignen. So geschieht es, daß alle Functionen des Geistes ohne Ausnahme in die Sprache ausmünden, dieselbe befruchten und verjüngen.

Die Academie war eine Ergänzung des Hofs, und ihr Sitz, Paris, für die Franzosen von Bildung wirklich die Welt im Kleinen: „la cour, la ville, l'univers!"

In der Empfänglichkeit dieses gewählten Publikums findet auch die Dichtung ihre Hauptstütze. Corneille ist gewiß bedeutender als die deutschen Dichter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, aber er würde ebenso wenig wie sie der Welt bekannt geworden sein, wenn er nicht ein Publikum vorfand, das Geschmack und Autorität genug besaß, seine Stellung zu sichern.

Ein Fortschritt in der Kunst war er nicht. Shakespeare und die Blüthe des spanischen Theaters geht voraus: in beiden wird die mittelalterliche Form des Theaters zur höchsten Idealität verklärt, und Shakespeare zeigt, daß auch diese Form fähig ist, die Wahrheit des Lebens in ihrer Tiefe zu erforschen und zu offenbaren.

Die französischen Dramatiker hatten schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts gegen die mittelalterliche Form angekämpft und sich der Antike zugeneigt, wie sie ihnen von den Italienern vermittelt wurde. Bei dem „Cid" kommt noch der Einfluß des spanischen Intriguenstücks in Betracht. Nach dem Muster des Corneille behält fortan die französische Tragödie die spanische Richtung auf die Intrigue; aber es wird nicht Spannung

angestrebt, sondern die Intrigue dient in antiker Art nur dazu, würdige Gesinnungen auszusprechen und die Leidenschaft im Conflict mit der Gesinnung zu zeigen; sie hat einen vorwiegend declamatorischen Charakter. Auch das entsprach der Politik Richelieu's, der überall auf einen vornehmen Zuschnitt ausging, und darum der ernsten tragischen Muse den Vorzug gab.

Corneille im Gegentheil war vom Lustspiel ausgegangen, und seine Lustspiele würden heut vielleicht für moderner gelten als sein Cid; ja sie stehn dem neuern Lustspiel näher als Molière. Es ist die alte Form des lustigen Intriguenstücks, welche die Römer von Menander übernahmen, die Corneille von Plautus entlehnte und die noch heute unsere Bühne beherrscht.

Daß die Tragödie Corneille's die Reise um die Welt machte, und bei den Engländern und Spaniern nicht weniger die nationale Form verdrängte als bei den Deutschen, liegt nicht in ihrem innern Kunstwerth, sondern darin, daß sie von der französischen Bildung getragen wurde, die nun eine Zeit lang die Welt beherrschte.

Pascal's „Lettres provinciales" erschienen unter Mazarin 1656: ein Act der Polemik zwischen den Jansenisten und Jesuiten, wie in derselben Art in Deutschland zwischen den Reformirten und Lutheranern, zwischen den Calixtinern und den Orthodoxen gefochten wurde. Durch nichts aber wird man so lebhaft von der Ueberlegenheit der damaligen französischen Bildung durchdrungen, als wenn man beides neben einander hält. Pascal's Briefe gewähren noch heute den größten geistigen Genuß, die lutherischen Streitschriften mag man kaum noch mit den Handschuhen anfassen. Pascal's Sprache steht auf Descartes, aber sie ist vertieft durch ein eigenartiges Gemüth, das des Leidens fähig und recht zum Mitleid mit der Natur geschaffen ist.

Schon zeigen sich unter Mazarin die ersten Spuren des modernen Romans, die Erzählungen der Gräfin von Lafayette und Scarron's, während die Dichterin der früheren Periode, die Scudery, noch zur Schule des Amadis gehört. Auch Molière führt seine ersten Lustspiele auf.

Nun folgt das goldene Zeitalter Ludwig's XIV., auf das die Franzosen noch heute stolz sind und recht haben stolz zu sein, obgleich schon in ihm das spätere Unheil keimte. Die Arbeit dieser Periode ist vielleicht

ringer als die der vorigen, desto reicher der Genuß, den man der vor-
rgehenden Arbeit verdankte.

Wir Deutsche erinnern uns in diesem Zeitalter zunächst an **Boileau**
nd unsere Kämpfe gegen ihn. Freilich wurde durch Boileau und das
Börterbuch der Academie die freie Entwicklung kräftiger ursprünglicher
aturen gehemmt; allein man muß auch die andere Seite ins Auge
ssen. Die einseitige Cultur der Franzosen hat in Europa den guten
eschmack und den gesunden Menschenverstand gerettet. Aus allen übrigen
prachen war der Begriff der Kunst verschwunden; die französische Sprache
rlor ihre angeborne Freiheit, dagegen lernte sie die Ideen klar, bestimmt
nd correct ausdrücken und die Wirkung kunstgemäß berechnen: Perioden-
n, Numerus, Folge und Association der Bilder hatten ein bestimmtes
esetz, welches nicht willkürlich erdacht, sondern aus der Natur der Sache
rgeleitet war.

Im Zeitalter Ludwig's XIV. ist von freiem schöpferischem Denken
enig die Rede, die Literatur ist überwiegend rhetorisch; aber diese Rhetorik
nicht leer, sie zehrt von einem reichen fertigen Gedankenschatz. Wie in
r Staatsverwaltung, so herrscht in dem geistigen Leben die Autorität:
r Einzelne denkt nur mit den Gedanken der Nation. Aber es ist in

denkt und forscht nur für sich, sie hat mit dem Volk nichts zu thun, und das Volk nährt sich an einer Literatur, die mit dem Denken nichts zu thun hat. Versucht einer einmal deutsch zu denken, wie Jakob Böhme, so hat er kein rechtes Instrument für seine Gedanken: Worte und Begriffe wollen sich nicht decken, er ist auf Willkürlichkeiten angewiesen. Die deutschen Gesellschaften zu Anfang des dreißigjährigen Kriegs, welche die deutsche Sprache veredeln wollten, versahen es darin, daß sie ausschließlich die Dichtkunst im Auge hatten. Das Fühlen und Bilden gestaltet sich nur dann normal, wenn es durch das Denken getragen wird. Man wundert sich über die Schwulst der Lohenstein'schen Trauerspiele; sieht man seine Versuche an, sich in Prosa auszudrücken, so erklärt sich Alles: er war nicht im Stand zu denken.

Auch ohne die siegreichen Kriege Ludwig's, auch ohne den Glanz von Versailles war es unter diesen Umständen natürlich, daß der guten Gesellschaft in Deutschland das Französische für die ideale Sprache galt.

Paris war Mittelpunkt des europäischen Geschmacks, der europäischen Sitten. Wir sind über die Allongeperücken und die steifen Hofcostüme, über die barocke Verbindung der Antike mit dem steifleinenen Königsprunk, über die endlos in gerader Linie fortgehenden beschnittenen Alleen hinaus: aber in Versailles hatte diese Unnatur einen großen Stil angenommen, der mit Recht imponirte. Der Berliner hat nicht nöthig, nach Versailles zu pilgern, um sich davon zu überzeugen: der große Kurfürst (aufgerichtet 1703) und das Zeughaus (vollendet 1706) sprechen sehr vernehmlich von der Macht und Würde des Spät-Barocken.

Auch war das Jahrhundert, näher besehn, nicht von der einseitigen Gravität, die man bei dem ersten Anblick wahrnimmt. Frau von Sévigné, aus deren Briefen man erfährt, wie fein man damals zu plaudern verstand, schreibt nicht uneben: „le siècle est fort plaisant, il est régulier et irrégulier, dévot et impie, adonné aux femmes, enfin de toutes sortes de genres de vie.“ Es war eine Zeit der Uebergänge und Nuancen: die Allongeperücke, die Antike, die Schulmeisterei ist mehr in den äußern Formen: der Geist, in dem das Jahrhundert empfand, dichtete und urtheilte, liebte und haßte, war noch immer der Geist des französischen Ritterthums, und Corneille und Racine sind weit mehr verwandt mit Calderon und Ariost als mit Euripides und Seneca.

Man muß in Ludwig's XIV. Leben eine aufsteigende und eine absteigende Periode unterscheiden: die erste reicht bis zum Widerruf des

Edicts von Nantes oder, wenn man ein auswärtiges Ereigniß heranziehn will, bis zur Revolution in England.

Neben der Würde und Majestät fehlt dieser ersten Periode auch die Anmuth nicht. Das Beispiel, das der König mit seinen Liebschaften giebt, ist nicht sehr erbaulich, aber noch ist etwas von Heinrich IV. und Gabriele darin; noch dürfen Molière und Lafontaine ihren Groll an den schlechten Frömmlern ausüben; Colbert sorgt auf seine Art eifrig für Wissenschaft und Kunst. Durch den Hof wird die Antike zur Grundlage für die moderne Civilisation gemacht. Die Würdenträger der katholischen Kirche verständigen sich mit der nationalen Richtung des Hofs, sie erstreben die Academie. Eine Reihe trefflicher Dichter bildet die bestehenden Formen weiter aus, neben Corneille tritt als glücklicher Nebenbuhler Racine. Die Prediger sind zugleich große Stilisten, und auch die Fortsetzer der Cartesianischen Philosophie, wie Malebranche, legen auf die Schönheit der Sprache Werth.

Deutschland leidet furchtbar unter den Raubkriegen Ludwig's, aber das ficht die Franzosen nicht an; in den niedern Schichten des Volks herrscht ein entsetzliches Elend, das durch die Verschwendungen des Hofs

sich der Geist desselben zu seiner vollen Energie auf. Es ist das Jahrhundert der Aufklärung: nicht das Jahrhundert, in dem man sich aufgeklärt fühlte, sondern in dem man strebte sich aufzuklären. Wenn es in keiner Periode der Geschichte an Aufklärungsversuchen gefehlt hat, so gibt es doch keine, in der sie so den allgemeinen Lebensinhalt bildeten.

Der Vermittler dieses Begriffswechsels ist hauptsächlich Locke, der große Anwalt von 1689, der die Engländer denken lehrte. Seine Reformpläne erstrecken sich auf alle Zweige des politischen, socialen und kirchlichen Lebens. Seine Kritik des Erkenntnißvermögens, die den menschlichen Geist in die Reihe der übrigen Naturerscheinungen setzt, wird durch die gewaltige Umgestaltung aller Anschauungen getragen, die gleichzeitig von andrer Seite ausgeht. Newton entdeckt das Gravitationsgesetz und gibt dadurch auch der intellectuellen Welt einen neuen Schwerpunkt. Die Naturforscher der andern Völker schlagen einen ähnlichen Weg ein; sie reißen sich von dem Cartesianischen System los, das mit dem Zweifel beginnt und mit einer Wiederherstellung des Traditionellen endet; im Einklang mit Bayle, der durch den Zweifel die traditionellen Begriffe erschüttert. Der Holländer Balthasar Bekker stößt ins Herz des Aberglaubens, indem er die Hexenprozesse bekämpft: in diesen, wo man seine Mitmenschen raffinirt auf die Folter spannte, lernte man die Folter als das Hauptinstrument der Justiz gebrauchen und wurde teuflisch aus Haß gegen den Teufel. Jetzt reißen sich die Juristen von der Ueberlieferung los, sie treten im Namen des gesunden Menschenverstands der herrschenden theologisch-philosophischen Schule entgegen.

Das 17. Jahrhundert übte das Strafrecht im Namen der göttlichen Gerechtigkeit aus, es kam gewissermaßen dem jüngsten Gericht zu Hülfe; die Strafe hatte keinen andern Zweck, als dem Uebelthäter nach Maß seines Vergehens Uebel zuzufügen. Das 18. Jahrhundert fand in dieser Art des Strafrechts nur eine Vermehrung des Uebels in der Welt, da es im Gegentheil die Aufgabe der Gesellschaft sei, das Uebel zu vermindern. Das Uebel, das die Strafe dem Verbrecher zufügt, kann nur dadurch gerechtfertigt werden, daß ein größeres Gute dadurch bewirkt wird: durch die Abschreckung wird die Gesellschaft gesichert und so die Summe des Guten in hohem Grade vermehrt, als durch das Leiden des Verbrechers vermindert. Die Hauptsache aber ist, den Verbrecher zu bessern und zum Guten zu erziehn. Nur in dem, zu diesem Zwecke nothwendigen Maß ist die Strafe zu rechtfertigen; über dasselbe hinaus wird sie Barbarei.

In der Kritik des alten Strafrechts war diese Lehre vollberechtigt, denn jenes verschlechterte nicht blos den Verbrecher, sondern die Menschen im Allgemeinen, die es an Blut und Folterqualen gewöhnte, und dadurch gegen das Mitleid abstumpfte. Wie anfechtbar ihr erstes Princip war, hat Kant gezeigt.

Auch Deutschland strebt nach Aufklärung; aber die Führer dieser Richtung sind nicht einig. Leibnitz steht auf der Höhe seiner Bildung, aber seine unmittelbare Wirkung ist gering. Er weiß sich nicht zu einem Hauptwerk zusammenzuraffen, er verzettelt seine großen Gedanken an kleine zufällige Interessen und Gelegenheiten. Er sucht überall zu verstehn und zu vermitteln, und wird dadurch der große Lehrer der Nachwelt, seinen befangenen Zeitgenossen dagegen unverständlich und unbrauchbar.

Die populäre Figur ist Thomasius, der hauptsächlich in der Jurisprudenz (z. B. in Sache der Hexenprozesse), aber auch in den andern Disciplinen den gesunden Menschenverstand gegen die Schulen aufrührt, und sich der Pietisten annimmt, weil diese die Facultäten über den Haufen werfen. Der ganz verholzten Orthodoxie gegenüber sind die Pietisten in der That die Reformer: Arnold's „Ketzerhistorie" 1799 ist eine starke Paradoxie.

Deutschland hat von dem ruhmvollen Kriege wenig Frucht. Die alten pietistischen Händel sinken immer mehr in gemeine Schulzänkereien herab. Leibnitz bleibt einsam bis an seinen Tod 1716. Seine „Theodicee" wird 1710 vollendet: nicht grade sein bestes Werk, da es im Grunde nur durch leichte Fechterkünste eines gebildeten Dialektikers ungebildete Fragen und Antworten abwehrt: aber die Zeitgenossen entnahmen aus ihm seine Physiognomie, und es gehört auch zur Signatur der ganzen Periode, die darauf ausging, die Weltvernunft zu erweisen oder Gott vor der Moral zu rechtfertigen.

Dies ist auch die Tendenz der damaligen brittischen Moralisten, deren liebenswürdigster Vertreter Shaftesbury ist. Alle freie Bewegung des brittischen Geistes geht von den Dissentern aus, aber das brittische Selbstgefühl schließt sich doch mehr der Hochkirche an. In der öffentlichen Meinung gilt England als die erste Nation, es hat den Krieg gegen den Welttyrannen siegreich beendet. Es hat auch in der Literatur sein goldenes Zeitalter: wenn sie stark unter französischem Einfluß steht, tauchen hinter dem französischen Firniß tüchtige gemüthliche realistische Naturen auf, wie „Sir Roger de Coverley". Das brittische Selbstgefühl spricht sich im „Rule Brittannia" aus. Hier ist mächtig aufstrebende junge Lebenskraft, die Pracht und Majestät Ludwig's XIV. überkleidet Zustände, die in Verwesung übergehn.

Mit Ludwig's XIV. Tod (1715) wird das der Welt offenbar: nicht allmälig, sondern wie im Sprung. Unter dem großen König ging es nicht immer erbaulich zu, aber er hielt auf äußere Würde, auch wo er Unrecht that. Zuletzt gehörte Tugend und Frömmigkeit zur Hofetiquette. Nun folgten die Orgien der Regentschaft. Es ist nicht anzunehmen, daß in der Wirklichkeit die Sitten sich so plötzlich verwandelten, daß aus den keuschen Cavalieren der Maintenon plötzlich die Roués des Herzogs von Orleans wurden; aber es war doch ein gewaltiger Unterschied, daß, was bisher im Dunkel getrieben war, nun ans Licht der Oeffentlichkeit trat, daß der Hof die Maske der Ehrbarkeit von sich warf und sich mit seinen Lastern und Verbrechen brüstete; ja daß er vielleicht durch seine Cynismen die Wirklichkeit überbot. Wie auf ein gegebenes Signal wirft man plötzlich die Masken ab, man erstaunt selbst, was für Physiognomien dahinter hervortreten. Mit den Allongeperücken fällt auch die Ehrbarkeit und die Bigotterie; alle bisher für unumstößlich geltenden sittlichen Begriffe werden als Lüge und Heuchelei gebrandmarkt. Der Cynismus und die Frivolität

dieser Periode gibt dem 18. Jahrhundert eine Färbung, die es nie ganz wieder los wird, so daß man seinen tiefern Sinn häufig verkannt hat. In den „Lettres persanes“ 1721 lüftet Montesquieu den Schleier, der die sittlichen Zustände verdeckte.

Die sittlichen Voraussetzungen, auf deren Unanfechtbarkeit bisher die Poesie und Beredsamkeit sich stützte, werden nun durch die Regentschaft factisch widerlegt, der Glaube an sie läßt sich nicht wieder herstellen, und die Beredsamkeit räumt ihren Platz der Kritik ein.

Das neue Zeitalter kündigt sich verhängnißvoll bei allen romanischen Völkern an, deren Lebenskern in Frage gestellt wird, aber auf verschiedene Weise. Bei den Franzosen tritt nur eine Umwandlung ein, die neue Form ihrer Existenz ist wieder von großer Kraft. Italien und Spanien dagegen, die während des 17. Jahrhunderts einen fast übermäßigen Blüthenreichthum entwickelten, scheinen plötzlich zu verdorren. Ihre überquellende Fruchtbarkeit weicht einer blöden Nachahmung der Franzosen.

Die deutsche Sectirerei nimmt mehr und mehr den Character des spießbürgerlichen Stilllebens an. Die Pietisten haben sich in die Facultät eingelebt, an ihre Stelle treten die Herrnhuter, die den gleichgesinnten

gerichtet, welche in der Natur das Reich des Teufels verabscheute. Der erste Band des „irdischen Vergnügens in Gott" erschien 1721; die „Jahreszeiten" erst 1726.

Thomson's Gedicht hat nebenbei eine stark realistische Färbung. Dies ist auch das Characteristische in „Robinson Crusoe" 1719, in „Gulliver" 1726, in Hogarth, dessen beste Kupferstiche zum Theil in diese Periode fallen. Hier stehn wir bereits völlig auf modernem Boden: die Romane der folgenden Jahrzehnte, Fielding, Smollet, auch Richardson gehn nun auf demselben Wege weiter.

Voltaire's glänzende jugendliche Rolle beginnt. Sie endet mit seiner Mißhandlung durch den hochmüthigen Adel und seiner Verbannung nach England, wo er sich drei Jahre aufhält und die Mittel erwirbt, für den englischen Geist Propaganda zu machen. Eben dahin folgen ihm Montesquieu, Maupertuis und andere Gelehrte.

Das Jahr 1730 ist der Wendepunkt, mit welchem der Geist Englands beginnt, sich über Frankreich und Deutschland auszubreiten.

In Frankreich treten Voltaire („Lettres anglaises"), seine Freundin Frau v. Châtelet, Maupertuis, Montesquieu („über die Ursachen der Größe und des Verfalls von Rom") für die Engländer ein. Die Cartesianer werden immer mehr zurückgedrängt, die Philosophie wird sensualistisch; Locke und Newton sind die anerkannten Lehrer der Franzosen. Auch der Roman nimmt eine realistische Richtung an, er wird von sehr beachtenswerthen Dichtern angebaut: Rivelle de la Chaussée, Marivaux, Prévost.

Für Deutschland wird der englische Geist durch Haller, Hagedorn, Liscow, Bodmer übertragen; die neue Universität Göttingen ist gewissermaßen die officielle Vermittlerin zwischen den beiden Nationen.

Voltaire's Briefwechsel mit Prinz Friedrich von Preußen beginnt 1736; gleichzeitig bekehrt sich Friedrich Wilhelm, der den Deutschen das Leben sauer genug machte, zu Wolff.

Mit der Thronbesteigung Friedrich's 1740 Toleranzedict, Rückberufung Wolff's, Aufnahme der französischen Schöngeister in die Academie. Friedrich setzte nur fort, was seine Großmutter, die geistreiche Sophie Charlotte, angebahnt.

Indeß war in Frankreich ein radicaler Umschwung eingetreten. Die Signatur der vorigen Periode war Repräsentation, Autorität, Sitte; die Signatur der neuen: Ungenirtheit, Kritik, Naturalismus.

Freilich wird man die Umgestaltung nicht sofort gewahr. Die berühmtesten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts stehn mit einem Fuß noch im 17.: Voltaire's Tragödien und Buffon's Naturbeschreibung sind noch vom Geist der Beredsamkeit erfüllt. Noch immer dauert der Einfluß der Academie fort. Die französische Aufklärung geht von den Salons aus und ist zunächst auf die Salons berechnet.

Aber im Salon selbst hat sich die Form gewandelt. Die Conversation ist eine Kunst geworden: wer sich in der Literatur auszeichnen will, muß auch schlagfertig, reich an Motiven, gewandt in jeder Art der Polemik sein. Es ist die Blüthe des französischen Esprit. Wenn sich das 17. Jahrhundert an dem Rhythmus volltönender Perioden berauschte, so freut sich das 18. an dem leichten Spiel des Witzes. Die Poesie geht vom Erhabenen ins Gefällige über; die Tragödie schwächt sich immer mehr ab, dagegen entwickelt sich in den leichteren Formen eine Anmuth und Beweglichkeit, die zum Theil für den dürftigen Inhalt entschädigt.

Der Meister in dieser spielenden Gattung, die man das Rococo der Literatur nennen kann, ist Voltaire; er ist aber nicht der reine Ausdruck desselben, weil sein Leben und Denken zugleich einen sehr ernsten Zug hat, von dem man Spuren auch da wahrnimmt, wo er nur zu tändeln scheint.

Ein recht sprechendes Beispiel des unverfälschten Rococo ist Gresset's „Ver-Vert“ 1734 — was ein Papagei im Innern eines Nonnenklosters wahrnimmt. Rococo waren auch die äußern Umstände, die das Erscheinen dieses Gedichts begleiteten. Der junge Verfasser gehörte zum Jesuiten-Orden, man war besorgt, daß die Leichtfertigkeit seines Werks von der Gegenpartei, den Jansenisten, ausgebeutet würde, und fragte deshalb bei dem regierenden Minister, Cardinal Fleury, an. Er fand den Papagei „très-joli; mais il est bien libertin et fera très certainement des affaires aux jésuites, s'ils ne s'en défont. Tout le talent de ce garçon est tourné du côté du libertinage et de ce qu'il y a de plus licencieux, et on ne corrige point de pareils génies. Le plus court et le plus sûr est de le renvoyer.“ Das geschah auch und weiter widerfuhr ihm kein Leid, wie arg auch sonst die Geistlichkeit einzugreifen pflegte: zum Rococo gehörte eben, daß nichts sicher war. Gresset heirathete, und verlor sich zuletzt unter die Honoratioren seiner Vaterstadt Amiens.

Die Lüsternheit und die Zote gehörte zu den wesentlichen Kennzeichen des Rococo, und zwar diejenige Art der Lüsternheit, die der Mode fröhnt.

Die gute Gesellschaft verlangte nicht derbe brutale Wahrheit, sondern Zweideutigkeiten, freilich solche, die man nicht mißverstehn konnte. In Erfindungen wie dem „Sofa" von Crebillon, liegt etwas Fades, Blasirtes und Altersschwaches, und nicht anders kann man von Diderot's „bijoux indiscrets" und Voltaire's „Pucelle" urtheilen: selbst solche Männer huldigten dem Zeitgeschmack, und das gesammte Publikum war entzückt. Unserm Wieland ist es gelungen, selbst das durch die Nachahmung noch fader und schwächlicher zu machen.

Der eigentliche Träger des Rococo war der durch den Hofdienst und die Boudoirs entnervte Adel. Von den Grands Seigneurs aus der Zeit des großen Königs war ebenso wenig mehr die Rede, als von den tollen, trotzigen Abeuteurern der Fronde; die geputzten Marquis wetteiferten mit den galanten Abbés. Der erste Adel drängte sich ins Vorzimmer der königlichen Maitresse, weil es für einen Franzosen schon keinen Ehrgeiz gab, als Beförderung bei Hofe. Und in diesem Dienst hatte die Illusion aufgehört. Unter Ludwig XIV. war der Adel wirklich stolz darauf, der gesalbten Person des Monarchen das Hemd zu überreichen: unter Ludwig XV. war der nüchterne Zweck, sich durch die Hofgunst zu bereichern. Arbeiten wollte Keiner, müheloser Genuß bezeichnete den Vornehmen; im Genuß war es allenfalls erlaubt und schicklich, sich Lasten aufzulegen, und der zierliche Pantoffel einer gefeierten Marquise wurde mitunter wuchtig. In der Zeit der Fronde setzten sich die Prinzessinnen zu Pferde und kämpften für ihre Brüder und Geliebten; jetzt mochte man aus den schwellenden Divans des Boudoirs nicht heraus, und der rechte Genuß war, sich durch phantastisch wechselnden Putz eine häusliche „Bergérie" und „Féerie" einzurichten. Die Frau will reizen, das ist ihr einziger Lebenszweck, allen andern Inhalt wirft sie weg. Im Verkehr der Geschlechter kommt es nicht mehr auf Achtung an: die zierlichen Helden, die bei Roßbach davongelaufen, galten darum bei Hofe nicht schlimmer; sie tanzten noch ebenso gut als früher, und ihre Köche waren auserlesen. In allen Dingen ein wunderlicher Contrast! Die galanten Abbés leiteten die feinen Zoten der guten Gesellschaft, und die Pfarrer versagten den Schauspielern die christliche Beerdigung!

Freilich war diese völlige Umkehr des Idealismus hauptsächlich auf die höheren Stände eingeschränkt, aber die Literatur sorgte dafür, sie beim Volke einzubürgern. Es ist fast ebenso schlimm für ein Volk, wenn seine Ideale beschmutzt werden, als wenn man seine Gesetze verschlechtert. Ge-

meine schlüpfrige Producte sagen darin weit weniger, als eine ernstgemeinte und selbst geniale Dichtung, wie Prévost's „Manon Lescaut" (1733). Es ist für die Gesellschaft ein verhängnißvolles Zeugniß, daß die Stimme der Natur, die Willkür des Herzens alle sittlichen Mächte unterdrückt hat. Die Leidenschaft des Ritters de Grieux für die feile Dirne ist so übermächtig, daß er, der Edelmann, die Schmach ihrer Ausstellung und ihrer Deportation auf sich nimmt. Die festen sittlichen Voraussetzungen sind unterwühlt, und mit ihnen die Aristokratie: diese kann das Verbrechen dulden, aber nicht die Schande.

In der fieberhaften und gegenstandlosen Jagd nach dem Genuß, die gelöst ist von allem Ernst des Lebens, tritt dann leicht die Reaction der Langeweile ein, und um diese zu beschwichtigen, der Hang, Schaden zu stiften Der Held des Lustspiels „le Méchant" (1747) von Gresset ist ein Typus: um die Zeit auszufüllen, wird gelästert und verleumdet.

Das Stück ist in seiner Art vortrefflich, und viele Stellen daraus sind sprichwörtlich geworden. „Elle a d'assez beaux yeux, pour des yeux de province." „On ne vit qu'à Paris, et l'on végète ailleurs." So stand schon in der Mitte des Jahrhunderts Paris den Provinzen gegenüber. Um dieselbe Zeit schreibt Duclos: „C'est dans Paris qu'il faut considérer le Français, parce qu'il y est plus Français qu'ailleurs."

Die Grundlage der aristokratischen Verfassung ist die Kraft der Familien, diese hatte sich völlig gelöst. Die Treue in der Ehe galt in diesen Kreisen für lächerlich, man fand schlechten Ton darin. Ein recht hübsches Lustspiel „le préjugé à la mode" von Nivelle de la Chaussée (1735) schildert einen Ehemann, der seine Gattin leidenschaftlich liebt, aber es verschweigt und sie mit Untreue quält, um sich nicht lächerlich zu machen. Eine ähnliche Auffassung der Ehe finden wir auch in der italienischen Renaissance, aber hier tritt das Verbrechen frisch, keck, mit einer gewissen Jugendlichkeit auf; unter der Pompadour ist es mit Weichlichkeit und Kraftlosigkeit verbunden: es ist locker, Gewohnheitssache, Laster. Dagegen erreicht man eine große Virtuosität in der Analyse dessen, was bei solchen Conflicten im Gemüth vorgeht, freilich mehr Virtuosität des Scharfsinns, als der Phantasie. Von dieser Seite verdienen „les égarements du coeur et de l'esprit" (1736) von Crébillon, bei dem man gewöhnlich nur die Zote sucht, volle Anerkennung. Hier darf man zum Vergleich gar nicht die Italiener heranziehn: man stelle

es neben „Gil Blas", an dessen Stoff es stark erinnert, so hat man hier relativ den naiven, dort den sentimentalen Dichter.

Die Kunst des Rococo datirt von dem Augenblick, wo die gerade Linie ins Wellenförmige und Geschnörkelte übergeht. Tracht und Meublen des 17. Jahrhunderts gingen darauf aus, Haltung und Würde zu unterstützen; im 18. sah alles danach aus, jeder leichten, lüsternen Bewegung die möglichste Bequemlichkeit und Eleganz zu verschaffen: Handkuß, Fußfall, Umschlingung, Verstecken u. s. w., für alles war durch zierliche Geräthe gesorgt, die Bewegung sollte in keiner Weise genirt sein. Die Allongeperücke war für große Gesichter; das neue Toupet, die Schönpflästerchen, der Fächer, hinter dem man hervorschielte, das alles ging aufs Pikante. Im Luxus wurde jedes erdenkliche Raffinement aufgeboten. Die monumentale Kunst kam in Vernachlässigung, dagegen entwickelt im Boudoir und dem dazu gehörigen kleinen Park, wo es an Amouretten und Satyrn nicht fehlen darf, die Kunst im Dienst des Genusses eine Vielseitigkeit, die wieder zu einer Art Harmonie führt.

Im Dienst des Luxus ist auch die Malerei. „Otez-moi ces magots-là!" rief Ludwig XIV. verächtlich, als er eine Reihe trefflicher Genrebilder sah. Jetzt mündete alle Kunst ins Genrehafte, ins Zierliche: so wollte es die haute finance, die das Bild für das Boudoir ihrer Schönen bestellte.

„Der Luxus", sagt Diderot, „erniedrigt die großen Talente, indem er sie zu niedlichen Spielereien zwingt, und die großen Stoffe, indem er sie ins Groteske herabzerrt. Der Verfall des Geschmacks, der Composition, des Ausdrucks ist der Sittenverderbniß Schritt auf Schritt gefolgt. Die Grazie dieser Maler ist den Ballettänzerinnen entlehnt, und selbst ihre nackten Gestalten sind Marionetten mit Schminke und Schönpflästerchen."

Der erste Meister dieses Genre, Watteau (1684—1721), der Maler der „fêtes galantes" und der „amusements champêtres", hat noch viel natürlichen Reiz; bei Boucher (1704—1770) und Venloo (1705—1761) nimmt die Lüsternheit schon einen widerlichen Ausdruck an. Diderot wird einmal von dem Letzteren portraitirt: „Recht lebendig! Das ist seine Sanftmuth mit ihrer Lebhaftigkeit! Aber zu jung, zu kleinlich; allerliebst wie eine Frau blinzelnd, lächelnd, süßlich, ein Spitzmäulchen machend — und dann einen Kleiderluxus, einen armen Literaten zu ruiniren, wenn der Steuereinnehmer ihn nach seinem Schlaf-

rock einschätzen sollte . . . Seine graue Stirnlocke und seine Schmachtblicke geben ihm das Ansehen einer alten Coquette, die noch die Liebenswürdige spielt" . . . „Was werden meine Enkel sagen, wenn sie meine tristen Werke mit diesem lächelnden, zierlichen, weibischen alten Geck vergleichen?" Und sein Endurtheil über Boucher: „er hat zuviel kleinliches Mienenspiel, Manier und Affectation; überall Flitterstaat und Toilettenspielerei; er kehrt nie in die Stille der Natur ein, seine Compositionen machen ein unerträgliches Geräusch. Er schildert dieselben Sitten wie Crebillon, aber der Schriftsteller ist unendlich geistvoller als der Maler."

Um das Bild des Rococo vollständig zu haben, muß man der lüsternen Farbe dieser üppigen Boudoirs den Hintergrund des hungernden und grollenden Volks geben.

Man hat früher aus moralischen Gründen das Rococo unbedingt verdammt; man hat sich jetzt überzeugt, daß es auch seine großen Vorzüge hatte. Es war bei weitem lustiger, farbenreicher und malerischer als das neunzehnte Jahrhundert, das der Natur nachgehn zu wollen schien; in Frivolität war eine große Anmuth und Lebensfreude. Der Ton war geziert, aber er vermied die Brutalität; in der Kunst war Manier, aber in der Manier war Stil. Das Neue Palais in Sanssouci

substantielles Denken, neben den lüsternen Sitten eine warme und hochherzige Menschenliebe.

Die Engländer haben der Aufklärung Bahn gebrochen, die Franzosen machen sie liebenswürdig und verbreiten sie über die Welt. Noch führt in den großen Fortschritten des Gedankens ein Engländer den Reigen: Hume in der „Untersuchung über den menschlichen Verstand“ 1748; unmittelbar darauf wird Geschichte und Naturwissenschaft durch zwei große französische Werke befruchtet: Montesquieu's „Vom Geist der Gesetze“, Buffon's „Naturgeschichte“, beides 1749. Mit jenem beginnt die eigentliche Philosophie der Geschichte, mit diesem die eigentliche Philosophie der Natur. Montesquieu hat es auf eine Verherrlichnng der englischen Verfassung abgesehen, aber seine Physiologie des Staats hat für alle Zeiten Epoche gemacht. Buffon veranlaßt einen radicalen Umschwung in der Stellung des Menschen zur Natur, er flößt ihm ein interesseloses Wohlgefallen am Leben der Thiere und Pflanzen ein, sie sind nicht mehr blos Werkzeug, sie haben einen selbständigen Werth. Er ist im Grund Materialist, aber er ist zugleich ein großer Künstler; die Analyse gestaltet sich unter seinen Händen stets zum Bild. Und diese plastische Richtung giebt auch den materialistischen Forschern der menschlichen Seele eine gewisse Wärme, welche ihr System auszuschließen scheint. Diderot in den „Briefen über die Blinden“ 1749 geht so weit, selbst die Moral durch die Sinne bestimmen und modificiren zu lassen, aber die Wärme seiner Darstellung läßt nicht den Gedanken der Immoralität aufkommen. Der Sensualismus ist bereits stillschweigende Voraussetzung der Gebildeten, als Condillac 1754 in den „Briefen über die Empfindungen“ ihn in ein System bringt und den Schulen zugänglich macht.

Dennoch ist zwischen der sensualistischen Philosophie und dem Rococo ein inniger Zusammenhang.

Der Sensualismus lehrt, daß in den Geist nichts kommt und nichts in ihm enthalten ist, als durch Vermittlung der Sinne; daß alle „Ideen“ concentrirte und geläuterte Sinneseindrücke sind. Der Glaube an angeborne Ideen galt ihm als erste Stufe des Aberglaubens, weil er die weitere Analyse, d. h. die weitere Aufklärung und Kritik der Ideen verhindert. Auf diesen Glauben stützen sich die Religionen, die das Gesetz der Natur mit einer angeblich aus dem Jenseits überkommenen Ideenwelt bekämpfen, während die Natur eben durch die Vermittelung der Sinne, wenn man sie frei gewähren läßt, immer das Richtige und Gute trifft.

Die Quelle des Bösen ist zunächst der Irrthum: Aufklärung des Verstandes ist also die Hauptaufgabe im Kampf gegen das Böse.

Sie ist aber nur Mittel, nicht letzter Zweck; der letzte Zweck ist das Glück aller Menschen oder wenigstens so vieler Menschen als möglich. Sämmtliche Systeme des 18. Jahrhunderts bis auf Kant sind ebensowohl eudämonistisch als sensualistisch. Der Zweck der Moral ist das Glück der Menschen: da dasselbe auch der Zweck Gottes ist, können seine Gebote unsrer Vernunft nicht widersprechen; was sich als solches ausgibt, muß an den Principien der Vernunft geprüft werden.

Der Mensch hat den Beruf, glücklich zu sein, und die Philosophie hat die Pflicht, für das Glück aller Menschen zu wirken. Um das zu unternehmen, mußte sie an die Möglichkeit glauben. Der Glaube an die Möglichkeit des **Fortschritts** warf sich gern in die Vergangenheit zurück: die Menschheit sei immer fortgeschritten. Dagegen wandte dann die Geschichte das barbarische Jahrtausend von Hadrian bis auf die Renaissance ein, und in Augenblicken, wo sie genöthigt war, auf diesen Einwurf zu hören, fühlte die Philosophie sich unbehaglich.

In solchen Stimmungen zeigte sich dann ein innerer Widerspruch des Zeitalters

Gefühl in die Zucht der Antike, und überliefert es so an die schönen Seelen der Sturm- und Drangperiode, die nichts als Gefühl kennen zu wollen scheinen. Das Herz wird verhätschelt und ein guter Theil der Jugend verfällt in Mondsucht; bis endlich Sterne und Ossian dem Gefühlsdurst als ein Evangelium entgegentreten.

Philine und die Gräfin im „Meister" sind das reizendste Rococo, das sich denken läßt; aber Werther und Lotte sind es nicht minder.

Zunächst ist man versucht, anzunehmen, daß hier zwei Strömungen gegen einander laufen. Aber wir finden den Gefühlscultus am schärfsten bei den entschiedensten Aufklärern ausgeprägt, besonders bei Diderot; selbst nüchterne Verstandesmenschen wie Mendelssohn und Nicolai reden zuweilen eine Gefühlssprache, die uns heutigen Realisten ganz spanisch vorkommt. Das Gefühl hatte bei der Aufklärung des 18. Jahrhunderts eine wesentliche Aufgabe. Es war warme und edle Menschenliebe, welche den Aufklärern die zornigen Waffen in die Hand gab. Weinerlich genug klingt mitunter die Sprache dieser Weltverbesserer, aber zum erstenmal hatte man auch recht deutlich erfahren, was für Grund zu blutigen Thränen in der Welt war.

Man hat die Vorliebe der Franzosen für Geßner, der damals übersetzt wurde, aus dem Contrast hergeleitet: sie hätten in diesen milden blassen Bildern eine Erholung von den Orgien ihres gewöhnlichen Lebens gesucht. Das ist doch nur halb wahr. In Geßner ist viel französisches Rococo; in Frankreich wurden bei weitem mehr Thränen der Freundschaft vergossen, als in Deutschland, die Menschenliebe stand nicht blos in den Recepten der Philosophen, und die Schäfer und Satyrn waren in den Parks von Versailles zu Hause. Grade das Spielende in seiner Wehmuth heimelte die Franzosen an, auch da ihnen der Ernst des Lebens näher rückte.

Das Signal zum lauten Mitgefühl mit den Leiden des Universums gab 1755 das Erdbeben von Lissabon, das einen bösen Riß in das Reich der Vorsehung auf Erden zeigte: wir haben keine rechte Vorstellung mehr davon, wie gewaltig dies Ereigniß die Zeitgenossen erschütterte. Voltaire, bisher im festen Glauben an die steigende Vervollkommnung des Geschlechts, schreibt im „Candide" eine bittere Satire gegen die böse Welt; Diderot geht vom Deismus zum Materialismus über, er gibt die Welt dem Zufall preis; Helvetius in dem Buch „de l'esprit" 1758 hebt

allen Zweckbegriff und alle Idealität in der Weltregierung auf und gibt dem Unglauben eine dogmatische Form.

Die scharf formulirte Abstraction besticht das Selbstgefühl der Menge, weil man sie leicht sich merkt; sie wird dann als baare Münze von Hand zu Hand gegeben: was der eine Aufklärer behauptete, nahm der andere ohne Weiteres als bewiesen an. Durch die „Encyclopädie" seit 1751 wurde diese Weisheit Gemeingut, die übersinnlichen Ideen wurden in demselben Licht gezeigt, wie die Alltäglichkeit: im Licht des „gesunden Menschenverstandes".

Durch diese Leugnung des übersinnlichen Gesetzes wollten die Philosophen nicht etwa die praktische Moral untergraben: Leute wie Lamettrie und Rameau's Neffe sind Ausnahmen. Grade diejenigen unter ihnen, die im Materialismus am weitesten gingen, Holbach, Helvetius, Diderot u. s. w. waren persönlich nicht blos gutherzige sondern edle Menschen, und sie handelten im besten Glauben, wenn sie aus dem Princip der Selbstliebe ihre Moral entwickelten. Praktisch kam wenig darauf an, ob ihr Verfahren ein correctes war: überhaupt wirkt kein Moralsystem durch den Syllogismus, kein Moralsystem ferner, das diesen Namen verdient, begründet seinen Begriff des Rechts auf die im Jenseits zu erwar-

Diderot, ein wenn auch unschönes Zeichen echter Wahrheitsliebe: er wollte die Dinge und Gefühle zeigen wie sie sind. Freilich waren sie nicht in Ordnung, auch bei den Aufklärern nicht.

Holbach und Helvetius waren fast die einzigen unter ihnen, die ein geordnetes Familienleben hatten: selbst ein so edler Mensch wie Diderot fand kein Arg daran, einen doppelten Haushalt zu führen, der ihn doch oft zur Unwahrheit und zur Verstellung zwang. Die Sittenlosigkeit war bereits tief ins Bürgerthum eingedrungen: es war zum Theil eine Reaction gegen die katholische Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe. Die Natur mit der Sitte in Einklang zu bringen, mußte man vorläufig aufgeben, man fand sich eben ab so gut es gehn wollte.

Aber man cultivirte auch in der Unsitte das gemüthliche Moment. Voltaire's Verhältniß zu Frau von Châtelet, Diderot's zu Mlle. Voland u. s. w. waren nicht normal, aber sie gaben Gelegenheit, die edelsten Saiten des Gemüths hervorzukehren. Diese Gemüthlichkeit ist auch das Neue, was Greuze und Chardin in die Kunst des Rococo brachten: halb humoristische halb rührende Züge des Familienlebens. Beide wurden von Diderot sehr hoch gehalten.

Es war auch der sittliche Sinn, den Diderot mit seiner Reform des Theaters verband („le fils naturel" — „le père de famille" 1757): er wollte die Wahrheit des realen Lebens zeigen.

Vergleicht man die classische Tragödie der Franzosen mit ihren Romanen, so scheint es unbegreiflich, wie beides demselben Volk und derselben Zeit angehören kann. In der Tragödie ist von weiter nichts die Rede, als von ritterlicher Ehre, Liebe und Tugend, selbst von Religion; jeder cynische, zweideutige und lüsterne Ausdruck ist streng verpönt. In „Zaïre", „Alzire," „Tankred" spricht der Dichter der „Pucelle" und des „Candide", als sollte der Hof der Maintenon ihm zuhören. Die Motive sind noch feudal, in der Declamation klingt Livius, Calderon, die Fronde und Racine durch.

Die Tragödie des 18. Jahrhunderts war ein Kunstproduct, sie ging nicht frisch und unmittelbar aus dem Leben der Nation hervor, sie hatte für Form und Inhalt bestimmte Gesetze, die einer ältern Zeit angehörten. Die Ideen, die Wendungen, selbst die Worte, welche man schicklicher Weise anbringen durfte, waren ebenso bestimmt vorgezeichnet wie die drei Einheiten. Die Stücke haben kein eignes Leben, sie sind eine bloße Nachbildung ihrer Vorgänger; die Dichter nehmen keinen Anstand, diesen Vor-

bildern zu Liebe anders zu reden als sie empfinden; die Erben der Regentschaft kleiden sich in das Costum Ludwig's XIV. oder der Fronde.

Als die Tragödie blühte, ging der Roman von denselben Gesinnungen aus: die Helden der Scudery hätten sich gern auf der Bühne Racine's zeigen können.

In dieser Bühne waren Trauerspiel und Lustspiel streng geschieden. Für die Tragödie war ein Stil vorgeschrieben, der eine ganz andere Tonlage hatte als die Ausdrucksweise des gemeinen Lebens. Diese Ausdrucksweise wurde im Lustspiel nachgebildet. Dagegen stellt die Tragödie eine Handlung dar, für das Lustspiel war die Handlung nur der gleichgültige Rahmen, gewisse Sitten oder Charactereigenschaften zu zeichnen.

Diderot combinirte beide Gattungen der Art, daß er im Drama eine vollständig ausgeführte Handlung gab, aber in der imitativen Form, in der Ausdrucksweise, den Sitten und Manieren des gemeinen Lebens. Er hat die Geltung nicht eigentlich erfunden: die comédie larmoyante existirte schon vor ihm; aber er hat den Stil festgestellt und die zeitgemäße Richtung gegeben.

Das Drama verließ die höfische und adelige Gesellschaft, kehrte in das Bürgerthum ein und nahm von dem neuen Stoff eine neue Gesinnung an. Es ist ganz von der Philanthropie des 18. Jahrhunderts durchtränkt: es läßt den unbedingten Contrast nicht gelten, es geht auf Versöhnung aus, und sein stehendes Mittel ist die Rührung. Wenn bei dem ehrlichen Streben, die Natur zu zeichnen, für unsern Geschmack auch hier noch viel Declamation bleibt, so wurde das damals nicht empfunden: es wurde auf dem Theater nicht mehr geweint und nicht mehr moralisirt als außerhalb desselben.

Weit mehr ist es Diderot in den Novellen gelungen, unsrer Zeit verständlich zu sein: sie sind trotz der Tendenz und des peinlichen zuweilen abstoßenden Inhalts (wie in „la religieuse" 1760) in der Darstellung kleine Meisterstücke, und ihre Combination im „Rameau" und „Jaques dem Fatalisten" ist bis zum echten Humor aufgestiegen, soweit diese Gemüthslage den Franzosen zugänglich ist. Dem gleichzeitigen „Tristram Shandy," der freilich dem Verständniß der Deutschen näher lag, sind sie wenigstens ebenbürtig.

Durchgreifender für jene Zeit war die Wirkung der „Neuen Heloise" 1760. Es war der erste Versuch, die Leidenschaft in einem großen Umfang zum Ausdruck zu bringen und das Institut der Ehe als solches

zu kritisiren. Das Buch hat den blöden Stimmungen der Zeit die Zunge gelöst; für uns hat es etwas den Rococo-Geschmack, wir sind dieser Redseligkeit entwöhnt, und haben im „Werther" — der freilich ohne die „Heloise" nicht geschrieben wäre, die edlere Kunstform.

Wenn alle diese Dichtungen mit ihrem unauflöslichen Contrast zwischen Gefühl und Sittlichkeit einen bittern Nachgeschmack hinterlassen, so fehlte es auch nicht an Versuchen, durch Resignation die Versöhnung eintreten zu lassen.

Nach Buffon (1753) wird das Gleichgewicht im Menschen, worin das Glück besteht, gestört durch die Imagination, welche das Uebel vorwegnimmt und dadurch das Gute verkümmert. „Der Mensch verkehrt die Natur seiner Seele, wenn er sie nur anwendet, zu empfinden; sie ist ihm gegeben, zu erkennen. In dem ruhigen aber unablässigen Fortschritt des Erkennens erhöht die Seele sich selbst; sie lernt sich selbst genügen und den Selbstgenuß im Genuß des Universums finden." Aehnlich tröstete Kant in der „Naturgeschichte des Himmels" die über das Erdbeben von Lissabon verzagte Menschheit: es sei eine krankhafte Eigenliebe des Menschen, sich ausschließlich zum Gegenstand der Vorsehung zu machen: nur im Ganzen der Natur zeige sich Gott.

Diese betrachtende Resignation war aber durchaus nicht das, worauf das glückbedürftige Zeitalter ausging; es wollte das Glück nicht blos haben, sondern möglichst intensiv genießen, es wollte nicht blos sich wohl befinden, sondern schwelgen.

Das individuelle Glück ist ein schwankendes Fundament für die Lebensweisheit, denn es beruht auf dem individuellen Gefühl und erkennt keine Regel an.

Zum höchsten Glück gehört Vielseitigkeit des Genusses und der Bildung, und diese kommt nur Einzelnen zu Gute, sie nimmt der Menge Luft und Licht. Der Genuß der Civilisation ist nur für die Minderzahl der Menschen: aber auch diese fühlt mit der Steigerung der Genußfähigkeit, wie sehr sie gehemmt ist.

Die Taube mag, wie in Goethe's Fabel, dem jungen Adler noch so gründlich nachweisen, daß er nach dem Verlust seiner Schwungkraft vollkommen glücklich sein könne, er wird ihr stets antworten: o Weisheit du redest wie eine Taube! Denn zu seinem Glück gehört auch, daß er seine Schwingen frei entfalten, daß er herrschen, daß er andre zerreißen

kann, und das widerspricht dem Glück andrer Wesen. Mit Durchschnittsbegriffen gibt die Glückseligkeitsrechnung niemals ein reines Facit.

Daher die seltsame Erscheinung, daß in einem Zeitalter, welches durchweg auf allgemeine Begriffe auszugehn schien, der Einzelne heftiger gegen das Allgemeine sich aufbäumt, leidenschaftlicher seine Eigenthümlichkeit geltend macht, als zu Zeiten von geringerem moralischem Anspruch. Ein Wuthschrei der innerlich zerfressenen Subjectivität gegen das Leben, wie ihn Swift in den „Yahoos" ausstößt, war in keinem andern Zeitalter möglich.

Wenn Rousseau, der leidenschaftliche Apostel der Freiheit, den Dingen und Menschen die Last aufbürden will, genau so beschaffen zu sein, wie seine eigene Stimmung, Laune und Grille sie jeden Augenblick braucht, so ist diese Reizbarkeit nicht blos eine individuelle Krankheit, es ist das natürliche Phänomen eines innern Widerspruchs im Geist des Zeitalters. Dieser Widerspruch kleidet sich in eine bestimmte Form: Sehnsucht nach der verloren gegangnen Natur.

Soweit die verschiednen Philosophen in ihren nächsten Zwecken von einander abweichen, in einem Punkte scheinen sie bis dahin einig, daß Bildung das höchste Gut der Menschheit sei. Aus den gebildetsten Classen hervorgegangen und stolz darauf, durch ihren Scharfsinn und ihre Kenntniß die verhaßten Vorurtheile überwunden zu haben, blickten sie auf die Ungebildeten zwar mit Mitleid, aber auch mit Verachtung herab. Indessen kamen auch realistische Augenblicke, wo die Schattenseiten dieses höchsten Guts sich zeigten.

Paris war der glänzende Mittelpunkt der Civilisation, und sah man hinter die Coulissen, so entdeckte man Elend und Schlechtigkeit, wovon minder civilisirte Völker keinen Begriff gehabt.

Das Wort mußte einmal gesprochen werden, und Rousseau war es, der es aussprach: „der Fortschritt der Civilisation vermehrt nicht, sondern vermindert das Glück und die Tugend der Menschen; um sie glücklich und tugendhaft zu machen, muß man den umgekehrten Weg einschlagen: man muß sie durch die Erziehung künstlich zur Natur zurückführen." Als Paradoxie hatte er das schon 1750 ausgesprochen, er wiederholte es 1753 in der Abhandlung über „die Ungleichheit der Menschen." Die einmal ausgesprochene Paradoxie wurde nun der Inhalt seines Lebens.

Das Rococo widersprach in der That in verschiedenen Punkten hart

der Natur. Es war nicht blos der Unterschied der Stände, nicht blos das Cölibat der Geistlichen, es war auch das Toupet und der Schnürleib. Der menschliche Leib wurde so verkümmert, daß die Mutter ihr eigenes Kind nicht säugen konnte. Vom Gängelband an wurde der junge Weltbürger in Unnatur verstrickt, sie ging in sein Fleisch und Blut über.

Wie sollte man nun in einer Gesellschaft, die durch gesteigerte Bildung alle Natur verscherzt, die verlorne wiederherstellen? — Diese Frage beantwortete der „Emile" (1762): man soll das Kind isoliren, es der verderbten Atmosphäre der Gesellschaft entziehn und seiner innersten Natur gemäß entwickeln.

Rousseau's Paradoxien weisen stets auf eine ältere Quelle. „Emile" bekennt den Robinson als seinen Vorgänger, und mit Recht. Fern von den Verwirrungen der Cultur, frei von aller Selbstsucht, die in dem Verkehr mit Menschen nicht zu vermeiden ist, sah man hier einen kräftigen Menschen im Schooß der Natur sich selber Hilfe schaffen, und es war zweifelhaft, wen man mehr bewunderte, den Europäer, der doch nicht alle Spuren der Cultur verleugnen konnte, oder seinen Genossen Freitag, der trotz seiner ursprünglichen Neigung für das Menschenfressen ein tiefes Gemüth und eine treue Anhänglichkeit entwickelte. Die Reisenden, welche die Südseeinseln entdeckten, schilderten sie als ein Paradies: nicht blos die reizende Natur jener tropischen Gegenden, sondern auch die unschuldigen Indianer, die noch nicht vom Baum der Erkenntniß gekostet, wurden in tausendfachen Abbildungen verherrlicht, man brachte sie in die Oper, ins Ballet, und man war durchaus nicht wählerisch. Bald auf den „Emile" folgte Chamfort's „junge Indianerin" 1764 und Gretry's „Hurone" 1769, dann Wieland's „Gullern"; endlich Kotzebue's „Gurli"; lauter echte Kinder der Natur, die das Unnatürliche der europäischen Civilisation durchschauten.

Auch Herder warnte die Europäer vor hochmüthiger Einseitigkeit, er zeigte, wohl unter dem Einfluß Rousseau's, das Ursprüngliche und Poetische in den Liedern der wilden Völker. Aber er wollte die europäische Cultur doch nicht zurückschrauben, und das war gerade das Eigenthümliche bei Rousseau, daß er mit seiner Naturschwärmerei das ernsthafteste Geschäft der Aufklärung in Verbindung brachte.

Die Pädagogie war eine Lieblingsaufgabe des 18. Jahrhunderts. Eine der ersten Schriften Locke's bezog sich auf Reform der Erziehung, und in derselben Richtung ging die Philosophie fort bis zum „Emile".

Das 17. Jahrhundert wollte durch die Erziehung das traditionelle Element vermitteln. Es fragte nicht danach, wie das Gemüth und der Verstand beschaffen war, der erzogen werden sollte, es trat vielmehr mit Autorität auf, übte strenge Disciplin und verlangte Glauben. Der Knabe sollte sich die Resultate der Weisheit seiner Väter aneignen, und dadurch in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden. Darin waren Jesuiten und Lutheraner einig.

Das 18. Jahrhundert will die Ueberlieferung nicht fortpflanzen, sondern von ihrem Gängelband befreien. Im Gemüth des Kindes sollen alle Fäden abgeschnitten werden, die es etwa noch an das Vorurtheil und den Aberglauben binden, es soll eine ganz neue Generation geschaffen werden, durchweg das Gegentheil der alten. — Nach dieser Richtung hin hat sich das 18. Jahrhundert sehr weit ausgedehnt: Fichte's „Reden an die deutsche Nation" treiben das Princip des „Emile" auf die Spitze.

Das 18. Jahrhundert will nicht mehr das radicale Böse der Natur durch strenge Disciplin bekämpfen, es will vielmehr die Natur zum Recht bringen. Der Grundsatz: „alles ist gut von Natur, alles entartet unter den Händen der Menschen!" ist zwar erst von Rousseau bestimmt formulirt worden, aber er zieht sich wie ein rother Faden durch sämmtliche Erziehungsversuche des Jahrhunderts. Aus der Seele des Kindes soll durch sokratische Methode die Wahrheit entwickelt werden, sie soll sich zum Bewußtsein bringen, was ursprünglich in ihr liegt; im Uebrigen ist nur nöthig, den Sinnen, der Quelle der Erkenntniß durch unverarbeitete Bilder und Worte (Orbis pictus) zu Hilfe zu kommen.

Die Unnatur, der Rousseau seinen Emile entreißen wollte, war die Bigotterie und das Rococo. Aber in dem letzteren war er selbst befangen. Man sieht es schon an dem novellistischen Theil des „Emile", dessen Willkürlichkeiten hoffnungslos sind. — Das Ideal, dem er seinen Knaben zuführen wollte, war das Ideal seiner eignen Neigung, und dieses lernen wir am klarsten in seinen Briefen an Malesherbes kennen. Sein Ideal und das bestimmende Motiv seines Lebens ist die Freiheit, d. h. die Lösung von allen Verpflichtungen. Er haßt alles, was ihn bindet; er nennt sich, und mit Recht, einen Undankbaren, weil die Dankbarkeit eine Fessel ist. Er will sich nach Belieben isoliren, um seinen Grillen nachzuhängen; freilich sollen dann, wenn er sie bedarf, die Menschen bei der Hand sein, und zwar so beschaffen, wie er sie braucht. Sein gutes Herz wird der beste Leiter sein. Er will Tugend üben, soweit er

sie genießen, soweit er darin schwelgen kann; er versagt sich ihr, wenn sie ihm lästig wird. — Er ist scharfblickend genug, um auf Momente über sein eigenes Herz zu erschrecken; aber sofort ist er bei der Hand, diesen Eindruck sophistisch wegzuwischen. Was er auch gesehn, es war Natur, und die Natur ist immer gut. — Als Maxime für die Erziehung eines Volks gedacht, ist diese Anschauung ein Verderb: wo die Allgemeinheit des Pflichtbegriffs geleugnet wird, hat Laune und Stimmung das letzte Wort zu sprechen, und selbst die Wahrheit geht darüber zu Grunde.

Es ist ein seltsamer Widerspruch in diesem Rousseau: ein Herz, in dem jeder Pulsschlag der Natur auf das lebhafteste nachschwingt, das mit einer gewissen Angst sich der herrschenden Unnatur des Zeitalters zu erwehren sucht, bald trotzig, bald verzagt, aber selbst angekränkelt von den verderblichen Einflüssen einer aus ihrer Richtung getriebenen Civilisation, deren giftige Genüsse er anklagt, ohne sie doch entbehren zu können. Er selbst kleidet sich, um dem Rococo zu entgehen, in einen armenischen Talar, aber in seiner Umgebung bedarf er des Parfums, eleganter Toiletten und eleganter Empfindung; er grollt beständig mit jenen ätherischen Wesen, deren gesundes Denken und Empfinden in Empfindelei und Grübelei untergegangen ist, und er kann nicht leben ohne sie, er kann nicht denken, nicht empfinden als mit ihnen. Er verschmäht das gegebene Gesetz als frevelhaftes Menschenwerk, aus dem Herzen soll die Quelle des guten Handelns fließen; und so ist sein Herz verdorben und mit der Natur verfeindet, daß er eins seiner Kinder nach dem andern ins Findelhaus schickt und sich noch cynisch damit brüstet, er habe sie dadurch dem Fluch der Civilisation entzogen.

Mit diesem Individualismus steht er auch politisch dem Leben nicht als Reformer sondern als Revolutionär gegenüber. Sein „Contrat social" (1761) will etwas ganz Andres sagen, als was die frühern Philosophen darunter verstanden. Bei Grotius ist es eine legale Fiction, die zur Erklärung des Thatsächlichen dienen soll; Rousseau dagegen brandmarkt alle bestehenden Staaten als Erzeugnisse der Tyrannei; der Gesellschaftsvertrag besteht in Wirklichkeit nicht, aber er *soll* sein, und um ihm Raum zu schaffen, soll Tabula rasa gemacht werden. Sein Ideal der kleinen Republiken ist von dem einzigen Staat genommen, den er kannte, von Genf: für Frankreich hatte dies Ideal nur eine zerstörende Bedeutung. Der Zauber des Buchs liegt lediglich in der Leidenschaft des Hasses.

Freilich waren die Zustände Frankreichs der Art, daß selbst die

Machthaber nicht wußten, was sie damit anfangen sollten. Die Unerträglichkeit der ganz gedankenlosen Wirthschaft machte sich täglich fühlbarer, und der einzige Trost war: die Sündfluth kommt erst nach uns.

Die Verfassung hatte alle Wahrheit verloren. Der Fiction nach bestand noch das alte Lehnssystem, der Adel sah hochmüthiger als je auf alle Menschen herab. In der That aber hatte er im Staat nichts mehr zu sagen. Die wahre Macht des Staats lag in den vom König eingesetzten Intendanten von bürgerlicher Herkunft; sie waren die Vorsehung des Landes, von der auch der Vornehme Hilfe suchte. Der Adel war eine blos genießende Classe geworden, abhängig von der Gunst des Hofs und seiner Beamten; und die letzte Pflicht dieser Beamten war, den Hof mit Geld zu versehn, weil von ihm alle großen Herrn leben wollten.

Mit Recht legte die Schule der Physiokraten größeren Werth auf die Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse des Landes als auf die Reform der Verfassung, nur daß das Eine ohne das Andre schwer zu denken war. Jene Schule forderte das Volk auf, sich selbst zu helfen, der Staat solle sich nicht einmischen; wie sollte das ein Volk verstehn, das alle Selbsthilfe verlernt hatte? — Weit verständlicher waren ihm Grundsätze wie die folgenden:

„Nichts in der Gesellschaft darf Jemandem als Eigenthum einzeln angehören." — „Eigenthum ist etwas Abscheuliches, und wer versucht es wieder herzustellen, soll als toll und wahnsinnig wie ein Feind der Menschheit sein Leben lang eingesperrt werden." — „Jeder Bürger soll auf öffentliche Kosten ernährt, unterhalten und beschäftigt werden." — „Alle Producte sollen in öffentliche Speicher eingesammelt werden, um unter alle Bürger vertheilt zu werden." — „Die Städte müssen alle nach demselben Plan gebaut werden; alle Häuser müssen einander gleich sein." — „Im zehnten Jahr werden alle Kinder den Familien genommen und auf Staatskosten gemeinschaftlich erzogen."

Die Sätze sind aus dem „Code de la nature" von Morelly 1755; so durfte sich jede Willkür auf die Natur berufen. Für den Augenblick wirkte dergleichen Nichts, aber es war ein Element in der allgemeinen Gährung der Ideen und machte sich geltend, als die äußern Fesseln abgeworfen waren.

„Es scheint mir," schreibt Duclos 1751 in den „Betrachtungen über die Sitten dieses Jahrhunderts," qu'il y a une certaine fermentation de raison universelle qui tend à se développer, qu'on laissera peut-être

se dissiper, et dont on pourrait assurer et hâter le progrès par une éducation bien entendue." Mit den Mitteln jedoch, die man anwendet, ist er nicht ganz einverstanden. „On déclame beaucoup contre les préjugés; peut-être en a-t-on trop détruit: le préjugé est la loi du commun des hommes. La discussion en cette matière exige des principes sûrs et des lumiéres rares," und da die meisten unfähig sind, genau zu prüfen, lassen sie sich von ihrem innern Gefühl, d. h. von der Laune des Augenblicks leiten, und nehmen ihre Abneigung gegen die Regel für den sichersten Leitfaden ihres Handelns.

Die französischen Zustände waren ganz danach angethan, die Kritik der Deutschen herauszufordern, die unter dem französischen Uebergewicht so lange gelitten: aber seltsam, erst wo der Kampf gegen das Französische anhebt, beginnt der durchgreifende Einfluß des Französischen auf die deutsche Literatur; und dieser Einfluß ist überwiegend ein segensreicher.

Man weiß, wie sich Lessing in der „Dramaturgie" über die Nachahmung des französischen Theaters ereiferte. Was hatte er für einen Grund dazu? — Die Dramatiker des 17. J., sowohl Lohenstein als Weise, haben sich am Französischen nicht versündigt; die Nachahmung beginnt erst mit Gottsched, und Lessing hatte keinen rechten Grund, ihn deshalb zu schelten: bei der völligen Nullität Gottsched's und seiner Schüler war es gleichgültig, an wen sie sich hielten, ob an Voltaire oder Shakespeare; eine Null bleibt Null, mit welcher Ziffer man sie auch multiplicirt.

Nichts hat die Animosität gegen Frankreich so angefacht, als der Uebermuth der von Friedrich nach Berlin berufenen Franzosen. Aber gleichzeitig lernen Gellert, Gleim und ihre Freunde von den Franzosen, sich von dem Gottsched'schen Perückenstil loszumachen und gewöhnliche Dinge natürlich auszudenken. Nur ihr Moralisiren ist spießbürgerlich deutsch, und bei dem Grundsatz in zweifelhaften Fällen lieber nichts zu thun als etwas Bedenkliches, verblaßt die lustige Farbe des echten Rococo.

Lessing hat 1751 eine unangenehme persönliche Berührung mit Voltaire, und die Nachwirkung zeigt sich in seiner spätern Polemik, aber sein Journal hat fast nichts aufzuzeichnen als französische Bücher, und das steigert sich bei Abbt, Mendelssohn, Wieland u. s. w. Wenn man erfahren will, was in der Welt gedacht wird, muß man zu den Franzosen gehn, es ist nicht mehr blos Sache der Mode. Vor allem erregte, von seinem ersten Auftreten an, Rousseau ein gewaltiges Interesse

n Deutschland: Lessing, Wieland, Hamann, Mendelssohn, Kant, Herder verfolgen jede seiner Lebensäußerungen mit Aufmerksamkeit und Theilnahme. Man hatte hier nicht blos einen Schriftsteller, sondern eine Persönlichkeit von ausgesprochener Physiognomie vor sich, welche auch in ihrer Krankhaftigkeit die Einbildungskraft aufs lebhafteste beschäftigte. Die andern Philosophen verschmolzen den Fernerstehenden in die gestaltlose Masse der Encyclopädie; gegen Voltaire hatte man den doppelten Groll im Herzen, daß er dem deutschen Theater ein schlechtes Vorbild gab, und den großen König dem deutschen Denken und Empfinden entfremdete. Man studirte ihn im Stillen, man lernte aus ihm den treffenden prägnanten Ausdruck; aber man sprach nicht gern anders von ihm als mit Mißbehagen über seine Frivolität in Sachen der Religion, seine unphilosophische Verbindung mit Königen und Marquisen. Als anerkannten Führer der Philosophenpartei machte man ihn für all die cynisch-materialistischen Schriften verantwortlich, die aus jenem Kreise hervorgingen. Die Wolfianer tadelten seine Ungründlichkeit, sein desultorisches Wesen, die Historiker vom alten Schlage die respectwidrige Ausdrucksweise gegen alle anerkannten Autoritäten. Man fühlte in ihm eine Macht, deren Einwirkung auf Deutschland man fürchten müsse. Anders stand es mit

field" 1766, Sterne's „Sentimental Journey" 1767 — endlich das Shakespeare-Jubiläum 1770. Aber wenn bei den Reformatoren durch die Nothwendigkeit der Abwehr die Undankbarkeit sich rechtfertigt, so sind wir, ihre Erben, in der Lage, an dem ruhigen Besitz Gerechtigkeit zu üben.

Mit größerer Härte kann man sich wohl kaum über ein Volk aussprechen, als Lessing über die Franzosen. Aber Keiner hat die Franzosen so gründlich studirt, Keiner so viel von ihnen gelernt. Davon gibt er selbst einmal Zeugniß, indem er bei Beginn eines neuen Werks — ich glaube des Laokoon — erklärt, es wäre ihm einerlei, ob er es deutsch oder französisch schriebe, das eine würde ihm nicht mehr Mühe machen als das andre. Das war wohl übertrieben, es zeigt aber doch, daß sich Lessing mit der Sprache stark eingelassen.

Sie hat ihm für das Deutsche sehr gute Dienste gethan.

Lessing steht in der Gegenwart unter allen Größen unsrer classischen Zeit allgemein im günstigsten Ruf, und man hat, um denselben zu symbolisiren, verschiedene lobende Formeln ausgedacht: er war ein antiker Charakter; er war ein Mann; war ein echter Deutscher. Alles das ist richtig, nur war er nicht ein Deutscher in dem Sinn, als ob er sich gegen alle Einflüsse fremder Bildung ablehnend hätte verhalten müssen. Daß sein Stil sowohl in der Prosa wie in der Poesie für Deutschland etwas ganz Neues war, weiß Jeder; er ist der erste unter unsern Schriftstellern, mit dem wir verkehren, als ob er mit uns gelebt hätte. Worin liegt die Eigenthümlichkeit dieses Stils? und wo hat er ihn her?

Goeze hat einmal, um ihn zu ärgern, von seinem Theaterstil gesprochen, und Lessing hat den Ausdruck ironisch acceptirt. Er hat auch insofern seine Berechtigung, als Lessing's prosaischer Stil in einer Weise künstlerisch durchgearbeitet ist, wie bei keinem deutschen Schriftsteller vor ihm. Um sich die Form dieses Stils zu vergegenwärtigen, muß man zunächst die glänzendsten Stellen ins Auge fassen, also z. B. den „Beweis des Geistes und der Kraft", den Schluß des „Laokoon", die Kernstelle im „Berengarius", den Schluß der „Dramaturgie": dann wird man aber finden, daß die nämliche Methode mehr oder minder klar in allen seinen Schriften hervortritt. Sie besteht darin, daß das Ziel, wohin er strebt, oder, wenn man mir den militärischen Ausdruck verstatten will, die Festung, die er nehmen will, maßgebend ist für die Gliederung und Bewegung seiner Sätze: sie rücken in Schlachtordnung heran, jeder so gestellt, daß er nie dem andern in den Weg kommt, nie ein verlornes Tempo, jeder ist da

zur rechten Zeit, weder zu früh noch zu spät; es wird nicht geduldet, daß irgend ein Nebengedanke in den Weg läuft. Der Leser übersieht mit Freude und Bewunderung den Schlachtplan, dessen leitende Idee ihm deutlich vor Augen tritt. Aehnlich gliedern sich innerhalb des einzelnen Satzes die Worte: jedes steht an dem Platz, wo es der Tonfall erfordert, die Stelle bezeichnet genau sein Gewicht. Lessing's Stil ist von der Art, daß nicht blos der Kenner zu immer neuer Bewunderung erregt wird, sondern daß auch der Einfältige sich schmeichelt, klüger geworden zu sein. Der Arm, den der Schriftsteller ihm bietet, ist so sicher, daß er ihm wohlgemuth folgen kann, ohne jemals zu straucheln.

Auf den ersten Anblick scheint die Bewegung einen mathematischen Ductus zu haben; jeder Satz bedingt mit Nothwendigkeit den folgenden, jeder wird durch den vorhergehenden erklärt. Selbst die Inversionen der Worte, der Sätze sind nur scheinbare Umwege, sie bezeichnen regelmäßig einen Sprung, der rascher und sicherer zum Ziel führt, und Lessing macht nie einen Fehltritt. In diesem Sinn hat man ihn öfters mit einem Schachspieler verglichen.

Sieht man aber näher zu, so kommt noch etwas andres ins Spiel. Auch die militärische Action ist durch die bloße Anordnung nicht durch-

welcher letztere auch als Prosaiker in erster Reihe steht. Es ist in ihrer Darstellung etwas Behagliches und Gelassenes, das selbst in der schärfsten Polemik nicht ganz aufhört; sie fühlen sich so unendlich reich an Bildern und Ideen, daß sie an eine künstliche Ordnung derselben gar nicht denken; sie kommen ihnen ungesucht und sie überlassen sich willig ihrem Spiel. Bei Justus Möser macht man dieselbe Erfahrung. Es ist interessant, sein Verfahren bei der Umarbeitung seiner Aufsätze mit dem Lessing's in Vergleich zu stellen: von beiden haben wir Proben. Lessing arbeitet seine Sätze immer pointirter heraus, er stellt sich ihnen immer gebieterischer gegenüber, während Möser sich gern schelmisch zurückzieht, die Sätze ihrem eignen Schicksal zu überlassen scheint und mit einer unschuldigen Miene zusieht, als ginge ihn die Sache nichts an. Auch das ist eine sehr bewußte Kunstform, aber die entgegengesetzte von Lessing.

Also noch einmal: wo hat Lessing diesen Stil her? — Zunächst natürlich aus sich selbst. Der Stil ist der Mensch, und auch die Ideen, die wir lernen, müssen wir erst in uns reproduciren. Das hindert uns aber nicht, in die Schule zu gehn, und ich behaupte, Lessing ist mit seinem Stil bei den Franzosen in die Schule gegangen.

Die Eigenschaften, welche ich bei ihm hervorhob, sind die nämlichen, welche die besten französischen Schriftsteller zeigen; ja mehr als das, es sind die Eigenschaften, auf deren Cultur die französische Sprache seit Richelieu, Descartes und Pascal mit Bewußtsein und Consequenz hingearbeitet hat. Durch diese Folgerichtigkeit der Entwicklung ist das Geschäft des französischen Schriftstellers sehr erleichtert: er lernt in der Schule französisch; wenn er nachher eigne Gedanken hat, so kann er sie auch ausdrücken. Wir können von uns nicht behaupten, daß wir in der Schule deutsch lernen; im Gegentheil wird unsre natürliche Sprache durch ciceronianischen Bombast verdorben. So muß jeder Schriftsteller auch in Beziehung auf den Ausdruck erst mühsam seinen Weg suchen. Für Köpfe ersten Ranges ist das ein Segen, es hat die glücklichste Eigenart hervorgebracht; aber der Mittelschlag leidet darunter.

Wenn ich Lessing's Prosa auf die Franzosen zurückführe, so ist das eine Conjectur; in Bezug auf seine theatralischen Leistungen liegt sein eignes Zeugniß vor.

Lessing, der in der „Dramaturgie" die deutschen Dichter vor den Franzosen warnte und sie auf Shakespeare's Vorbild hinwies, hat für sich diese Warnung und diesen Rath nicht benutzt. Zur Zeit der

Dramaturgie war die „Minna von Barnhelm" bereits vollendet, die unzweifelhaft die französische Kunstform weiter entwickelt. Freilich handelt es sich hier um zwei verschiedene Gattungen des französischen Theaters: und er verwarf die ältere Form des Theaters, die schon von Diderot angegriffen war, und schloß sich dem letzteren an, nur daß er die Handlung noch straffer zusammenfaßte, die Charactere vertiefte, von dem ganzen Reichthum seines Geistes einen Hauch auf das Spiel der Bühne fallen ließ. In diesem Sinn ist die „Emilia Galotti" ein Fortschritt in der Weltliteratur überhaupt, aber ein Fortschritt, der Diderot zur Vorstufe hat.

Wie bei Lessing, so finden wir auch bei den übrigen Männern, von denen unsre Wiedergeburt ausging, überall eine gründliche Kenntniß der französischen Literatur. Hamann, der große Franzosenfeind, liest mit Vorliebe französische Schriften; Justus Möser, der nationalste unsrer Prosaisten, schreibt selbst einen seiner Aufsätze französisch; ebenso F. H. Jacobi, der mit Diderot und andern Franzosen intim verkehrt. Bei Wieland springt die Einwirkung in die Augen.

Mit einem Wort: die Männer in jener Periode, die das beste Deutsch schrieben, verstanden auch am besten französisch, und wenn sie in der Fülle ihres deutschen Gefühls und ihres deutschen Denkens das Gängelband der französischen Manier und der französischen Regel zerrissen, so bedauerten sie doch keineswegs, die Schule durchgemacht zu haben.

Herder, der selbst mitunter französische Briefe schreibt, und gar nicht übel, geht 1770 nach Paris, um die Sprache an der Quelle zu studiren. Damals war gerade das „System der Natur" erschienen, in welchem die Aufklärung ziemlich die äußerste Grenze erreichte. Herder widerte es an; er fand, daß der einseitige Kampf für die Aufklärung zum Verderben ausschlage. „Dieselbe Verfeinerung, die unsern Pöbel gebildet macht, macht ihn endlich alt, schwach und nichtstauglich. Die Encyclopädie, welche die Franzosen für einen Triumph halten, ist ein Zeichen ihres Verfalls."

Er übertrug seine Abneigung auf Goethe, den er in Straßburg kennen lernte, und dessen bisherige Bildung, unter Wieland's Einfluß, überwiegend französisch gewesen war. Auf ihn machte das „Système de la nature" schon darum einen peinlichen Eindruck, weil es etwas anderes enthielt als er darin suchte: er hoffte seine Naturkenntniß zu bereichern, und fand nichts als ein Gewebe von Abstractionen, die ihm „grau und kymmerisch" vorkamen. Das Buch hat seitdem einen übeln Leumund behalten; doch

sind seine Grundsätze von der modernen Naturwissenschaft im Wesentlichen acceptirt.

Freilich ein dichterisches Gemüth mußte verletzt werden, wenn es hörte, diese überwiegend negativen Ideen seien gewissermaßen das Inventarium der gesammten Philosophie. Die Vorwürfe gegen diese Philosophie, sie habe die Dichtkunst beeinträchtigt, sind viel begründeter, als was man gegen ihre Moral einwendet. Indem sie alles Dunkle zu entfernen suchte, übertünchte sie die Abgründe des Lebens und entwöhnte den feigen Blick, das Tragische zu sehn und zu zeigen. Indem sie das Traumleben verscheuchte, verschloß sie den tiefsten und reichsten Quell der Poesie, der freilich nicht ohne Weiteres wieder geöffnet wird, wenn man das Licht flieht. Die Philosophie hat durch ihre scharfe Logik, die in Condillac's System zur schulmäßigen Ausbildung kam, die exacten Wissenschaften und den bon-sens der Franzosen sehr gefördert: die Bedürfnisse des Gemüths hat sie nicht zu befriedigen vermocht, sie hat sie nicht einmal verstanden.

Trotz der Siegesfreude, mit welcher die Philosophen ihre Sache vortrugen, fühlten sie sich unbehaglich, wenn sie in einem Augenblick der Ruhe ihren Besitz übersahen und auf die zahllosen Widersprüche stießen. Zudem machte sich die Jämmerlichkeit der Zustände, in welchen sich die civilisirteste Nation von Europa befand, immer fühlbarer. Die Statistik wies nach, daß der Wohlstand des Landes, ja die Bevölkerung in beständiger Abnahme war. „So lange ich lebe, wird es wohl noch zusammenhalten!" meinte der König.

Ludwig XV. war immer tiefer gesunken. Seit 1769 war eine gemeine Dirne seine Maitresse, die ihn öffentlich als einen Domestiken behandelte und durch ihre rohen Sitten nicht minder als durch ihre Habgier das Königthum in Verachtung brachte. Aber nicht minder traf diese Verachtung den Adel, der vor ihr kroch, um sich zu bereichern.

Als Ludwig im Sterben lag, mußte man die Maitresse entfernen: so weit hielt die Kirche auf Anstand, daß sie nicht eher die Sterbesacramente ertheilte, bis wenigstens scheinbar das öffentliche Aergerniß gehoben war. Alles floh sein Krankenzimmer, mit Ausnahme seiner drei alten Töchter, denen er die Spottnamen Graille, Chiffe und Coche gegeben hatte, und die ein entsetzlich eintöniges Leben geführt hatten. — Das Rococo war in tiefen Schmutz versunken.

Wenige Jahre vor dem Tode des Königs hatte Duclos sich geäußert: „La souffrance gagne toutes les classes de citoyens par une

espèce d'ondulation, jusqu'à ce que l'Etat ait repris un peu de consistance. Les choses reprennent ensuite le même train et preparent une nouvelle révolution qui arrive en France, où tout s'oublie, tous les 40 ans. Nous touchons actuellement à une de ces crises d'Etat."

Erstes Buch.

Die Literatur unter Ludwig XVI.

I.

Das Zeitalter Ludwig's XVI. hebt sich nicht so scharf gegen das seines Vorgängers ab, als das Zeitalter Ludwig's XV. oder Voltaire's gegen die classische Aera. Das Jahr 1715 ist ein Wendepunkt, über den das blödeste Auge sich nicht zu täuschen vermag: nicht Ludwig folgt auf Ludwig, sondern Philipp von Orleans folgt auf die Maintenon: der eine wie die andre repräsentiren eine Epoche. Nicht blos in Politik, Religion und Sitte, auch in Literatur und Kunst ist die neue Zeit ein Gegensatz der alten.

Das Jahr 1774 ist kein so handgreiflicher Wendepunkt, man erkennt ihn erst bei näherem Zusehn.

Das Zeitalter Ludwig's XV. wird durch einen innern Widerspruch gekennzeichnet. Das geistige Leben der Nation oder genauer: das betrachtende, das theoretische Leben war im hohen Sinne philanthropisch und productiv; das äußere, das weltliche Leben der Nation war frivol, gedankenlos und unproductiv. Dieser Widerspruch besteht nicht allein unter den verschiedenen Classen, die allerdings schroffer und bittrer einander bekämpften, als wir es uns gewöhnlich vorstellen: er zeigt sich oft in demselben Individuum, ja in den hervorragenden Individuen am stärksten. Man hat Voltaire's Leben ein Räthsel genannt: wo er denkt, wo er theoretisch empfindet, ist er gut; wo er handelt ist er, ich will nicht sagen schlecht, aber sittenlos und willkür-

lich. Voltaire steht keineswegs allein, diese doppelte Existenz ist die Signatur des Zeitalters.

Das ändert sich unter dem neuen Regiment. Die Männer, die ans Ruder kommen, sind grade so philanthropisch wie die Männer des Gedankens und der Betrachtung; ihr substantieller Inhalt ist das Gemeinwohl. Dagegen ist in der Productivität des geistigen Lebens ein plötzlicher Abfall wahrzunehmen. Durch diese Verschiebung wird das ganze historische Leben ein andres.

Versetzen wir uns in das Jahr 1774 zurück — es sind nun bald hundert Jahre her. Zehn Jahre früher hätte die deutsche Literatur sich nicht im Traum einfallen lassen, mit der französischen zu wetteifern, obgleich sie gegen dieselbe frondirte. Jetzt hat sich das Verhältniß umgekehrt. Wir haben „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti"; wir haben „Götz" und „Werther", die „Dramaturgie", „Laokoon", Winckelmann, die „osnabrückische Geschichte" und die „patriotischen Phantasien", die „kritischen Wälder", die „Blätter für deutsche Art und Kunst". In dem nämlichen Musenalmanach Bürger's „Leonore", Goethe's „Wanderer" und „Mahomeds Gesang". In derselben Zeit wurden die schönsten Scenen zum „Faust" geschrieben — das Herz geht uns auf, wenn wir daran denken.

Wie sah es damals in Paris aus?

10. Mai 1774 bestieg Ludwig den Thron (20 J.). Die bedeutendsten Philosophen der ältern Zeit lebten noch, aber sie waren alt geworden und hatten sich mehr oder minder von der Literatur und dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Zwei von ihnen, Diderot und Grimm, kamen eben aus St. Petersburg, wo die Kaiserin Katharina ihnen den huldvollsten Empfang bereitet hatte.

Grimm (51 J.) hatte seit vielen Jahren die europäischen Höfe mit Berichten über französische Kunst und Literatur und über den pariser Klatsch versorgt: für die Höfe das Interessanteste von der Welt, für unsre Kenntniß der Literatur unschätzbar. Er setzte es noch ein Menschenalter hindurch fort. Ein Deutscher, war er erst im 23. Jahr nach Paris übergesiedelt, hatte sich aber der französischen Sprache so vollständig bemächtigt, daß ihm Voltaire das Ehrenbürgerrecht ertheilte. — Gegen Diderot (61 J.) hatte sich Katharina als Wohlthäterin erwiesen, sie hatte ihm ein sorgenfreies Alter verschafft, und in so zarten Formen, daß die Dankbarkeit ihn zu der Reise veranlaßte, die damals etwas Ungeheures

war. Täglich brachte er drei Stunden in geistreichen und philanthropischen Gesprächen bei ihr zu, und war von ihrem Edelmuth so durchdrungen, daß ihm das Gerücht, sie habe ihren Gemahl umgebracht, lächerlich vorkam. — Sie hatte noch Schlimmeres als das gethan, und die Roheit ihrer Sinnlichkeit wäre selbst den Franzosen unverständlich gewesen; dabei hatte sie doch das feinste Verständniß für zarte und edle Regungen. Diese Gestalt ist die höchste Blüthe des Rococo: neuere Reisende haben es auch in ihrer künstlerischen Hinterlassenschaft wahrgenommen, sie ist die höchste Blüthe, und in ihr concentriren sich am stärksten alle Widersprüche dieser Richtung. Mit den Philosophen meinte sie es wirklich gut, grade wie die Pompadour: ihr Witz unterhielt sie, die Encyclopädie befriedigte ihr Bedürfniß, auf bequeme Weise von allem unterrichtet zu werden — sie hatte sich erboten, sie censurfrei in Rußland erscheinen zu lassen, — und es that ihr auch wohl, ausnahmsweise von gebildeten Leuten angebetet zu werden. Daß der Monarchie von der Aufklärung Gefahr drohe, fiel ihr nicht ein. Diderot erklärte, erst im Lande der Sklaven habe er sich frei gefühlt.

In derselben Zeit traf J. B. Gresset (65 J.) in Paris ein; er hatte seit 24 Jahren in seiner Vaterstadt Amiens gelebt und dort eine Academie gegründet. Er arbeitete noch immer an seinem „Ver-Vert"; er las den königlichen Prinzessinnen — Graille, Chiffe, Coche — das Bruchstück einer Fortsetzung vor, und die alten Damen fühlten sich entzückt; die lustigen Geschichten aus dem Innern des Nonnenlebens fielen wie ein helles Streiflicht in ihr einsames und verkümmertes Leben. — August 1774 hatte er den Journalisten Suard in die Academie aufzunehmen; die Zuhörer empfingen den gefeierten Rococo-Dichter mit lautem Beifall, er gab sich aber so arge Blößen, daß man annehmen mußte, er sei in der Provinz völlig versimpelt. In der That hatte Paris alles geistige Leben eingesogen, und Gresset konnte sich an die spöttische Aeußerung erinnern, die er vor 17 Jahren seinem „Méchant" in den Mund gelegt: „on ne vit qu'à Paris, on végète ailleurs." „Diese Leute", erzählt um jene Zeit ein englischer Reisender von einer Provinzialstadt, „wagen nicht einmal eine Meinung zu haben, bis sie erfahren, was man in Paris denkt."

Die beliebtesten Dichter der Zeit, Jacques Delille (37 J.) und Ecouchard Lebrun (45 J.), genannt „der Pindar", machen sich

gleichfalls im ersten Jahr der neuen Regierung bemerklich: Delille wurde in die Academie aufgenommen und Lebrun von seiner Frau geschieden.

Delille's Hauptverdienst war die Uebersetzung der „Georgica". Man hatte ihn schon vor zwei Jahren in die Academie bringen wollen, aber den Einen war er noch zu jung, die Andern hatten den höchst ungegründeten Verdacht, er sei von encyclopädistischen Grundsätzen angesteckt. Er war wegen seiner lebhaften Unterhaltung, seines gutmüthigen harmlosen Wesens der Liebling der französischen Gesellschaft. Wie fast die Mehrzahl der damaligen Literaten, war er ein Kind der Liebe, sein Name ein angenommener. Zu seinen Verehrern gehörte die junge Königin Marie Antoinette (19 J.) und der Graf von Artois. Letzterer verschaffte ihm den Genuß der Abtei St. Sévérin und andrer Sinecuren.

Das Verdienst der „Georgica" liegt theils in der Wahl des Stoffs, theils im Stil. Der französischen Bildung war das Landleben etwas Neues, und Delille hatte dafür gesorgt, alle Härten des Originals abzuschwächen, und in glatten, wohltönenden, nicht grade geistreichen Worten die Mysterien des Ackerbaus der feinen Welt mundgerecht zu machen. Seine selbstständigen Werke erschienen meist erst in der Kaiserzeit, doch hatte er einen guten Theil fertig im Pult und las sie gern in Damen-

Die Beschreibung versetzt uns lebhaft in jene geschnittenen Taxushecken, gegen welche sich närrische Amoretten in Marmor abheben. In ähnlicher Prosa werden die weitern Regeln der Gartenkunst entwickelt: eine namenlose Nüchternheit mit großem Wohlwollen gepaart, der aber auch das leiseste Gefühl der wirklichen Natur fehlt. Vergleicht man dies Gedicht mit Thomson und Kleist, die wahrlich nicht auf der höchsten Staffel der Poesie standen, so hat man die Empfindung, als käme man aus der Natur in ein mit Porzellanfiguren aufgeputztes Gewächshaus.

Es gab schon damals schärfere Köpfe, denen die Schwächlichkeit dieser Natur nicht entging; namentlich hat Rivarol im Namen von Kohl und Rüben diese Putzgärten des verwöhnten Städters persifflirt:

„Je permets qu'au boudoir, sur les genoux des belles,
Quand ses vers pomponnés enchantent les ruelles,
Un élégant abbé rougisse un peu de nous,
Et n'y parle jamais de navets et de choux.
Son style citadin peint en beau les champagnes;
Sur un papier chinois il a vu les montagnes,
La mer à l'Opéra, les forêts à Long-Champs,
Et tous ces grands objects ont ennobli ses chants.
Ira-t-il, descendu de ces hauteurs sublimes,
De vingt noms roturiers déshonorer ses rimes,
Et, pour nous renonçant au musc du parfumeur,
Des choux qui l'ont nourri lui préférer l'odeur?
Papillon en rabat, coiffé d'une auréole,
Dont le manteau plissé voltige au gré d'Eole,
C'est assez qu'il effleure, en ses légers propos,
Les bosquets et la rose, et Venus et Paphos."

In einem dritten Gedicht Delille's, „l'homme des champs", hat man namentlich die eine Stelle bewundert, welche das unschuldige Leben eines Landpfarrers feiert, in einer Zeit, da die Geistlichkeit verfolgt ward. Auch diese Stelle zeichnet sich durch großes Wohlwollen aus, aber wie ganz anders wird bei Goldsmith oder selbst bei Voß der gute Pastor lebendig! Wollte man sagen, das Leben eines protestantischen Geistlichen im Schoß seiner Familie eigne sich besser für die Darstellung als die isolirte Existenz eines katholischen, so lernen wir aus den Balladen unserer Annette Droste, wie ein warmes Gemüth auch in diese Existenz einen

bé Delille verließ später den geistlichen Sta
hatte, und heirathete seine Haushälterin, nad
jenden eine treffliche Gattin, obgleich sie von
Bekanntschaft über die Achsel angesehn wurde.
nen harten Abstich gegen diesen sanften Man
ndichter Le Brun, eine zerfahrene, wüst an
n Talent ist er Delille, den er gründlich ve
eine Sprache ist mitunter von einer ungemein
ntraste stark und wirksam hervorzuheben und
t seines Versbaus nicht selten an die spätern 9
itte er einen ungemessenen Begriff von der W
rachtete jeden Angriff als ein Sacrilegium, l
. In seinem Leben war diese Würde nicht
ngsproceß erregte in Paris großen Scandal. (
au, die er früher unter dem Namen Fanny a
inem Gönner, dem Prinzen von Conti, verka
allgemeine Meinung des Publikums, das da
den moralischen Werth des Dichters schätze. D
dere schlimme Dinge, und Le Brun führte noch
Scenen auf.
) erhaben ihm in der Theorie die Würde des
ihn die faktischen Verhältnisse, um die Gunst
er feierte sie in prunkenden Oden, deren Ein
Undank abgeschwächt wurde. Er hat z. B.

Bei dem Mangel an substantiellem Inhalt machen Lebrun's Oden trotz ihrer stolzen Physiognomie den Eindruck der Kälte und Hohlheit; die Gedanken sind dürftig, die Empfindungen gekünstelt. Der echte Adel des Gedankens ist von der Wahrheit der Empfindung nie zu trennen.

Zwischen Delille und Le Brun steht in der Mitte ein Dichter von mindrer Wirkung, der aber zu den Typen des Zeitalters gehört.

Nicolas Gilbert, Bauersohn aus Lothringen, kam im 20. Jahre nach Paris und ließ drei Heroiden drucken, von denen die eine sich mit Dido beschäftigte, die anderen aber mit Scandalgeschichten des Tages. Er hoffte, durch d'Alembert, dem er empfohlen war, einen Platz zu erhalten, wurde in der Hoffnung getäuscht, und seine Heroiden wurden von den Kritikern, namentlich von La Harpe, der immer am gröbsten war, stark mitgenommen. In seinem Zorn legte er sich nun — kurz nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI. — er stand in seinem 24. Jahr — auf die Satire. Er sieht die Kunst von der Welt verkannt und seine einzige Hoffnung ist, daß der tugendhafte junge Monarch ihr wieder einen Platz verschaffen werde. Der Verfall der Poesie kommt aus dem Verfall der Sitten, und dieser aus der falschen Philosophie des Tags. Man läugnet die Unsterblichkeit der Seele, der Mensch wird den Thieren gleich gestellt. Wer im Verdacht steht, an Gott zu glauben, den meint man dem Irrenhaus verfallen. Damit hört auch alle Sittlichkeit auf: da man die Strafe Gottes nicht mehr fürchtet, gibt man sich den ärgsten Lüsten hin; von einer echten Ehe ist nicht mehr die Rede, Monsieur und Madame sind gleich liederlich. Die Dame ist empfindsam: wenn ein Schmetterling unsanft angefaßt wird, fällt sie in Ohnmacht; sie versäumt aber keiner Hinrichtung beizuwohnen. Durch frühe Ausschweifung entnervt, verliert das Volk seine alten kriegerischen Tugenden. Die schlimmsten Verbrechen schließen nicht von der guten Gesellschaft aus und gemeine Dirnen werden öffentlich angebetet. Die Philosophie, welche Religion und Tugend untergräbt, erstickt auch die Poesie. Die Mathematiker haben die Oberhand; für sie gilt nur, was sich beweisen läßt. Sie stellen an die Kunst die Zumuthung, sie solle denken und nicht malen. Damit aber hört das Dichten auf. Die Tragödie wird mit hohler Moralität angefüllt. Um natürlich zu sein, läßt man den Vers fallen und ergibt sich auch im Drama der Prosa. Der Materialismus beherrscht die Welt, und auch die Kunst wird nur gemißbraucht, um durch Schmeicheleien in Amt und Würden zu kommen.

Es ist Manches in diesen Anklagen nicht unbegründet, doch wird man über den Scharfblick des Dichters etwas bedenklich, wenn man folgende Strophe zum Andenken Ludwig's XV. liest:

> Louis n'est plus, hélas! De sa grandeur prospère,
> Vrai sage, il est tombé sans connaître l'effroi!
> Mais ses tristes sujets le pleurent comme un père,
> Et semblent mourir dans leur roi.

Gilbert hatte in seiner Natur etwas vom Werther, nur nicht die Gemüthsfülle und das Naturgefühl. Er endete unglücklich, im Irrenhaus, erst 29 Jahre alt.

II.

Der Stolz des 17. Jahrhunderts, die classische Tragödie, schien sich ausgelebt zu haben. Den letzten großen und bleibenden Erfolg trug Voltaire 1760 mit „Tancred" davon; nach der Zeit wurden noch zahlreiche Versuche gemacht, der eine oder der andre schlug auch momentan durch, aber das Neue wollte sich nicht einbürgern: es war im Grund nicht neu, es zehrte kümmerlich von den alten Motiven.

Dennoch erlebte die französische Tragödie noch einen herrlichen Nachsommer, und seltsamer Weise war es ein Deutscher, der ihn herbeiführte.

Wenig Tage vor der Thronbesteigung Ludwig XVI., 19. April 1774 wurde Gluck's „Iphigenie in Aulis" zum ersten Mal aufgeführt; die Zahl der Wiederholungen ging stark in die Hunderte. Gluck (60 J.) war im vergangenen Jahr nach Paris berufen; es hatte ziemlich verwickelte Intrigen gekostet, seine Sache durchzusetzen. Die damals regierende Dubarry hatte nach Piccini verlangt; Gluck stand unter dem Schutz der jungen Dauphine Marie Antoinette, die in Wien seine Schülerin gewesen war. Als sie nun die Krone trug und bei einer neuen Aufführung der „Iphigenie" der Oberpriester die Worte zu singen hatte: „Chantons, célébrons notre reine!" wandten sich alle Blicke auf Marie Antoinette, und das Haus wurde von einem stürmischen Jubel erfüllt. In schlimmen Zeiten hat die Königin oft dieses Tages gedacht und dem alten Meister eine treue Erinnerung bewahrt.

Der nationale Componist der Franzosen war Grétry (34 J.), freilich von Geburt ein Belgier und in Rom gebildet: aber er stützte sich auf die französischen Chansons, und die ganze Einrichtung seiner Stücke,

wozu ihm meist Sédaine den Text lieferte, richtete sich nach dem Volksgeschmack; die Form grenzte an das Liederspiel oder die Operette. Wir können uns von dem Uebrigen aus dem „Blaubart" eine Vorstellung machen, der noch zuweilen bei uns gegeben wird. Die Arien waren leicht singbar und gingen schnell in den Volksmund über.

Gluck's Kunstform war die entgegengesetzte. Er wollte ein musikalisches Drama im strengsten Stil herstellen, und es ist ihm gelungen wie keinem andern Componisten. Man wird es vielleicht für Willkür halten, wenn ich ihn in die Entwickelung der französischen Poesie einreihe. Gluck war ein Deutscher von echtem Schrot und Korn, nicht blos den Sitten, sondern auch der Gesinnung nach; er schwärmte für Klopstock, und der dichterische Kreis zu Weimar stand in guten Beziehungen zu ihm. Wenn er in den Vorreden und Anmerkungen, die den Erfolg seiner Stücke unterstützen sollten, sich warm über die besondre Befähigung der französischen Sprache für seine künstlerischen Zwecke aussprach, so hätte das eine captatio benevolentiae sein können. Er selbst sprach ein sehr schlechtes Französisch, was das Publikum mit Verwunderung vernahm, wenn er in den Proben berühmte Sängerinnen und Tänzerinnen ganz gegen die Gewohnheit der französischen Kapellmeister heftig ausschalt. Auch möchten wir Deutsche, was seine Musik betrifft, nicht gern den Anspruch aufgeben, daß sie in unserm Geist gehalten ist; daß er einen französischen Text nahm, konnte daher rühren, daß ihn die Pariser Erfolge mehr anlockten als die Wiener, wie denn auch äußerlich ihm dort eine glänzende Stellung bereitet wurde.

Gleichwohl glaube ich, daß es ihm Ernst war; den Begriff seiner Kunst hat er wirklich aus der französischen Tragödie geschöpft. Seine „Iphigenie in Aulis" ist mit leichten musikalisch nothwendigen Veränderungen Racine entnommen; in der „Armide" hat er sogar den Text von Quinault unverändert beibehalten. Er stellte sich zur französischen Tragödie ähnlich wie Goethe und Schiller 25 Jahre später, als sie den „Mahomed", „Tancred" und die „Phädra" übersetzten; er suchte in ihr ein Heilmittel gegen die völlige Verwilderung seiner Kunst, und fand es.

Auch das Medium der französischen Sprache war ihm keineswegs gleichgültig. Man rühmt die Wahrheit, mit welcher seine Composition die Worte, Bilder und Empfindungen des Textes wiedergibt: völlig gewahrt man das erst, wenn man die Stücke französisch hört. Er hat freilich der Sprache einen neuen Character aufgeprägt: ein strenger stolzer Rhythmus,

überwiegend der rasch schreitende Anapäst, die Accente stark bestimmt. Aber diese Neuerung hat sich bei den Franzosen durchgesetzt, die doch am besten beurtheilen können, was man mit ihrer Sprache anfangen darf. Die Gemüthstiefe gehört ihm freilich eigen an.

Gluck ging auf Wahrheit aus, aber nicht auf die imitative des bürgerlichen Dramas, sondern auf ideale Wahrheit. Die Schnellkraft, Schlagfertigkeit und Würde des Ausdrucks sollte als Ganzes genommen dem Gegenstand gerecht werden. Auch seine Charactere sind ins Große angelegt. In Clytemnästra, in Armide ist eine dämonische Kraft, wie sie die altfranzösische Tragödie suchte, aber selten fand. Wenn diese Kunstform ihr volles Recht erreichen sollte, so mußte so etwas kommen wie Gluck's Oper: ich glaube, sie wird die größten Tragiker der Franzosen überdauern.

In einer Schlußarie der „Iphigenie" gibt Achilles der Fabel eine kriegerische Wendung, die von dem Chor und dem plötzlich eintretenden durchdringenden Unisono aller Blas-Instrumente aufgenommen wird. Bei der ersten Aufführung dieser Scene sah man die Offiziere im Parterre aufspringen und den Degen ziehn, als wollten sie dem Helden zu Hilfe kommen.

Die Franzosen waren im Jahr 1774 kein überwiegend kriegerisches Volk; sie hatten wohl auch damals das Bewußtsein der „grande nation", aber sie suchten den Vorzug hauptsächlich in der Bildung und dem Geschmack. Der kriegerische Geist wurde ihnen erst durch die Revolutionskriege zur Gewohnheit gemacht. Aber latent war er immer vorhanden, und Scenen wie die der Iphigenie konnten daran erinnern, daß er nur warte geweckt zu werden.

Die Salons öffneten sich dem Componisten; am eifrigsten nahm ihn Frau v. Genlis in Beschlag. Nach Grimm's Zeugniß wurde in Paris einzig auf Gluck geschworen, „der die alleinige dramatische Musik gefunden, aus dem innersten Zusammenklang der Seele mit den Sinnesnerven geschöpft hat; eine Musik, die keinem Lande zugehört, die er aber genial unsrer Sprache angeeignet hat." Voltaire ließ sich in seinem Schloß Ferney daraus vorsingen, und bekannte einer Gegnerin Gluck's, daß es ihm eine außerordentliche Befriedigung gewährt habe; Rousseau, der früher die ausschließliche Befähigung der italienischen Sprache für die Musik behauptet, erklärte jetzt, Gluck habe alle seine Meinungen umge-

stürzt, die französische Sprache sei so befähigt wie jede andere, eine starke, rührende gemüthvolle Musik zu tragen.

März 1775 verließ Gluck Frankreich und traf in Karlsruhe mit Klopstock zusammen, dem er deutsche Musik vortrug, die Composition der Bardiete. Als er 1776 nach Paris zurückkam, fiel seine „Alceste“ völlig durch; die „Armide“ hatte im folgenden Jahr einen zweifelhaften Erfolg und da nun auch Piccini nach Paris berufen wurde, begann der Federkrieg zwischen den Gluckisten und Piccinisten, der, mit größerer Hitze geführt als die politischen Streitigkeiten, erst durch die „Iphigenie in Tauris“ entschieden wurde.

III.

Noch während des ersten Aufenthalts Gluck's in Paris, 23. Februar 1775, wurde der „Barbier von Sevilla“ aufgeführt, unzweifelhaft das beste französische Lustspiel von den dreißiger Jahren des 18. bis zu den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts; seltsamer Weise erschien der Verfasser dieses lustigen Stücks, Beaumarchais (43 J.), in denselben Tagen als tragischer Held auf der deutschen Bühne, um den spanischen Archivarius Clavigo umzubringen, der noch 30 Jahre wohlbehalten fortlebte.

Beaumarchais hatte aus seinem Stoff erst eine Operette machen wollen, sie auch bereits eingereicht, und erst nach der Zurückweisung sich an das eigentliche Theater gewandt. Nachdem dies Stück wie seine Fortsetzung „die Hochzeit des Figaro“ längere Zeit als Lustspiele das französische Publikum beschäftigt, wurden wirklich zwei Opern daraus: „die Hochzeit des Figaro“ nur zwei Jahre nach der ersten Aufführung des Stücks, der „Barbier“ erst unter der Restauration. In dem letztern ist der Text zwar viel stärker geändert, dagegen gibt die Musik Rossini's getreu den Inhalt wieder, die tolle übersprudelnde Lustigkeit, die mit dem äußersten Behagen mit sich selbst spielt. Von Mozart's Composition kann man das nicht sagen, sie ist von einem Adel und steht auf einer Höhe, die weit über die Atmosphäre des Stücks hinausträgt. Wenn seltsamer Weise in dem prosaischen Dialog manche Anstößigkeiten des Textes, die heut gar keine historische Beziehung mehr haben, beibehalten sind, z. B. die ausführliche Besprechung des jus primae noctis, so ist durch eine kleine fast unmerkliche Aenderung der sittliche Standpunkt völlig verrückt:

im Original wird die Gräfin durch die feurige Liebeserklärung des 13 jährigen Burschen innerlich befangen und tief erregt, und was in der Oper nur ein harmloser Scherz ist, wird dadurch zu einem leichtsinnigen, gefährlichen und schuldvollen Spiel, so daß die widerwärtige Fortsetzung in „La mère coupable“ natürlich erscheint. Beaumarchais' Moral war die der Mitschuldigen: wir sind alle schwache Geschöpfe, und das ist sehr liebenswürdig von uns, aber eben darum soll der eine dem andern nichts vorwerfen. Von dieser Moral ist Mozart's Musik himmelweit entfernt: die Rosine des Beaumarchais, die bei Rossini vortrefflich herauskommt, hätte nie die beiden wundervollen Arien in sich gebären können, die Mozart ihr leiht.

Für Beaumarchais dagegen und für die ganze sittliche Richtung der Zeit ist der Zug sprechend. Bereits in seinem ersten Stück, der „Eugenie“, wird die Härte gegen Damen, die sich einer Schwäche schuldig gemacht, scharf getadelt: freilich kommt dabei der mildernde Umstand einer fingirten Heirath in Betracht. Im zweiten Stück, „die beiden Freunde“, offenbart sich mit einem Mal, ohne daß in der Textur eine Veranlassung vorläge, die Heldin als illegitimes Kind, blos damit der Vater sich schämen muß, das Bekenntniß seiner liebenswürdigen Schwäche so lange zurückgehalten zu haben. In der „Hochzeit des Figaro“, wie sie ursprünglich geschrieben war, hält Marcelline, als ihr Verhältniß zu Bartolo erkannt ist, und Bartolo sich dennoch weigert, dies Verhältniß durch eine nachträgliche Heirath zu legalisiren, eine feurige Emancipationsrede gegen die Härte der Männer, welche Verirrungen des schwächeren Geschlechts brandmarken, die sie selber ungestraft begehn. Den Grundsätzen dieser Predigt, äußerst spaßhaft in dem Munde der als mannstoll geschilderten Person, die eben nur durch einen Zufall verhindert wurde, ihren Sohn zu heirathen, pflichten sämmtliche Personen des Stückes bei, der Graf, die Gräfin u. s. w. Die Stelle gab den Schauspielern Anstoß und wurde bei der Aufführung gestrichen, aber Beaumarchais, der großes Gewicht darauf legte, schob sie im Druck wieder ein. In „la mère coupable“ wird dasselbe Thema und diesmal ohne allen Humor im weinerlichen Ernst ausführlich behandelt.

Beaumarchais wollte später behaupten, der Plan der Trilogie habe von vornherein in seinem Kopf festgestanden. Aus seiner eignen Vorrede zum „Barbier“ kann man das Gegentheil erweisen. In derselben rechtfertigt er die Harmlosigkeit seiner Fabel und bemerkt scherzweise, er könne allenfalls noch einen 5. oder 6. Akt hinzufügen, um den gröberen

Geschmack des Publikums zu befriedigen, und nun erzählt er als das Gewebe tollster Absurdität eine ganz ähnliche Geschichte von der Marcelline und ihrem geraubten Kind, wie er sie nachher im zweiten Stück wirklich verarbeitete. Der Figaro des ersten Stücks ist keineswegs ein geraubtes Kind, er kennt seine Mutter sehr gut, und seine Erwähnung derselben ist nicht blos zufällig: der Dichter legt in jener Vorrede großes Gewicht auf die Zärtlichkeit, mit der er sich darüber ausspricht, und rechtfertigt dadurch seinen moralischen Character.

Aber die Erfindung, die Beaumarchais in jener Vorrede als eine Abgeschmacktheit zeichnete, gefiel seinem Gönner, dem Prinzen Conti, ungemein, und er redete ihm so lange zu, bis Beaumarchais sich dazu verstand, sie im Ernst zu dramatisiren. Es ist Schade, denn diese Episode ist der häßlichste Fleck in „la folle journée", die sonst ebenso reizend hätte sein können als der „Barbier".

Der Dichter war schon vor der Aufführung seines Stücks Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, und er ist auch heute seinem Character nach ein sprechender Typus jener leichtsinnigen, aber im Grunde im Ganzen heitern Tage. Er hieß in Wirklichkeit nicht Beaumarchais, er hatte den Namen angenommen, wie Voltaire, d'Alembert, Chamfort, Volney, Delille u. s. w. den ihrigen. Bei der Mehrzahl lag der Grund darin, daß sie keinen legitimen Namen hatten, sie waren von der Bank gefallen; aber bei Manchem fand dieser Umstand doch nicht statt. Voltaire war der legitime Sohn eines angesehenen Rechtsgelehrten Arouet und Beaumarchais der eheliche Sohn eines rechtschaffenenen Pariser Uhrmachers Caron, in dessen Handwerk er zuerst eintrat. Ein eigenthümlicher Umstand ist nun, daß alle diese Leute bei ihrem uneigentlichen Namen das adlige Präfix zusetzten, ohne das es bei der Gesellschaft oder bei den Behörden Anstoß gab; man ließ sie als Edelleute eigner Mache unangefochten gelten. Es ist einer der seltsamen Widersprüche jener Zeit, da der Adel dem Bürgerstand in andern Beziehungen viel schroffer gegenübertrat als je.

Was die Bildung betrifft, so war der Edelmann von dem hohen Bürgerstand nicht zu unterscheiden; ein Franzose sah so aus wie der andre. Wie schroff dennoch der Adel an seinen alten Ansprüchen festhielt, zeigt die Abneigung vor jeder Mesalliance. Es war leicht, für Geld den Adel zu erwerben: um so empfindlicher war die Scheidegrenze, die immer unbeweglich und sichtbar blieb. Im politischen Leben hatte alle Berührung der Adligen mit den Bürgerlichen aufgehört, die beiden Classen

begegneten sich nur im Privatleben. Ebenso schroff war die Scheidung zwischen dem Städter und dem Landvolk — fast der ganze Mittelstand war in den Städten zusammengedrängt, wo er keinen Chikanen ausgesetzt war; zwischen dem Pariser und dem Provincialen, zwischen dem Betitelten und dem Privatmann. Durch die Käuflichkeit der Aemter war die Eitelkeit des dritten Standes seit drei Jahrhunderten in Bewegung gesetzt, bis endlich die allgemeine Jagd nach Stellen als Leidenschaft ins Herz der Nation eindrang, und, wie Toqueville sehr richtig bemerkt, eine gemeinsame Quelle der Revolution und Knechtschaft wurde.

Beaumarchais übte damals einen großen Zauber auf das schöne Geschlecht. Im 23. Jahre heirathete er die Wittwe eines kleinen Hofbeamten, mit der er früher im Verhältnisse gestanden, er verlor sie bald, wie es ihm auch mit seiner zweiten Frau begegnete, aber er gewann durch sie die kleine Charge ihres verstorbenen Mannes, und dadurch den Zutritt in die Hofkreise; sein geschicktes Zitterspiel gewann ihm die Gunst der königlichen Princessinnen — Graille, Chiffe, Coche, —; er trat bei ihnen in Dienst, halb als Musiklehrer halb als Lakai, und wurde durch sie einem reichen Finanzmann empfohlen, der ihn für seine Geschäfte benutzte. Er begründete ein industrielles Unternehmen in Spanien und hatte dort

m Grund Recht gegen alle Welt. Was für ein Talent! Er vereinigt alles, Scherz und Ernst, Vernunft und Tollheit, Kraft und Rührung; er beherrscht alle Künste der Beredsamkeit, ohne sie zu suchen; seine Naivetät bezaubert mich; ich vergebe ihm seine Uebereilungen und seinen Muthwillen. Man sage mir nicht, daß dieser Mensch seine Frauen vergiftet hat", (das wurde nämlich ausgesprengt) „er ist viel zu heiter und drollig dazu."

Das Ende des Processes war, daß beide Parteien 26. Februar 1774 vor Gericht gefordert wurden: beide mußten auf den Knien einen Verweis anhören und wurden für ehrlos erklärt; Beaumarchais' Denkschriften wurden von Henkershand verbrannt als schandbar und verleumderisch.

Nun kam es aber Beaumarchais zu statten, daß der Gerichtshof, der ihn verurtheilt hatte, beim Adel wie beim Publikum höchst unpopulär war, und so wurde ihm die Verurtheilung zur Ehre angerechnet. Ein Polizeipräsident sagte zu ihm: „Es ist nicht genug, einen Verweis zu erhalten, man muß auch bescheiden sein!" Der Prinz von Conti lud ihn ein: „Unser Haus ist gut genug, um Frankreich zu zeigen, wie man einen großen Bürger ehren soll"; der ganze Hof riß sich um ihn, er erhielt eine geheime Mission nach England und Deutschland, wo er allerlei lustige Abenteuer hatte. Dies war die Zeit, wo der „Barbier" zur Aufführung kam, den er schon vor einem Jahre eingereicht hatte.

Die Kunstform des Stücks hat eine entschiedne Verwandtschaft mit denjenigen Lustspielen Molière's, in der sich zugleich Oper und Ballet betheiligen, wie auch der Gegenstand, der Betrug eines engherzigen Alten durch einen Liebhaber und einen schlauen Diener, dem Genre entspricht. Sie stammt von den Italienern her; ich glaube nicht, daß irgend einer von den frühern Dichtern sie zu einer so vollen Harmonie durchgebildet hat; sie sprudelt von Witz und Lustigkeit. Bei Rossini ist vom Text vieles verloren gegangen, was denn freilich die Musik reichlich ersetzt.

Auf der andern Seite schließt sich das Stück, wie die acht Jahre ältere „Minna von Barnhelm", an die Reformen Diderot's an. Beide Stücke geben eine vollständig durchgeführte Handlung, beide zeichnen durch die Handlung sehr bestimmte ausgeprägte Charactere, beide ahmen die Sprache des gemeinen Lebens nach. Aber wenn Lessing die Handlung straffer zusammenfaßt als Diderot, so nimmt sie Beaumarchais im Gegentheil laxer und bequemer. Lessing greift in der Wahl des Gegenstands tief ins deutsche, ins wirkliche Leben, Beaumarchais läßt in seinem

Ton italienische und spanische Motive durchklingen. Das wunderliche Costüm, halb Renaissance, halb Ballet, in dem wir noch heute die Oper sehn, ahat Beaumarchais selbst vorgeschrieben, vielleicht um die bedenklichen Dinge mehr in die Ferne zu rücken. Gedacht ist das Stück ganz Rococo und, was den Geist betrifft, am nächsten mit Lesage und Regnard verwandt.

Das eigentlich Neue des Stücks ist die Figur des Figaro. Figaro ist zuerst Lakai beim Grafen Almaviva gewesen; nach dem Zeugniß desselben faul, unordentlich und von schlechten Sitten; ein Zeugniß, dem Figaro nur die Bemerkung entgegensetzt: nach dem, was man alles von uns verlangt — wieviel Herren wären wohl würdig, Domestiken zu sein! — Der Graf, vielleicht um ihn los zu werden, empfiehlt ihn dem Minister für einen Bureaudienst, und dieser steckt ihn in eine öffentliche Thierarzneianstalt; ein komischer Einfall, der im zweiten Stück dadurch motivirt wird, daß Figaro sich schon früher auf Chirurgie und Medicin gelegt hat. Aber er ist zugleich Schöngeist und schickt Räthsel und Madrigale an die Zeitungen. Sobald der Minister das erfährt, jagt er ihn fort, „weil die Liebe zur Literatur sich mit dem Geist der Geschäfte nicht vertrage". Er wird dramatischer Dichter und sorgt bei der Aufführung für eine tüchtige Claque; trotzdem siegt die „Kabale", und sein Stück wird ausgepfiffen. Bald erkennt er, daß die Republik der Literatur eine Wolfsrepublik sei, wo einer den andern zerfleischt; Vampyre von Recensenten saugen den armen Autoren das Blut aus. Des Schreibens müde, unzufrieden mit sich selbst und den andern, voller Schulden und keinen Heller in der Tasche, begiebt er sich endlich auf die Wanderschaft, und verdient sein Brod als Barbier, wobei er doch die Dichtkunst nicht ganz fallen läßt, da er immer noch hofft, durch eine gute komische Oper die Kabale zu überwinden.

Im zweiten Stück ist es nicht die Böswilligkeit der Recensenten, sondern die Härte der Censur, die ihn aus der Literatur treibt. Sein Stück ist verboten, weil es den Dey von Algier beleidigt; eine Flugschrift über die Natur des Volksreichthums hat ihn ins Gefängniß gebracht. Endlich erfährt er, daß in Madrid vollständige Preßfreiheit eingeführt sei. Vorausgesetzt, daß ein Journal nichts von der Regierung, vom Cultus, von der Politik, von der Moral, von den Beamten, von angesehnen Körperschaften, von der Oper, vom Schauspiel, von irgend wem, der irgendwie einen Schutz hat — vorausgesetzt, daß es von diesen

Dingen nichts sagt, kann es sagen, was es Lust hat, nachdem es drei bis vier Censoren vorgelegt ist. Im Vertrauen auf diese Preßfreiheit gründet Figaro ein Journal, das aber gleich nach den ersten Nummern unterdrückt wird.

Daß Figaro neben seinem Handwerk und seiner Dichtkunst noch das Geschäft treibt, Liebenden zu Hülfe zu kommen, erfährt man durch das Stück selbst. Glücklicherweise hat der Graf ehrbare Absichten, Figaro würde ihm auch ohne das zu Hülfe gekommen sein. Die Art, wie er die Intrigue leitet, ist nicht neu: sie führt auf die Künste der Sklaven bei Terenz und Plautus zurück; aber neu ist, daß in diesem Geschäft eine bestimmte Schicht der Gesellschaft hervortritt, die eben im Begriff war sich zu bilden. Die Zufälle und Abenteuer erinnern an Gil Blas und die spanischen Schelmenromane, die historische Beziehung und was davon in den Character übergeht, gehört Beaumarchais an.

Man sagt, er habe im Figaro sich selbst zeichnen wollen: im strengen Sinn ist das nicht zu nehmen, aber viel von jenem Wesen, die unverwüstliche Lustigkeit, die Neigung zur Intrigue, die Hartnäckigkeit im Verfolg dessen, was er einmal begonnen hat, und die leichte Ansicht vom Leben hat er in der That in diese Figur hineingelegt. Figaro verwendet sein Talent erst im Dienst des Grafen, dann aber, als er wirklich wieder die Livrée trägt, kehrt er es gegen seinen Herrn. Es zeichnen sich zwei Classen ab, die um den Besitz streiten: die eine noch unterdrückt, aber im Aufsteigen begriffen, die andre herrschend, an Mißbrauch ihrer Macht gewöhnt, aber bereits von den neuen Ideen angesteckt. Wenn der Graf im Handeln die Rechte des Volks nicht achtet, so ist er, sobald er zu moralisiren anfängt, ein ebenso starker Philantrop als sein Untergebener.

„Weil Sie ein großer Herr sind," sagt Figaro im zweiten Stück, „halten Sie sich für ein großes Genie! Adel, Reichthum, hoher Rang in der Gesellschaft, das alles macht Sie hochmüthig — was haben Sie dafür gethan? Sie haben sich die Mühe genommen, geboren zu werden! während ich, von der Menge gedrückt, blos um nicht zu verhungern, mehr Kunst und Wissenschaft anwenden mußte, als seit Jahrhunderten für die Regierung in ganz Spanien ausgegeben ist. Und Sie wollen es wagen, mit mir in die Schranken zu treten?"

Von den Philosophen waren stärkere Dinge gesagt worden; neu war, daß man sie auf das Theater brachte. Uebrigens hat das Bild zwei Seiten: die Sitten des Adels erscheinen freilich nicht im glänzendsten Licht:

der Graf hat übeln Willen und läßt sich dabei von allen betrügen, und Cherubin verspricht in einigen Jahren ein rechter kleiner Taugenichts zu werden. Aber die Gesellschaft, in der diese beiden existiren, hebt sich doch vortheilhaft gegen die andre ab. Der Graf versteht, sich mit Anstand dupiren zu lassen, und der kleine Page zieht den Degen, als man von einer Ohrfeige redet, während Figaro die unangenehme Gewohnheit hat, jede Ohrfeige einzustecken. Hier steht nicht Adel dem Bürgerthum, nicht Sitte der Sitte, sondern die Sitte einer Gesellschaft gegenüber, die noch keine Sitte hat. Figaro, der alle Augenblicke von seiner Braut Ohrfeigen empfängt, und ihr gegenüber wiederholt in die Lage des Handkusses und Fußfalls kommt, ist nicht bürgerlich, und Susanne, die reizende Coquette, gehört mit Nothwendigkeit in den Kreis der Almaviva und der Cherubin: heute ist sie wohlgesinnt und läßt ihn ablaufen, morgen wird sie ihn vielleicht erhören.

Bei der ersten Aufführung nahm man nicht einen politischen, sondern einen moralischen Anstoß. Ein Kritiker sagte: „der Ruf des Herrn v. Beaumarchais ist sehr gesunken, und die anständigen Leute sind endlich überführt, daß, wenn man ihm seine Pfauenfedern ausreißt, nichts übrig bleibt als ein häßlicher schwarzer Rabe mit seiner Unverschämtheit und seiner Gefräßigkeit."

Beaumarchais versuchte die Sittlichkeit der einzelnen Scenen mit Gründen zu rechtfertigen, die nicht weit her sind. Mit vollem Recht dagegen betont er das Verdienst der Lustigkeit „in einem Zeitalter, wo die Heuchelei des Anstands fast ebenso weit getrieben ist, als die Entartung der Sitten".

„Hofft nicht," ruft er seinen Kritikern zu, „meinen Geist in seinen Spielen der Regel zu unterweisen! er ist unverbesserlich, und so leicht und lustig, daß ich mit ihm nur spielen kann. Wie ein befiederter Kork auf dem Raquett erhebt er sich: strahlt in bunten Farben, fällt herab, steigt wieder in die Höhe, schlägt ein Rad — wenn ein geschickter Spieler mit mir eine Partie machen will und den leichten Ball meiner Gedanken auffangen, so will ich selber klatschen, wenn er ihn geschickt trifft, und die Leute sollen sich freuen, mit welcher Behendigkeit der Ball von einer Seite zur andern fliegt. So, meine Herren, verstehe ich die Kritik und das Wortgefecht unter gebildeten Leuten."

Uebrigens nahm der Hof von diesen Anklagen keine Notiz: das diffamirende Urtheil wurde förmlich aufgehoben, und Beaumarchais gehörte

in den neun Jahren, die zwischen der Aufführung der beiden Stücke liegen, entschieden zu der gebildeten Gesellschaft.

Sein Geistesverwandter war Sebastian Mercier (36 J.), im Roman ein kräftiger, wenn auch zuweilen geschmackloser Portraitmaler der Pariser Sitten, der auch für das Theater auf dreistere Neuerungen dachte. Er sprach sich auf das Härteste über die bisherige classische Tragödie aus, die dem Volk nur conventionelle Redensarten gebe, und verlangte ein Drama, das nichts von sich fern halte, was ihm das Leben biete, das aber nicht in gekünstelten Versen, sondern in Prosa, der natürlichen Sprache des Herzens, reden, das der Wirklichkeit getreu, Thränen und Gelächter vereinen sollte. Er kannte Shakespeare und war sein entschiedener Anhänger.

Eben (1776) kam eine Uebersetzung des brittischen Dichters, von Letourneur heraus. „Die ganze Jugend", schreibt Voltaire 24. Juli, der früher auf Shakespeare aufmerksam gemacht und ihn vielfältig benutzt hatte, verdrießlich an einen Freund, „ist für Letourneur, und nichts gilt in Paris für so groß und anständig, als der Gilles von London." Er richtete 25. August ein feierliches Schreiben an die Academie, welches d'Alembert vorlesen mußte: „Stellen Sie sich vor, meine Herren, Ludwig XIV. in seiner Gallerie zu Versailles, umgeben von seinem glänzenden Hofstaat; ein Hanswurst in Lumpen gehüllt dringt durch die Reihen der Helden, der großen Männer und der Schönheiten, die diesen Hof bilden, und stellt an sie das Ansinnen, Corneille, Racine, Molière zu verlassen um einen Seiltänzer, der durch die Verrenkung seiner Gliedmaßen in Erstaunen setzt: — wie glauben Sie, daß ein solches Ansinnen aufgenommen worden wäre?" Er schickte an den Cardinal Bernis, als Proben von Ungeschmack, ein Stück von Shakespeare und eins von Calderon, und war nicht wenig überrascht, als dieser bekannte, sie mit großem Interesse als Belege für die Geschichte des menschlichen Geistes gelesen zu haben: „Il faut pourtant convenir que ces tragédies, tout extravagantes ou grossières qu'elles sont, n'ennuient point, et je vous dirai à ma honte, que ces vieilles rapsodies, où il y a de temps en temps des traits de génie et des sentimens fort naturels, me sont moins odieuses que les froides élégies de nos tragiques médiocres." Aehnlich urtheilte die Marquise Dudeffant.

Voltaire hatte mit seinen Warnungen kein Glück: Ducis wurde sein Nachfolger in der Academie, derselbe, der zuerst Shakespeare halb

übersetzt, halb nachgebildet hatte und darin fortfuhr. Sollen wir aber zwischen Voltaire und Ducis wählen, so würden wir uns für den Ersten erklären. Ducis hatte den brittischen Dichter doch recht französirt und etwas daraus gemacht, das der Vorzüge der einen wie der andern Nation entbehrte. Unser Schröder, der gleichzeitig mit so großem Erfolg ihn auf die Bühne brachte, verfuhr einfacher: er behielt die großen dramatischen Scenen unverändert bei, nur in Prosa aufgelöst, und ließ alles weg, was nach seiner Ansicht weniger interessirte. Besondre Kunstwerke gingen daraus nicht hervor, aber der Schauspieler hatte eine glückliche Gelegenheit zur kräftigen Entfaltung seines Talents.

Den Franzosen steht die Kunstform Shakespeare's zu fern, er hat eigentlich ihr Theater nur in Verwirrung gebracht. Freilich hatte die alte Form sich völlig überlebt: nirgends wird es uns so deutlich, als in Chamfort's „Mustapha und Zéangir", das 1. November 1776 mit großem Erfolg gegeben wurde. Der Verfasser war ein höchst geistvoller Mann, das Stück sieht wie eine recht ungeschickte Schülerarbeit aus. Chamfort äußerte später selbst: „le public de ce moment-ci est, comme la tragédie moderne, absurde, atroce et plat".

IV.

Der Eudämonismus der Aufklärung stieß bei seiner theoretischen Begründung auf zwei Fragen, die ihm zu beantworten schwer wurde. Wenn von Natur alles gut ist — wo kommt das Böse her? (l'Infame) Und da im gegenwärtigen Geschlecht alles verderbt ist, — wo kommen die Philosophen her, die es wieder zur Natur zurückführen sollen?

Die Theologen des 17. Jahrhunderts hätten die Frage kurzweg abgelehnt: die reine Lehre kommt von Gott, die Zustände der Welt kommen vom Teufel. Aber das 18. Jahrhundert glaubte an die Allmacht des Causalnexus.

Archimedes verlangte einen Punkt außerhalb der Welt, um sie in Bewegung zu setzen; die Philosophie hätte einen Punkt außerhalb des Causalnexus finden müssen, um die durch die Geschichte verdorbene Natur in ihrer Reinheit wieder herzustellen. Dies ist der mystische Punkt in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Zu keiner Zeit fanden Mystiker, Propheten und gemeine Gauner so viel Gläubige in der sogenannten guten Gesellschaft, als auf dem Höhepunkt des encyclopädistischen Eifers.

Ungefähr um dieselbe Zeit (1775), da der „Barbier" über die Bretter ging, erschien in Lyon das mystische Buch: „Des erreurs et de la vérité, ou les hommes rappelés au principe universel de la science", welches der herrschenden Philosophie den Krieg erklärte und selbst in Deutschland, wo Claudius es übersetzte, großes Aufsehen erregte.

Der Verfasser, St. Martin (32. J.), war aus einer adligen Familie in der Touraine, die seit lange hohe Stellen in der Magistratur bekleidete. Eine zarte mädchenhafte Seele, von schwächlicher Gesundheit, hatte er schon früh sich selbst eifrig beobachtet; er verknüpfte in seinen Tagebüchern, was ihm widerfuhr, in seltsamen Combinationen und Figuren, und die gleichgültigsten Dinge erregten in ihm das Vorgefühl künftiger Einweihungen. Voll von dem Bestreben, Gott zu suchen und die Welt zu vergöttlichen, sollte er in die Magistratur eintreten: seine Abneigung wurde durch die unkleidsame Tracht entschieden. Der Vater willigte endlich ein, ihn Officier werden zu lassen. Durch einen seltsamen Zufall waren in dem Regiment Foix, in welches er eintrat (er schrieb es symbolisch: Foi-X) sämmtliche Officiere Freimaurer.

Die Freimaurer sind ebenso characteristisch für das 18. Jahrhundert, wie die Jesuiten für das 16. und 17. Der Orden tritt gleichzeitig mit den ersten Freidenkern in England auf, verbreitet sich im ersten Viertel des Jahrhunderts über Frankreich, dann über ganz Europa und Amerika, und gewinnt namentlich in Deutschland endlich ein solches Ansehn, daß fast alle berühmten Namen unserer Literatur ihm angehören.

Lessing hat die Sache sehr idealisirt, aber den Kern richtig getroffen. Die Aufklärer gingen von der Ueberzeugung aus, daß in den bestehenden Zuständen, in Staat, Kirche und Gesellschaft alles schlecht sei. Für willenskräftige und beschränkte Menschen lag der Gedanke am nächsten, eine gewaltsame Aenderung herbeizuführen; wer dagegen weniger ans Handeln und mehr ans Reflectiren gewöhnt war, mußte sich die Frage vorlegen, ob diese Aenderung nicht neue Uebelstände herbeiführen werde? ob die Uebelstände nicht nothwendig mit dem Begriff der Gesellschaft verknüpft seien? Nationen, Staaten, Kirchen sind etwas Gutes, denn sie verbinden; sie sind aber auch etwas Uebles, denn sie trennen. Die vorurtheilfreiste Nation, der vollkommenste Staat, die aufgeklärteste Kirche leiden doch immer an einem Makel: sie sind ausschließend. Es kommt darauf an, ob nicht außerhalb dieses gesellschaftlichen Causalnexus ein Punkt zu finden ist, der die Ausschließung aufhebt. Dieser Punkt sollte die Loge sein. Lessing ging

Hand in Hand mit den Orthodoxen seines Ordens, wenn er behauptete, die Freimaurerei sei älter als das Christenthum, ja älter als die Geschichte. Historisch aber dürfte er nicht im Recht sein. Nicht blos die äußere Erscheinung des Ordens, sondern der Gedanke gehört dem 18. Jahrhundert an. Wohl suchte man auch früher einen Punkt, den endlichen Bedingungen der Erde zu entfliehn, aber man suchte ihn im Himmel; der dritte Ort außerhalb der Erde und des Himmels ist eine moderne Entdeckung.

Ich weiß wohl, daß die Freimaurer oft in sehr irdische Beziehungen verstrickt waren. In Spanien, in Amerika, zum Theil auch in Italien und Frankreich, arteten sie in geheime politische Verbindungen aus; in Deutschland verfielen sie, wie das bei geheimen Gesellschaften gewöhnlich vorkommt, abwechselnd den verschiedensten Einflüssen: ein Theil von ihnen wurde von den Jesuiten geleitet, die Rosenkreuzer wünschten Gold zu machen, um so das Glück der Menschen zu vermehren, die Illuminaten wirkten politisch. Für alle diese Richtungen war der Orden nicht Zweck, sondern Mittel. Aber das waren nur Abweichungen, die den Kern der Gesellschaft nicht berührten. Für den Orden als solchen war der Orden selbst Zweck, und zwar mehr oder minder bewußt in dem von Lessing angegebnen Sinn. Das unter Anderm unterschied ihn von den Jesuiten. Die Jesuiten fühlten sich nur als Werkzeug für die Ausbreitung des Katholicismus und der päpstlichen Autorität; wenn sie das zuweilen vergaßen und ihre endliche Gesellschaft selbst als Zweck betrachteten, so war das Inconsequenz und Abfall von ihrem eigentlichen Lebensprincip. Bei den Freimaurern dagegen war es Inconsequenz, wenn sie einen Zweck außerhalb ihrer Gesellschaft suchten. Dies ist der Punkt, in welchem das 18. Jahrhundert mystischer war als das 17. trotz seines Hasses gegen alle Mystik. Es war die Kehrseite des 18. Jahrhunderts; das Gefühl des Göttlichen, durch die öffentliche Ungläubigkeit verscheucht, flüchtete in das Dunkel und ergab sich den Künsten der Zauberei.

St. Martin verließ das Regiment, wo es ihn doch oft ängstlich machte, wenn die Kameraden kleine Ausschweifungen begingen, setzte in Bordeaux den Umgang mit den Eingeweihten und das Studium der geheimen Wissenschaften fort, machte Reisen durch England und Italien, war auch in Rom, und gab endlich in Lyon das Buch heraus, das ihm eine Position in der Literatur schaffte.

Ein seltsames Buch! Der Aberwitz der Zahlenmystik überwiegt bei

weitem; dazwischen kommt dann ein inniger und tiefer Ausdruck des Gefühls, und man hat es mit einem gebildeten Mann zu thun, der zuweilen durch eine sehr feine Beobachtung verräth, daß er auch der Welt nicht ganz fremd ist. Wenn man bei Lavater, an den St. Martin vielfach erinnert, oft durch die Härte des Bekehrungseifers abgestoßen wird, so hat man hier auch bei den heftigsten Angriffen gegen die Philosophie den Eindruck, sich in einem Salon zu bewegen, wo nicht viel darauf ankommt, ob das, was man behauptet, richtig oder falsch ist.

Das Buch wurde im Ganzen wenig gelesen, aber es wurde viel davon geredet, und der Verfasser wurde für eine Existenz angesehen. Dies zu erklären, kommt zweierlei in Betracht.

Einmal muthmaßte man, er habe aus geheimen, vielleicht ägyptischen Quellen geschöpft, und wenn man seine Logogryphen nur glücklich errathen könne, so würde man aus ihm eine Weisheit schöpfen, die der Weltbildung verschlossen sei. Auch dies sehr aufgeklärte Zeitalter hatte seinen Aberwitz: als das Buch erschien, hatte eben Schrepfer in Deutschland seine Rolle ausgespielt, Mesmer kündigte in Paris seine Theorie des Magnetismus an und Cagliostro begann die Rundreisen, die bald einen großen Theil der Aristokratie zu seinen Füßen führten.

Der zweite Umstand ist der ungeheure Einfluß der Frauen. Der Einfluß der Frauen auf die deutsche Literatur kann gar nicht genannt werden, wenn man ihn neben die gleichartigen Erscheinungen in Paris hält. Die Philosophen standen gradezu unter ihrem Regiment; von Rousseau ist bekannt, wie er immer aus dem Dienst der einen Gebieterin in den der andern trat, wobei freilich jedesmal ein bittres Zerwürfniß den Schluß bildete; in Paris öffneten Madame Necker, Madame Helvetius, Madame Geoffrin, die Marquise Dudeffant, Mademoiselle Lespinasse ihre Salons, wobei die Dame des Hauses den Vorsitz führte und mit gelindem Zepter entschied, über welche Materien und bis zu welchen Grenzen die Discussion stattfinden sollte; selbst die Pompadour war Gönnerin der Schule. Dadurch kam in die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts jene Salonfärbung, jene Form der Conversation, die sie von der Philosophie aller andern Jahrhunderte unterscheidet. Es war ein förmlicher Wetteifer unter diesen Damen, wer die meisten geistreichen Männer in ihrem Salon vereinige. Ob eine Sache ausgemacht wurde, darauf kam es weniger an, als wie viel Geist dabei

sich entwickelte; ein neues Element, das zu recht lebhaften Discussionen Veranlassung gab, mußte ihnen hoch willkommen sein.

So legten denn die Frauen bald auf St. Martin Beschlag. Er sträubte sich anfangs, da sein Geist sich mehr den göttlichen Dingen als der Welt zugewendet fühlte, da er von keiner Frau sich ganz verstanden fand und es bei ihm auch nie zu einer wirklichen Liebe kam. Dennoch konnte er dem lieblichen Zauber nicht widerstehn. „Ich verabscheue den Geist der Welt, und dennoch liebe ich die Welt und die Gesellschaft." „Die Frau," lesen wir in seinen Tagebüchern, „hat in sich einen Focus der Empfindung, der in ihr arbeitet und sie beunruhigt; sie fühlt sich nicht behaglich, bis dieser Focus seinen Brennstoff findet: was daraus wird, darauf kommt es ihr nicht an. Die Männer, die noch im Noviziat sind, werden durch diesen Focus leicht angezogen und argwöhnen nicht den Schlund, der dahinter steckt. Sie glauben über intellectuelle Wahrheiten zu reden, während doch nur das davon aufgenommen wird, was auf die Empfindung Bezug hat. Die Frau läßt Alles gelten, wenn es ihr nur als Brennstoff dient; man muß sich in Acht nehmen vor diesen Schmelzöfen!" Demnach kann seine Erklärung nicht Wunder nehmen, „daß im Weibe die Natur noch furchtbarer und entarteter ist als im Manne."

Dennoch war der Verkehr mit Frauen das, was ihn am meisten befriedigte. Hier kam man ihm entgegen und suchte ihn wenigstens zu verstehn. Die von den ewigen Vernunftwahrheiten gelangweilte Gesellschaft wandte sich den Mystikern und Wunderthätern zu; der Theosoph nahm gewissermaßen eine gesellschaftliche Position ein. St. Martin meinte zwar bescheiden, er sei nur zur Hälfte Erwählter, und besitze die für einen Gläubigen nothwendige Magie nur im geringen Grade; allein er fühlte den Beruf des Apostolats, und da der Menge gegenüber seine Kraft und sein Eifer nicht ausreichte, so begnügte er sich damit, vornehme Damen zu unterhalten und zu erbauen. Zuletzt war er Haustheosoph der Herzogin von Bourbon, wie jede dieser vornehmen Damen ihren Haus-Abbé hatte.

Er hat in den nächsten Jahren noch Mehreres geschrieben, z. B. „Natürliches Gemälde der Beziehungen zwischen Gott, den Menschen und der Welt"; sein sprechendstes Werk „l'homme de desir" kam erst während der Revolution heraus. Damals hatte er auch Jakob Böhme kennen gelernt, in dem er sein Ideal verwirklicht fand und den er übersetzte.

St. Martin scheint schroff gegen das Zeitalter zu contrastiren und

doch gehört er zu seinen Symptomen. Seine Mystik, seine Sehnsucht nach dem beglückenden Umgang mit Gott hat denselben eudämonistischen Zug wie die Philosophie der Aufklärung; seine Scheu, sich zu binden, Pflichten zu übernehmen, geht ganz in der Richtung des Jahrhunderts. Auch in der Religion war ihm aller Ernst unverständlich; für die Kirche hatte er keinen Sinn. Wir Deutsche gewinnen von ihm die beste Vorstellung, wenn wir „die Bekenntnisse einer schönen Seele" aufschlagen, die entschieden seine Geistesverwandte war.

St. Martin hat mitunter einen sehr feinen Blick für das Leben der Natur, aber er sucht ihr gegenüber den spiritualistischen Standpunkt zu wahren. „Die Natur producirt nur mit Widerwillen, sie ist unaufhörlich geschäftig, die Wesen, die sie hervorgebracht, wieder an sich zu ziehn; sie thut es sogar mit Gewalt, um uns zu erinnern, daß sie nur der Gewalt ihr Dasein verdanken." — „Das Universum ist auf seinem Schmerzenslager; wir Menschen haben es zu trösten!" — wobei er freilich hinzusetzt, daß die unbesonnene Hand des Menschen meist alles verdirbt, was sie anrührt. „Man muß mit der menschlichen Intelligenz umgehn wie mit den Großen des Orients, denen man sich nicht zu nähern wagt, ohne ihnen Opfer zu bringen."

Mit solchen Anschauungen konnte sich die Naturwissenschaft nicht befreunden, die immer hoffnungsvoller aufblühte: eben vollzog sich durch Lavoisier (32 J.) die große Reform in der Chemie. Sie hielt sich, soweit sie überhaupt der Logik und Metaphysik bedurfte, an Condillac. Doch gab es neben St. Martin noch einige Philosophen, die in einem andern Fahrwasser segelten.

Bonnet (56 J.) in Genf, ein bedeutender Physiolog und im Grund seiner Lehre Materialist, hatte doch eine mystische Seite, die ihn einem Lavater verständlich machte und ihn befähigte, ein guter Calvinist zu bleiben. Seine „Philosophische Palingenesie, über den künftigen Zustand lebendiger Wesen" hatte Lavater an Mendelssohn geschickt, mit der Aufforderung, sie entweder zu widerlegen oder Christ zu werden. Bonnet hatte die Unsterblichkeit mit der Präformation der Keime in Verbindung gesetzt, aus der er die Entstehung des Lebendigen herleitete.

Hemsterhuys (56 J.) in Amsterdam, Platoniker und platonischer Freund der Fürstin Galizin, war für unsern Jacobi ein Ideal des Denkens. Auch er suchte gegen die Allmacht des Causalnexus den Begriff der Freiheit zu retten und ihn auf das Gefühl zu stützen.

Bailly (42 J.), der sonst durchaus zu den Philosophen gehört, bemüht sich in seiner „Geschichte der Astronomie“ (1775) ein Urvolk zu ermitteln, welches nicht blos durch Unschuld und Tugend, sondern auch durch unmittelbares Wissen die Einheit mit der Natur und Gott in der Geschichte vertrat; er suchte es in Sibirien, das früher ein warmes Klima gehabt. In seiner Abhandlung „über die Indische und Orientalische Astronomie“ setzte er diese Studien fort. Buffon (68 J.), der gerade dabei war, seinem großen Werk durch die „Epoques de la nature“ einen würdigen Abschluß zu geben, empfahl das Buch mit großer Wärme und schloß sich im Wesentlichen seinen Ansichten an; auch Voltaire hatte gegen das Normalvolk nichts einzuwenden, nur suchte er es bei den Brahminen.

Die „Epoques de la nature“ — Bilder der sieben großen Erdrevolutionen — sind ein wunderbares Buch, nicht blos wegen der Kühnheit der Hypothesen, sondern durch die Macht der Phantasie, welche die Umwälzungen der Vorzeit so lebendig ausmalt, als wäre der Verfasser dabei gewesen. Die mannigfachen Studien über diesen Gegenstand bauen fast ohne Ausnahme auf diesem Anfang weiter fort.

V.

Die schwache Seite in der Philosophie des 18. Jahrhunderts war ihr Mangel an geschichtlichem Sinn. Indem sie die Tradition und die historischen Mächte leugnete, unterstützte sie den allgemeinen Zersetzungsproceß. Ihre Aufgabe war eine kritische: sie sollte aufräumen mit dem Verkehrten, und hatte weder Zeit noch Lust, die ursprüngliche Berechtigung dessen, was nun verkehrt war, aufzusuchen.

Es war schlimm, daß die Schriftsteller, die in der Politik den Ton angaben, in die politischen Zustände ihres Vaterlands nicht die geringste Einsicht hatten. Das wirkliche Staatsleben wirkte in der Verborgenheit. Niemand kümmerte sich um seinen innern Zusammenhang, und zufrieden, eine Reihe von Mißbräuchen entdeckt zu haben, die man durch ein einfaches Votum abschaffen müsse, warf man sich dann sofort auf die Principien, die nicht auf ein bestimmtes Volk, sondern auf die Menschheit im Allgemeinen berechnet waren. Es war eine seltne Ausnahme, wenn Männer wie Montesquieu aus diesen Grundsätzen ein eignes Studium machten; meistens begnügte man sich, sie nach dem gesunden Menschen-

verstand, d. h. nach den augenblicklichen Eingebungen des gemeinen Vorurtheils zu entscheiden. Bei der Entfernung, in welcher sie von aller Praxis lebten, konnte keine Erfahrung die Ungeduld ihres Naturells mäßigen, Nichts machte sie mit den Hindernissen bekannt, welche die bestehenden Thatsachen auch wünschenswerthen Reformen entgegenstellen, sie hatten keine Vorstellung von den Gefahren einer Revolution. Sie sahen in dem, was ihnen mißfiel, nur das Zusammenhanglose, sie sahen nicht die Fäden, die es mit dem allgemeinen Staatsorganismus verbanden. Daß furchtbare Zuckungen entstehn mußten, wenn man die Reste des Mittelalters auf einen Zug aus dem Organismus ausreißen wollte, mit dem sie verwachsen waren, davon hatte Niemand eine Ahnung; Niemand stellte sich die Möglichkeit eines gewaltsamen Umsturzes vor. Mit der Zeit bestand das ganze Publikum aus Philosophen. Die einfachsten Bürger suchen nach literarischen Wendungen, nach abstracten Ausdrücken, alle Welt war davon überzeugt, die Gesellschaft müsse nach den Gesetzen der Logik Paragraph für Paragraph redigirt werden.

Das Recht, über den Ursprung und die Natur der Staaten zu philosophiren, war den Franzosen geblieben und wurde nach Möglichkeit ausgebeutet. Auf die Wirklichkeit schien dieses Recht wenig Einfluß zu haben. Zwei Schichten des Lebens waren von einander getrennt, ohne irgend eine Beziehung zu einander zu haben: in der einen regierte man, in der andern stellte man die Grundsätze auf, nach denen die Regierung sich richten sollte.

Durch die Philosophie war die Ueberzeugung, daß in den öffentlichen Zuständen eine gründliche Umgestaltung nothwendig sei, in sehr großen Kreisen verbreitet: aber sie ging damit keineswegs auf Schwächung der königlichen Macht aus, sondern auf Kräftigung derselben, weil sie dieser Macht am ehesten die Fähigkeit zutraute, die nothwendige Umwälzung mit Ordnung und Verstand durchzuführen.

Durch ganz Europa war das Lehnssystem mit seinen privatrechtlichen Beziehungen in zunehmendem Verfall; es war nicht einer äußerlichen Gewalt unterlegen, sondern in sich selbst verrottet. Auf den Trümmern der Feudalität, der Kirche, der Municipalfreiheiten hatte der Absolutismus seinen Thron aufgerichtet, von dem Mittelalter blieben nur die störenden Formeln und Symbole. In der Beseitigung dieser Trümmermasse sehn wir die Monarchen von Richelieu bis auf Turgot folgerichtig weitergehn, und alle Voraussetzungen schienen darauf berechnet, daß ein absoluter

Fürst, von der öffentlichen Meinung getragen, das letzte Werk der Zerstörung vollziehn und dem modernen Staat, dem Staat des reinen Begriffs, Bahn brechen würde.

Das Volk verlangte es nicht besser. Seine Lehrer malten ihm einen neuen Harun al Raschid, der verkleidet durch seine Staaten reist, dem tugendhaften Armen zu seinem Recht verhilft, bösartigen Veziren die Köpfe abschlägt. Die Philosophen waren nicht um die Freiheit, sondern um das materielle Wohl des Volks besorgt. Ja im Stillen glaubten sie, daß die Menge für ihr eignes Wohl nicht richtig sorgen werde; daß sie wenigstens vorläufig einer Bevormundung bedürfe. Der Fürst sollte für das Wohl des Volkes Sorge tragen: in der Ausübung dieser Befugnisse durfte ihn kein Privatrecht, keine alte Satzung irren, im Gegentheil war die Ausrottung dieser „Mißbräuche" seine erste Aufgabe.

Zur Durchführung dieses Unternehmens hatte man die Staatsmaschine. Die Verwaltungsbeamten, die in alle Details des Lebens eingriffen, an die sich Jeder wenden mußte, um vor Angriffen geschützt oder in seinen Interessen gefördert zu werden, standen an Rang und Glanz dem Adel unendlich nach, an Macht und Einfluß waren sie ihm unendlich überlegen. Dieses ganze Verwaltungsnetz war durchaus modernen Characters.

Daneben bestanden aber aus der Feudalzeit eine Reihe veralteter Einrichtungen fort, die dem neuen Staatswesen auf Schritt und Tritt in den Weg traten: die alten Aemter, die durch Kauf erblich geworden waren, die Parlamente u. s. w., denen gegenüber die Regierung um so mehr in Verlegenheit war, als sie selbst die Grenzen ihrer Gewalt nicht kannte. Es waren die einzigen unabhängigen Organismen im Staat, aber sie waren an Classen und Stände gebannt, durch die gehässige Form des Privilegiums unpopulär, in ihrem Verfahren launenhaft, ohne sittlichen Inhalt, jeder vernünftigen Verbesserung abhold, und am wenigsten geeignet, die Freiheit Aller zu garantiren. Auf die Abschaffung dieser Körperschaften war von jeher das Augenmerk des Königthums gerichtet, und der Bürgerstand unterstützte es darin mit seinen Wünschen, um mit dem Mittelalter und den Privilegien überhaupt reinen Tisch zu machen. Von ihren handgreiflichen Mißbräuchen abgesehn, beleidigten diese Trümmer des Feudalsystems den Sinn für Symmetrie, für Reinlichkeit im Staatswesen; man fand für sie keinen Grund.

Dazu kam das Streben nach Gleichheit, der Neid gegen die bevorzugten Stände. Der Adel hatte Alles eingebüßt, was mit gesellschaftlicher

Auszeichnung versöhnt: die politische Selbständigkeit, die obrigkeitliche Befugniß auf dem Lande, die ihn zwang, für die Unterthanen zu sorgen; an Bildung war ihm der Bürgerstand ebenbürtig, an Reichthum ihm zum Theil überlegen; an Einfluß konnte er in der Verwaltung oder in der Presse mit ihm wetteifern. Der Adel hatte aufgehört, eine den öffentlichen Einrichtungen organisch eingefügte Aristokratie zu sein; desto schroffer trat er mit seinen gesellschaftlichen Anmaßungen und seinen finanziellen Privilegien dem Bürgerthum gegenüber.

Unter der vorigen Regierung waren durch einen Gewaltstreich die Parlamente aufgehoben, weil sie sich der wüsten Verschwendung des Hofs widersetzt hatten. Ueber das Unrechtmäßige dieser Maßregel war Niemand in Zweifel, aber die namhaftesten Philosophen, Voltaire voran, waren der Ansicht, die neue Regierung mit ihrem bessern Sinn müsse von dem einmal Geschehenen Nutzen ziehn, und die Wegräumung der Hindernisse, die sich der Verkehrtheit entgegenstellten, acceptiren, weil sie sich ebenso der Vernunft entgegenstellten.

Ludwig XVI. dachte und fühlte wie sein Zeitalter: er betrachtete als seine Aufgabe, für das Glück aller Unterthanen zu sorgen; als sein Recht, zu diesem Zweck sich über alte rechtliche Bedenken hinwegzusetzen.

Wie nahe die Erkenntniß des richtigen Wegs lag, zeigt, daß Ludwig XVI. ihn wirklich einschlug. Das leitende Ministerium wurde dem Mann übertragen, der vielleicht von allen damals Lebenden am meisten geeignet war, es glücklich durchzuführen.

Der Marquis von Turgot (47 J.) zeichnete sich vor den bisherigen Ministern zunächst dadurch aus, daß er ein durch und durch rechtlicher Mann war, der mit der wohlwollendsten Gesinnung den festen und strengen Willen verband, was er für recht hielt, auch durchzuführen. Dazu hatte er richtige Einsicht, wie die Finanzverwaltung zum Wohl des Staates und der einzelnen Bürger in Ordnung gebracht werden könne. Die „Recherches sur la nature et l'origine des richesses," die er unmittelbar vor seiner Berufung schrieb, nehmen viele von den Wahrheiten voraus, die Adam Smith zwei Jahre später feststellte. Nüchtern und praktisch, hielt er für erlaubt, den Gewaltschritt seiner Vorgänger gegen die Parlamente im Interesse des Staats zu benutzen. Von den Generalständen hielt er nichts, er wollte den Aufbau der Verwaltung von unten anfangen und nur überall die Rechtssicherheit herstellen. Dabei kam ihm,

ıf. Die centralisirte Verwaltung, bis dahin
ınd im Dienst selbstsüchtiger Interessen, wird
Menschenliebe durchdrungen: als natürlicher
it ihren Vorschriften und Verordnungen bis i
. Die falsche Empfindsamkeit ist aus den V
die Berichte der Staatsbeamten übergegange
bisher sehr nüchtern, wird salbungsvoll ja
igkeit in den Maßregeln. Als der Frohndier
heißt es in der Verordnung: „wenn man d
t und seine Arbeit ohne Lohn herzugeben, so
jen Hülfsquelle, die ihm gegen Elend und
ihn zu Gunsten der Reichen arbeiten zu lasse
Zünfte: „das Recht zur Arbeit ist das heilig
Recht beschneidende Gesetz verletzt das Natur
ig; die Zünfte sind Producte des Egoismus und
ig Monate nach diesen Verordnungen werden
der hergestellt!!! —
ieterisch in ihren Ansprüchen, schlaff in der D
ıltung erst durch ihre Verheißungen auf, und
iderstand zurück.
Emporkömmlinge scheuten sich vor dem Trotz
bei Hof wohl angeschrieben waren.

der Natur berufen, sich mit dem Staatswesen zu befassen, während dies dem französischen Volk etwas Fremdes ist."

Zudem hatte Turgot keine feste Stütze am Hof. Die Gewissensscrupel des wohlmeinenden aber unselbständigen Königs hemmten ihn auf Schritt und Tritt. Ludwig XVI. hatte die schlimme Eigenschaft schwacher Menschen, daß sie auch ihr Vertrauen nicht unbedingt zu verpfänden im Stande sind. Gleich zu Anfang seiner Verwaltung wurden Turgot von einem der bravsten Männer des Landes Schwierigkeiten in den Weg gelegt; die Wiederherstellung der Parlamente (12. November 1774) war hauptsächlich durch den Einfluß von Malesherbes durchgesetzt. Dieser Mann ist ein höchst sprechendes Bild des damaligen Franzosen edelster Art. Aus einer Familie des alten Parlamentadels, begütert und unabhängig, sowie streng wissenschaftlich gebildet, gab Malesherbes etwas darauf, in seinem Aeußeren stark gegen die Prunkliebe jener Zeit abzustechen; er sah nicht ungern, wenn man über seine bescheidene altmodische Tracht spöttelte. Von einem Wohlwollen gegen alle Welt, das ganz aus dem Innern kam, liberal in der schönsten Bedeutung dieses Worts, vermied er es, die glückliche Muße, die er zu seiner Selbstbildung benutzte, durch ängstliche Theilnahme an den Geschäften zu beeinträchtigen. Er hatte schon früh höhere Staatsämter bekleidet, sobald sie ihn aber in lästige Conflicte brachten, kehrte er wie Cincinnatus auf sein Landgut zurück und sorgte für das Glück seiner Bauern. Die Art seiner Amtsführung ist sehr characteristisch für jene Zeit. Einige Jahre war ihm die Oberaufsicht über die Presse anvertraut. Die Preßgesetze waren von einer unerhörten Strenge, weshalb auch ein großer Theil der damaligen Literatur im Auslande gedruckt werden mußte. Malesherbes kam dadurch oft in Verlegenheit: er war mit einem großen Theil der Philosophen befreundet und theilte ihre Ansichten. Er wußte sich aus dieser Verlegenheit auf eine liebenswürdige, meist humoristische Weise zu ziehn. Einmal meldete er Diderot, er müsse am folgenden Tage seine sämmtlichen Papiere confisciren lassen, er möge vorher das Verfängliche in Sicherheit bringen. Als Diderot nicht wußte, wohin? und da ihm auch die Zeit zur Auswahl fehlte, antwortete Malesherbes: schicken Sie nur Alles zu mir, da ist es am sichersten aufgehoben. — Man kann nicht liebenswürdiger verfahren, aber gewiß ist das keine Schule zur Bildung eines Beamten, der unter Umständen energisch durchgreifen muß. Dabei hatte er noch fortwährend mit dem Eigensinn und der Empfindlichkeit der Phi-

losophen zu rechnen, von denen immer einer dem andern abhold war. Es gelang ihm, sich das Vertrauen Aller zu erwerben, die Briefe, die ihm Rousseau über seinen Character schrieb, sind vielleicht diejenige Schrift, in denen er am meisten aus sich herausgeht. Ludwig XVI. mochte ihn gern. Er war ein Ehrenmann, schlicht und ohne die Strenge des manchmal lästigen Turgot. Für die neue Verwaltung war er doch kein ganz nützliches Element. Er setzte aus Gewissensbedenken die Wiederherstellung der alten feudalen Elemente durch, die nun allen Reformen entgegentraten, er forderte in der Denkschrift, die das Programm seines Ministeriums enthielt, zu viel, während Turgot sich auf das Nächstliegende beschränken wollte, und er war der erste, der das Signal zum Rücktritt gab. Er hat später gezeigt, daß wenn einmal ein heroischer Moment eintrat, er freudig das größte Opfer bringen konnte; aber für gewöhnliche Zeiten besaß er für einen Staatsmann zu wenig Ehrgeiz.

Der Adel und die Parlamente widersetzten sich allen Reformen; aus der Partei der Philosophen erhob sich lebhafter Widerspruch. Necker bekämpfte Turgot's System in seiner Schrift: „die Gesetzgebung und der Getreidehandel," die vielen Beifall fand. Endlich klagten Alle, die von den Verschwendungen des früheren leichtfertigen Hofs gelebt hatten, über die unerträgliche Nüchternheit des neuen Sparsystems, und an ihre Spitze stellte sich schließlich die Königin.

Marie Antoinette hat durch den Heldenmuth ihrer letzten Jahre verdiente Anerkennung bei der Nachwelt geerntet; man darf aber nicht verschweigen, daß sie wesentlich dazu beigetragen hat, die Achtung vor dem Thron zu untergraben. Es ist richtig, daß sie ihren Gemahl nicht unbedingt beherrschte, der sich mitunter sogar erlaubte, ihrem Geschmack durch Carricaturen in den Weg zu treten, aber zuweilen wußte sie doch die allgemeine Combination sehr geschickt zu benutzen und zusammenhängende Entwürfe durch eine Laune zu kreuzen. Zudem reizte sie mehr als billig die Lästerer des Hofs. Gewiß hatte der Hof kein Recht zu sittlichem Rigorismus, aber eine Königin wird schärfer beobachtet als andere Damen, und wenn es natürlich war, daß die Lebenslust und der Uebermuth der schönen jungen Frau ihr den Verkehr mit jungen Leuten von der gleichen Richtung angenehm machten, so hatte es doch seine bedenklichen Folgen. Der damalige anerkannte Günstling — er hatte bereits Vorgänger gehabt — war der gefeiertste und berüchtigtste Don Juan jener Zeit, der Chevalier de Lauzun, später Herzog von Biron,

ebenso berühmt wegen seiner rasenden Verschwendung, wie wegen seiner glücklichen Liebesverhältnisse; übrigens gutherzig und von den feinsten Manieren, das Vorbild zum spätern Faublas. Man hatte gehört, wie die Königin ihn einmal öffentlich „Monstre" genannt — ein verfänglicher Ausdruck! Er selbst spricht sich über das Verhältniß bescheiden aus, aber er läßt die Bescheidenheit merken.

Endlich war die Stellung des Ministeriums unhaltbar geworden: Mai 1776 entschloß sich Turgot, seine Entlassung einzureichen; auch Malesherbes trat zurück. Vorher hatte er noch eine Warnung an den jungen Mirabeau geschickt, der seit einem Jahr in Folge eines lettre du cachet auf Schloß Joux saß: er könne ihm nicht weiter helfen. Mirabeau entfloh 25. Mai 1776 in die Schweiz.

Um diese Zeit gaben zwei wichtige Bücher dem wissenschaftlichen Leben eine neue Richtung: Gibbon's (39 J.) römische Geschichte schilderte das Christenthum in seinen irdischen Beziehungen, und griff damit um so mehr durch, da das Buch höchst anziehend und dem Anschein nach objectiv geschrieben war; Adam Smith (53 J.) ließ sein großes Werk „über den Nationalreichthum" erscheinen, in welchem Turgot's Richtung zu ihrem classisch wissenschaftlichen Ausdruck kam.

Ganz im Gegensatz behauptete Mably (67 J.), Condillac's älterer Bruder, in den „Principes des lois" (1776), das ökonomistische System leide an einer harten Einseitigkeit. Die Menschen sind zwar verschieden in ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen, aber gleich in ihren Rechten. Alle haben ein gleiches Recht, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und ihr Dasein zu genießen. Die bürgerliche Gesellschaft gleicht der Familie, wo die Stärke des Einen selbstlos für die Schwäche des Andern sorgt. Behalte ich den Ueberfluß, der meinem schwächern Nachbar zu seinem Leben nöthig ist, selbstsüchtig für mich allein, so setze ich an Stelle der gesellschaftlichen Harmonie den Krieg Aller gegen Alle, und verrücke die göttliche Weltordnung. — Gewöhnlich stellten die Philosophen China als den Musterstaat auf, Mably berief sich auf die Jesuitencolonie in Paraguay, das Werk des wüstesten Despotismus und der Verdummung, von dem man sich aber aus Hörensagen die seltsamsten Vorstellungen machte.

VI.

Wir bezeichnen die „Sturm- und Drangperiode" unserer Literatur zuweilen auch als die Periode der Empfindsamkeit, des „Werther" und

ιι, ſondern über ihren Gegenſtand, das W
und Wieland, troß aller Ueberſchwenglichkeit d
keit des Andern, erfährt man über die Liebe
n der „Werther" mächtiger gährt und tiefer i
iſt es doch nur die Seele des Liebenden. Lo
; erſt in Mignon, Philine und Ottilie hat G
es Weibes zum Gegenſtand genommen.
nig Monate, bevor der „Meiſter" erſchien, z
udien über dieſen Gegenſtand auf, zur Entgegu
omas: „Essai sur le caractère, les moeur
. Die Beobachtungen ſind ſehr bedeutend un
ern Richtung als unſre deutſchen Dichter und
s Weib iſt abhängiger von ſeinem Organismus
durch Anfälle der Leidenſchaft in der Liebe,
niſchen Volksbewegungen in Erſtaunen. Die Ze
en Lebens brechen die Leidenſchaften des Manne
ſeinigen in ſtillem Brüten pflegt. Sein Mü
igkeit ſeiner Verrichtungen hält ſeinen Blick beſt
heftet, und um toll zu werden, würde dem leide
gänzliche Einſamkeit fehlen, die es ſucht. Auf
aß nie ein Mann; die Rolle der Pythia ziemt
bis dahin erhitzen kann, das Nahen eines G
— Undurchdringlich in ihrer Verſtellung, grauſan
in ihren Vorſätzen, ohne Scrupel über die V
beſeelt von einem tiefen und geheim

barung, die sprudelnde Poesie und die Hysterie. Das von ihr ergriffene Weib empfindet etwas Höllisches oder Himmlisches. Manchmal hat es mich schaudern gemacht, wenn ich es in der Wuth eines wilden Thiers sah. Welch Gesicht, welcher Ausdruck! Aber der stürmische Geist kann durch ein einziges Wort niedergeschlagen werden. — Die Frauen sind einer epidemischen Wildheit unterworfen; nur die erste ist schuldig, die andern sind krank. — Die Ueberzeugung bringt nur bis zu einem gewissen Grad in den Verstand der Frauen. Sie haben die Eigenliebe mit der ganzen Energie der Natur bewahrt. Mehr als wir im Aeußern civilisirt, sind sie mehr Wilde im Innern, und mehr oder weniger Machiavellistinnen. Das Symbol der Frauen ist im Allgemeinen das der Apokalypse."

Das Alles soll nicht etwa Abneigung gegen das Geschlecht ausdrücken, dem Diderot eifriger ergeben war als irgend ein andrer Philosoph. Wie immer bei Diderot, muß man seine Ueberschwenglichkeit etwas einschränken, aber, dies gethan, welch' geheimnißvolle neue Welt wird der Seelenkunde erschlossen!

Es liegt in der Virtuosität der psychischen Analyse etwas Krankhaftes, gesunde Zustände empfindet man nicht; und in diesem Sinne schreibt einmal der Dichter der „Neuen Heloise" an eine Freundin: „Votre âme se porte trop bien, elle vous use: vous n'aurez jamais un corps sain. Je hais ces santés robustes, ces gens qui ont tant de force et si peu de vie; il me semble que je n'ai vécu moi-même que depuis que je me sens demi-mort."

So finden wir auch in der Zeit, in der wir uns bewegen, bei den Franzosen zwar nicht Kunstwerke von dem Rang des „Werther", wohl aber Naturproducte, die an Leidenschaft und innerm Gehalt sich wohl daneben stellen können. Dazu rechne ich die Briefe Mirabeau's an Sophie, die Briefe der Mademoiselle de Lespinasse an Oberst Guibert.

Die Entführung Sophiens durch Mirabeau erfolgte 24. Juni 1776, der Tod der Julie Lespinasse 3. Mai desselben Jahres. 14. Mai 1777 wurden Mirabeau und Sophie verhaftet, 7. Juni wurde er nach Vincennes gebracht, wo er 3½ Jahr in schwerer Gefangenschaft verharrte. Bekanntlich war Mirabeau ein Altersgenosse Goethe's: der Briefwechsel mit Sophie fällt in dieselbe Zeit wie der Briefwechsel mit Frau von Stein; der Selbstmord Sophiens in dieselbe Zeit wie der Bruch Goethe's mit seiner alten Freundin.

Die Briefe und Denkschriften Mirabeau's stehn an Interesse we-

nigstens seinen Parlamentsreden gleich; sie sind viel characteristischer als die meisten Romane jener Zeit. Nicht das unwesentlichste Stück des Nachlasses ist die von Mirabeau selbst aufgestellte Ahnentafel seines Hauses. Die Arighetti waren vor 500 Jahren aus Italien in die Provence eingewandert, sie hatten dort eine stolze feudale Existenz geführt. In der Schilderung ihres letzten Sprößlings erscheinen sie als ein finstres, hartes aber entschlossenes Geschlecht, ungefähr wie die Claudier des Livius, die Mommsen freilich in das Gebiet der Sage verwiesen hat. Man sieht Mirabeau das geheime Behagen an, mit dem er diese sprechenden Characterköpfe abzeichnet. Er selbst war nicht ihrer Art. Seine Natur war jovial, lebenslustig, wohlwollend, und seine Jugendschicksale drängten ihn mit Gewalt zum Liberalismus. Aber an stillem Adelsstolz stand er seinen Vorgängern nicht nach, und fand keinen Grund, sich ihrer zu schämen. In einem Brief aus Vincennes erzählt er eine Anekdote von seinem Vater: er hat in einer großen Gesellschaft geäußert, sein Haus hätte sich während der fünf Jahrhunderte nur eine Mißheirath vorzuwerfen, mit den Medici. Der Sohn findet diese Aeußerung zwar anmaßend und lächerlich, da ja die Medici Frankreich zwei Königinnen gegeben, aber man merkt ihm an, daß es ihm nicht unbequem ist, einem Hause anzugehören, das in so lächerliche Anmaßungen verfallen kann. Als man während der Revolution den Adel abgeschafft hatte und ihn auf der Rednerliste mit dem corrumpirten Familiennamen Riquetti bezeichnete, sagte er achselzuckend: „Ihr habt nun damit zwei Tage Europa zum Narren gehabt!" Börne bemerkt sehr richtig, daß in der berühmten Antwort an den Hofmarschall: „wir werden nur den Bajonetten weichen!" der Edelmann sich zeigt; der Bürger war noch nicht gewohnt, als Einzelner dem Hof gegenüber den Kopf so hoch zu tragen.

Ueberblicken wir sein Schicksal, so werden wir oft zum Entsetzen, oft zur Rührung bewegt, immer aber dazwischen durch gute Laune wieder gehoben: es ist in diesem Mann eine Lebenskraft und Lebenslust, die durch keine Unterdrückung gebrochen wird. Er hat einen festen Glauben an seine Sache, aber dieser Glaube ist mit einem sehr kalten gesunden Menschenverstand gepaart, und er hat den schönen Muth, mit seinem Ehrgeiz, auf das Bewußtsein seiner Kraft gegründet, offen heraus zu gehn. Das Unglück seines Lebens war, daß er, von der Natur zum Aristokraten angelegt, in zerrütteten Vermögensverhältnissen und mit dem schlechtesten Ruf auf den Schauplatz trat, und daß er zu sinnlich war, um mit Stolz zu

entbehren und den schlechten Ruf von sich abgleiten lassen zu können. Der schlechte Ruf war nur zum kleinsten Theil verdient: er hatte weit mehr gelitten als Uebles gethan, ja was er Uebles gethan, kommt nicht in Betracht gegen die Gewohnheiten junger Leute von Stande, an denen die öffentliche Meinung kein Arg hatte. Aber die öffentliche Meinung stürzt sich zuweilen wie ein wild gewordener Stier über Einen her.

Mirabeau's Schicksal wurde durch einen Tyrannen bestimmt, wie wir einen ärgern in der Geschichte nicht wieder finden. Man denkt zunächst an die Jugendgeschichte Friedrich's des Großen: aber was will die Willkür Friedrich Wilhelm's I. gegen die Willkür dieses philanthropischen Marquis sagen! Es liegt in den Briefen des ältern Mirabeau, in denen er sich über seinen Sohn ausspricht, geradezu etwas Teuflisches; er haßt ihn von vornherein, erst, weil er ihm nicht hübsch genug ist, dann, weil sein Character Selbständigkeit zeigt; endlich, weil er sich seiner Mutter annimmt. Er schleppt ihn nach dem damaligen väterlichen Recht von der frühsten Jugend bis zum Alter von 30 Jahren aus einem Kerker in den andern. Er arbeitet mit kalter Bosheit auf sein geistiges wie auf sein physisches Verderben, ja noch im letzten Augenblick, als der Tod seines Enkels dem stolzen Geschlecht der Arighetti ein Ende zu machen droht, und ihn bewegt, zur Fortpflanzung der Familie den Sohn frei zu lassen, legt er ihm raffinirt die schlimmste Demüthigung auf, die er erfinden kann: er muß sich demüthigen vor der mit Recht von ihm verachteten Frau. Es ist eine Familiengeschichte, wie sie kein Romanschreiber erfinden könnte. Nicht blos den Sohn, auch die Gattin und die Tochter durch Intriguen ins Gefängniß gebracht, und er selber an der Seite einer gemeinen Maitresse Moral und Tugend predigend!

Nun aber noch etwas Seltsameres: dieser kalte herzlose Tyrann, dessen sittenlosen Lebenswandel Jedermann kennt, bestimmt die öffentliche Meinung unbedingt; er allein entscheidet über den schlechten Ruf seines Sohns. Und dieser Sohn, wenn er auch auf Augenblicke sich aufbäumt, spricht doch ganz wie Friedrich der Große, als er zur Regierung gekommen war, mit großer Achtung von seinem Vater, und die Pietät, mit der er später dem Leichenbegängniß desselben beiwohnt, hindert ihn, Maire von Paris und dadurch eine wirkliche Macht in der Revolution zu werden. — Ich finde in dieser nachträglichen Anerkennung der patria potestas, die gar nichts Persönliches hatte, einen besonders aristokratischen Zug.

Aber das Allerseltsamste: der alte Marquis handelt in dem besten Glauben, pflichtmäßig zu Werke zu gehn; er redet es nicht nur Andern, sondern sich selbst ein. Er nennt sich nicht nur einen Freund der Menschen, er ist es in seinem Sinn wirklich; seine volkswirthschaftlichen Schriften sind in der That im Interesse des Volks geschrieben, und in dem Eifer, mit dem er für sie Propaganda macht, liegt allerdings viel Rechthaberei, aber auch Interesse für das Gemeinwohl. Ja es gibt Fälle, wo er nicht blos der Sache, sondern auch den Personen uneigennützig dient, z. B. Rousseau. — Seltsame Widersprüche einer Zeit, die aus der Subjectivität heraus bestimmen wollte, was Recht und was Unrecht ist!

Die „Briefe aus dem Thurm von Vincennes" werden das bedeutende Bild einer starken und im Fond edlen Natur bleiben. Es sind nicht blos Ausdrücke der Leidenschaft, die schon durch ihre eigne Kraft bestechen: der Liebende sucht bildend und erziehend auf seine Geliebte einzuwirken, und theilt ihr verschwenderisch von dem reichen Vorrath seines Denkens mit. Insofern wird man an den Briefwechsel Goethe's mit Frau v. Stein erinnert. Das Gemüth, das sich hier ausspricht, ist freilich ein ganz andres; es brennt in ihm ein wildes Feuer, das seine rechte Lebensnahrung noch nicht gefunden hat.

Es wird selten ein Liebesverhältniß Gegenstand der Darstellung geworden sein, in dem man so entschieden für die Liebenden Partei nähme. Ja, wäre es erlaubt, das Urtheil rein aus dem einzelnen Fall, nicht nach der allgemeinen Maxime, die zu Grunde liegt, zu bestimmen, so würde nicht die leiseste Mißbilligung aufkommen. Sophie war als halbes Kind, wie das französische Art ist, von ihrer habsüchtigen Familie an den Präsidenten Monnier verkauft, einen grämlichen Greis, dessen früherer Lebenswandel nicht sehr erbaulich war, und zu dem sie eigentlich gar kein Verhältniß hatte. In dem engen Raum, der dem Gefangenen freistand, war die Verführung für den feurigen jungen Mann groß, und er hat redlich dagegen angekämpft: er forderte seine Gattin auf, sein Gefängniß zu theilen, und erst als diese sich weigerte, ließ er vollständig die Leidenschaft Herr über sich werden. Die Entführung selbst betrachtete er als eine Ritterpflicht. Sophie glaubte sich gefährdet oder war es vielleicht wirklich; um sie zu retten, setzte er seine ganze Zukunft aufs Spiel. Der Haß der beiderseitigen Verwandten veranlaßte eine Strafe, die, wenn man die französischen Sitten in Anschlag bringt, zu dem Vergehn außer allem Verhältniß steht.

Aber eine andre Strafe kam von Innen heraus und zeigt, daß es allerdings nicht erlaubt ist, die allgemeinen Maximen aus dem Urtheil zu entfernen. Mirabeau, bisher nur an grobsinnliche Verhältnisse gewöhnt, die seine Phantasie mit häßlichen Vorstellungen erfüllten, sprach gegen seine Geliebte ein Mißtrauen aus, das sich immer steigerte, das durch die rührendsten Spuren ihrer Aufopferung und Hingebung nicht beschwichtigt wurde; sie entfremdeten sich einander mehr und mehr, und in der einzigen Zusammenkunft, die er nach seiner Freilassung mit ihr hatte, kam es zum vollständigen Bruch. Es war bei Mirabeau nicht eigentliche Treulosigkeit. Er hat später ein Verhältniß gehabt, das an Innigkeit lange nicht an das zu Sophie heran reichte, in dem er aber doch Stand hielt. Von seiner kaltherzigen und gefallsüchtigen Frau wurde er endlich gerichtlich geschieden, und die leidenschaftliche Betheiligung an der Politik drängte die Liebesverhältnisse in den Hintergrund seines Herzens. Aber die arme Sophie war zu Grunde gerichtet. Nach Jahren hatte sie eine neue Liebe, der Geliebte starb an der Schwindsucht, den Tag darauf erstickte sie sich durch Kohlendampf; es war in der Zeit, da Mirabeau, der eben auch seinen Vater verloren, auf der Höhe seines Ruhms stand. — —

Viel romantischer und wunderlicher ist das zweite Verhältniß. Julie de Lespinasse, ein Kind der Liebe, war als junges Mädchen von der Marquise Dudeffand aus drückenden Verhältnissen befreit und in ihr Haus aufgenommen, nachdem sie vorher ihren Namen geändert und den Erbansprüchen, die sie an ihren illegitimen Vater zu haben glaubte, förmlich entsagt hatte. Die geistreiche Frau, an Verstand wie an Bosheit den andern Damen ihrer Art bei weitem überlegen, hielt einen Salon, den nicht blos die französischen Philosophen von Ruf gern besuchten, sondern auch distinguirte Gäste aus England, wie Horatio Walpole und Gibbon.

Von diesem Salon wie von den übrigen waren die Frauen ausgeschlossen, aber die Marquise glaubte, mit Julie eine Ausnahme machen zu dürfen, die nicht schön aber liebenswürdig war und die Unterhaltung sehr belebte. Nach zehnjährigem Zusammenleben entdeckte die alte Dame, daß sie eine Schlange am Busen genährt habe: sie selber pflegte erst um die Mittagszeit aufzustehn und erfuhr nun, daß Julie die Herren schon vorher bei sich empfing. Sie wurde sofort aus dem Hause getrieben und gründete nun einen eignen Salon, der, da sie unbemittelt war, zwischen der Mittags- und Abendzeit eröffnet wurde. d'Alembert, gleichfalls

ein Kind der Liebe, stand in so enger Freundschaft zu ihr, daß er zuletzt mit ihr zusammen wohnte; übrigens ganz geschwisterlich und so, daß das Verhältniß von den Gästen im höchsten Grade respectirt wurde.

Julie hatte schon mehrere Jahre diese Rolle in der Gesellschaft gespielt, als eine tiefere Neigung bei ihr eintrat. Gegenstand derselben war ein Spanier, Herr von Mora, leider war er hektisch, die Aerzte schickten ihn fort und Julie wurde ihm untreu.

Von diesem zweiten Verhältniß hatte auch d'Alembert nicht die leiseste Ahnung. Es war ein junger brillanter Obrist Guibert, 11 Jahre jünger als die Freundin, von dem man damals große Erwartungen hegte, im Grund eine ganz hohle und eitle Existenz, der sich auch zu Julie nur herabließ. Ihrerseits war die Liebe bis zum Fanatismus gesteigert, der Briefwechsel dauerte volle vier Jahre, dazwischen war Guibert eine Zeit in Deutschland, wo er Friedrich den Großen besuchte.

Uebrigens hatte er noch verschiedne andre Verhältnisse, die er Julien regelmäßig mittheilte; zuletzt heirathete er eine Andre, und auch hier wurde Julie an der Entwicklung betheiligt und mußte rathen und helfen. So quälte er sie, vielleicht ohne es zu wollen, auf eine raffinirte

:, wie gut ich zu lieben weiß! Ich thue nichts als lieben, ich
ichts als lieben."

) habe eine Kraft, die mich zu allem eignet: daß ich zu leiden
:e zu klagen."

ıs soll ich sagen? Das Uebermaß meiner Thorheit verwirrt
Geist, die Last des Lebens drückt meine Seele. Was soll ich
Was soll ich werden? Wird es das Irrenhaus sein, oder der
der mich von mir selbst befreit?"

) hasse Dich, daß Du mich die Hoffnung, die Furcht, das Leid,
ıe gelehrt hast! Ich hatte alle diese Erregungen nicht nöthig,
nicht das Bedürfniß zu lieben."

) lebe, ich existire so stark, daß es Augenblicke gibt, wo ich mich
, selbst mein Unglück bis zum Wahnsinn zu lieben."

ı bist nicht mein Freund, Du kannst es niemals werden, ich
: Art Vertrauen zu Dir. Du hast mir das tiefste und schärfste
fügt, das eine edle Seele zerreißen kann. Du hast mir vielleicht
r den einzigen Trost genommen, den der Himmel den Tagen,
ıoch bleiben, gewährte. Du hast alles erfüllt: Vergangenheit,
:t und Zukunft bieten mir nichts als Schmerz, Reue und Ge-
se! Nun wohl, mein Freund! ich weiß und erwäge dies alles,
werde ich zu Dir gezogen durch ein Gefühl, das ich verab-
as aber die Gewalt der Verwünschung und des Verhängnisses

) liebe Dich, wie man lieben muß, mit Raserei, Entzücken und
ıng. Ich habe nicht mehr Opium im Blute; ich habe Schlim-

enn Du zum ersten Mal eine unglückselige Kreatur sähest, ver-
.d zerrissen von so entgegengesetzten Empfindungen, würdest Du
beklagen und ihr zu Hilfe kommen? Nun wohl, mein Freund,
s, mein Unglück ist Dein Werk und diese Seele von Feuer und
n ist Dein Geschöpf."

enn ich Dich hasse, Du weißt es wohl, so ist es nur, daß ich
t einem Grad der Leidenschaft liebe, der meine Vernunft ver-

lein Gott, was ist die Leidenschaft mir natürlich, was ist die
t mir fremd! Himmel oder Hölle, — das ist das Klima, in
wohnen kann." — —

Man kann lange in den französischen Tragödien herumsuchen, ehe man Ausdrücke so wilder Leidenschaft darin antreffen wird. Die Briefe wurden in derselben Zeit mit dem „Werther“ geschrieben. Die Schreiberin war, als sie starb, 43 Jahr alt.

Was wollen dagegen die Paradoxien des „Werther“ sagen! Der Roman wurde um jene Zeit übersetzt, und Laharpe gab ein Urtheil darüber ab. Er beklagt, daß die deutsche Literatur noch so wenig bekannt sei, obgleich man vor Geßner, Klopstock, Gellert, Wieland große Achtung hege. Freilich muß man den Deutschen Weitschweifigkeit des Stils und ein Uebermaß in der Anwendung von Einzelnheiten vorwerfen, die einen Mangel an Erfindung verrathen. Die Deutschen glauben, daß es genügt abzubilden was gerade der Zufall bringt, nein, man muß auch wählen und ein Gemälde abrunden. Dieser Fehler findet sich auch im Werther: die Geschichte soll wahr sein, aber sie ist nicht ausreichend, um einen Band zu füllen. Darum ist auch der Roman mit Betrachtungen und Naturbeschreibungen überladen; übrigens finden sich gegen den Schluß hin Stellen von großer Wirkung. Im Allgemeinen muß jeder Selbstmord, der aus einer großen Leidenschaft hervorgeht, uns interessiren.

Im Jahr 1777 erschien eine Nachbildung des „Werther“: „die letzten Abenteuer des jungen Olban, ein Fragment elsäßischer Liebesgeschichten“, Lenz gewidmet, den der Verfasser, Ramond, ein junger Straßburger, persönlich gekannt hatte. Das Werk schließt mit dem Pistolenschuß und hat als Vorrede das einfache Wort: „Das sind die Irrungen und die Leiden empfindsamer Herzen! lies, kalte Seele! und verdamme.“

Das Interesse des Buchs liegt in einem warmen landschaftlichen und Naturgefühl, das der Verfasser später weiter ausbildete und mit einer darstellenden Kraft verband, die weit selbst über Rousseau hinausgeht. Derselbe schrieb einige Jahre darauf in Prosa im Stil des „Götz“ ein dramatisches Gebilde: „der elsaßische Krieg während des großen westlichen Schisma, beendet durch den Tod des tapferen Graf Hugo, genannt der Soldat des heiligen Petrus“. Der Verfasser wollte „die Fehden der Grafen und Prälaten des Elsaß malen, die Leichname der Geschichte wieder beleben, die Legenden und Chroniken, die sich an die alten Felsenschlösser heften, in Action setzen“; kurz er hatte dasselbe vor, was 80 Jahre später sein Landsmann Erkmann noch etwas phantastischer unternahm.

„Diese historischen Personen sollen in ihrem alten Costüm auftreten,

nach ihren alten Sitten handeln, ich will treu nach der Natur copiren, auch wenn ich durch die Phantasie die Thatsachen ergänze, welche die Zeit in das Dunkel der Vergessenheit begraben hat."

Der Roman wurde nicht viel gelesen, fand aber einige treue Anhänger, und wurde October 1777 warm in einem Damenjournal empfohlen, von einem zierlichen Kritiker, dem man es nicht zutrauen sollte, von Claude Dorat. Er wies nach, daß die französische Poesie dringend der Auffrischung bedürfe: „wir sind kalt, kleinlich und pedantisch geworden, wir verlieren immer mehr an Nerv, es hat sich ein gewisser academischer Geschmack bei uns eingebürgert, welcher die Seele einengt, die Einbildungskraft erkältet, alle Kühnheiten und Leidenschaften verwischt und die Poesie zu untergraben droht."

Diesem Kritiker sandte Ramond eine Reihe von jugendlichen Liebesgedichten ein, welche dieser wirklich April 1777 unter dem Titel „Les amours d'un jeune Alsacien" herausgab. Doch hat er es nicht unterlassen können, die Naturlaute etwas academisch zuzustutzen; namentlich beschwerte sich Ramond darüber, daß er an Stelle der Lerchenbäume Platanen eingeführt hatte, die doch auf den Höhen des Jura nicht wachsen: von Localfarbe hatte die damalige französische Kritik trotz Rousseau noch keinen Begriff.

Gleichzeitig mit dieser Sammlung von Liebesgedichten oder Elegien erschien eine andere, die viel frischer und lebendiger in die Entwicklung der französischen Poesie eingriff. Der Verfasser derselben, Evariste Parny (25 J.) war vor Kurzem von der Insel Bourbon, seinem Geburtsort, zurückgekehrt. Dort war er Musiklehrer einer jungen Dame gewesen, Eleonore, und hatte mit ihr ein Liebesverhältniß gehabt, welches unglücklich abschloß. Die Wehmuth über diesen Verlust, verbunden mit einer kräftigen Sinnlichkeit und einem lebhaften Naturgefühl, gab seinen Elegien einen individuellen Character, der wesentlich von dem Ton der bisherigen französischen Lyrik abwich.

Die Richtung, welche die französische Sprache durch die Academie und durch Boileau erhalten, war für die Lyrik am ungünstigsten. Die Franzosen verstanden besser als irgend eine Nation, dem Inhalt des gesunden Menschenverstandes einen geistvollen und witzigen Ausdruck, dem Inhalt des Gemeingefühls eine prächtige Form zu geben; einzelne Chöre in Athalia lassen nichts zu wünschen übrig. Aber das Lied geht weder aus den Sätzen des gesunden Menschenverstandes noch aus den

Ideen des Gemeingefühls hervor, es verlangt eine freie und individuelle Stimmung, und diese wurde durch die scharfe Kritik der Academiker fast unmöglich gemacht. Für sich selbst zu empfinden, zu träumen, einer innern Stimmung nachzuhangen, deren Grund man sich selber nicht enträthseln konnte, die Phantasie übermüthig und zwecklos spielen zu lassen, die Stimmungen der Natur in seine Seele aufzunehmen, ohne zu wissen, woher sie kommen, das Alles wäre einem Dichter des vorigen Jahrhunderts nicht eingefallen. Ein Original, ein Träumer zu sein, war der schlimmste Vorwurf, den man einem Franzosen machen konnte, und wer als Dichter Anerkennung erwerben wollte, mußte sich nicht auf die Kraft seiner Inspiration, sondern auf die Feinheit seines Geschmacks stützen. Eine gebildete Wendung wurde über alles geschätzt, einen starken Naturlaut des Herzens dagegen hätte man als Barbarei verachtet. Man nannte sich nicht Dichter, sondern Schöngeist; man schrieb nicht für das Volk, sondern für die Salons.

Das alles änderte sich durch Parny, und sein Freund Ginguené hatte vollkommen recht, wenn er ihm die völlige Umgestaltung der Lyrik zuschrieb:

„L'esprit et l'art avait proscrit le sentiment;
L'ironique jargon, l'indécent persifflage
Prenaient, en grimaçant, le nom de bel usage;
L'Apollon des boudoirs, d'un maintien cavalier,
Abordait chaque belle en style minaudier,
Et, tout fier d'un encens brûlé pour nos actrices,
Infectait l'Hélicon du parfum des coulisses . . . .
Nos plats journaux disaient: c'est le ton de la cour!
Tu vins, tu fis parler le véritable amour . . .
Le bel esprit n'est plus, son empire est fini:
Qui donc l'a détroné? — La nature et Parny.

Parny — beiläufig eine innerlich heitere Natur, glaubte mit diesen Liedern sein Liebesleben abgeschlossen.

Le chagrin dévorant a flétri ma jeunesse!
Je suis mort au plaisir et mort à la tendresse.
Hélas! j'ai trop aimé; dans mon coeur épuisé
Le sentiment ne peut renaître.
Non, vous avez fini pour ne plus reparaître,

Première illusion de mes premiers beaux jours,
Céleste enchantement des premiers amours!

Es war ihm jedoch vorbehalten, in der spätern Literatur eine mehr frivole Rolle zu spielen.

Im Gebiet des Romans fehlte es auch in Frankreich an unglücklicher Liebe nicht: „les malheurs de la jeune Emilie" von Madame d'Ormoy erschien gleichzeitig mit dem jungen Olban und, um noch eine dritte Nation heranzuziehn, das leidenschaftliche Verhältniß Alfieri's (gleichalterig mit Goethe und Mirabeau) zur Gräfin Albany spielte in den nämlichen Tagen.

VII.

Nicht lange nach dem Rücktritt Turgot's wurde Necker ins Schatzdirectorium berufen; seine Ernennung zur Stelle eines Generaldirectors der Finanzen erfolgte Juli 1777. Eine sehr bedeutende Neuerung: ein Bürgerlicher, ein Protestant, ein Ausländer auf den einflußreichsten Platz der Staatsverwaltung! In den Reihen der Liberalen wurden große Hoffnungen rege. Bei den radicalen Anhängern der neuen volkswirthschaftlichen Lehre gab dagegen die Ernennung Anstoß, und der Marquis von Condorcet trat laut gegen den ungeschickten Vermittler auf: „Necker an Stelle Turgot's", schrieb er an Voltaire, „das ist als ob der Abbé Dubois auf Fenelon folgte!" Necker hatte das Programm seines künftigen Ministeriums in einer Lobrede auf Colbert skizzirt: „mit Zittern", schreibt Condorcet, „denke ich daran, daß Colbert seine Regierung durch einen Staatsbankerutt und durch Fälschmünzerei begonnen hat! Was soll man übrigens auch von einem Menschen erwarten, der Shakespeare's Dramen für Meisterstücke hält!"

Diese Art des Angriffs gegen einen Finanzminister war freilich nur auf Voltaire berechnet. Im übrigen hatte Condorcet nicht Unrecht, wenn er in dem neuen Ministerium eine rückläufige Bewegung sah: der Hof hatte sich an Necker gewandt, weil er von dem geschickten Banquier rasche Eintreibung von Geld und eine größere Gefügigkeit erwartete, als von dem puritanischen Marquis. Der Grundfehler des neuen Ministeriums war das Haschen nach Popularität, die nur derjenige gewinnt, der die Menge zu zwingen weiß.

Necker spielt auch in der literarischen Bewegung Frankreichs eine

nicht unerhebliche Rolle. Als er mit seinem Bankgeschäft von Genf nach Paris kam, zog zuerst seine schöne und hochgebildete Frau, die viel umworbene Genfer Patriciertochter Susanne Curchod, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Salon wurde bald einer der gesuchtesten; ihr alte[illegible] Anbeter Gibbon spielte darin die Hauptrolle, aber es fehlte fast keine[illegible] der bekannten Philosophen. Necker verhielt sich in diesen Gesellschafte[illegible] in der Regel schweigsam, und warf nur hin und wieder eine sarkastisc[illegible] oder allgemeine philosophische Betrachtung dazwischen, die wie ein Ora[illegible] aufgenommen wurde.

Wenn sonst die französische Sitte erheischte, der Unterredung zu Hü[illegible] zu kommen, so bemerkt eine geistvolle Frau von Necker, ihm gegenü[illegible] fühle man sich immer einfältiger als sonst.

Etwa zehn Jahre nach der Zeit, von der wir reden, übergab i[illegible] seine Frau, die ihn hoch verehrte, eine Characteristik, in der er mit [illegible] krates und Perikles verglichen wurde: Necker ließ sie in der Gesellsc[illegible] vorlesen, hörte würdevoll zu und gab sie heraus, um die große Begab[illegible] seiner Frau an den Tag zu legen. Beide schrieben in einem Stil, [illegible] man später als den Genfer bezeichnete und den man von Necker [illegible] durch alle Freunde seiner Tochter, der Frau von Staël, bis zu Gu[illegible]zot.

aufgegeben und lebte als reicher Privatmann in Paris. Er verwaltete sein Amt mit einer Uneigennützigkeit ohne Beispiel in der französischen Geschichte, aber mehr nach den Grundsätzen eines Banquiers als eines Staatsmanns: er war erfinderisch und glücklich in kleinen Aushilfemitteln, die aber die bevorstehende Krisis nur hinausschieben konnten. Zudem war sein System, wenn er auch manche Concession machte, doch hauptsächlich auf das verständige Sparen zugeschnitten, und alle seine Ersparnisse verschlang der amerikanische Krieg, den er nicht billigte, den er aber nicht zu hindern verstand.

Um diesen Krieg zu betreiben, war, wenige Monate nachdem Necker in das Ministerium berufen war, Benjamin Franklin nach Paris gekommen: ein Greis von 71 Jahren, berühmt nicht blos als Staatsmann, sondern ebenso als Naturforscher, hauptsächlich als Erfinder des Blitzableiters. Als er vor Jahren Frankreich besuchte, hatte er sich den Landessitten angeschmiegt; jetzt trat er als vollendeter Republikaner auf: die grauen Haare ungepudert, eine Pelzmütze darauf, und eine Brille auf der Nase. Er wurde Mode in Paris; die vornehme Gesellschaft riß sich um ihn, alle Damen mußten ihn in ihrem Salon haben, und der schlaue Yankee wußte, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, sehr geschickt zu schmeicheln. Noch hatte er keine amtliche Stellung: der Hof fand es doch bedenklich, sich mit England zu überwerfen; aber die öffentliche Meinung sprach sich immer bestimmter für ihn aus. Ein Engländer, der damals Paris besuchte, erzählte in seinem Bericht: „man spricht jetzt hier in allen Caffeehäusern und allen Gesellschaften von nationaler und politischer Freiheit so freimüthig, wie nur irgend in einem brittischen Parlament oder in einem Oppositionsklub; der Hof sieht durch die Finger und denkt nicht an das alte Sprüchwort, daß unter verändertem Namen die Fabel auf ihn zielt.“

In der That wächst von Jahr zu Jahr die Bösartigkeit der Angriffe gegen das Bestehende. Der Glaube an die Allmacht des Königthums hatte seine sehr bedenklichen Seiten. Indem das Publikum dem Sultan die Fähigkeit beimaß, durch seine Willensmeinung die Welt in die Richte zu bringen, legte es ihm auch die Verpflichtung auf, und machte ihn verantwortlich für jedes Mißgeschick, welches aus natürlichen Ursachen entsprang.

Adel und Königthum wetteiferten mit einander, sich gegenseitig in den Augen der Menge so verächtlich als möglich darzustellen. Ueberall,

wo es galt, einen Mißbrauch abzuschaffen, verfehlte die Regierung nicht, dem Volk die Grundsätze des Naturrechts einzuschärfen, den Druck der privilegirten Stände in den grellsten Farben auszumalen, und die Abhilfe aller Uebel zu verheißen. Sie veranlaßte das Volk, mit seinen eignen Beschwerden gegen die Privilegirten hervorzutreten, sie schmeichelte seinen Leidenschaften und zeigte ihm den Weg, sie zu befriedigen. In dem Zerstörungswerk, welches die Revolution in Angriff nahm und durchsetzte, sind nur wenig Momente, auf welche die Regierung das Volk nicht schon früher aufmerksam gemacht hätte.

Ihrerseits klagten die Parlamente das Königthum des unerträglichen Despotismus an: sie scheuten die Farben nicht, und nach ihren Schilderungen hätte man annehmen müssen, daß alle Gefängnisse von Freunden der Freiheit überfüllt wären. Sie selbst gaben das Beispiel eines wohlfeilen Martyriums, sie citirten den Tacitus, die Menschenrechte und den Code de la Nature gleich ihren Gegnern — im Grunde glaubten sie auch daran; sie zeigten, daß die Regierung das arme Volk systematisch aushungere.

Die öffentliche Meinung wurde hauptsächlich durch den jungen Adel gemacht. Diesen verstehn zu lehren, finde ich zwei Aussprüche von Duclos sehr geeignet: „Le grand défaut du Français est d' être toujours jeune et presque jamais homme; par là il est souvent aimable et rarement sûr: il n'a presque point d' âge mûr.“ Und den zweiten „Il est le seul peuple dont les moeurs peuvent se dépraver sans que le coeur se corrompe et que le courage s'altère.“ In der That entwickelte grade damals der junge Adel bei allen Ausschweifungen und Tollheiten sehr liebenswürdige Seiten.

Neben Franklin spielte eine nicht minder hervorragende Rolle der junge Chevalier von Lauzun, der Günstling der Königin. Er war gleichsam auf dem Schooß der Pompadour erzogen, fast noch als Kind Offizier geworden, und sehr früh mit einer Dame verheirathet worden, die ihm „nur“ 150,000 Liv. Rente einbrachte!! Diese Heirath hatte ihn nicht von den wildesten Abenteuern zurückgehalten; er wurde, wie einer seiner Freunde sich ausdrückt, romanhaft, weil er keine Gelegenheit hatte heroisch zu sein. Grade als Franklin auf der Höhe seines Ruhmes stand, war Lauzun „ruinirt“; er mußte sich mit seinen Gläubigern arrangiren, die ihm ein immer noch bedeutendes Jahrgehalt aussetzten: aber mit dem Glanz seiner Rolle war es zu Ende: auch löste sich damals sein

Verhältniß zur Königin. Es ist sehr characteristisch für jene Zeit der Widersprüche, daß die beiden Männer sich gut zusammen standen, und daß Lauzun später in Amerika mit Auszeichnung diente.

Ein andrer Edelmann in den ersten Reihen jener Zeit war der Prinz von Ligne, ein Belgier von Geburt und in östreichischen Diensten, aber seit Jahren mit dem französischen Hof verwachsen, und der treueste Freund Maria Antoinette's. Der geistvolle und liebenswürdige Mann ist uns Deutschen durch Rahel bekannt geworden. Sein erstes Debut versprach einen kleinen Taugenichts: als er seinem Vater meldete, er sei Oberst in dessen Regiment geworden, antwortete ihm dieser: „nach dem Unglück, Sie zum Sohn zu haben, ist für mich das größte, Sie zum Offizier zu bekommen."

Es ist der Ton, in dem Dickens seinen Chester reden läßt. Aber der Prinz bewahrte von diesem Ton nur eine scherzhafte Erinnerung; er hat sich in allen ernsthaften Fällen als guter, ja als weicher Mensch gezeigt; seine kleinen Schriften sprudeln von Geist; in den Gesellschaften war er von vollendeter Anmuth. Er hatte nur die liebenswürdige Schwäche, daß er es für unmöglich hielt, alt zu werden: dieselbe Galanterie, die er früher in seinen Zwanzigern gezeigt, im guten wie im schlimmen Sinn dieses Worts, zeigte er jetzt in seinen Vierzigern, zeigte er später in seinen Achtzigern. Er war nebenbei ein tüchtiger und auch ein denkender Militair, und hatte sich mit Bravour und Verwegenheit geschlagen: als das größte Unglück seines Lebens empfand er, daß er nie zu einem größeren selbständigen Kommando kam, obgleich er später den Titel eines österreichischen Generalfeldmarschalls führte.

Alle diese Edelleute hatten neben den galanten Abenteuern noch die Verpflichtung, durch elegante Verse die Gesellschaft zu unterhalten. Einer der liebenswürdigsten aus dieser Gesellschaft, Segur d'Aguesseau, damals noch in der Mitte der Zwanziger, hat später die Stimmung seiner Standesgenossen treffend geschildert: „Unsre ganze Zeit gehörte der Gesellschaft, den Festlichkeiten, den Vergnügungen, den wenig anstrengenden Pflichten des Hofs und der Garnison, und so genossen wir ohne Arg einerseits die Vortheile, welche uns die alten Institutionen verschafften, andrerseits die Freiheit, welche uns die neuen Sitten gewährten. Das eine schmeichelte unsrer Eitelkeit, das andere unsrer Vergnügungslust. In unsern Schlössern mit unsern Bauern, unsern Garden und Amtleuten, fanden wir immer noch einige Spuren der alten feudalen Macht wieder; bei Hof und in der Stadt genossen wir die Auszeichnungen unsrer Ge-

burt und unsres Ranges; als halbe Kinder wurden wir Officiere. Aber nun stand es uns frei, uns ohne Pomp und ohne Bedenken dem Umgang aller derer hinzugeben, die uns gefielen. So verflossen die kurzen Jahre unsres Frühlings in einem Kreis von Illusionen und in einem Rausch des Glücks, wie er vielleicht zu keiner Zeit wiedergekehrt ist. Freiheit und Königthum, Aristokratie und Gleichheit, Vorurtheile und Aufklärung, Tollheit und Vernunft, alles vereinigte sich, unsre Tage glücklich zu machen. Niemals ging einem schrecklichen Erwachen ein so süßer Schlaf und ein so verführerischer Traum voraus."

Die jungen Leute sahen in ihrem glücklichen Rausch die Abgründe nicht, an denen ihr Weg vorbeiführte; die ganze gebildete Gesellschaft dachte nicht daran, trotz aller Aufklärung und Philosophie: der einzige Rousseau hatte darauf hingewiesen. Ja die wohlwollenden jungen Herren behandelten angesehne und gescheute Leute als ihres Gleichen, aber sie standen nicht im gleichen Recht. Dem Vornehmen bahnte seine Dienerschaft und die aufmerksame Polizei den Weg; den Armen und Niedrigen schützte kein Gesetz vor den Mißhandlungen und Brutalitäten des Großen, der oft genug sogar Verbrechen straflos beging. Es zeigt eine wohlwollende Gesinnung, daß die jungen Leute sich für die Menschenrechte der Amerikaner begeisterten; was aber in ihren Dörfern, was in der nächsten Umgebung ihrer Schlösser vorging, das zu sehn wurden sie durch ihre Vergnügungen gehindert: daher die schreckliche Ueberraschung, als ihnen die Augen geöffnet wurden.

Der Bauer lebte in einer verhängnißvollen Abgeschlossenheit von aller Cultur; aber die Ideen des Zeitalters begannen diese rohen Gemüther von allen Seiten zu durchdringen; sie kamen auf unterirdischen, abgelegenen Wegen daher und nahmen, durch diese enge und dunkle Bahn sich drängend, seltsame Formen an. Sitten, Glaube und Gewohnheiten des Bauern schienen noch dieselben zu sein; er war gehorsam, sogar heiter, und die gute Gesellschaft sprach von der Sanftmuth des Volks, seiner Hingebung und seinen unschuldigen Vergnügungen. Nur mit Mühe gelingt es Männern aus den höhren Ständen, zu unterscheiden, was in der Seele des Volks vorgeht.

Sehr fein bemerkt Troqueville: „Man muß der Heiterkeit, die der Franzose bei seinen größten Leiden äußert, nicht zu sehr trauen. Sie beweist nur, daß, da er sein böses Loos für unabwendbar hält, er sich zu zerstreuen sucht, indem er nicht weiter daran denkt; nicht aber, daß er es

nicht empfindet. Oeffnet diesem Menschen einen Ausweg, der ihn aus dem Elend führen könnte, das er so wenig zu empfinden scheint, und er wird sich mit solcher Heftigkeit nach dieser Seite hinstürzen, daß er, wenn ihr ihm im Wege steht, euch über den Leib schreiten wird, ohne euch nur zu bemerken."

Mit dem französischen Bauer machte sich der Adel wenig zu schaffen; er zollte ihm wohl Mitleid, aber dies war mit Verachtung gepaart. Desto aufmerksamer verfolgte er, was auf dem jungfräulichen Boden Nordamerikas vorging. Hier schienen sich alle Träume der Philosophie zu verwirklichen: auf einer Tabula rasa wurde, so schien es, ein neuer Staat nach Principien der reinen Vernunft aufgerichtet. Der ritterliche Geist des französischen Adels mußte ihn antreiben, für die große Sache etwas zu thun.

Der Marquis von Lafayette, noch nicht zwanzig Jahre alt, hatte in aller Stille in England für Amerika ein kleines Kriegsschiff ausrüsten lassen, schickte es nach Spanien voraus und eilte heimlich ohne Urlaub und Paß ihm nach. Unterwegs verhaftet und als Deserteur angehalten, gelang es ihm, zu entkommen, und er landete April 1777 in Amerika, wo er an Washington's Seite sich bald im Felde auszeichnete. Der vornehme junge Mann wurde von den Republikanern glänzend empfangen, und der Ruhm seiner That entzündete den französischen Adel zu kriegerischen Gedanken.

Lafayette ist früher vielleicht über Gebühr gefeiert worden, das Urtheil hat sich jetzt gewendet, und ein Geschichtsschreiber wetteifert mit dem andern, ihn als eitlen Schwächling darzustellen. Am härtesten spricht sich Sybel über ihn aus.

Es ist nicht leicht, Lafayette völlig gerecht zu werden, wenn man ihn z. B. neben Mirabeau hält. Der letztere erweckt durch sein vollsaftiges, schnell und warm pulsirendes Leben unsre entschiedenste Sympathie, während bei Lafayette's besten Thaten und Worten ein gewisser Hauch der Kälte uns fern hält. Indeß diese Sympathie kann unmöglich die letzte Instanz für unser Urtheil sein. Freilich war Lafayette's chevalereske Richtung mit einem starken Zusatz von Eitelkeit legirt; aber wenn wir die Eitelkeit als Grund der Geringschätzung gelten ließen, so würden wir allen Franzosen aus Mißverstand ihrer Natur schreiendes Unrecht thun.

Lafayette, namentlich in seiner Jugend, gehört zu den edelsten Bildern der Periode des französischen Adels, in welcher die alte Sitte

und der neue Geist der Freiheit sich noch auf einen Augenblick zu vermählen scheint. Schon die Reinheit seines Lebens ist nicht gering anzuschlagen. Sehr früh verheirathet (er war bereits Vater, als er nach Amerika ging), gab er durch seine lange und glückliche Ehe, die gegen die schwersten Stürme des Schicksals Stand hielt, seinen Standesgenossen ein leuchtendes Beispiel. Er verstand im rechten Augenblick zu wagen, er verstand Maß zu halten. Die vornehme unerschütterliche Ruhe, mit der er später die lange und schwere Gefangenschaft in Olmütz ertrug, wurde in jenen Tagen mit Recht bewundert und wird noch immer Bewunderung erregen, wenn man sie näher ansieht. Daß er in seinen Principien unwandelbar war, daß er in seinem 80. Jahre nicht blos noch ebenso dachte wie im 20., sondern ebenso handelte, wird ihm heute von mancher Seite als Beschränktheit und Mangel an Bildungsfähigkeit ausgelegt. Ein solches Beispiel hatte aber seinen Werth in einer Periode, wo die meisten andern alle drei Jahre in eine andere Atmosphäre des Denkens und Empfindens geriethen und sich von ihr bestimmen ließen. Lafayette war keine große und schöpferische, aber eine edle und vornehme Natur, und wenn wir ihn aus der Geschichte jener Zeit ausstrichen, so würde dieser einer ihrer besten Züge fehlen.

Wenn manche seiner Eigenschaften gegen den herrschenden Strich des französischen Characters zu gehn scheinen, so war er in seinem Gefühl doch immer leidenschaftlicher Franzose, er war es in Amerika, er war es in Olmütz, so schlecht ihn die Franzosen behandelt hatten. Als er sich einmal im ähnlichen Sinne gegen Washington aussprach, sagte ihm dieser lächelnd: „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mein lieber Marquis, Ihre Landsleute für unbesiegbar zu halten; aber ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, das mich eine vierzigjährige Erfahrung gelehrt: kein Volk ist leichter zu schlagen, als die Franzosen, wenn sie einmal das Vertrauen zu ihren Führern verloren haben, und sie verlieren es ziemlich rasch."

Nicht lange gelang es den nüchternen Staatsmännern, den kriegerischen Eifer ihres Volks zu dämpfen. Bereits 6. Februar 1778 wurde Franklin dem König officiell vorgestellt, um den Vertrag abzuschließen; er hatte mit einem gewissen Raffinement dieselbe Kleidung angelegt, in welcher er vor Jahren im englischen Oberhause öffentlich beschimpft war; die Pelzmütze war beseitigt, aber die Brille war geblieben.

Fast in denselben Tagen kam Voltaire nach Paris, das er seit

langer Zeit nicht gesehn hatte: er war jetzt 83 Jahre alt und für die Pariser im gewissen Sinne ein Mythus geworden. Franklin führte ihm seinen Enkel zu, um ihn zu segnen; Voltaire legte ihm die Hand aufs Haupt mit den Worten: „Gott und Freiheit"! Es läßt sich nicht bestreiten, daß die beiden alten Herrn ein wenig Comödie spielten: sie wußten, was sie ihrer Stellung schuldig waren; aber Heuchelei lag nicht darin. Voltaire glaubte im Innersten seines Herzens ebenso fest an Gott wie an die Freiheit, wenn er auch böse Augenblicke hatte, wo er beides verhöhnte und beschmutzte.

Wie stark der Begeisterungsrausch der Pariser war, lehrt eine gleichzeitige Aufzeichnung Grimm's. „Der berühmte Greis ist heute am 31. März zum erstenmal in der Academie und im Schauspiel gewesen. Eine ungeheure Menge Menschen ist seinem Wagen gefolgt, um ihn zu sehn. Alle Zugänge der Academie waren besetzt, der Strom öffnete sich blos, um ihm Platz zu machen, schloß sich dann wieder schnell und jubelte ihm lauten Beifall. Die gesammte Academie ist ihm bis in den ersten Saal entgegengekommen: eine Ehre, die noch keinem ihrer Mitglieder, selbst noch keinem ausländischen Fürsten widerfahren. Man hat ihm den Vorsitz angewiesen und ihn einstimmig zum Director ernannt . . . . Seine Fahrt vom Louvre bis zum Theater glich einem öffentlichen Triumphzug; Alles war mit Menschen überfüllt von jedem Alter und Geschlecht; sobald man den Wagen in der Ferne entdecken konnte, erhob sich ein allgemeines Freudengeschrei; der Jubel verdoppelte sich, je näher er kam; alle Straßen, Treppen, Geländer, jedes Fenster war mit Zuschauern überladen; und kaum hielt der Wagen, so kletterte gleich alles auf die Räder, um den berühmten Mann in der Nähe zu sehn. Wie er ins Schauspiel trat, erhob sich das gesammte Publikum, um ihn zu begrüßen. Es wurden zwei Stücke von ihm gegeben: sobald der Vorhang fiel, brach der Jubel von Neuem aus. Der Greis erhob sich von seinem Sitz, um zu danken, da zeigte sich auf der Bühne auf hohem Gestell seine Büste, von sämmtlichen Schauspielern bekränzt, und Me. Vestris erklärte in begeisterten Versen, daß Frankreich es sei, welches ihm den Lorbeerkranz ertheile. Als er heraustrat, schien er unter der Bürde des Alters und der Lorbeern zu erliegen; man bat den Kutscher, recht langsam zu fahren, damit man folgen könne. Das Volk begleitete ihn unter dem unaufhörlichen Ruf: es lebe Voltaire!"

Die Aufregung war für den alten Mann zu stark; er wurde krank

und starb bereits am 30. Mai. Er hatte noch bis zum Ende hin seine rastlose Thätigkeit und Arbeit fortgesetzt. Sein Tod zeigt, wie hart die Gegensätze sich damals berührten. Er hatte es doch schicklich gefunden, zu communiciren, und ohne Anstand eine Erklärung unterschrieben, wonach er in der heiligen christkatholischen apostolischen Kirche sterbe, aber er hatte dabei nicht unterlassen können, den guten Pfarrer zu necken und einem Freunde, der ihn zur Rede stellte, erklärt: „Sie wissen ja, wie es hier zu Lande zugeht, man muß ein wenig heulen mit den Wölfen, und wenn ich an den Ufern des Ganges wäre, wollte ich mit einem Kuhschwanz in der Hand sterben." Seinem treuen Secretär schrieb er als Testament die Worte auf: „Ich sterbe in Anbetung Gottes und mit Verwünschung des Aberglaubens." Uebrigens genügte der Geistlichkeit seine Communion nicht, sie versagte ihm in Paris das Begräbniß, er wurde in seinem Schloß Ferney beigesetzt.

Was war es nun in seiner historischen Erscheinung, das die Pariser so begeistert hatte? — Zunächst die Freude am Schauspiel überhaupt, für das ein berühmter Name zur Gelegenheit genommen wurde. In dem Cultus berühmter Namen sind die Franzosen bei weitem conservativer als wir. Dann der Glanz seiner Dramen, die noch immer sehr populär waren. Die Hauptsache aber war die Gesinnung, als deren vornehmsten Vertreter man ihn ehrte, der Glaube an die Macht der Aufklärung, welche alle Sünden sühnt. Franklin und Voltaire waren zwei sehr abweichende Figuren, aber der Beifall, den ihre Erscheinung hervorrief, galt der nämlichen Sache.

Die Feier hatte noch ein Nachspiel; man glaubte dem großen Manne ein Opfer schlachten zu müssen. Wenige Tage nach Voltaire's Tod beging einer seiner Schüler und Anhänger, Laharpe (38 J.) die Etourderie, bei einigen Stücken Voltaire's ein paar bescheidene Ausstellungen zu machen. Nun war Laharpe als scharfer Recensent bei allen Dichtern der Zeit verhaßt und bereits mehrfachen Insulten ausgesetzt gewesen, selbst als er in die Academie aufgenommen wurde, zwei Jahre vorher, hatte ihm Marmontel, der ihn einführte, in einer mit großem Beifall aufgenommenen spitzig ironischen Rede die Pflicht der Bescheidenheit eingeschärft. Jetzt wurde er laut der Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter beschuldigt, man brandmarkte ihn im Salon und auf der Straße, es brach einer jener Stürme der Tollheit aus, wie sie nur Paris kennt, eine blinde Wuth, die nicht mehr hören, sondern nur verfluchen will. Maury der

spätere Kardinal, kirchlich gesinnt, aber damals noch mit den Voltairianern im Verkehr und mit Laharpe gut bekannt, sagte von ihm: „wenn er nur ein Wort erwidert, so wird man ihm öffentlich ins Gesicht speien und ihn aus Paris treiben, denn es ist ihm nicht erlaubt, in irgend einem Punkt Recht zu behalten.“ In der That mußte Laharpe die Redaction des „Mercur“, die er bis dahin führte, niederlegen und sich vorläufig in die Dunkelheit zurückziehn. Aber Paris vergißt auch leicht wieder: nach einigen Jahren fanden seine literarischen Vorlesungen wieder großen Zulauf.

Nur einen Monat nach Voltaire, 23. Juni 1778, starb der Mann, dessen Einfluß mit dem Voltaire's sich wenigstens messen kann, ihn aber in vielen Punkten überdauern wird, Jean Jaques Rousseau (66 J.), in der Einsamkeit zu Ermenonville. Sein Ende war traurig, die häuslichen Verhältnisse waren zerrüttet, er fand sich in einer Dürftigkeit, die seine Hypochondrie noch übertrieb. Schon ein Jahr vorher hatte er in öffentlichen Schriften die Wohlthat eines Hospitals verlangt. Sein schlimmster Feind lag in ihm selbst. Der Gedanke, der ihn unaufhörlich quälte, daß alle Welt gegen ihn intriguire, hatte ihm nach der Reihe alle seine Freunde entfremdet und war zuletzt in förmlichen Verfolgungswahnsinn übergegangen. Es ist heute nicht mehr auszumachen, ob er sein Ende freiwillig beschleunigt hat. Es erregt ein peinliches Gefühl, daß unmittelbar nach seinem Tode sein ehemaliger Freund Diderot auf die Nachricht hin, daß in den zurückgelassenen Confessions mehrere seiner theuersten Freunde verläumdet waren, sich zu einer grausamen Erklärung entschloß.

„Wenn durch eine Bizarrerie, die nicht ohne Beispiel ist, jemals ein Werk erschiene, in welchem ehrenwerthe Menschen unwürdig zerrissen würden durch einen ruchlosen, der, um seinen ungerechten Anschuldigungen mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, sich selbst in den schwärzesten Farben malte, so fragt vorweg: ob einer, der sich zu tausend Schlechtigkeiten bekennt, wohl in irgend einer Sache Glauben verdient? werft sein infames Libell von euch, um nicht, verführt durch eine tückische Beredsamkeit, fortgerissen durch den ebenso unwürdigen als kindischen Beifall seiner Bewunderer, endlich sein Mitschuldiger zu werden. Verabscheut den gräßlichen Menschen, der nicht ansteht, seine alten Freunde zu verschwärzen, verabscheut den Feigen, der die Veröffentlichung ihm anvertrauter Geheimnisse oder solcher, die er bei Lebzeiten in Erfahrung gebracht, auf seinem Grabe zurückläßt.“

Später ruhiger geworden, sagte er doch: „nicht die Manen Roussea hat man insultirt, sondern man hat nicht leiden können, daß seine Ma die Lebenden insultirten. Ich werde mir nie einen Vorwurf dar machen, den Wirkungen einer großen Verleumdung in dem Augenblick vorgekommen zu sein, in welchem das allgemeine Gerücht ihren demn stigen Ausbruch verkündigte."

Diderot hatte Grund, mit Rousseau unzufrieden zu sein. Di hatte ihm auf eine Weise mitgespielt, die wohl den Bruch der Freu schaft rechtfertigt. Daß ihn der Tod, wenn nicht versöhnte, doch wenigst zu einem schicklichen Schweigen veranlaßte, mag mit seiner eignen R barkeit entschuldigt, wenn auch nicht gerechtfertigt werden. Aber er h keine Ahnung davon, und er erhielt sie auch später nicht, da er größten Theil der Confessions gelesen hatte, daß in diesem Werk et steckt, das mit dem Maß einer der Zeit angehörenden Beleidigung gemessen werden kann; etwas, das weit über seine eignen Leistungen, über die frühern Werke Rousseau's hinausgeht. Die „Confessions" nicht die Ergüsse eines schlechten Herzens, sondern die Analyse ei kranken aber reichen Natur durch sich selbst; eine Analyse, die durch gr poetische Kraft zu einem Bild sich verdichtet, das man nicht wieder a

und Stimmungen steht, so täuscht noch viel mehr die Erinnerung durch das freie Schalten der Phantasie mit den Bestimmungen der Zeit. Keiner ist der Selbsttäuschung mehr ausgesetzt, als wer viel über sich reflectirt; denn diese Reflexion wächst unbewußt fort, nach ganz andern Gesetzen als denen des wirklichen Lebens, und gewinnt allmälig eine Gestalt, die der Seele lebendiger ist als was in der Erinnerung haftet. Ich habe keinen Zweifel, daß Rousseau redlich auf Wahrheit ausging; ich glaube aber nicht, daß irgend wer sich so häufig über seine innersten Motive getäuscht hat.

Rousseau ist einer der unglücklichsten Menschen, so unglücklich, wie Goethe seinen Tasso schildert. Er wurde von seinem eignen Schatten verfolgt, den er nicht los werden konnte; jede Gestalt, die ihm einst lieb und werth war, nahm entweder allmälig oder auch plötzlich unter der Mitwirkung der krankhaft erregten Phantasie fratzenhafte Züge an, die ihn entsetzten und ihm auch die Vergangenheit in einem gespenstischen Lichte zeigten. Aber diese düstre Anschauung war keineswegs seine ursprüngliche vom Leben, für dessen geheime Herrlichkeiten vielmehr seine Augen weit geöffnet waren und geöffnet blieben, auch da ihn schon von allen Seiten die Larven umdrängten. Diese Fähigkeit, an den Brüsten der Natur zu saugen, schenkte ihm immer Momente der Kindheit wieder, die wie ein warmer Sonnenschein durch den düstern Nebel brachen, der ihm die Welt verfinsterte. Da er nun noch die große Gabe hatte, was er empfand, zu greifbarer Gegenwart zu gestalten, so hat er sich bei allen Irrthümern seines Verstandes und seiner Leidenschaft um das Glück der Nachwelt außerordentlich verdient gemacht. Die Naturempfindung, die unsrer modernen Literatur den von allen Zeiten abweichenden und bei allen Schwächen wohlthuenden Character gibt, führt fast durchaus auf Rousseau zurück.

Die Franzosen hatten sich bis dahin der Natur geschämt, so weit sie nicht durch die Kunst gesellschaftsfähig gemacht war. Rousseau hatte den Muth, seine Liebe zur Natur zu bekennen, die ihm von frühster Kindheit vertraut war. Dies volle und warme Naturgefühl versöhnt uns auch bei argen Verirrungen.

Rousseau hielt die Natur für gut: im Widerspruch damit tadelt er den erschlaffenden Einfluß halbwahrer Selbstbiographen, die leichte Sünden bekennen, um schwere zu verschweigen, da doch jeder Mensch abscheuliche Dinge zu enthüllen haben würde. Seine eigene Sophistik ist aber noch ärger: er verschweigt aus seinem Leben das Schlimmste nicht,

aber er bekennt es nicht als reuiger Sünder, sondern mit dem pharisäischen Selbstgefühl, immer naturgemäß, d. h. immer recht gehandelt zu haben. Sein moralisches Ideal ist das Zusammenfallen von Neigung und Pflicht: ein Ideal, dessen Verkehrtheit erst Kant nachgewiesen hat.

Aber fruchtbar war es für die Poesie. Schroffer und einseitiger als alle übrigen Völker hatten die Franzosen namentlich in ihren Dramen die Charactere nach der graden Linie zugeschnitten; sie kannten für das Handeln nur zwei Motive, die Leidenschaft und das Schickliche, sie hatten damit das innere, das reale Leben des Menschen fast ganz verwischt. In den „Confessions" zeigte sich nun als neues Motiv das Unbewußte des Geistes: zum erstenmal trat, dem wirklichen Leben entsprechend, ein gemischter Character auf; nicht ganz wie der Verfasser sich ihn vorstellt, aber mit soviel Liebe und so ausführlich geschildert, daß der Leser an den Bewegungen seiner Seele leidenschaftlich Theil nahm, und sie, wenn nicht verstand, doch zu verstehn suchte. So wendet sich fortan die Aufmerksamkeit des Dichters wie des Philosophen auf das innere Leben, auf jene geheimnißvolle Welt, die durch die Convenienz dem Blick bisher entzogen war. Diese Richtung auf das Innere ist ebenso wie das geschärfte Naturgefühl characteristisch für die moderne Poesie.

Die „Confessions" sollten nach dem Willen des Verfassers erst zwanzig Jahre nach seinem Tode erscheinen; sie wurden aber gleich in den ersten achtziger Jahren erst bruchstückweise, dann vollständig veröffentlicht und namentlich in Deutschland mit Begierde verschlungen.

Eben als Rousseau starb, erschienen die „Epoques de la nature", mit denen Buffon sein großes Werk krönte; während Mesmer (45 J.) in Paris die Hälfte der vornehmen Damen um seine Experimente des thierischen Magnetismus versammelte.

30. Nov. 1778 kam Gluck (64 J.) wieder nach Paris, ein Jahr vorher war seine „Armide" aufgeführt und hatte die heftigsten literarischen Fehden hervorgerufen; es war sogar zwischen zwei Journalisten zum Duell gekommen. Suard war sein leidenschaftlichster Anhänger, Marmontel sein lautester Gegner, Laharpe suchte zu mäßigen. Gluck ergriff nun selber die Feder, aber wichtiger als seine Polemik war der Erfolg seiner „Iphigenie in Tauris", die 18. März 1779 aufgeführt wurde. Hier verstummte jeder Widerspruch. „Ich weiß nicht", schreibt Grimm, „ob das, was wir gehört, Gesang ist. Vielleicht ist es noch etwas weit Besseres; ich vergesse die Oper und finde mich in einer griechischen Tragödie".

Wenige Tage darauf wurde in Weimar Goethe's „Iphigenie in Tauris" gegeben. Die beiden Meister hatten unabhängig gearbeitet; der Ausgang ist auch ein ganz anderer, bei Gluck wird Thoas von Orest erschlagen. Aber Göthe hatte sich mit der frühern „Iphigenie in Aulis" viel beschäftigt, und es ist wahrscheinlich, daß seine Phantasie durch die Gestalt des Componisten angeregt worden. Gleichzeitig gab Lessing den „Nathan" heraus: in Beziehung auf die Idealität der Lebensansicht bezeichnen diese beiden Dramen vielleicht den Höhepunkt der deutschen Empfindung.

Damals fand Ducis (46 J.), der Uebersetzer Shakespeare's, seine Stelle in der Academie, die Voltaire vorher eingenommen.

Februar 1779 kehrte Lafayette auf kurze Zeit nach Paris zurück. Es war ein Triumphzug, der Adel jubelte ihm ebenso entgegen wie das Volk, und wenn der König sich zurückhielt, so zeigte die Königin dem jugendlichen General ihre lebhafte Theilnahme. An seiner Seite kämpften fortan die bekanntesten der jungen Edelleute, die Lauzun, die Ségur, und der Ruhm des französischen Namens vermählte sich mit den Begriffen der Freiheit und der Menschenrechte.

In den öffentlichen Zuständen Frankreichs war indeß eine große Veränderung eingetreten. Bis zum Jahr 1774 nehmen wir ein stetiges Sinken des Wohlstandes wahr, dann kehrt es sich plötzlich um: Handel und Gewerbe fangen an zu blühen, die Bevölkerung nimmt zu wie der Reichthum, der Fortschritt ist so rasch, so entschieden und so anhaltend, wie es keine andere Periode der französischen Geschichte zeigt. Aber damit wächst keineswegs das Wohlbefinden der Menschen. Jeder fühlt sich nun in seiner Lage unbehaglich, und strengt sich an, in eine andre zu gelangen. Das Streben nach Besserem ist allgemein, es ist aber ein ungeduldiges, freudloses Streben. Die Unruhe in den Gemüthern, der Haß gegen den Rest der alten Institutionen wird immer heftiger, je mehr ihr Einfluß und ihre Bedeutung aufhört. Wohl aber feiert die betrachtende Philosophie ihre Triumphe. Der Glaube an die unaufhaltsame und unendliche Perfectibilität der Menschheit ist nie so siegesfreudig und sicher gewesen als ums Jahr 1780.

VIII.

Es ist nothwendig, die Kehrseite jener frohen Stimmungen ins Auge zu fassen. Hart neben dem Glauben an die Güte der menschlichen Natur findet sich dann wieder die bitterste Menschenverachtung.

Die geistige Krankheit der Franzosen, welche die Revolution aus den innern Theilen auf die Oberfläche trieb, verfolgt man am besten individuell, und zwar nicht blos bei den Männern der Action, sondern im zuschauenden Publikum. Ich wüßte keine so sprechende Erscheinung derselben als Chamfort.

Chamfort ist auch für uns Deutsche von Interesse: die beiden Schlegel haben sich zu ihren Aphorismen hauptsächlich an ihm gebildet. Auch Mirabeau, Sieyès und Chateaubriand hielten große Stücke auf ihn: auf die erstern übte er in den kritischen Momenten ihres Lebens einen nicht unbedeutenden Einfluß. Seine Einfälle sprudeln von Geist, aber sie hinterlassen einen bittern Nachgeschmack; ich wüßte keinen Schriftsteller, in dem sich die hoffnungslose Menschenverachtung so häßlich ausspräche.

„Die physische Welt", sagt er einmal, „scheint das Werk eines mächtigen und guten Wesens, das aber genöthigt wurde, die Ausführung eines Theils seines Plans einem übelwollenden Wesen zu überlassen; aber die moralische Welt erscheint wie das Product der Launen eines Teufels, der verrückt geworden ist."

glücklichsten sind, fällt mir das indische Sprichwort ein: besser sitzen als stehn, besser liegen als sitzen, aber todt sein das beste von allen."

„Wenn man durch seine Empfindungen recht gequält und ermüdet ist, sieht man ein, daß man einen Tag in den andern hineinleben, viel vergessen, mit einem Wort, das Leben Stück für Stück mit dem Schwamm wegwischen muß."

„Das Menschengeschlecht, böse von Natur, wird noch schlechter durch die Gesellschaft. Jeder Einzelne trägt die allgemeinen Fehler der Menschheit, seine individuellen und die seiner Classe. Diese Fehler wachsen mit der Zeit, und je älter man wird, desto gründlicher wird die Verachtung des Lebens."

„Alles ist eitel in den Menschen, ihre Freuden und ihre Schmerzen: freilich ist es besser, wenn die Seifenblase blau und gold, als wenn sie grau aussieht."

„Nur durch unsre Eigenliebe verführt uns die Liebe: nehmt die Eigenliebe davon, und es bleibt wenig übrig. Von der Eitelkeit gereinigt ist die Liebe ein geschwächter Reconvalescent, der sich kaum fortschleppen kann."

„Was immer ein Mann von den Frauen Schlimmes denken mag, es gibt keine Frau, die nicht noch schlimmer darüber dächte."

„Bei der Wahl eines Liebhabers richtet sich jedes Weib mehr nach der Meinung andrer Frauen als nach ihrer eignen."

„Weit entfernt, daß die Liebe wirkliche Vollkommenheit sucht, fürchtet sie vielmehr dieselbe. Gleich den Königen läßt sie nur die Größe gelten, die sie selber geschaffen."

„Als die Natur den Männern die unverwüstliche Neigung zu den Frauen gab, ahnte sie, daß ohne das die Verachtung die Fortpflanzung des Geschlechts hindern würde."

Bei dieser Ansicht von dem Werth der Liebe nimmt er doch keinen Anstand zu erklären: „Wenn ein Mann und eine Frau eine heftige Neigung zu einander haben, so gehören sie sich von Rechtswegen, gleichviel welche Hindernisse im Wege stehn, ein Ehemann oder was sonst."

Freilich dachte er über die Ehe noch schlechter als über die Liebe. „Unsre Ehe ist eine vom Herkommen geheiligte Unanständigkeit" („une indécence convenue"). „Die Scheidung ist etwas so Natürliches, daß sie in vielen Häusern Nachts zwischen den beiden Gatten liegt." Er selbst blieb Junggesell.

Ueber die Leidenschaften dachte er wie Hamann. Nur durch sie le[illegible] man wirklich. Um zur Vernunft zu kommen, muß man die besten sein[illegible] Kräfte paralysiren. „In dem gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft i[illegible] der Mensch mehr durch seine Vernunft verderbt als durch seine Leide[illegible] schaften; die Leidenschaften allein haben das geringe Maß von Natur g[illegible] rettet, das man in der Welt noch antrifft. Die Vernunft ist ein Uebe[illegible] freilich ein nothwendiges, denn ohne sie wären wir noch schlimmer daran[illegible]

„Die Gesellschaft ist nicht etwa eine Entwicklung der Natur, sie [illegible] ein neues Gebäude, aus den Trümmern des alten mühsam zusammen[illegible] setzt. Mit froher Ueberraschung findet man in diesem plumpen modern[illegible] Bau zuweilen ein prachtvolles Bruchstück korinthischer oder dorischer [illegible] chitektur."

„Wirklich entdeckt man in der neuen Geschichte einige große Cha[illegible] tere; man begreift nicht, wo sie hergekommen sind, sie stehen nicht [illegible] rechten Ort, sie sehen aus wie Karyatiden in einem Stall."

„Was man Welt oder Gesellschaft nennt, ist ein erbärmli[illegible] Theaterstück ohne Interesse, das sich nur durch die Decorationen eini[illegible] maßen hält."

„Wenn man die Memoiren aus der Zeit Ludwig's XIV. durchl[illegible]

Zum Schluß eine Bemerkung über die Franzosen, die ich vorziehe, im Original zu geben.

„Le caractère naturel des Français est composé de qualites du singe et du chien couchant. Drôle et gambadant comme le singe et dans le fond très malfaisant comme lui, il est comme le chien de chasse né bas, caressánt, léchant son maître qui le frappe, se laissant mettre à la chaine, puis bondissant de joie, quand on le délie pour aller à la chasse.“

Es ist gewiß nicht ohne Interesse, zu untersuchen, wie eine solche Lebensanschauung sich entwickelt hat — merkwürdig, daß seine Zeitgenossen kein Arg daran hatten! Er galt für einen liebenswürdigen und heitren Gesellschafter, und als er in die Academie aufgenommen wurde, meinte Rivarol ein sonst sehr scharfer Beobachter: da kommt ja ein Maiblümchen unter die Mohnköpfe!

Wie die Mehrzahl der Literaten jener Zeit, hatte Chamfort keinen anerkannten Vater; ursprünglich hieß er Nicolas, den andern Namen mit „de“ legte er sich erst später bei. Als ein Herzog von Créqui ihm sagte, auf den Namen käme doch nichts an, ein Mann von Geist stehe mit Allen auf gleichem Fuße, bemerkte ihm Chamfort, er solle einmal versuchen, sich Herr Criquet zu nennen und dann in einen Salon einzutreten. Im Grund hatten Beide nicht Unrecht: es war eben das Zeitalter der vollendeten Widersprüche.

Chamfort war ein bildhübscher junger Mensch und von den Damen gern gesehn. Um sich eine Position zu geben, schrieb er eine Reihe academischer Preisschriften, grade so oberflächlich und conventionell wie die Mehrzahl dieser Gattung. Das Theater verhieß einen rascheren Erfolg. Schon in seinem 23. Jahr wurde eine Komödie von ihm aufgeführt: „die junge Indianerin“; Betty, das Vorbild der spätern Gurli, und ein Quäker kanzelte die verkehrten sittlichen Begriffe der Franzosen ab, übrigens harmlos genug. Chamfort schickte das Stück an Rousseau, an dessen Schriften er seinen Begriff von dem Gegensatz zwischen Gesellschaft und Natur gebildet hatte. Dramatisch ist es ganz unbedeutend, ebenso der nächste Versuch, „der Kaufmann von Smyrna“, dessen Pointe darin liegt, daß die Christensklaven, Abbés, Barone und Parlamentsräthe, sich als Nullen erweisen und umsonst weggegeben werden.

Die Tragödie „Mustapha et Zeangir“, vor dem Hof zu Fontainebleau aufgeführt, trug ihm den entschiedenen Beifall der Königin und eine

Reihe von Sinecuren ein. Leidlich gut situirt, von der Gesellschaft auf Händen getragen, lebte er nun scheinbar in Glanz und Sorglosigkeit, aber er nährte einen innern Wurm, der ihn unglücklich machte. Zunächst war es wohl das geheime Bewußtsein seines unvollkommnen Talents. Wenn wir jetzt jene Tragödie lesen, so begreifen wir nicht, wie ein so geistreicher Mann ein so fades Zeug zusammenschreiben konnte: es ist ein einfacher Abklatsch der frühern Meister, ohne alles Eigne, und sein Bonmot: „das tragische Theater hat den großen moralischen Fehler, Leben und Tod mit zu großer Wichtigkeit zu behandeln!" schnellt durch seine Wucht die ganze Tragödie in die Luft. Er hatte sein Stück der Königin gewidmet und ihr für ihre Protection gedankt: er wußte nur zu gut, was er dieser schuldig sei, und wenn er später zu den heftigsten Widersachern Marie Antoinette's gehörte, so geben seine Sätze von der natürlichen Undankbarkeit des menschlichen Herzens den besten Aufschluß über seine Motive.

Das geheime Gefühl seines unvollkommnen Talents verurtheilte ihn zur Unthätigkeit, und nährte seinen innern Groll. Sehr richtig sagt er einmal selbst: „Das contemplative Leben ist ein elendes, man muß mehr handeln, weniger denken und am wenigsten zusehn, wie man lebt."

Dazu kam die Empfindung, daß er zwar von den Großen verhätschelt, aber doch nicht als ihres gleichen geachtet wurde. Es empörte ihn, wenn ein einfältiger Marquis in eigner Karosse an ihm vorüber fuhr und ihn mit Koth beschmutzte. Er wurde nicht müde, die Erbärmlichkeit der Rolle, welche er spielte, in den stärksten Ausdrücken sich einzuprägen. „Will man in der Gesellschaft leben", sagt er einmal, „so muß man jeden Morgen eine Kröte verschlucken, um den Tag über keinen Ekel zu empfinden; man muß sich im Koth wälzen, um die Goldstücke zu sammeln, die von den Großen hingeworfen werden." Er kannte vollkommen den innern Widerspruch seiner Existenz, daß er bei seiner Ueberzeugung von der Verächtlichkeit der Gesellschaft dennoch die Gesellschaft nicht entbehren konnte. „Zu diesem Widerspruch kommt noch", fügt er hinzu, „daß ich weiß, wie die Illusionen nothwendig sind, um das Leben zu ertragen, und dennoch ohne Illusion lebe; daß ich die Leidenschaften für nützlicher halte als die Vernunft, und dennoch kaum mehr weiß, was Leidenschaft ist."

Bei seiner scharfen Einsicht in die Verkehrtheit vieler öffentlichen Einrichtungen, in die Verächtlichkeit der sogenannten öffentlichen Meinung, halte ich für einen seiner bittersten Einfälle, wenn er einmal sagt: „Und

doch, wenn man das Joch der Meinung bricht, ist es nur selten, um sich über sie zu erheben — fast immer, um tiefer herabzusteigen!"

„Es ist nach der Bibel der Baum des Wissens von Gut und Böse, der den Tod hervorbringt. Ja, wenn man den Grund der Dinge erkannt hat, so bringt der Verlust der Illusionen den Tod der Seele hervor, d. h. eine völlige Gleichgültigkeit gegen alles, was die andern Menschen beschäftigt und rührt."

„Indem die Natur uns mit so viel Elend überhäufte und uns dennoch eine unbesiegbare Liebe zum Leben einflößte, handelt sie nicht wie ein Brandstifter, der unser Haus ansteckt und Schildwachen vor die Thür stellt? Wenn man nur nach der Vernunft geht, welcher Mensch möchte wohl Vater sein!"

19. Juli 1781 wurde Chamfort (40 J.) in die Academie aufgenommen. Sein Vorgänger war Ste. Palaye, der Geschichtschreiber des Ritterthums; Chamfort gab in seiner Lobrede eine begeisterte Darstellung dieses Instituts, namentlich des französischen: „L'honneur et l'amour, la devise des chevaliers, c'est leur histoire et celle de France". „L'instant où naquit la chevalerie doit la faire regarder comme un bienfait de la divinité." „Combattre, mourir, s'il le fallait, pour son Dieu, pour son souverain, pour ses frères d'armes, pour le service des dames." — Nicht minder warm das Gefühl für die Monarchie, für Ludwig XIV.; reichlich die Thränen bei dem Andenken an die Todten, lebhaft der Dank für die Aufnahme in die erlauchte Körperschaft.

Auch die Gegenrede von Séguier strotzte von Gefühl; es wurde die Verherrlichung der Bruderliebe in „Mustapha und Zéangir" gerühmt: „C'était, sous des noms empruntés, rendre un juste hommage à l'union intime qu'on voit régner entre notre jeune monarque et ses augustes frères. L'allusion a éte saisie: deux frères qui veulent se sacrifier l'un pour l'autre; ce combat généreux et touchant était fait pour arracher des larmes, et pour intéresser les âmes les moins sensibles." Streng werden die „Neidischen" und „Böswilligen" abgefertigt, die sich anstrengten, die feierliche Aufnahme in die Academie lächerlich zu machen.

Zehn Jahre später arbeitete Chamfort für Mirabeau die berühmte Rede aus, in welcher die Academie als der Gipfel der Verkehrtheit gebrandmarkt wurde. Die Satire war blutig, sie traf oft das Schwarze: daß er selber um diese Ehre sich beworben, hatte Chamfort ganz vergessen.

Von ihm waren die Bonmots: „Krieg den Schlössern, Friede den Hütten!“ „Wollen Sie denn, daß eine Revolution mit Rosenwasser gemacht werden soll?“ Endlich der Titel der Brochure von Sieyès, der in der That die Hauptsache war.

IX.

Sehn wir das Jahr, da Chamfort in die Academie aufgenommen wurde — 1781 — näher an. Es ist beiläufig zugleich das Jahr, in welchem Schiller „die Räuber“ bringt.

Beaumarchais (49 J.) zieht im Gefolge von Prinzessinnen als Retter verfolgter Unschuld triumphirend durch Paris; Frau von Genlis (35 J.) wird Erzieherin der Prinzen von Orleans. Diese Frau gehört sehr wesentlich zum Bild des Zeitalters. — Schon als Kind zeigte sie den Trieb, Alles zu wissen, in allen Dingen Unterricht zu geben und Komödie zu spielen. Mit großer Befriedigung erinnerte sie sich noch in ihren spätern Jahren, daß sie einmal in einem Familienstück den Amor spielte: ein Rosakleid bis auf die Knie, Spitzen, künstliche Blumen mit allen Farben, silberfarbene Stiefelchen und blaue Flügel. Das Costum fand so viel Beifall, daß sie es dann fortwährend trug, nur in der Kirche mußte sie die Flügel ablegen. Bald trat sie auch in Mannskleidern auf. Mit zwölf Jahren kam sie nach Paris, wo sie sich als Virtuosin auf allen möglichen Instrumenten, namentlich auf der Harfe geltend machte, ein Instrument, welches noch den Vorzug hat, malerisch zu sein. Daneben spielte sie Komödie, studirte Medicin, trieb mit großem Eifer den Aderlaß, ritt mit jungen Officieren auf die Jagd, las Pascal, führte eine ausgebreitete Correspondenz und ein regelmäßiges Tagebuch, beschäftigte sich in der Küche und dem Garten, sah den Tischlern und Webern zu, übte sich im Billard, Piquet u. s. w. — Der Kopf wird einem wirbelig! Im 19. Jahre heirathete sie den Grafen Genlis Sillery: er scheint in ihrem Leben keine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Kaum verheirathet, schrieb sie Reflexionen einer zwanzigjährigen Mutter; was ihr irgend durch den Kopf ging, brachte sie sofort zu Papier. Bald darauf wurde sie Hofdame der Herzogin von Chartres.

Als Erzieherin fühlte sie sich nun recht in ihrem Element. Das ganze encyclopädistische Wissen, welches sie selber besaß, wurde den jungen Prinzen mitgetheilt: man konnte es dem nachmaligen König noch im Alter zuweilen

anmerken. In dieser Zeit schrieb sie eine Reihe von Jugendschriften, die mehr oder minder auf die Erziehung Bezug hatten. Der sentimentale Ton jener Periode war in denselben vorwiegend, doch blickt zuweilen auch der Geschmack des vorigen Jahrhunderts durch. Mit einer Indiscretion ohne Gleichen verarbeitete sie sofort ihre persönlichen Abenteuer zu einer Novelle oder zu einer Abhandlung; sobald ein Liebesverhältniß, und sie hatte deren mehrere, natürlich nur tugendhafte, bis zu einer gewissen Katastrophe gekommen war, wurde es poetisch verwerthet, und sie ertheilte sich selbst immer die schönste Rolle. Sie war damals in Paris eine sehr bekannte Persönlichkeit. Sie hatte das Unglück, daß Laharpe sich in sie verliebte und dieser Liebe in zärtlichen Elegien Luft machte; es regnete von Epigrammen. Frau von Genlis verfehlte nicht, nachdem der Bruch eingetreten war, ihn in einem Roman zu porträtiren.

Das Zeitalter war nicht schlecht, aber abgelebt in seinen Velleitäten. Die sogenannte gute Gesellschaft hatte alle Eigenart abgeschüttelt, Einer sah aus wie der Andre. Das Zeitalter lebte durch fremde Arbeit, es hatte keinen Glauben mehr an sich, und allgemein war das Gefühl, diese Gesellschaft gehe ihrem Ende entgegen. Ein sehr guter Beobachter, Sénac de Meilhan, schreibt: „Dans cet état de langueur où l'homme doit être entraîné par le cours des choses, il n'aura peut-être d'autre ressource dans 10—12 générations que celle d'un déluge qui réplonge tout dans l'ignorance. Alors, de nouvelles races s'occuperont de parcourir le cercle dans lequel nous sommes déjà peut-être plus avancés que nous ne croyons."

Derselbe erzählt folgende Anecdote. — Ein Ehemann sagte zu seiner Frau: Ich erlaube Ihnen alles, außer die Prinzen und die Lakaien. — Er hatte recht, setzt der Erzähler hinzu, die beiden Extreme entehren durch den damit verbundenen Scandal. — Von Grimm erfahren wir, daß der Ehemann Sénac's eigner Bruder war, und wir erfahren ferner, daß Madame sich an die Warnung nicht kehrte, vielmehr den Prinzen von Conti zum Liebhaber nahm.

Je mehr wir uns der Revolution nähern, desto dichter drängt sich die Masse der unsittlichen Romane. In dem Jahr, an dem wir stehn (1781), sitzt der Marquis de Sade (40 J.), einer der tollsten in diesen Erfindungen, wieder einmal im Gefängniß; Mercier (41 J.) beginnt das „Tableau de Paris", wüste Bilder der pariser Unsittlichkeit, mit Anweisungen, die Prostitution zu veredeln; Rétif de la Brétonne

(47 J.) zeichnet in den „Contemporains," in der „fille entretenue et vertueuse" die Ahnfrau aller Cameliendamen. Fruchtbarer noch als A. Dumas hat er seine Werke gleich für den Druck gesetzt. Nicht ohne Erfindung und psychologischen Scharfsinn, aber ohne ästhetische Kritik, hat er eine hohe Meinung von seiner Mission: durch seine Analyse der Seele glaubt er die Naturwissenschaft, durch seine Analyse der Gesellschaft die National-Oeconomie bereichert zu haben: er ist für das Zeitalter Ludwig's XVI. was Balzac für die Julidynastie war. In demselben Jahr endlich erscheint der verrufenste der Romane, aus welchem man, wenn auch aus trüber Quelle, die sittlichen Zustände der Zeit zu studiren hat, „Les liaisons dangereuses".

Der Verfasser, Choderlos de Laclos aus Amiens (41 J.), war ein tüchtiger Genieofficier und hatte damals die Erbauung der Forts auf der Insel Aix zu besorgen. Er hatte in seiner Jugend durch ein Pasquill auf die Dubarry sich in Gefahr gebracht; man sagt von ihm, er sei ein guter Gatte und Familienvater gewesen. Größeres hat er außer jenem Roman nicht geschrieben. Während der Revolution wurde er Agent des Herzogs von Orleans und in dessen Sturz verwickelt; doch entging er der Guillotine, und wurde unter Bonaparte wieder General der Artillerie.

Man wird überrascht, wenn man den Eindruck des Buchs, das die Pariser Damenwelt sehr verdrossen haben soll, in den Kreisen der deutschen Bildung betrachtet: Schiller war sehr davon eingenommen, und die Hofdamen von Weimar lasen es mit großem Interesse, das sie auch zu rechtfertigen suchten. In der That ist es ein merkwürdiges Buch und ein nicht unwesentliches Symptom der sittlichen Entwicklung. Es gehört nicht blos in die Reihe der schlüpfrigen Romane, er lehnt sich nicht blos an Crébillon fils und an den jüngern „Faublas": seine richtige Stellung wird ihm erst, wenn man es auf sein Vorbild, die „neue Heloise" bezieht und mit dem gleichzeitigen „Allwill" in Parallele stellt: die von den beiden Schriftstellern behandelten Probleme berühren sich sehr nahe. Man muß noch den „Ardinghello" dazunehmen, der es an Frechheit der sittlichen Begriffe weit überbietet, und um einige Jahre später erschien.

Die Frechheit eines Romans liegt nicht grade in den dargestellten Thatsachen, sondern in dem offen oder stillschweigend ausgesprochenen Urtheil über dieselben. In diesem Punkt kann man Laclos nichts vorwerfen: sein Urtheil ist völlig correct, und wo wir von ihm abweichen,

liegt der Grund in der Verschiedenheit der Zeit und der Landessitten. Sein Urtheil ist sogar nicht ohne Verdienst: er begnügt sich nicht damit, das Laster nach seiner oberflächlichen Erscheinung zu geißeln, er dringt auf den Kern des Bösen ein, und geht ihm hart und entschlossen zu Leibe.

Freilich wird durch die moralische Tendenz das Wühlen im Schmutz noch keineswegs gerechtfertigt. Laclos gibt in sexueller Beziehung Details, die uns mit Recht anwidern, mehr ästhetisch als moralisch. Allerdings waren die Franzosen an ganz andre Dinge gewöhnt als wir. Es kam Laclos darauf an, die tiefe Gemeinheit zu zeigen, die mit der Rouérie verbunden ist, und dazu waren ihm Details nothwendig: freilich war der Moralist selbst von der Krankheit angegriffen, die er bekämpfen wollte.

Da das Buch wenig mehr gelesen wird, ist es nöthig, zur Orientirung wenigstens die Hauptpunkte anzudeuten. Abgesehen von den Figuranten treten nur fünf Figuren darin auf: der Vicomte de Valmont, ein Don Juan, zwei seiner Opfer, die tugendhafte Präsidentin von Tourvel und die kleine unerfahrene aber lüsterne Cécile de Volanges; ferner seine Vertraute und Lastersgenossin, die Marquise von Merteuil, und ein junger Malthéser Danceny, der mehr dazu dient, die Charactereigenschaften der Andern zu Licht zu bringen als für sich etwas zu sein. Die Hauptsache des Romans ist, abgesehn von der Verführungsgeschichte der Präsidentin, das Verhältniß zwischen den beiden boshaften Personen, die früher in einem Liebesverhältniß standen, dann sich trennten, um auf eigne Hand auf Raub auszugehn, sich aber gegenseitig ihre Eroberungen mittheilten, bis auf einen neuen Versuch zärtlicher Annäherung ein entschiedener Bruch eintritt. Alle diese Personen gehören der besten Gesellschaft an und sind noch sehr jung: der Malthéser ist erst ins zwanzigste Jahr getreten, die ältesten haben die Zwanziger nicht überschritten, Cécile ist erst fünfzehn. Es verdient das angemerkt zu werden, da durch diese Jugendlichkeit der Betheiligten das Verderbniß der Sitten noch viel schärfer ans Licht tritt.

Sämmtliche Figuren sind in ihrer Anlage glücklich gedacht und klar angeschaut. Die Zeichnung ist in kräftigen Strichen und die Detailmalerei mitunter brillant. Diese Vorzüge werden aber auch ästhetisch durch stark Schwächen verkümmert.

Es lag im Geschmack der Zeit, den Roman aus Briefen zusammenzusetzen: die „neue Heloise", „Werther", „Allwill" ꝛc. Die Briefform verführt zur Weitschweifigkeit, und wird lästig namentlich bei der Art Bildung, die einen conventionellen Stil mit sich führt. Dieser Fehler tritt

im „Allwill“ wenig, im „Werther“ gar nicht hervor, weil Goethe's Briefe der reine Naturlaut waren, und Jakobi sich seinen Stil und seinen sittlichen Vorstellungskreis erst schaffen mußte, während die Franzosen, auch wenn sie recht originell sein wollten, doch dem Gängelband der Schule folgten. Bei Laclos wie bei Rousseau erscheint uns im Stil vieles veraltet und zopfig, was in jener Zeit vielleicht gute Wirkung that: was aus dem Innersten kommt, aus dem Augenblick, aus der tiefsten Individualität, veraltet nie, wie auch die Sitten sich ändern mögen. Im „Werther“ spiegeln sich die Thatsachen in den Briefen unbefangen ab, oder vielmehr die Briefe selbst sind die Thatsachen; in den „gefährlichen Verbindungen“ dagegen enthält der bei weitem größere Theil der Briefe Beschreibungen der Thatsachen oder Raisonnement darüber. Die beiden Mitschuldigen, so geistreich sie sind, ermüden doch durch ewige dogmatische Kritik desjenigen, was geschehn ist, und werden recht langweilig, wo sie recht tiefsinnig zu sein glauben. Die Etourderien der kleinen ungebildeten Cécile, so toll sie mitunter aussehn, stechen gegen diesen Dogmatismus vortheilhaft ab: Laclos hatte, was bei den Franzosen jener Zeit selten war, eine Ader von Humor.

Der Uebelstand referirender Briefe wird noch dadurch vergrößert, daß man zu sehr die Unnatur durchfühlt. Ein Eroberer, der mit unverdrossener Ausdauer den Tag über die Intrigue leiten muß, hat weder Zeit noch Lust, täglich Bogen lang darüber zu berichten. Auch das würde man noch hingehn lassen, wenn die Briefform sich als eine einfache Fiction gäbe: aber Laclos hat den seltsamen Fehler begangen, das Briefschreiben zum Motiv der Katastrophe zu machen, und sich dadurch in Widersprüche verwickelt, die nahezu an Unsinn streifen.

Frau von Merteuil hat den Lebensplan, alle Genüsse durchzukosten und doch den Schein der Tugend zu wahren, um ihre Stellung in der Gesellschaft nicht zu verlieren. Zur Ausführung dieses Plans hat sie ein System erdacht, an dem sie auch festhält. Der erste Satz dieses Systems ist der sehr richtige: man soll nie unter keinen Umständen compromittirende Briefe schreiben, die mißbraucht werden können. Trotzdem schreibt sie an den Vicomte ein ganzes Convolut, in dem sie ihre schlechten Grundsätze und ihre ganzen Schandthaten bis ins Detail aufzählt, und obgleich sie diese Briefe in seinem Besitz weiß, fügt sie ihm, den sie als einen eitlen und rachsüchtigen Menschen kennt, eine tödtliche Beleidigung zu, und macht nicht einmal den Versuch, die Briefe wieder zu er-

langen. Hier hört wirklich aller Sinn und Verstand auf; natürlich veröffentlicht der Beleidigte die Briefe, sie wird dadurch compromittirt und zu Grunde gerichtet, was sie mit mathematischer Gewißheit sich voraussagen konnte, auch wenn sie gar nicht das bedeutende Weib war, für das sie gelten soll. Dem Verfasser scheint das selbst einzuleuchten: er gibt ein paar Mal geheimnißvolle Andeutungen, daß die Marquise noch besondere Mittel in Händen hatte, die Indiscretionen des Vicomte unschädlich zu machen, aber diese Andeutungen verlaufen im Sande.

Auch daß sie dem Vicomte einen Duellanten auf den Hals schickte, war ein sehr kindisches Mittel, denn was auch der Ausgang des Streits sein mochte, ob gar nichts herauskam, ob der Eine oder der Andre verwundet oder getödtet wurde, durch keinen dieser Fälle war der Veröffentlichung der Briefe vorgebeugt.

Es hängt das noch mit einem andern Compositionsfehler zusammen. Laclos wollte nicht blos einen moralischen Eindruck, sondern auch einen moralischen Ausgang: das Laster sollte bestraft werden. In der Beziehung läßt er nichts zu wünschen übrig. Frau v. Merteuil wird nicht nur öffentlich entlarvt und beschimpft, sie bekommt auch die Blattern, wird dadurch garstig entstellt, verliert in einem Proceß, von dem vorher nur flüchtig die Rede war, ihr ganzes Vermögen, und damit noch nicht genug, es wird auf eine Fortsetzung hingedeutet, in der man nichts weniger erwartet, als sie im Zuchthaus oder auf dem Rade zu finden. In dieser Beziehung hat sich der Geschmack verbessert: wir würden es ohne Abschwächung des moralischen Eindrucks ertragen, das Böse äußerlich triumphiren zu sehn.

Hätte Laclos mit der Kriegserklärung der beiden Verbündeten geschlossen, und erklärt, die weitern Briefe wären verloren gegangen, so würden wir den Eindruck eines sehr bedeutenden Torso haben, unsre Phantasie würde geschäftig sein, sich einen passenden Ausgang auszumalen: der, den er gibt, ist unbefriedigend bis zum Absurden.

Er hat aber noch einen andern schlimmern Uebelstand: er verschiebt das sittliche Problem. Frau von Merteuil wird als Sündenbock für die Gesellschaft geschlachtet und die Gesellschaft setzt sich gereinigt und selbstzufrieden zu Tisch. Dazu hat sie nicht die geringste Veranlassung: jene Frau war böse, aber die specifische Art ihrer Bosheit fällt allerdings der Gesellschaft zur Last.

Vielleicht der Mittelpunkt des Buchs ist ein leider nur zu dogmatischer Brief, in dem Frau von Merteuil sich über ihr Glaubenssystem

und namentlich über die Stellung des Weibes zur Gesellschaft ausspricht. Es ist darüber so viel verkehrtes Zeug zu Tage gefördert, daß man geneigt ist, alle weitern Erörterungen abzuweisen. Aber ich muß sagen, daß Frau von Merteuil in ihren Anklagen gegen die Gesellschaft, in der sie lebt, vollkommen Recht hat, wenn auch nicht Recht in den Ansprüchen, die sie für sich daraus herleitet.

Sie klagt die Gesellschaft an, bei Vergehungen gegen die Sitte den schuldigeren Theil, den Mann, frei zu sprechen, seinen Erfolg sogar zu feiern, den minder schuldigen Theil, das Weib, rettungslos zu brandmarken. Diese Anklage trifft zu für die sittlichen Verhältnisse, welche dieser Roman, wie ich glaube, völlig correct schildert.

Sehn wir uns die eroberungslustige Jugend näher an. Dieser Valmont, ein ungemein glücklich gezeichneter Typus, ist nicht etwa, wie Alwill, ein Jüngling der reinen Leidenschaft, der im Ueberstrom seiner Lebenskraft, seines Bluts und seines wirklichen Gefühls Verhältnisse anknüpft und durchführt, deren unglückliche Folgen für den andern Theil er sich hätte voraussagen müssen: sein bestimmendes Motiv ist vielmehr einzig und allein die Eitelkeit. Mit einer furchtbaren Wahrheit ist dieser Krebsschaden des französischen Nationalcharacters aufgewiesen und in so kräftigen Farben gezeichnet, daß man es nicht wieder vergißt. Freilich hat Valmont auch eine kräftige Sinnlichkeit, er ist auch einer wirklichen inneren Erregung fähig; er kann vor Rührung Thränen vergießen, aber das Alles ist ihm Nebensache; er will vor sich und vor andern mit seinen Erfolgen renommiren. Je mehr Widerstand ihm entgegengesetzt wird, desto schmeichelhafter ist ihm sein Erfolg; freilich rächt er sich nachher für den Widerstand durch raffinirte Quälerei. Aber das genügt ihm noch nicht; das Publikum muß Theil an seinem Triumph nehmen, es ist ihm nicht blos einerlei, daß die Frau, die er früher zu lieben vorgab, öffentlich beschimpft wird, er hat sein Behagen daran, es vergrößert seinen Triumph, und er hilft auch wohl durch Lüge und Verläumdung nach. Es giebt keine Art der Niederträchtigkeit, deren er nicht fähig wäre. Frau v. Merteuil durchschaut ihn völlig, und wie sie durch Aufstachelung seiner Eitelkeit ihn veranlaßt, der Frau, die er ganz in seine Gewalt gebracht hat, die er ehrt und im Grunde auch liebt, durch einen höhnischen Scheidebrief den Todesstoß zu versetzen: das ist ein wahres Meisterstück. Meisterhaft ist namentlich der Zug hervorgehoben, daß der eitle Mensch sich einbildet, immer noch von Neuem anknüpfen zu können.

Er steht in diesem Punkt nicht allein. Als zweites Beispiel unter vielen andern wird ein junger Herr von Prévan eingeführt. Er wettet, Frau v. Merteuil, die als tugendhaft gilt, zu verführen und dem Publikum von dem Erfolg Bericht abzustatten. Frau v. Merteuil, die vorher gewarnt ist, wird es leicht, ihn abzuführen, aber sie hat die originelle Idee, die stark an ihr Vorbild, die Kaiserin Katharina erinnert, ihn dabei noch zu genießen. So wird er beschämt, und da er Offizier ist, wegen öffentlichen Aergernisses gestraft. Es ist ganz in der Ordnung, daß nach Enthüllung des Sachverhalts das Urtheil sich umkehrt; aber daß die Gesellschaft diesen Menschen auf Händen trägt, zeigt eine Verkehrtheit des öffentlichen Urtheils, die solche Naturen wie Frau v. Merteuil, erklärlich macht. Ein kräftiges, genußfähiges Weib wird in solchen Verhältnissen leicht zum offnen Kriege gegen die Gesellschaft verführt; die angeborne Bosheit thut dann das Uebrige.

Bei ihrer Neigung zu dogmatisiren, stellt einmal Frau v. Merteuil eine Theorie der Liebe auf, die ich anführe, weil sie in der neueren Romantik die herrschende ist, in ihrer ursprünglichen halb humoristischen Form sich aber am besten ausnimmt.

Der Vicomte hat seine fromme Präsidentin geopfert und stellt sich nun, um den Lohn zu empfangen, der Verbündeten als Bewerber dar. Sie behauptet, es wäre eine reine Thorheit und unternimmt es ihm zu beweisen. „Haben Sie noch nicht bemerkt, daß das Vergnügen, das einzige Motiv der Vereinigung der beiden Geschlechter, dennoch nicht ausreicht, eine Verbindung zwischen ihnen herzustellen? Das Verlangen, das anzieht, geht voraus, aber der Ueberdruß, der abstößt, folgt nach. Das ist ein Naturgesetz, welches nur die Liebe ändern kann, und Liebe hat man nicht immer, wenn man will. Dennoch braucht man sie, und wäre wirklich in Verlegenheit, wenn man nicht glücklicherweise bemerkt hätte, daß es genügt, wenn sie auf der einen Seite da ist; dadurch ist die Schwierigkeit um die Hälfte vermindert, und ohne daß viel dabei verloren geht: der eine genießt das Glück, zu lieben, der andere das Glück, zu gefallen, was freilich etwas minder lebhaft ist, aber dann kommt das Vergnügen, zu täuschen, hinzu, und stellt das Gleichgewicht wieder her, und so ist alles in Ordnung. — Aber wer von uns beiden soll übernehmen, den andern zu betrügen? Als zwei Spitzbuben im Spiel einander erkannten, gaben sie die Partie auf; es ist auch für uns das beste." —

Nur noch ein Wort über die beiden Nebenpartien. Frau v. Tourvel

ist ein wenig im Geschmack Richardson's, der für uns zu weichlich, zu weitschweifig erscheint. Aber es ist der Anlage und den Hauptpunkten der Ausführung nach ein edles und hochherziges Bild, die volle Noblesse der Leidenschaft, und was die kleine liederliche Cécile betrifft, so ist der neuesten Romantik trotz der krampfhaftesten Anstrengung nichts gelungen, was ihr an toller Ingenuität an die Seite zu stellen wäre. Das ganze Buch hinterläßt einen sehr unangenehmen Nachgeschmack, und man bedauert eine Zeit, für die es eine wirkliche Existenz war: aber eine Existenz war es.

Mit Hohn wirft in der Vorrede der Verfasser sich selbst vor, seine Fabel in unsre Zeit verlegt zu haben: viele von den Personen, die er einführt, haben so schlechte Sitten, „qu'il est impossible de supposer qu'ils aient vécu dans notre siéle; dans ce siècle de philosophie, où les lumières, repandues de toutes parts, ont rendu, comme chacun sait, tous les hommes si honnêtes et toutes les femmes si modestes et si reservées!“ Offenbar ist eine Begebenheit aus frühern Jahrhunderten in das unsrige verlegt — — wo kommt es heute vor, daß eine junge und hübsche Präsidentin vor Kummer stirbt!

Solche Schilderungen aus der civilisirten Gesellschaft geben Rousseau's „Kindern der Natur“ eine wunderbare Folie. Ungefähr in derselben Zeit, wo die ersten Fragmente der „Confessions“ erschienen, 1781, traten drei junge Leute, noch in den ersten zwanziger Jahren, in Rousseau's Sinn auf: Levaillant machte seine Reise nach dem Cap der guten Hoffnung, Volney ging nach Aegypten und nach dem Orient, Ramond gab seine Beschreibung der Schweiz heraus.

Levaillant ist auch uns Deutschen durch Campe's Bearbeitung bekannt. Hier traten nun Naturmenschen der ausgesuchtesten Art auf, die braven unschuldigen Hottentotten, die zwar die unangenehme Neigung hatten, sich im Mist zu wälzen, übrigens aber der entarteten europäischen Civilisation gegenüber das vollkommene Bild kindlicher Unschuld darstellten. Dazu die heroischen Kaffern, edle Gestalten, wie die späteren Mohikaner Cooper's, das holde Kaffermädchen Narina mit der schüchternen Liebe zu dem stolzen Fremdling, der einen Löwen nach dem andern erlegte; ein Verhältniß, an Zartheit mit dem der Nausikaa zu Odysseus oder dem der Mailänderin zu Göthe zu vergleichen. Das Buch hat sehr für das Evangelium der Natur gewirkt, es schadete der Wirkung keineswegs, daß der Reisebeschreiber sich später als ein ziemlich arger Aufschneider heraus-

stellte. Seine Schilderungen waren in der That sehr anschaulich und führten den Pariser in Atmosphären ein, von denen er früher keine Ahnung gehabt. Von Genüssen abgestumpft, übersättigt von den Gütern der Civilisation, sehnte man sich nach einer recht starken Würze, und die Liebe im Hottentottenlande war das stärkste Gewürz, das man in dieser überreichen Cultur auftreiben konnte.

„Ihr Schüler der Natur! ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht....
Wohl dir vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß versagt.“....

Die Stelle ist aus Haller's „Alpen“, 1729, also lange vor Rousseau geschrieben. Die Bewunderung der Alpen ist jetzt so allgemein, daß man sich schwer eine Zeit vorstellt, wo sie noch nicht vorhanden war, und doch ist sie verhältmäßig jung. Haller hatte die erste Anregung gegeben, Rousseau in der „Neuen Heloise“ das Walliser Unterland geschildert. Für Frankreich machte Ramond's Uebersetzung der Schweizerreise des Engländers Coxe Epoche. Was Goethe für die Schweiz gethan, ist bekannt. Ramond, sein Schüler wie der Schüler Rousseau's und Buffon's, machte seine Reise ungefähr um dieselbe Zeit wie Goethe mit dem Herzog; er war der erste, der den Franzosen einen Begriff von der eigentlichen Alpenluft gab. Sein Herz fühlt sich erweitert und erfrischt in der reinen Luft auf der Spitze der Hochgebirge; nur mit Trauer steigt er herunter, denn er glaubt, nie so rein und frei denken und empfinden zu können als auf jener Höhe. Aber er hat nicht blos die Macht der Empfindung, sondern die scharfe Linie der Zeichnung und ein warmes Colorit. Nicht blos die Berge, Abstürze, Matten treten deutlich hervor, sondern ebenso das eigenthümliche Geschlecht, das in der Einsamkeit lebt. Ramond hatte ein starkes Gefühl für das Fremde überhaupt und eine Neugier, mit ihm vertraut zu werden: vielleicht war es diese Neugier, die ihn bestimmt hatte, mehrere Jahre hindurch der Geschäftsführer Cagliostro's zu werden, den er doch heimlich verspottete, bis zu der Halsbandkatastrophe.

Mit wie großer Vorliebe man auch seine Augen in die Ferne richtete, die von rosigem Schimmer verklärt schien, man wurde doch immer wieder zur politischen Lage des eignen Landes zurückgewiesen, die immer bedenklicher aussah. Je weiter wir vorrücken im Jahrhundert, desto lebhafter wird das Vorgefühl, daß es mit der alten Gesellschaft auf die Reige geht.

Zwei wichtige Staatsschriften, die gleichzeitig Januar 1781 erschienen; gaben die ersten Andeutungen, daß die Theorie im Begriff war, in die Praxis überzugehen. Die eine war Mirabeau's Denkschrift gegen die Lettres de cachet. Er hatte sie im Gefängniß zu Vincennes geschrieben, aus dem er endlich 13. Dezember 1780 entlassen war.

Die Schrift traf den Kern des Uebels, unter dem Frankreich litt, das Regiment der Willkür, die Rechtlosigkeit der Bürger gegen den bösen Willen hochgestellter Personen. Mirabeau konnte wohl bitter und feurig schreiben, denn er hatte am meisten unter diesem Druck gelitten; aber es war keineswegs blos eine Leistung der Beredsamkeit: sie war von einer Logik, der sich kein richtig Denkender entziehen konnte. In Deutschland wurde sie von Männern, die gewiß nicht demokratischer Gesinnung verdächtig waren, wie Jakobi und Hamann, warm empfohlen. Auch König Ludwig wurde sie in die Hände gespielt. Er gab zu, daß sie treffliche Gedanken enthalte, bedauerte aber, daß ihm die schlechte Aufführung des Verfassers nicht gestatte, seinen philantropischen Grundsätzen Glauben zu schenken. Die Ausflucht characterisirt den König, sie zeigt aber zugleich, wie schwer, ja unmöglich es Mirabeau sein würde, bei seinem Ruf auf die Befriedigung seines Ehrgeizes in Frankreich zu rechnen.

Die zweite Schrift war der Rechenschaftsbericht des Minister Necker: eine unerhörte Neuerung, da man bisher den innern Zusammenhang des Finanzwesens dem Publikum sorgfältig verheimlicht hatte. Nun regnete es plötzlich von allen Seiten Flugschriften, die sich sämmtlich bitter darüber aussprachen, daß die Noth des Landes viel größer sei, als man sich vorgestellt; noch bittrer aber darüber, daß der Schleier doch auch jetzt nur halb gelüftet wäre. Wie man erst anfing nachzurechnen, entdeckte man eine ganze Reihe von Lücken und Verschiebungen, und was zur Beruhigung der Gemüther bestimmt war, brachte eine Aufregung hervor, die dem Hof bald unbequem wurde. Der König hatte die Veröffentlichung ausdrücklich erlaubt, aber dieser Erfolg überraschte ihn, er fing an, seinem Minister zu mißtrauen, die Gegner desselben, die Anhänger der alten Mißbräuche sowie die consequenten Vertreter der volkswirthschaftlichen Schule gewannen Spielraum, und 19. Mai 1781 wurde Necker veranlaßt, seine Entlassung zu nehmen. Er war grenzenlos erstaunt und niedergeschlagen, er wußte sich die Undankbarkeit des Hofs und des Volks nicht zu erklären, und sein einziger Trost war das kleine, aber eifrige Häuflein seiner Anhänger, die auf sein Wort schwuren.

Die Aufmerksamkeit des Publikums auf die öffentlichen Angelegenheiten und der dringende Wunsch nach einer Umgestaltung wurde noch genährt durch Raynal's großes Werk über Indien, das in einem blendenden Stil, mit einer Kühnheit, an die man in praktischen Dingen noch nicht gewöhnt war, die Forderungen der Philosophie auf die Einrichtungen des Staats und der Gesellschaft übertrug. Das Parlament ließ das Buch 1781 durch Henkers Hand verbrennen und der Verfasser, ein siebenzigjähriger Greis, wurde genöthigt, aus Frankreich zu fliehen. Im Ausland dagegen, bei Friedrich dem Großen wie im englischen Parlament, wurde er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen.

Ein eminent ehrlicher Mann, Mallet du Pan (32 J.), der damals in seiner Vaterstadt Genf die „Annales politiques et littéraires" redigirte, trocken und phantasielos, aber mit strenger Gewissenhaftigkeit, sagte von dem Buch: „Que les philosophes regardent les moeurs de notre siècle, et qu'ils nous disent si le moment est arrivé de diminuer les motifs d'être vertueux . . . Quels remords n'aurait pas M. Raynal, si son fanatisme allait empoisonner là chaumière d'un laboureur ou l'atelier d'un artisan! S'il était la dans ces classes obscures, qu'y porteraient ses maximes incendiaires, sinon d'impuissants regrets et la rage du desespoir?" Raynal hatte allerdings die Noth des Proletariats mit erschreckenden Farben geschildert.

Die Zustände des Landes waren materiell in beständigem Fortschritt, aber um so schärfer empfand man, was noch fehlte. Das war vor Allem die Rechtssicherheit. Die Regierung war wohlgesinnt, aber sie wollte sich nicht binden, sie wollte nach Willkür für das Wohl des Volks sorgen; und wenn es einmal mißlang, so verfügte sie noch über die Mittel des alten Regiments, sich lästige Verbindlichkeiten ohne alle Rechtsform vom Halse zu schaffen.

So standen die Sachen, als 20. Januar 1782 durch Franklin in Versailles der Friede unterzeichnet wurde. In der neuen Welt hatte nun die Sache der Freiheit endgültig triumphirt, die alte Welt fing an zu hoffen. Die Edelleute, die unter Washington gefochten, kehrten mit gänzlich veränderten Begriffen zurück: sie hatten bisher im Rausch der Eroberungen gelebt und fingen nun an, von Menschenrechten zu predigen. Noch aber war durchweg die Stimmung hoffnungsreich; der Umschlag sollte bald erfolgen.

X.

Aufmerksamen Beobachtern konnte nicht entgehen, daß der Horizont sich immer bedrohlicher bewölkte; selbst in der dumpfen Stille ahnte man den heranschleichenden Sturm. So empfand das Publikum aber nicht, und wendet man seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die schöne Literatur, so sieht alles friedlich und ahnungslos aus.

April 1782 veröffentlichte Delille (45 J.) sein Gedicht „les jardins“, das bruchstückweise schon die ganze gebildete Welt kannte; gleich darauf St. Martin (38 J.), das „Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers.“ Noch in demselben Jahr wurde der „Romeo“ aufgeführt: Ducis (49 J.) hatte die Balconscene und Aehnliches weggelassen, dagegen die Fabel des Ugolino eingewebt: der alte Montague hat mit seinen Kindern im Hungerthurm gesessen! Januar 1783 folgte der „Lear“: Edgar, Kant's Sohn, rettet durch eine Verschwörung den König und wird sein Schwiegersohn. „Macbeth“, „Johann ohne Land“ u. s. w. wurden in derselben Weise bearbeitet. Sein Freund Thomas (50 J.) schreibt an ihn: „Vous êtes le

m'élever dans mes ouvrages; mais si la nature m'a donné une façon particulière de la voir et de la sentir, je tâcherai de la manifester franchement, sans autre poétique que celle de la nature, avec une douceur d'enfant ou une violence de tourbillon. Je sens qu'au fond je suis indisciplinable." Ducis hatte sich an Shakespeare so berauscht, daß er sich selbst mit ihm verwechselte. Uebrigens war der Erfolg groß, das ganze Parterre weinte, und Ducis, der seine Töchter in das Stück genommen, sagte von ihnen: „si elles n'avaient pas fondu en larmes, je les aurais étranglées de mes mains."

Auch jüngere Dichter erregten gute Hoffnungen: Florian (28 J.) mit seinen Bergeries, Fontanes (26 J.) mit seinen Oden und Elegien: sie sind in der Art von Delille, aber mit gehobenem Ton: „le cri de mon coeur", „la Chartreuse", „le jour des morts". Eine Uebersetzung von Pope's „Versuch über den Menschen" wurde 1783 von Laharpe sehr gelobt, namentlich der imposante Fluß der Sprache, „et cet art de couper le vers sans le réduire à la prose, et de varier le rhythme sans le détruire: deux choses si différentes, et qu'aujourd'hui l'ignorance et le mauvais goût confondent si souvent.

Neben der Tragödie blühte auch die Oper: Gretry's „Richard Coeur de lion" und Piccini's „Didon" (sein bestes Werk) fallen ins Jahr 1783, Salieri's „Danaides" ins folgende: der junge Componist war Gluck's Schüler und Verehrer.

In derselben Zeit zeigte das deutsche Theater unter dem Einfluß Shakespeare's neben aller Roheit eine Kraft, welche die besten Hoffnungen erregte. Schiller's erste drei Stücke werden aufgeführt, der „Don Carlos" theilweise geschrieben; Iffland schließt sich, wenn auch gemäßigter, den Bestrebungen seines Freundes an; in Schröder's Bearbeitung ist Shakespeare auf dem Repertoir sämmtlicher Bühnen.

Viel gewaltiger aber als in der Dichtung erfolgte die Umwälzung auf dem Gebiet des Denkens. Kant hatte die „Kritik der reinen Vernunft" geschrieben, sie war bereits durchgedrungen und fing an, auf den Lehrstühlen von begeisterten Anhängern verkündet zu werden. Die erste moderne Philosophie, die aus der Tiefe des deutschen Wesens geschöpft war, zwang sie zugleich alle Philosophen, die bisher in der gemeinen Heerstraße fortgegangen, sich umzudenken. Die Kritik machte dem einseitigen Sensualismus, der kategorische Imperativ dem einseitigen Eudämonismus ein Ende: die Traumwelt des Rococo war gebrochen.

Unter Kant's Einflüssen erneuten Herder, Jacobi und Goethe das Studium Spinoza's, und mit ihm die Philosophie der Natur und der Geschichte. Jetzt reifte, was Lessing gesät; Herder's Ideen sind ein Schritt des deutschen Geistes in die Weltliteratur hinein.

In diesem Punkt setzen 1784 für Frankreich die „Etudes de la nature" ein. Der Verfasser, Bernardin de St. Pierre, (47 J.) hatte sich an Fenelon, Buffon und Rousseau gebildet. Sein früheres Leben sieht fast wie eine abenteuerliche Kette von Irrfahrten aus. Seit erster Jugend war sein Ideal, auf irgend einer Insel der Südsee eine Pflanzung nach Art des „Robinson" zu gründen; dieser Roman war sein Lieblingsbuch, in dem Helden fand er sich selbst wieder. Eine Reihe von Zufälligkeiten führte ihn in den Militärdienst und auf die deutschen Schlachtfelder, er gab seine Stelle aber bald wieder auf und spielte einige Jahre hindurch in den Hofkreisen Polens und Rußlands eine Rolle, die man füglich die eines Glücksritters nennen kann. Seine ehrgeizigen Absichten scheiterten, er kehrte mit Schulden überhäuft nach Paris zurück, wo er nach einiger Zeit, mit einer Art gouvernementalen Auftrags versehn, nach der Insel Bourbon geschickt wurde. Nach seiner Rückkehr gab er 1773 die Reisebeschreibung in Briefform heraus. Es war ein gutes Buch, reich an warmen und kräftigen Schilderungen, und fand auch Beifall, doch nicht ausreichend, um ihn in der literarischen Laufbahn festzuhalten; sein Streben war vielmehr darauf gerichtet, ein Amt oder eine Pension vom Hof zu erlangen, und er that zu diesem Zweck Jahre hindurch eine Reihe von Schritten, die mitunter ans Unwürdige streiften. In den geistreichen Zirkeln der Hauptstadt, bei Frau Necker, Frl. Lespinasse war er gern gesehen, ohne doch zur vollen Geltung zu kommen.

Er hatte in seinem Character manche Aehnlichkeit mit Rousseau, den er persönlich kannte. Von Natur mit einem schönen Sinn für das Leben ausgestattet, stark sinnlich und zugleich zart empfindend, war er durch beständige Reibungen mit Mißtrauen gegen die Menschen erfüllt, sehr reizbar und fühlte sich oft unglücklich. Aber wie bei Rousseau wußte ihn der innige Verkehr mit der Natur zu trösten. Auch eine eigenthümliche Krankheit theilte er mit Rousseau: der Blutandrang war bei ihm oft so stark, daß er seine Sinne unsicher machte.

Endlich brach sein Talent sich Bahn; er entschloß sich, nach seinem Ausdruck, „Wasser aus seinem eigenen Brunnen zu schöpfen", und seine „Studien der Natur" gewannen einen Beifall, wie lange keine literarische

Leistung, und gaben ihm sofort einen angesehnen und sichern Platz in der Gesellschaft.

Der Zweck des Buchs ist nach der Erklärung des Verfassers, die Quelle unsrer Freuden in der Natur, die Quelle unsrer Leiden in der Gesellschaft zu zeigen: also ganz im Sinn Rousseau's, aber mehr contemplativ abgerundet als in eine Reihe von Schlüssen zusammengestellt. Das Buch hat keinen wissenschaftlichen Character, obgleich der Verfasser gründliche Studien gemacht. Seine Stellung zur Natur ist mehr die eines Malers als eines Forschers. Schon sein leitender Grundsatz spricht das aus: um über das prachtvolle Schauspiel der Natur richtig zu urtheilen, muß man jedes Ding an seinem Platz lassen; die übertriebene Analyse zerreißt und tödtet die Natur.

Wir Deutsche kennen diesen Grundsatz: es ist der Grundsatz Goethe's, und um Bernardin richtig zu würdigen, muß man die gleichzeitigen Arbeiten unsers Dichters daneben halten. Grade damals war er mit Herder in das Studium der Natur vertieft, mit der doppelten Absicht, das Einzelne gründlich sich anzueignen, von dem Ganzen aber synthetisch ein Bild zu schaffen, das zugleich symbolisch und real sein sollte. Vielleicht eben als die „Studien" erschienen, schrieb er den köstlichen kleinen Aufsatz über die Natur, der lange Jahre im Pult verschlossen blieb, und den er ganz vergessen hatte, bis er ihn unter alten Papieren wieder auffand. Dieser Aufsatz hat dieselbe Tendenz wie Bernardin's Studien; aber freilich ist er von dem Geist echter tiefer Poesie durchtränkt, aus einem Guß empfunden, gedacht, geschaffen, während bei Bernardin neben durchgreifenden, geistvollen Ideen und gesättigten Bildern manche leere Stelle durch empfindsame Declamation ausgefüllt wird.

Die beiden Männer wußten nichts von einander, aber sie hatten einen gemeinsamen Lehrer, Buffon. Wenn bei Göthe die spinozistische Richtung überwiegt und das Göttliche ganz in die schaffende Natur aufgeht, während Bernardin nicht geradezu einen extramundanen aber doch einen unterscheidbaren Gott sucht, so erklärt sich diese Verschiedenheit durch die Bezüge auf den Nationalgeist, die den Accent des Redners veränderten. Bernardin's Gott protestirte gegen den herrschenden Materialismus, Goethe's „Gott-Natur" gegen die schroffe Scheidung zwischen dem Göttlichen und Irdischen, wie sie unter den Philosophen seiner nächsten Umgebung im Schwange war.

Uebrigens ist Bernardin's Deismus durchaus nicht dogmatisch. „Die

Natur", sagt er, „bietet so geistreiche Beziehungen, so wohlwollende Absichten, stumme und doch so ausdrucksvolle und wenig bemerkte Scenen, daß, wer auch dem unaufmerksamsten Menschen ein Bild davon zu geben vermöchte, ihn gewiß zu dem Ausruf nöthigen würde: es ist Jemand da! „Il y a quelqu'un ici!" Das ist ein Ruf der Empfindung, nicht ein Syllogismus der Vernunft. Darum sind die Angriffe gegen die Atheisten durchaus nicht das Glänzendste im Buch, ebensowenig die Anklagen gegen die verkehrten Einrichtungen der Gesellschaft; das Glänzende sind die Bilder und Schilderungen aus der Natur, die Gluth, mit welcher die tropische Luft nachgebildet wird, die Harmonie und Anmuth der Sprache, die Innigkeit des Gemüths. Das Tropische ist das Neue im Buch, aber Bernardin hat auch ein starkes Heimathsgefühl; er ist unzufrieden mit den glänzenden, aber duftlosen Blumen der heißen Zone, er sieht sich im Walde vergebens nach einem Veilchen um und sehnt sich nach dem Duft der Geisblattlaube, von wo aus er den Gesang des Hirten hören kann.

Die Wärme seines Naturgefühls empfindet man recht, wenn man ihn neben St. Martin stellt, an dessen Sprache er oft erinnert. Der Misanthropie des Mystikers entgegengesetzt, wiederholt Bernardin in immer

noch unter Friedrich's Einfluß, die Aufgabe gestellt: nur nach den Gründen hatte sie gefragt, die Sache selbst, daß Französisch die Weltsprache wäre, stand ihr unzweifelhaft fest; von den Ansprüchen der Deutschen Sprache auf eine Stellung in der Weltliteratur hatte sie noch keine Ahnung.

Rivarol legt hauptsächliches Gewicht auf die männliche Klarheit seiner Muttersprache. „Dégagée de tous les protocoles que la bassesse inventa pour la vanité, et la faiblesse pour le pouvoir, elle en est plus faite pour la conversation, lien des hommes et charme de tous les âges; et, puisqu'il faut le dire, elle est de toutes les langues la seule qui ait une probité attachée à son génie. Sûre, sociale, raisonnable, ce n'est plus la langue française, c'est la langue humaine.“ — Vortrefflich characterisirt er den französischen Esprit. „L'esprit est en général cette faculté qui voit vite, brille et frappe. Je dis *vite*, car la vivacité est son essence; un trait et un éclair sont ses emblèmes. Observez que je parle de la rapidité de l'idée, et non de celle du temps que peut avoir coûté sa poursuite . . . Le génie lui-même doit ses plus beaux traits, tantôt à une profonde méditation, et tantôt à des inspirations soudaines. Mais, dans le monde, l'esprit est toujours improvisateur; il ne demande ni délai ni rendezvous pour dire un mot heureux. Il bat plus vite que le simple bon sens; il est, en un mot, sentiment prompt et brillant.“

Er selbst hat die französische Sprache, die in Abstractionen unterzugehn drohte, wesentlich gefördert, indem er die Berechtigung des bildlichen Ausdrucks auch für die Prosa nachwies. Er gibt die Scheidung zwischen der Einbildungskraft und dem Urtheil nicht zu und erweist durch das Beispiel aller Sprachen, daß das Bild der natürlichste Ausdruck des Denkens ist: auch die Abstractionen sind Bilder, deren Ursprung man vergessen hat. Wenn die frühern Philosophen in ihrer einseitigen mathematischen Bildung dieser Kraft des Ausdrucks nicht mächtig waren, „cet heureux pouvoir des mots qui sillonne si profondément l'attention des hommes en ébranlant leur imagination,“ so darf man sie darin nicht nachahmen.

In einer Zeit, die fast fieberhaft allen geistigen und sinnlichen Genüssen nachjagte, gehörte zum raffinirtesten Genuß der feinen Pariser Gesellschaft eine geistvolle und belebte Unterhaltung. Die gelesensten Bücher aus der Zeit Voltaire's waren im Geschmack der Conversation. Hier war nun Rivarol ohne Nebenbuhler. Seine große Belesenheit

und seine Gewalt über die Sprache kamen seinem Talent zu Hilfe; man mochte einen beliebigen Ton anschlagen, und sofort sprudelten die Einfälle in unerschöpflicher Fülle. Bald waren es Epigramme, bald eine feurige Beredsamkeit. Freilich war er auch hier mehr Virtuos als echter Künstler: das Feuer seiner Rede stammte mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen. Mit unglaublichem Scharfblick entdeckte er alle schwachen Seiten seiner Zeitgenossen und enthüllte sie ebenso unerschrocken als behaglich. Seine vornehme Haltung unterdrückte den dreisten Widerspruch seiner Gegner; dabei trug er das Ansehn eines leichtsinnigen Weltmanns zur Schau, während er im Stillen sehr ernsthaft arbeitete. Ein verbessertes, aus dem Leben geschöpftes Wörterbuch betrachtete er als die Hauptaufgabe seines Lebens.

Um diese Zeit erfolgte auf dem Gebiet der Kunst ein gewaltiger Angriff auf die Herrschaft des Rococo: der Maler David (36 J.) schickte von Rom aus sein großes Gemälde, „das Gelübde der Horatier", nach Paris und gewann damit die Pariser im Sturm. Auch in Rom sagte Battoni zu ihm, sie wären jetzt die einzigen Maler, von denen man reden dürfe. Seine nächste Ausgabe war der Tod des Sokrates. — David war ursprünglich von der Schule Boucher's ausgegangen; ein

vorbereitet, als man glaubt; es kostete keine große Anstrengung, von den Studien unsrer Gymnasien zu den Kämpfen des Forums überzugehn. Unsre Bewunderung war von vornherein für die Einrichtungen des Lykurg und für die Tyrannenmörder der Panathenäen gewonnen, man hatte uns von nichts Anderm gesprochen. So hatte man uns auf der Schule als Preisaufgabe der Rhetorik das Thema gegeben, in der Weise Seneca's zu entscheiden, wer höher stand, der ältere Brutus, der seine Kinder, oder der jüngere Brutus, der seinen Vater richtete. Der Sieger wurde vom Vorsteher beglückwünscht, vom Erzbischof gekrönt. Den andern Tag redete man von einer Revolution, und wunderte sich darüber, als ob man von einer solchen Erziehung nicht ähnliche Früchte hätte erwarten können. Wenn man heute entscheiden sollte, wer zur Zerstörung unsrer alten monarchischen Doctrinen mehr beigetragen, Voltaire oder Rousseau, so würde ich darüber nicht ganz klar sein; ich würde aber behaupten, daß Livius und Tacitus das Meiste gethan haben. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts hat den Jesuiten und der Sorbonne sehr viel zu danken."

Es wäre jedoch gefehlt, wenn man bei dieser Neigung für die Antike eine einheitliche Richtung des Geschmacks in der damaligen Zeit gesucht hätte: die Widersprüche drängten sich toller als je in Paris zusammen. Der thierische Magnetismus und das Prophetenthum erregen die allgemeine Aufmerksamkeit; jeder Salon muß seine Somnambule haben, auch sind Geistererscheinungen erwünscht. Cagliostro, St. Germain und Mesmer sind auf dem Höhepunkt ihres Ruhms; ein ernsthafter Gelehrter wie Bailly (48 J.) muß sich wenigstens dazu hergeben, ein Gutachten über diese Dinge abzustatten. Zugleich fängt die Politik an, ein phantastisches Gesicht aufzusetzen.

Bisher waren sämmtliche Finanzminister, so weit sie sonst in ihren Ansichten divergirten, darüber einig gewesen, daß eine geordnete Wirthschaft die Hauptsache sei; nun wurde, 3. October 1783, Calonne (49 J.) Minister, der von der entgegengesetzten Ansicht ausging. Die Hauptsache sei, Credit zu haben; Credit habe der, den man für reich halte, und für reich halte man den, der das Geld zum Fenster hinaus werfe. Dem König war eine solche Idee fremd, aber er ließ sich durch seine Gemahlin und seine Hofleute umstimmen, für die nun mit einem Mal goldne Tage kamen. Der Hof schwamm im Ueberfluß, es regnete Geschenke wie zu den Zeiten der Pompadour, und da der gegenwärtige Tag so schön war, warum des folgenden gedenken?

Die Aufmerksamkeit des Publikums war getheilt zwischen den neuen glänzenden Aussichten, die sich so eröffneten, zwischen der Erfindung des Luftballons, von dem man eine gänzliche Umgestaltung des Verkehrs erwartete, und zwischen der „Hochzeit des Figaro". Der Ausspruch Napoleon's, daß diese bereits die Revolution gewesen sei, wird durch den Inhalt des Stücks nicht völlig gerechtfertigt, wohl aber durch die Geschichte desselben erklärt.

Beaumarchais hatte seit beinahe zwei Jahren die Aufführung betrieben; drei Mal war sie schon angesetzt, die Erlaubniß war aber immer wieder zurückgenommen, weil man die starken Anzüglichkeiten gegen bestehende Staatseinrichtungen wenigstens auf dem Theater nicht dulden wollte. Es war der stille Kampf zwischen König und Königin. Wiederum gewann Marie Antoinette das Uebergewicht, und das Stück wurde 27. April 1784 in Paris aufgeführt.

„Ich war zum Hofmann geboren!" sagt Figaro zu Susanne, die ihm einwendet, es gelte doch für ein schweres Metier. Die Antwort: „Recevoir, prendre et redemander, voilà le secret en trois mots!" war zwar unartig, aber der gesammte Hof klatschte jubelnd Beifall, weil er wußte, wie richtig sie war.

Es war ein glänzendes überfülltes Auditorium; die ersten Familien Frankreichs füllten die Logen, und manche Herzogin schätzte sich nach Grimm's Bericht glücklich, um einen Platz zu haben, oben unter der demi-monde zu sitzen. „La folle journée" hatte Beaumarchais sein Stück getauft, die Bezeichnung paßte nicht blos für das, was auf den Brettern, sondern auch auf das, was vor denselben geschah. Am besten drückt die Stimmung Figaro selbst aus, der dem warnenden Doctor erwidert: „Die Menschen haben nur zu wählen zwischen der Narrheit und der Tollheit, wo ich keinen Nutzen sehe, will ich wenigstens Vergnügen. Es lebe die Freude! Wer weiß, ob die Welt noch drei Wochen steht."

Der Erfolg steigerte sich mit jeder Aufführung. Ein Epigramm wurde auf das Stück gemacht, worin man nachwies, daß jede Figur ein Laster vertrete — aber Figaro? „Der Kerl hat mit seinem Patron eine so schlagende Aehnlichkeit, daß man erschrickt; um schließlich alle Laster in einer Person vereinigt zu sehen, hat das Publikum den Autor hervorgerufen."

Beaumarchais nahm die Injurie humoristisch, ließ von einer Loge das Epigramm massenweis ins Parterre werfen, das dadurch sehr be-

lustigt wurde; man sagte ihm nicht mit Unrecht nach, er habe, um das Stück zur Aufführung zu bringen und in Gang zu halten, mehr Kunst aufgeboten als zu der Composition. Die 50. Aufführung gab er zum Besten der armen Wehmütter und schaltete in den Text einige darauf bezügliche rührende Couplets ein. Als man öffentlich bei ihm anfragte, was es denn mit der kleinen Figaro für eine Bewandtniß habe, der im ersten Stück Rosine Bonbons schickt und von der im zweiten gar nicht wieder die Rede ist? antwortete er rasch, sie sei ein Adoptivkind des lustigen Barbier, habe später in Paris einen braven Mann geheirathet, der leider eben von einem Wagen übergefahren sei, und Frau und Kind in großer Noth zurückgelassen habe, sie heiße jetzt so und so, und er fordre auf, für sie zu sammeln.

Diese Sammlung hatte großen Erfolg: wo Paris lachen kann, ist es wohlthätig. Aber ein ernsthafter Kritiker sprach über diese Vermischung des Wohlthätigkeitssinns mit der Posse seine Mißbilligung aus: es sei nicht anständig, eine unbescholtene Frau, wenn auch zu guten Zwecken, lächerlich zu machen.

Beaumarchais, der es mit einem gewöhnlichen Journalisten zu thun zu haben glaubte, antwortete höhnisch und grob. Aber er hatte sich geirrt, sein Kritiker war keine geringere Person, als der Graf von Provence, der Bruder des Königs; er beklagte sich, und Beaumarchais wurde am 7. März 1785 in ein schmutziges Gefängniß St. Lazare zu gemeinen Verbrechern gebracht.

Sechs Tage darauf wurde er freigelassen. Hundert Karossen der ersten Großen fuhren bei ihm vor, um ihm Glück zu wünschen, und kurze Zeit darauf konnte er melden, daß der König ihm $2^1/_2$ Millionen Livres ausgezahlt habe: es war die Befriedigung verschiedener Ansprüche, die er zu haben meinte, das Publikum aber faßte die Sache einstimmig so auf, daß er damit für die sechs Tage Gefängniß entschädigt sei.

Damit ist die Sache noch nicht zu Ende.

Am 15. August wurde ein Angehöriger des höchsten Adels, ein Kirchenfürst, der Cardinal Rohan (51. J.) auf eine beschimpfende Weise verhaftet; mit ihm die Gräfin Lamotte und der Hexenmeister Cagliostro — man kennt die Halsbandgeschichte. Der alte Kardinal war ein eitler Mensch, ein Spielwerk in den Händen seiner beiden Spießgesellen, aber daß er glauben konnte, die Königin schenke ihm ihre Gunst und wolle durch seine Vermittlung mit Umgehung des Königs die Juwelen kaufen,

das war nur begreiflich durch den Ruf, in welchem Marie Antoinette bei seinen Standesgenossen stand. Der Adel, den seine Verhaftung wie ein Faustschlag traf, nahm willig die andere Version der Geschichte auf, das Ganze sei eine Intrigue der Königin gegen den Cardinal.

Um nun allem die Krone aufzusetzen, wurde vier Tage nach jener Verhaftung der „Barbier“ in Trianon aufgeführt; die Königin spielte die Rosine, ihr Liebling, der zweite Bruder des Königs, Graf Artois, den Figaro, und Beaumarchais, der ehemalige Gefangene von St. Lazare, hatte die Ehre dazu eingeladen zu sein; es versteht sich, daß er dem Publikum die Kenntniß dieser Ehre nicht vorenthielt.

Sophie Laroche, die alte Freundin Wieland's, übrigens sehr geneigt, alles rosenfarben anzusehen, war um diese Zeit in Paris und wunderte sich nicht wenig, daß Niemand die Königin grüßte, wenn sie öffentlich erschien. Goethe hatte vollkommen recht, sich vor der Halsbandgeschichte zu entsetzen, obgleich ihm viele Details unbekannt waren. Nicht die Philosophie, nicht die Finanznoth hat der Revolution die Farbe gegeben, sondern der Ruf, in welchem der Hof beim Publikum stand.

In dieser Zeit trägt Necker (54. J.) seine Schilderungen aus der französischen Gesellschaft vor; seine Tochter Anne Germaine (20. J.), die durch ihre distinguirte Häßlichkeit und ihr keckes Philosophiren bereits Aufsehen macht, heirathet, um in Paris bleiben zu können, den schwedischen Gesandten Baron Staël. Laharpe (46. J.) ist Professor am Lyceum und hält Vorlesungen über Literaturgeschichte, in welche die vornehme Welt sich drängt, und die besonders Racine und Voltaire verherrlichen; seine alten Sünden sind völlig vergessen. Delille (49 J.) hält einen förmlichen Triumphzug durch das Elsaß.

Der Proceß Rohan wurde erst 8. Mai 1786 beendet, der Cardinal wurde freigesprochen, Cagliostro verbannt, die Lamotte gestäupt und zum ewigen Gefängniß verurtheilt, aus dem ihr jedoch schon nach einem Jahr zu entkommen gelang. Von England aus, wo sie Zuflucht fand, erließ sie schmähliche Flugschriften gegen die Königin, und suchte die Sache so darzustellen, als ob diese wirklich die Verhandlungen mit dem Cardinal geführt habe und seine Geliebte gewesen sei. Der König hatte die gutmüthige Schwäche, diese Schriften aufzukaufen und ihren Inhalt dadurch gewissermaßen zu bekräftigen.

Im Ganzen scheint das Urtheil des Parlaments die Thatsachen richtig dargestellt zu haben. Die Königin war unschuldig, aber ihr blinder

Haß gegen den Cardinal hatte sie verleitet, die ganze Wucht des königlichen Ansehns in die Wagschale zu seiner Verurtheilung zu werfen, und es war eine empfindliche Schmälerung dieses Ansehns, als die Freisprechung erfolgte.

Auch Cagliostro war nach England gegangen und erließ von da aus ein Sendschreiben an das französische Volk, worin er die Zerstörung der Bastille, die Abschaffung der Lettres de cachet und ähnliches verkündete. Dies zu wünschen, war einem eben aus der Bastille Entlassenen sehr natürlich; daß es so schleunig eintreffen würde, hatte der Wunderthäter wohl selber kaum geahnt. Seine Gläubigen hielten übrigens fest an ihm; Männer aus den höchsten Ständen richteten eine Eingabe an das Parlament, in welchem er als Heiliger und Wohlthäter der Menschheit gefeiert wurde, und als er sich zu Boulogne einschiffte, standen Tausende am Strand und flehten um seinen Segen.

Um die Zeit, als der Prozeß zu Ende ging, kam Mirabeau aus Berlin nach Paris zurück. Er hatte sich zweimal Friedrich dem Großen vorstellen lassen, augenscheinlich in der Absicht, eine Stelle in Preußen zu finden. Es war ihm nicht gelungen; er hatte Verbindungen mit den deutschen Aufklärern angeknüpft, namentlich mit Mauvillon, und sich in die Fehden derselben gegen Cagliostro und Lavater verwickelt. Auch in Paris trat er mit leidenschaftlichen Streitschriften auf, zunächst wohl um sich einen Namen zu machen. Er griff Necker als einen Charlatan an, er hatte Händel mit Gibbon; am meisten Lärm machte seine Polemik gegen Beaumarchais. Dieser hatte sich an einem Canalisations-Project betheiligt, welches Mirabeau im Interesse seines Freundes, des Banquiers Clavière, bekämpfte; und Beaumarchais war so unvorsichtig, spöttisch zu antworten. Mirabeau rächte sich durch eine blutige Satire; er warf ihm vor, das Theater zu einer Schule schlechter Sitte gemacht zu haben: er habe alle Stände des Staates, alle Gesetze, alle Regeln, allen Anstand mit Füßen getreten, es sei eine Insolenz, wenn er es wage, Jemand seine Achtung zu bezeugen; er solle künftig nur darnach streben, zu verdienen, daß man ihn vergesse.

Auf diese Sprache fand Beaumarchais keine Antwort; einem andern Gegner war er mehr gewachsen. Es war der Advocat Bergasse, die Gegenpartei in einem der vielen Processe, die Beaumarchais führte, übrigens Anhänger der Magnetiseurs und in viele schlechte Geschäfte verwickelt. Er hatte von Beaumarchais gesagt, er schwitze das Versprechen

aus. Beaumarchais entgegnete im nämlichen Ton, und rächte sich später in „la mère coupable“ noch blutiger, indem er Bergasse, unter einem leichten Anagramm versteckt, als einen gemeinen Tartuffe brandmarkte. Er hatte sich eben zum dritten Mal verheirathet und stellte in den Proceßacten selbst sein Hauswesen als ein paradiesisches Idyll dar, während er in Wirklichkeit durch arge Sitten Anstoß gab.

Eben ging seine Oper „Tarare“, von Salieri componirt, über die Bretter. Es ist das wunderlichste, was er geschrieben hat, obgleich er sich selber auf seine Erfindung nicht wenig zu gute that. Der Sultan Atar, ein Bösewicht von der gemeinsten Sorte, verfolgt aus Neid mit Hilfe der Priesterschaft seinen großen, treuen und tugendhaften Feldherrn Tarare auf eine nichtswürdige Art. Eben soll derselbe auf dem Scheiterhaufen endigen, da erhebt sich das Heer für ihn und will ihn zum Sultan ausrufen. Aber mit dieser Nichtachtung des monarchischen Princips ist Tarare keineswegs einverstanden, er wirft den Aufrührern streng ihr Unrecht vor, und befiehlt ihnen, sich vor dem Sultan niederzuwerfen und sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Indeß Atar ist so gefällig, sich im Verdruß selbst umzubringen, und so besteigt Tarare auf legitime Weise den Thron. Diese monarchische Gesinnung, zwei Jahre vor dem großen Umsturz, ist aufzuzeichnen. Die Oper bekommt noch dadurch einen merkwürdigen Haut-goût, daß einen sehr breiten Raum ein Verschnittener einnimmt, der tugendhafte Freund des großen Feldherrn und Führer der Insurrection.

Mirabeau wurde bald darauf durch Calonne in halbofficieller Stellung wieder nach Berlin geschickt, wo er den Tod Friederichs erlebte, über die preußischen Zustände dem Minister berichtete und dem neuen König eine Denkschrift einreichte, in welcher er über die Art, wie dem preußischen Staat aufzuhelfen sei, sehr verständige Rathschläge gab; in demselben Augenblick, August 1786, richtete sein Gönner Calonne an Ludwig XVI. eine Denkschrift, worin sich das bisherige System für bankerott erklärte. Es war nicht gelungen, sich durch massenhafte Verschleuderung Credit zu verschaffen, es mußte auf anderem Wege versucht werden. Aus eigner Machtvollkommenheit sollte der König seinen Entschluß fassen, „weil selbst da, wo die Einsicht ihn verläßt, er sich auf seinen Instinkt verlassen darf, welchen Gott in alle Menschen und vorzüglich in die Könige gelegt hat.“ Die Notabeln, die 22. Februar als Berather einberufen wurden, wußten keinen Rath zu geben, doch stellten sich bei der öffent-

lichen Besprechung so viel Ungeheuerlichkeiten der bisherigen Verwaltung heraus, daß Calonne am 8. April seine Entlassung nehmen und in die Verbannung gehn mußte. Vorher hatte er Mirabeau kommen lassen, um gegen Necker zu schreiben, dieser hatte sich aber zuletzt gegen seinen eignen Gönner gewandt.

In diesen Tagen sagte Lafayette, der auch bei den Notabeln gewesen war, zum Herzog von Harcourt, dem Gouverneur des Dauphin, als man erwog, welches Lehrbuch man dem Knaben in die Hände geben solle? „er wird gut thun, seine Geschichte Frankreichs mit dem Jahre 1787 zu beginnen!"

Die öffentlichen Zustände waren in einer bedenklichen Verwirrung, ohne daß darum der Glaube der Philosophen an den Fortschritt des Geschlechts verkümmert wäre. Am kräftigsten spricht sich dieser Glaube, dies stolze Gefühl der menschlichen Würde und des menschlichen Berufs, in dem „Leben Voltaire's" aus, das der Marquis von Condorcet (44 J.) damals herausgab.

Was die Wirren der Gesellschaft betrifft, so achtete man mit vermehrtem Eifer auf Berichte von der Natur und ihren Kindern. 3. August 1787 wurde zum ersten Mal der Montblanc erstiegen, von Saussure, Neckers Schwager. Mit Spannung verfolgte das Pariser Publikum die Berichte Lapeyrouse's von seiner Weltumseglung aus, von Kamschatka, von Botany Bay, bis sie plötzlich aufhören, da der Reisende spurlos verschwindet.

Demselben Zweck, den Pariser aus dem Dunstkreis seiner Salons zu befreien, diente die „Voyage en Egypte et en Syrie", in welcher Volney (30 J.) seinen sechsjährigen Aufenthalt im Orient beschrieb. Dürftig, von unehelicher Geburt, in seiner Stimmung der Welt gegenüber finster und freudlos, aber eine bedeutende Gelehrtennatur, war Volney im 19. Jahr nach Paris gekommen, um dort Sprachkunde und Geschichte zu studiren, und hatte gleich im Anfang seiner Arbeiten, auf die Forschungen Fréret's gestützt, in Beziehung auf die Chronologie des Herodot einige kühne Conjecturen gewagt. In die philosophischen Zirkel der Madame Helvetius eingeführt, schloß er sich am engsten an den gleichalterigen Cabanis an, und gab seinen Studien eine Richtung, die ihn seinen philosophischen Freunden werth machen mußte. Fréret hatte mit seiner Chronologie überall an der Bibel Anstoß gefunden und es nicht gewagt, dies Hinderniß zu beseitigen. Volney ging entschlossen ans Werk, durch wissenschaftliche Be-

gründung der Chronologie die biblische Ueberlieferung zu widerlegen. Um in seinen Vorarbeiten ganz gewissenhaft zu sein, unternahm er mit Hilfe einer kleinen Erbschaft eine Reise in den Orient. Nachdem er sich einige Zeit in Aegypten aufgehalten, schloß er sich 8 Monat lang in ein Kloster auf dem Libanon ein, um Arabisch zu lernen, dann verband er sich mit einem Scheik und lernte gleich einem Wüstenbewohner das Pferd und die Lanze führen.

Während die meisten Reisebeschreiber sich bemühen, ihre persönlichen Eindrücke und Abenteuer malerisch wiederzugeben, tritt Volney mit seiner Persönlichkeit ganz zurück: er gibt in einer gedrängten, mit fester Hand entworfenen Zeichnung die allgemeinen Resultate seiner Erfahrung. Weit entfernt, seine Phantasie zu steigern, erwehrt er sich auch da, wo er mit gutem Gewissen poetisch sein könnte, der Neigung zu Schilderungen; sein Stil ist streng wissenschaftlich, etwas trocken, aber in jedem Wort lehrreich. Seine Angaben sind von einer seltnen Gewissenhaftigkeit: sie dienten der französischen Expedition als untrüglicher Leitfaden. Erfreulich ist die Lectüre nicht. Trotz seines Strebens, objectiv zu sein, bricht doch zuweilen eine Misanthropie und eine Verachtung gegen alle Ideale durch, die bei einer so reifen Bildung betrübt. Er hat ein geheimes Behagen, die herkömmliche Begeisterung niederzudrücken, er spricht von Jerusalem wie von einem der vielen Beispiele des menschlichen Wechsels, und als er auf dem Gipfel des Libanon steht, wo „in der grenzenlosen Aussicht die Seele die ganze Welt zu umarmen glaubt“, findet er eine besondere Lust darin, die Gegenstände, die ihm bisher so groß erschienen, klein zu sehn, sie unter seinen Füßen zu haben und so den Eindruck des Erhabenen zu widerlegen. Das Buch fiel in eine Zeit, wo durch Laplace, Lavoisier und Monge die Naturwissenschaft einen unerhörten Aufschwung nahm. Volney trat als Ebenbürtiger in die Reihe dieser Gelehrten. Er ließ auf seine Reisebeschreibung Betrachtungen über den Türkenkrieg folgen, in denen er die Eroberung der Türkei durch die Russen als wahrscheinlich darstellte und seine Landsleute aufforderte, sich Aegyptens zu bemächtigen. Die Sache hat später ihre ernsten Folgen.

Wenn der Pariser den trübsinnigen Gelehrten auf den Libanon begleitete, so weihte ihn der Dichter des „Faublas“ in das Leben der Vornehmen ein. Der Roman fand mehr Beifall als die „liaisons dangereuses“, obgleich er viel schwächer ist. Es wiederholt sich Seite für Seite dieselbe Situation; zuerst erstaunt man darüber, daß Dinge, die man sonst insgeheim treibt, hier mit

frecher Anschaulichkeit betrieben werden; dann aber stumpft sich der Eindruck ab. Der Verfasser bemüht sich um eine gewisse Mannigfaltigkeit in den Nebenumständen, aber die Eintönigkeit des leitenden Motivs ist zu groß, und selbst das moralische Blutbad am Schluß kann die Sinne nicht wieder anregen. Dennoch wurde das Buch von Herren und Damen verschlungen, von der Kritik gelobt, und widerstrebende Frauen wegen ihrer Prüderie ausgelacht. Louvet, der Verfasser (27 J.) — später Girondist und Gegner Robespierre's — war Demokrat und hatte eine Satire im Sinn; trotzdem ist sein Roman eine Verherrlichung des Adels in der Manier der Regentschaft. Das Princip der Gesellschaft bei den Franzosen beruht darauf, daß jeder ein Edelmann sein will, und Don Juan Faublas ist trotz der nachhinkenden Moral das geheime Ideal des Dichters. Mit wie ruhigem Behagen läßt er sich, der bei aller Gutmüthigkeit die bürgerliche Canaille, z. B. seinen Hofmeister, mit Fußtritten behandelt, die Genüsse seiner Stellung gefallen, und mit wie sicherem Selbstgefühl spricht sich sein Vater über seinen Stand aus! — Wie verrottet der Adel war, der Bürger fühlte mit Neid in ihm eine Existenz. Der dritte Stand war noch keine.

Als die feine Welt sich am „Faublas" erbaute, ging mit gewaltigerer Wirkung Mozart's „Don Juan" über die Bretter. Es ist im Grund dieselbe Figur; die Spanier haben sie geschaffen, aber ihre rechte Farbe hat sie erst bei den Franzosen gefunden.

Eine merkwürdige Erläuterung zu den Romanfiguren giebt 1787 der Briefwechsel zwischen Benjamin Constant und Frau von Charrière.

Die letztere (47 J.), eine geborne Holländerin (Bella van Zuylen) hatte sich eine Zeit lang in England aufgehalten, und lebte jetzt in ihrem Schloß Colombier bei Neufchatel, von wo aus sie in den letzten Jahren durch zwei Romane „les lettres Neufchâteloises" und „Caliste ou Lettres écrites de Lausanne" sich einen schriftstellerischen Namen erworben hatte. Ein frivoles Weltkind, zog sie ihren jungen genialen Verehrer, mit dem sie fast täglich correspondirte, ganz in den Kreis ihrer Meinungen und Interessen.

Benjamin Constant (20 J.) hatte keine eigentliche Kindheit gehabt. Als er noch eine Knabe war, führte ihn sein Hofmeister im vollständigen Costüm eines jungen Herrn in die Gesellschaft und an die Spieltische, wo er mit großem Interesse das Rollen der Goldstücke be-

obachtete. Er war kaum aus dem Knabenalter heraus, als seine leicht sinnigen Liebesabenteuer begannen. Das führte ihn in Verwicklungen aus denen er nicht immer rein hervorging; aber die Aufregung der Ge fahr hatte einen eignen Reiz für ihn, und ohne innerlich ergriffen zu sein, suchte er fortwährend neue bedenkliche Verhältnisse auf, um die Leer seines Herzens auszufüllen. Allen Frauen gegenüber spielt er eine Rolle mit Frau von Charrière ist er das frivole Weltkind des 18. Jahr hunderts, mit Frau von Krüdener redet er die Sprache der Enge und Geister; in einem Augenblick ist er blasirt wie René, das Leben ekel ihn an, dann bricht wieder plötzlich ein Enthusiasmus aus, der mit den Anschein der Aufrichtigkeit nicht blos die Andern, sondern ihn selbst täusch Wenn er sich einer neuen Leidenschaft überläßt, schwebt bereits das Lächel der Ironie auf seinen Lippen, das, wie er weiß, der Enttäuschun folgen wird.

Das Verhältniß mit Frau von Charrière war bereits festge knüpft, als er ohne ersichtlichen Grund plötzlich aus Paris nach Englan entfloh. Er war mit seinem Vater zerfallen, sein grenzenloser Leichtsin in Geldangelegenheiten hatte ihn in die peinlichste Verwicklung gebracht und er ging mit dem Gedanken um, entweder sich verheirathen zu lassen

Um dieselbe Zeit sah sich ein scharfer Beobachter die Pariser Zustände an. „Tout était dorangé dans les esprits et dans les méurs. Les magistrats rougissaient de porter la robe et tournaient en moquerie la gravité de leurs pères. Le suprème bon ton était d'être Américain à la ville, Anglais à la cour, Prussien à l'armée. Ce que l'on faisait, ce que l'on disait, n'était qu'une suite d'inconséquences. On prétendait garder des abbés commendataires, et l'on ne voulait point de religion; nul ne pouvait être officier, s'il n'était gentilhomme, et l'on déblatérait contre la noblesse; on introduisait l'égalité dans les salons et les coups de bâton dans les camps.“ Es war Chateaubriand, Constant's Geistesverwandter und nahezu sein Altersgenosse.

Dieses „Derangement des Denkens und des Wollens“ wirkte auch auf die Politik ein. Calonne's Nachfolger Brienne kam im Wesentlichen auf die Ideen Turgot's und Necker's zurück, die Steuern sollten unter die Stände gleichmäßig vertheilt werden. Dagegen erhob sich ein heftiger Widerstand der Privilegirten, und wenn Lafayette, der Liberale, zuerst das Wort „Generalstände“ aussprach, so schloß sich das Parlament und dessen leidenschaftlicher Wortführer Duval d'Esprémenil dieser Forderung an: die Nation, durch Reichsstände vertreten, habe allein das Recht, eine dauernde Steuer zu bewilligen. Der König nöthigte das Parlament, 19. November 1787, das Edict der neuen Steuern einzuzeichnen: es war damit eine vollständige Umwandlung der bestehenden Zustände verbunden, von der später im Zusammenhang die Rede sein soll.

Die große Mehrheit des Publikums nahm die Sache noch immer leicht. „Une des grandes sources d'erreur,“ sagt um dieselbe Zeit Sénac de Meilhan (51 J.) in den „Considérations sur l'esprit et les moeurs“, „c'est de ce conduire avec les hommes comme s'ils étaient constants et conséquents; nous sommes mobiles et nous jugeons des êtres mobiles! . . Les grands hommes sont comme les remèdes actifs qu'il ne faut employer que dans les grandes occasions.“ Seine zerstreuten Maximen schildern die damalige feine Welt, wie Larochefaucould die eines frühern Jahrhunderts: es ist, von einem verständigen Mann aufgefaßt, dieselbe Welt, die sich im „Faublas“ spiegelt. — Ein Jahr vorher hatte er mit einer Mystification vielen Erfolg gehabt: „Memoires d'Anne de Gonzague, princesse Palatine.“

Necker, der auch den Sturz Brienne's mit Sicherheit voraussah, da dieser bei großen Entwürfen wenig Stätigkeit des Willens zeigte, hielt

sich im Stillen bereit, ihn zu beerben; vorläufig kam es ihm darauf an seine sittliche Gesinnung an den Tag zu legen. Er veröffentlichte di Denkschrift: „sur l'importance des idées religieuses."

Der Protestant kann nicht ohne Weiteres das historische Kreuz auf pflanzen, er hält sich mehr an die Bedürfnisse des Gemüths; dagegen ha der Genfer Republikaner etwas Positives, das die damaligen Franzosen vergeblich suchten: feste sittliche Grundsätze, eine Tradition, welche die Will für der Einzelnen niederdrückte; Anstand und Ehrbarkeit in der äußer Haltung und Integrität der Gesinnungen. — Necker macht auf die Ge fahren aufmerksam, welche die Gesellschaft durch die Zerstörung alle Autorität bedrohen, und zeigt die stille, aber tief eingreifende Gewalt jene unreflectirten Stimmung, die aus den Einflüssen des Christenthums her vorgeht. Diese Religion „parle un language que les lois ne connais sent pas; elle échauffe cette sensibilité qui doit devancer la raiso même; elle agit, et comme la lumière et comme la chaleur inté rieure; elle éclaire, elle s'insinue partout; et ce qu'on n'observ point assez, c'est qu'au milieu des sociétés cette morale est le lie imperceptible d'une multitude de parties qui semblent se tenir pa leurs propres affinités, et qui se détacheraient successivement, si l

Ausbruch der Angegriffenen hervorrief. Mit besonderer Vorliebe geißelte er die weichlichen Poeten, die den Geschmack verzärtelten, so neben Delille Florian, der (33 J.) Mai 1788 in die Academie aufgenommen wurde, nachdem er die „Galathea" überarbeitet, den alten „Numa Pompilius" zu einem lehrhaften Roman verwerthet, und das Schäfergedicht „Estelle", mehr für Kinder als für Erwachsene verfertigt hatte. Dieses kindliche Genre der Literatur wucherte unermeßlich.

Bernardin's Ruhm erreichte seinen Höhepunkt 1788 durch die kleine reizende Erzählung: „Paul et Virginie", die von dem Publikum verschlungen wurde. Das Schönste ist wiederum die ganz tropische Naturanschauung, und der Rhythmus der Worte und Bilder, der ans Poetische streift, ohne doch eigentlich über die Grenze der schönen Prosa hinauszutreten. Die Figuren der beiden Kinder und Halbkinder sind von einer seltnen Anmuth und prägen sich ein, das Sinnliche und Sinnige ist schön verschmolzen. — Freilich muß man, um die Schönheit der Darstellung recht zu empfinden, nicht sehr in die Tiefe gehn, denn da entdeckt man in der Harmonie der Natur manche Widersprüche. Dies Paradies schöner Seelen, dieser reflectirte Naturzustand beruht auf dem Institut der Sclaverei und auf einem Boden, der ohne menschliche Anstrengung die schönsten Früchte hervorbringt. Paul's Lehrer flößt ihm die Ueberzeugung ein, der am mindesten unglückselige Zustand des Lebens sei die Einsamkeit. Virginie geht durch die Romantik der Schaam unter, ihr Schiff strandet, sie kann sich nur durch Schwimmen retten, aber sie will sich nicht entkleiden, und so stirbt sie als Heilige. — „Paul und Virginie" ist das vermittelnde Glied zwischen den Idyllen Geßner's und der „Atala": zwischen dem Rococo und der Hochglut der Romantik.

Unmittelbar nach jener Novelle, Dec. 1788 erregte ein Werk andrer Art einen vollständigen Beifallssturm: die „Reise des jungen Anacharsis".

Der Verfasser des Buchs, Abbé Barthelemy, war bereits ein Greis von 72 Jahren. Er hatte als Weltmann und galanter Abbé in den besten Zirkeln gelebt und sich nur durch seine Conversation ausgezeichnet; dies Werk, an dem er lange gearbeitet, sollte nun sein Leben krönen.

Die Idee, das griechische Leben in einem Gesammtbild nach Art eines Romans darzustellen, war in Deutschland bereits in Ausführung gebracht. Wieland's „Agathon" geht dem „Anacharsis" um mehr als

zwanzig Jahre voraus, sein „Aristipp" folgte einige Jahre später. Aber der „Anacharsis" wurde ein Weltbuch, von der Jugend und dem Alter sämmtlicher Nationen verschlungen; der „Agathon" konnte kaum in Deutschland zur Geltung kommen. Und doch enthält er Stellen, die an poetischer Farbe und Stimmung weit über Alles hinaus gehn, was Barthelemy erfunden hat; freilich hat Wieland durch sein ewiges Moralisiren und seine ungeschickten Versuche, die griechischen Philosophen reden zu lassen, den guten Eindruck verkümmert.

Der „Anacharsis" ist gut componirt, die Spannung ist zwar nicht lebhaft, aber ausreichend, den Eindruck eines Kunstwerkes festzuhalten. Er empfiehlt sich ferner durch seine Vollständigkeit: ohne daß der Dichter gewaltsam verfährt, gewinnt der Leser Kenntniß von allen möglichen Provinzen, Ständen und Lebensrichtungen. Die Farben sind ohne besondre Kraft, aber deutlich; die Zeichnung, etwas aus dem Handgelenk, aber desto bequemer zu verstehn; die Gelehrsamkeit des Verfassers bietet eine sichere Stütze, aber sie drückt in keiner Weise. Das Buch wurde populär bei Hoch und Niedrig. Ein Bericht der Portraitmalerin Lebrun versetzt uns lebhaft in jene Zeit.

Auch sie hielt einen Salon, aus dem die Politik streng verbannt war; man sprach von Stadtneuigkeiten, hörte Verse an und führte Charaden auf. Die Lectüre des „Anacharsis" bestimmte die Künstlerin, ihren Gästen einen antiken Abend zu bereiten. Mit Teppichen und spanischen Wänden wurde das moderne Speisezimmer antikisirt; man hatte sich auch einige etruskische Vasen verschafft. Die Gäste, wie sie gerade kamen, wurden des Puders entledigt und mit Hilfe eines Maskencostums griechisch drapirt. Der Dichter Lebrun erschien als Pindar, mit einem Scharlachmantel und einem Lorbeerkranz; man sang, um die Tafel gelagert, einen Gluck'schen Chor: „Gottheit von Paphos und Knidos!" Die Künstlerin selbst war im weißen Gewand mit Blumen im Haar; ihre Töchter gingen mit antiken Henkelkrügen umher, den Gästen die Becher mit altem Cyprierwein zu füllen.

Noch ein andrer Tag des „schönen alten Frankreich" wird aufgezeichnet. An Stelle des kurz vorher verstorbenen Buffon wurde 11. Dec. 1788 der berühmte Arzt Vicq d'Azyr (40 J.) in die Academie aufgenommen. Die Versammlung war glänzend, auch Prinz Heinrich von Preußen nahm Theil daran. Der neue Academiker rühmte an dem Verstorbenen hauptsächlich die Liebe zum Großen, und in der That war Buf-

son der letzte französische Schriftsteller im alten großen Stil. Von dem Lob des Naturforschers wurde zum Lobe seiner Freundin übergegangen, der Madame Necker, deren Gatte eben wieder das Staatsruder in der Hand hatte. Vicq d'Azyr, der gleich darauf Leibarzt der Königin wurde, sah die Zukunft in rosigen Farben; er pries mit Begeistrung Ludwig XVI. als den Chef einer aufgeklärten Nation, den König eines Volks von Bürgern: König nicht blos durch seine Geburt, sondern durch die Güte seines Herzens und seine Weisheit; Wohlthäter seiner Völker und Wiederhersteller seiner Staaten.

Die Sitzung wurde noch dadurch geweiht, daß der gefeierte Abbé Delille Fragmente seines neuen Gedichts über die Einbildungskraft vorlas.

In denselben Tagen war von dem elegantesten unter den Nachahmern und Nebenbuhlern Delille's, Fontanes (31. J.) das Lehrgedicht über die Astronomie erschienen, das allgemein als sein Meisterstück galt; auch in diesem Gedicht ward Buffon gefeiert. In der gedrungenen, an einzelnen Stellen sehr plastischen Sprache zeigt sich der Einfluß des Virgil und Lucrez. Fontanes gehörte zu den entschiedensten und einsichtsvollsten Vertretern der classischen Richtung: seine ganze Liebe hing an den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts.

Mehr und mehr erregten die Brüder Chénier die Aufmerksamkeit der Kenner, z. B. des Pindar Lebrun. Ihr Vater war Resident in Constantinopel gewesen, die Mutter, eine Griechin, war eine gefeierte Schönheit und sammelte seit 1784 in ihrem Pariser Salon die bedeutendsten Schriftsteller der Zeit. Die Brüder hatten zuerst im Militär gedient, ihre Stellung aber wieder aufgegeben.

Der jüngere Bruder, Joseph (24 J.), war zuerst schriftstellerisch hervorgetreten; die Verse flossen ihm leicht, auf innere Durcharbeitung kam es nicht viel an. Es waren von ihm bereits drei Stücke aufgeführt, aber durchgefallen; es hatte dabei Conflicte mit dem Hof gegeben und er hatte sich der Philosophenpartei angeschlossen. Er lebte im Strudel der zerstreutesten Geselligkeit. David war sein Freund, Rivarol sein Gegner.

Der ältere, André (26), eine ungleich tiefere Natur, hielt sich im Gegentheil einsam und machte sehr ernsthafte Studien; namentlich das Griechische eignete er sich ganz an. In seinen Elegien war Lebrun sein Rathgeber. In seiner Sehnsucht nach dem alten Griechenland erinnert er an unsern Hölderlin; in plastischer Kraft ist er ihm weit überlegen.

Es ist in seiner Sinnlichkeit eine Frische und eine Anmuth, zugleich
ein Feuer und eine Kraft, die ihn hoch über alle seine Zeitgenosser[illegible]
hebt. Man sieht in jeder Zeile das ernste Studium der Sprache,
Verses und aller sonstigen Hilfsmittel. In der strengen Schule der [illegible]
gebildet, besitzt er eine Macht und Fülle des Ausdrucks, die durch
reinsten Geschmack geadelt wird. Niemals drängen sich die Mittel
den Inhalt hinaus, beides deckt sich gegenseitig, und man empfindet
innere Nothwendigkeit in seiner Wehmuth und seinem Zorn wie in [illegible]
sinnlichen Gluth.

Souvent, las d'être esclave et de boire la lie
De ce calice amer que l'on nomme la vie,
Las du mepris des sots qui suit la pauvreté
Je regarde la tombe, asile souhaité!
Je souris à la mort volontaire et prochaine,
Je me prie en pleurant d'oser rompre ma chaîne,
Le fer libérateur qui percerait mon sein
Déjà frappe mes yeux et frémit sous ma main;
Et puis mon coeur s'écoute et s'ouvre à la faiblesse;
Mes parens, mes amis, l'avenir, ma jeunesse,

Mais celle qui partout fait conquête nouvelle,
Celle qu'on ne voit point sans dire: Qu'elle est belle!
Insulte en son triomphe aux soupirs de l'amour.
Souveraine au milieu d'une tremblante cour,
Dans son leger caprice inégale et soudaine,
Tendre et bonne aujourd'hui, demain froide et hautaine,
Si quelqu'un se dérobe à ses enchantemens,
Qu'est-ce enfin qu'un de moins dans un peuple d'amans?
On brigue ses regards, elle s'aime et s'admire,
Et ne connait d'amour que celui qu'elle inspire . . .

Oh! si tu la voyais, cette belle coupable,
Rougir, et s'accuser, et se justifier;
Sans implorer sa grace et sans s'humilier!
Pourtant, de l'obtenir doucement inquiète,
Et les cheveux épars, immobile, muette,
Les bras, la gorge nue, en un mol abandon,
Tourner sur toi des yeux qui demandent pardon,
Crois qu'abjurant soudain le reproche farouche
Tes baisers porteraient le pardon sur sa bouche!

Unter seinen Idyllen verdient den ersten Rang „Oarystis et Lydé", ein Gemälde von großem Rahmen, voll von Empfindung und Anschauung in dem alle Figuren von dem freudigsten Leben zittern. Selbst die Landschaften beseelen sich wie im alten Griechenland; die antik heidnische Stimmung, sonnenhell, läßt nichts von den Schatten ahnen, die sich über das Leben der Gegenwart breiteten. — —

Unter den nachgelassenen Papieren Laharpe's, wahrscheinlich aus dem Jahr 1795, befindet sich ein merkwürdiges Fragment. Es schildert eins von jenen glänzenden Festen des Jahrs 1788, in dem die berühmtesten Philosophen Frankreichs sich mit liebenswürdigen Damen aus der höhern Gesellschaft zusammen fanden. Alles ist in rosenfarbener Stimmung, man spricht nur von der steigenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Da nimmt der Träumer Cazotte, der bisher in sich selbst zu versinken schien, das Wort und verkündet Jedem der Anwesenden das Schicksal, das ihn in wenig Jahren erwartet. Herrn und Damen, sammt und sonders, sie enden auf dem Blutgerüst; der König und die Königin nicht minder. Die Gesellschaft wird doch etwas betroffen und

verstimmt, aber diese Verstimmung löst sich in ein schallendes Gelächter auf, als Cazotte seine Prophezeiung damit schließt: um diese Zeit werde Laharpe ein Christ sein.

Man hat ganz ernsthaft sich darüber Gedanken gemacht, ob Cazotte sich wirklich so ausgedrückt oder ob Laharpe es nur erfunden habe? — Laharpe wollte nichts andres sagen, als daß die Sache sehr merkwürdig war; und das bleibt sie auch, so gründlich man die innere Nothwendigkeit der Dinge hat nachweisen wollen.

Hart genug berührten sich die beiden Stimmungen. Wenige Tage nach jenem griechischen Fest bei Madame Lebrun erschien die Flugschrift des Abbé Sieyès über den dritten Stand: mit ihr klopft die Revolution an die Thür.

XI.

Das Merkwürdigste bei der Revolution ist die Widerstandslosigkeit der Behörden gegen den Jahre lang fortgesetzten Unfug des Pöbels. Einigermaßen sind wir über die Gründe durch Tocqueville aufgeklärt.

Der Revolution von 1789 war eine andere vorausgegangen, die von 1787. Bisher war die Verwaltung ausschließlich in den Händen der Intendanten und ihren untergeordneten Beamten gewesen. Durch ein königliches Edict war nun neben den Intendanten eine Provincialversammlung getreten und außerdem bis in jedes Dorf hinunter eine Municipalversammlung. Unter dem alten Regiment hatten die Geschäfte einen ziemlich leichten Gang: die neuen Behörden berührten und drängten sich einander in der größten Verwirrung und brachten sich wechselseitig zum Stillstand. Die Grenze der Berechtigung ist keinem klar; die neuen collectiven Behörden glauben dem Intendanten in jeder Weise entgegentreten zu müssen, sie wollen alles verbessern und werfen alles durch einander. Dem Volk steht keine bestimmt kennbare Autorität gegenüber, es gewöhnt sich daran, die legitime Behörde nur in einer gewählten Versammlung sich vorzustellen.

Das ist die eine Seite; die andere ist auch von Tocqueville noch nicht erörtert. Gleich gegen Anfang der Revolution versagte überall das Militär, und zwar in einem Umfang, wie es nie wieder vorgekommen ist. Aus der Verbreitung der philosophischen Ideen allein ist das unmöglich

erklären; ohne Zweifel wird auch hier eine Reform der Militärverwaltung vorangegangen sein, durch welche die Disciplin gelockert wurde.

19. November 1787 nöthigte Ludwig XVI. (33 J.) das Pariser Parlament, die angefochtenen Edicte seines Finanzministers Brienne zu registriren. Ein Prinz von Geblüt, der Herzog von Orleans, erhob sich, um gegen dies Verfahren Protest einzulegen. Dieser Prinz war bisher den Parisern nur durch seine schlechten Sitten bekannt, die weit über das Durchschnittsmaß vornehmer Liederlichkeit hinausgingen; auch hatte er mit besonderem Eifer die englischen Manieren nachgeahmt. Nun stellte er sich dem Publikum als der liberalste Mann des Königreichs dar, und die Abenteurer aller Art, von denen es in Paris wimmelte, drängten sich an ihn, um seinen patriotischen Absichten zu dienen und sich dafür bezahlen zu lassen. Daß er opponirte, war genügend, wenn auch zunächst seine Opposition für die Interessen der privilegirten Stände gegen die liberalen Reformen des Hofs gerichtet war.

Das Pariser Parlament, der Mittelpunkt der Privilegirten, wurde in seiner Opposition immer heftiger; es sprach sich gegen die Haftbriefe aus, es erließ 3. Mai 1788, geleitet von dem Heißsporn Duval d'Esprémenil, eine Erklärung, worin die Grundrechte Frankreichs festgestellt werden sollten. Ein Schlag sollte die Nation treffen, dessen nächstes Ziel die Parlamente seien, weil dieselben sich dem Versuch des Hofs, zum alten Verschleuderungssystem zurückzukehren, standhaft widersetzt hätten. Um diesem Schlag zuvorzukommen, erklärt das Parlament, daß Frankreich eine verfassungsmäßige Monarchie ist, daß zu den Grundrechten derselben das Recht der Nation gehört, die Steuern durch ihre vorschriftsmäßig einberufenen Generalstaaten frei zu bewilligen, ferner das Herkommen und die Capitulation der Provinzen, die Unabsetzbarkeit der Magistrate, das Recht der Parlamente, in jeder Provinz die Anordnungen des Königs zu prüfen und nur in dem Fall einzutragen, wenn sie der Verfassung der Provinz und des Staats entsprächen, endlich das Recht jedes Bürgers, vor keinen andern Richter gestellt zu werden als denjenigen, welchen das Gesetz ihm anweist.

Die Erklärung hatte einen entschieden liberalen Klang, aber einen reactionären Sinn. Durch die Unveränderlichkeit der Verfassung sollte der Hof in die Unmöglichkeit versetzt werden, die Steuern, wie er es vorhatte, unter die Stände gleichmäßig zu vertheilen. Wenn das Parlament ebenso wie die öffentliche Meinung Generalstaaten verlangte, so hatte es die alten

historischen Generalstaaten im Sinn, bei deren feudaler Gliedern
Widerspruch eines einzelnen Standes, des Adels oder der Geistlichkei
reichte, jede beabsichtigte finanzielle Reform zu hintertreiben.

Der König entschloß sich zu einem Gewaltact. 8. Mai 1788
Duval d'Esprémenil als Aufrührer verhaftet, die sämmtliche
Parlamente wurden aufgelöst und ihre Gewalt einem neu berufen
richtshof übertragen, dessen Ernennung ganz vom König abhing.

Die nächste Folge waren heftige Unruhen des Adels, die i
schiedenen Provinzen zum vollständigen Aufruhr sich steigerten. Sch
mals erwies sich das Militär als unzuverlässig.

Als Wortführer des alten Systems trat ein Jurist von aus
netem Ruf auf, der Parlamentsrath Portalis in Aix (42 J.):
in dem Scheidungsproceß Mirabeau's die Sache seiner Gattin ve
Seine Gründe sind folgende. Das langsame Gerichtsverfahren
Garantie der Freiheit. Das Recht hat nur dann ein wirkliches
wenn es in den Sitten und Gewohnheiten begründet ist. Die fran
Monarchie ist aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt, deren jed
Gewohnheitsrecht und seine Verträge hat, welche die Souveräne zu
Glück nicht ändern können („que les Souverains sont dans l'he

und Necker (56 J.) trat wieder ins Ministerium ein. Die Beseitigung der augenblicklichen finanziellen Schwierigkeiten wurde dem gewandten Banquier leicht, im Uebrigen war seine erste Maßregel, die Parlamente wieder herzustellen und die Einberufung der Generalstaaten zu versprechen. Das letztere Versprechen registrirte das Pariser Parlament ein, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Generalstaaten genau nach der historischen Form von 1614, wo sie zuletzt zusammen gekommen waren, einberufen werden sollten. Dadurch wurde das Parlament mit einem Mal unpopulär, und der aus der Verbannung zurückkehrende Märtyrer Duval d'Esprémenil wurde vom Publikum übel empfangen. Wenn man es aber deshalb inconsequent nennt, so ist das ein Irrthum: es wollte von vornherein feudale Generalstaaten, welche sich den liberalen Reformen widersetzten, und die öffentliche Meinung, welche reformirende Generalstaaten verlangte, hatte sich nur durch die Gleichheit des Namens täuschen lassen.

Was aber dachte sich Necker? — Die Absicht jedes Finanzministers ohne Ausnahme ging auf Gleichförmigkeit der Besteuerung; daß mit feudalen Ständen eine solche Reform nicht durchzusetzen sei, konnte sich jeder sagen; die wohl aufzuwerfende Frage, ob überhaupt die Einberufung von Generalstaaten nicht gefährlich werden könnte, war nun endgültig erledigt, da die Einberufung einmal feststand. In diesem Fall aber blieb keine Wahl: nur solche Generalstaaten, wie sie die öffentliche Meinung forderte, konnten dem Zweck des Ministers entsprechen. Kein wirklicher Staatsmann konnte in Zweifel sein: es galt, mit Hilfe des Bürgerthums und der öffentlichen Meinung den Widerstand des Adels zu brechen und eine allgemeine Verfassung herzustellen, die dem Königthum mehr reale Macht gab, als es unter Ludwig XV. gehabt. Statt dessen berief Necker die Notabeln ein, d. h. die vornehmen Herren, die 6. Nov. bis 12. Dec. saßen und sich natürlich ganz auf Seite des Parlaments stellten; zugleich aber verstattete er unumschränkte Preßfreiheit, damit die öffentliche Meinung sich über die Sache aufklären könne. Diese Freiheit gewann dadurch eine um so größere Bedeutung, da nach altem Gebrauch alle Wähler für ihre Abgeordneten Instructionen (Cahiers) zu entwerfen hatten, in welchen sie alle ihre Bitten und Beschwerden aufzählten. So wurde nun bis in die untersten Schichten hinein das gesammte Volk in Mitleidenschaft gezogen, und es wurde, wenn man nicht nur die Schreiber, sondern auch die Leser in Betracht zieht, in den folgenden drei Monaten in Frankreich

mehr politisirt, als in den vergangenen anderthalb Jahrhunderten. Das war zugleich eine literarische Revolution: der ganze Gedankenkreis des Volks wurde durch einander gewirrt.

In Bezug auf die zunächst liegende brennende Frage fiel die endliche Erklärung des Königs 22. Dec. 1788 dahin aus, daß der sogenannte dritte Stand ebenso viel Abgeordnete schicken sollte, als Adel und Geistlichkeit zusammen: ob aber die Stände gemeinsam oder abgesondert berathen, darüber sollten sie selber befinden, vorbehaltlich der königlichen Genehmigung.

So hatte also das Königthum die Initiative, d. h. die unmittelbar leitende Gewalt aus den Händen gegeben und den elementaren Mächten anvertraut. Die öffentliche Meinung hatte sich über den materiellen Inhalt der erstrebten Reform deutlich ausgesprochen, was aber die Form betrifft, so verlangte die öffentliche Meinung nur Führung. Diese versagte ihr die Krone, ohne sich doch zu unbedingtem Vertrauen entschließen zu können, und so warf sie eine Partei, die sie in ihren Dienst ziehen können, in die Opposition. Es ist fast immer die Schwäche und rathlose Unentschlossenheit der bestehenden Gewalt, aus der die Revolutionen entspringen.

Unter den Schriften, durch welche die öffentliche Meinung versuchte sich über sich selbst zu verständigen, nimmt nun die Brochure des Abbé Sieyès (40 J.): „Was ist der dritte Stand?“ den ersten Rang ein. Sie wurde in 30,000 Exemplaren verbreitet, und der Verfasser, obgleich ein Geistlicher, von den Pariser Wählern zum Deputirten ernannt. Die Idee zu seiner Schrift hatte ihm Chamfort gegeben.

„Was ist der dritte Stand? — Alles. — Was ist er bis heute in seiner politischen Bedeutung gewesen? — Nichts. — Was verlangt er? — Etwas zu sein.“

„Der dritte Stand ist in Wahrheit die Nation. 25 Millionen stark tritt er 80,000 Geistlichen und 120,000 Edelleuten gegenüber, die ohne ihn Nichts sind. Er ist für sich berechtigt, die Nationalversammlung zu bilden. — Wenn man sagt, der Adel herrscht nach dem Recht der Eroberung, so ist jetzt der dritte Stand in der Lage, diese Herrschaft abzuschütteln. Er wird eine Verfassung schaffen, noch giebt es in Frankreich keine. Diese Verfassung wird keine Nachahmung der englischen sein, die in ihrer Verwickelung den gesellschaftlichen Fortschritten eines Zeitalters, welches einfachen Freiheitsgenuß begehrt, nicht entspricht.“

„Der dritte Stand muß die Nation, die er ist, auch bedeuten: eine Nationalkraft muß diese neue Ordnung beschützen, eine neue Landeseintheilung muß, indem sie eine neue Verwaltung begründet, die Wiederkehr der alten Ordnung unwiderruflich abschneiden."

Nach der Berechnung von Siеyès hätte rechtlicher Weise der dritte Stand alle Deputirten ernennen sollen, so daß Adel und Geistlichkeit von den Repräsentationen ganz ausgeschlossen wären, und er betrachtete es schon als ein großes Zugeständniß, daß er nur die Hälfte verlangte, wobei ihm freilich die Majorität sicher war. Der Gegensatz gegen den Adel ist also in dieser Flugschrift so schroff ausgesprochen als möglich, von einem Gegensatz gegen das Königthum findet sich dagegen noch nichts.

Sieyès beging einen doppelten Rechnungsfehler. Einmal übersah er mit seiner Kopfzahl die reale Macht, welche die Stände repräsentirten; dann abstrahirte er aus einer bloßen Negation (nicht-adelig, nicht-geistlich) den Begriff eines dritten Standes, der in Wahrheit keiner war. Daß die besitzende Classe (die Bourgeoisie) dem Volk, d. h. dem Proletariat, viel ferner stand, als dem Adel, sollte sie bald erfahren, und daß sie es im Anfang verkannte, darin lag das zweite Motiv zur Revolution. Seltsamer Weise hat sich die Einseitigkeit seines Begriffs auf die spätern Historiker (Guizot, Thierry u. s. w.) übertragen.

Der Provençale Sieyès ist einer der wichtigsten Typen der Zeit. Der Zufall machte ihn zum Geistlichen, auch hätte er leicht in die feine Welt eingeführt werden können, doch verschmähte er es und lebte einsam seinen Studien. Zunächst studirte er die damaligen philosophischen Schriftsteller; von keinem wurde er befriedigt, obgleich er sich in der Theorie zu Condillac hielt. Gegen Rousseau wandte er ein, daß er die Principien der Gesellschaftskunst mit dem Anfang der menschlichen Gesellschaft verwechsle. „Es ist, als ob man ein Linienschiff nach der Theorie aufführen wollte, nach welcher die Wilden ihr Canot aushöhlen: alle Künste hören auf, wenn sie an ihren Ursprung zurückkehren. Die Kunst kommt in allen Dingen sehr spät, sie setzt eine unendliche Reihe von Fortschritten voraus." — Sieyès glaubte im Besitz dieser socialen Kunst zu sein, die Geschichte hatte er leider nicht befragt. „Il me semble, que juger de ce qui se passe par ce qui s'est passé, c'est juger du connu par l'inconnu. Il est plus juste de juger le passé par le présent et de convenir que les prétendues vérités historiques n'ont pas plus de réalité que les prétendues vérités religieuses." Daher seine Gering-

schätzung Montesquieu's. Auch die Nationalökonomen befriedigten i
nur wenig, weil sie sich zu sehr auf Thatsachen einließen. Schon 17
schreibt er in einer Einleitung zu einem Lehrbuch der National-Oekon
mie: „Je laisse les nations formées au hasard. Je suppose que
raison tardive va présider à l'établissement d'une société humai
et je veux offrir le tableau analytique de sa constitution. On 1
dira que c'est un roman que je vais faire; je répondrai: Tant pl
j'aurais mieux aimé trouver dans la suite des faits ce qu' il n
fallu chercher dans l'ordre des possibles. Assez d'autres se so
occupés à combiner des idées serviles toujours d'accord avec l
événements. Quand on les médite plein du seul désir de l'inté
public, on est obligé à chaque page de se dire que la saine po
tique n'est pas la science de ce qui est, mais de ce qui do
être."

Dabei macht sich Sieyès die Sache keineswegs leicht, er g
nicht wie Condorcet vom Glauben an die Güte des Menschengeschlech
aus; sein Zweck ist vielmehr die Auffindung einer künstlichen Staat
maschine, die des moralischen Inhalts entbehren könne, u
zu deren Voraussetzungen der gesunde Menschenverstand des Volks ni

Verfassung verachtete er nicht blos als Werk des Zufalls, sondern auch, weil sie die Gegensätze constituire: der Staat solle keine Differenz, sondern einen einheitlichen Begriff ausdrücken. Er gab das ungeheure verwickelte Räderwerk seiner Staatsmaschine nicht als letzten Zweck, sondern als das einzige Mittel, das Glück der Individuen zu sichern; er nahm sogar das monarchische Element darin auf, weil man in einer Monarchie freier lebt als in einer Republik.

Ist der Abbé Sieyès der Typus für die abstracte Logik der Neuerer, so vertritt Graf Mirabeau das Temperament. Sieyès wirkte durchweg nur durch kleine Schriften und durch Bonmots, die freilich meist sehr treffend waren; zu größeren Reden hatte er weder die Gabe noch die Neigung. Mirabeau dagegen war der geborene Redner: die Fülle seiner Anschauungen und Empfindungen mußte sich Bahn brechen. Diese Gabe, durch die er so oft die Menschen anzuziehn und zu beherrschen verstand, schien oft auch sein Verhängniß zu sein: zu häufig ging der Redner mit dem Politiker durch. Seine Standesgenossen verschmähten ihn bei den Wahlen, angeblich seines lasterhaften Lebens wegen, in der That aber, weil sie in ihm den Demokraten fürchteten, was er durchaus nicht war. So sah er sich denn genöthigt, gerade wie der Abbé Sieyès, seinen Platz unter den Vertretern des dritten Standes zu suchen.

Mirabeau's Streben war seit einer Reihe von Jahren gewesen, Carrière zu machen und in diesem Streben fuhr er fort. Es ist das in keiner Weise tadelnd gemeint: jeder tüchtige Mensch soll den Platz einzunehmen suchen, zu dem seine Kräfte ihn befähigen, und wenn Mirabeau's Streben auf den ersten Platz im Staat gerichtet war, so drückte das nur das richtige Gefühl seiner Kraft aus. Es fiel ihm nicht ein, zu Gunsten seines Fortkommens seine Grundsätze zu opfern, er wollte die Macht im Staat, um seine Grundsätze durchzuführen. Diese Grundsätze, monarchisch und liberal zugleich, wird man heut wohl als die richtigen anerkennen.

Zunächst galt es jedoch den Platz zu gewinnen. Unter Calonne hatte er sich dadurch zu empfehlen gesucht, daß er diente; jetzt als Führer der Opposition kam es ihm darauf an, dem Hof Furcht einzujagen. Aber gleich zu Anfang der Nationalversammlung ließ er merken, daß er nur auf eine Verständigung über die Grundsätze warte, um für das Königthum einzutreten.

Einem Bürgerlichen konnte es damals noch nicht einfallen, eine solche

wenn man die Instructionen liest, welche die A
mmitenten mitbrachten, so wird man gewahr, das
zt wurde, alle bestehenden Einrichtungen des Sta
mußten. Freilich übersah kein Einzelner den gesa
erungen, jeder verlangte nur das, was ihm ar
nklichsten war die Bewegung der drei Stände geg
mittlung zu erlauben schien.

In der Stimmung des Publikums läßt sich
ömung erkennen. Weit überwiegend ist der Sang
ffnung, daß Alles aufs schönste sich entwickeln w
den guten Willen des Königs; aber daneben wi
vorläufig in der Versammlung noch nicht vertret
ligen Agitatoren ein allseitiges Mißtrauen gepredig
in Paris an schlechten Gesellen zusammenströmte,
alten, etwaige Verräthereien zu überwachen.

Die Eröffnung der Generalstaaten, 5. Mai 178
athemloser Spannung erwartet und mit leidensch
rüßt, konnte man als die letzte Orgie des Rococo be
hienen im Costum, und der phantastische Ausputz
dritte Stand in der einfachen schwarzen Tracht e
schauer ein ziemlich greifbares Zeugniß dafür, daß
nsanschauungen in Conflict zu einander standen.

Die Aufgabe des dritten Standes war mit

Erwarten nahm nun plötzlich der Hof für den Adel Partei
 ganze Ansehn der Krone für die ständische Berathung in
.e. Jetzt beginnt die dramatische Action. Der Schwur im
h nicht zu verlassen, hatte in Wirklichkeit nicht ganz die
, die man ihm später andichtete: die Abgeordneten des Bürger-
 doch sehr bedenklich und unsicher, und wenn der Maler
 sich ganz der Demokratie ergeben hatte, in seinem Versuch,
 einem Bild zu fixiren, sie als einen Act der Leidenschaft
 verrieth er schon durch das antike Costum, d. h. durch die
er Gestalten, daß ihm der Vorgang in einer imaginären

f das Temperament kam es jetzt allerdings an, und so fand
 zum erstenmal Gelegenheit, sich geltend zu machen: er rief
ienmeister, der die Sitzung schließen wollte, das stolze Wort
ammlung werde nur den Bajonneten weichen! Wenn man
t hat, das Wort wäre die Revolution gewesen, so ist das
 die Revolution war, daß die Bajonette nicht kamen.
'chien es der Hof gar nicht versuchen zu wollen; er ließ die
Berathung geschehen. Während die Sache noch in der
, erhielt die Nationalversammlung einen Fingerzeig, daß es
 einen andern Conflict handle als um den von Siehès auf-
 wurde nämlich eine Bittschrift eingebracht „von Seiten
 nichts haben gegen die, welche Alles haben", eine Bittschrift,
:n die Volksvertreter ebenso gerichtet war als gegen die

: dieser Bittschrift war Jean Paul Marat (45 J.),
würdigsten Figuren dieser Epoche. Wir haben bei Cham-
 was für eine raffinirte Bitterkeit sich zuweilen hinter den
'ormen des Rococo versteckte, aber Chamfort hatte immer die
en des Standes, mit dem er hauptsächlich verkehrte; bei
ıählt sich der concentrirte Haß mit dem bewußten brutalen
 gemeinen Plebejers. Abweichend von der Mehrzahl der
ıgogen ist es ihm nicht darum zu thun, etwas für sich zu
: überquellende Kraft nach Art von Gassenbuben in Un-
n: seine Seele ist durch und durch von Haß erfüllt, und
 der ganze Inhalt seines Lebens. Andere von seiner Partei
rwärtiger, weil ihre Brutalität mit Genußsucht sich paart:

aber in der reinen Abstraction des Hasses bleibt Marat doch die gräß
lichste Figur, welche die Revolution aus den geheimen Abgründen an d
Luft warf.

Marat hat sehr wechselnde Schicksale gehabt. Im 30. Jahre finde
wir ihn in Edinburgh als Sprachlehrer, wo er eine Flugschrift „Th
chains of slavery" herausgiebt; auch veröffentlichte er eine Abhandlun
über den Zusammenhang von Seele und Körper, worüber er in heftige Feht
mit Voltaire geräth. Dann siedelte er sich als Arzt in Paris an, leg
sich auf optische Studien, bekämpfte das Newton'sche System und ka
auf ganz ähnliche Resultate wie später Goethe, weshalb Klopstock behauptet
Goethe habe seine Ideen von Marat gestohlen. Im gegenwärtigen Auge
blick war er Thierarzt im Dienst des Grafen von Artois.

Nachdem der Hof zuerst die Vereinigung der Stände zugegebe
wurde er plötzlich andren Sinnes: 11. Juli wurde Necker entlassen, ei
stramm monarchisches Ministerium ernannt, und die Sache sollte mil
tärisch durchgesetzt werden. Die Unruhen, die deswegen in Paris au
brachen, hätten nicht viel zu bedeuten gehabt, aber das Militär versagt
und erst als die Truppen, deren vollständigen Abfall man fürchten mußt
aus Paris entfernt waren, erfolgte 14. Juli der Sturm der Bastill

später, als er wirklich zur Regierung kam, auch einige Instinkte für geordnete Politik entwickelt; für den Augenblick aber war von diesen nicht die Rede, und er wie seine Freunde Camille Desmoulins u. s. w. waren bei der völligen Rathlosigkeit der Regierung gefährlicher als die Fanatiker selbst. Von ihnen wurden dann die untergeordneten Unruhestifter geleitet, der Schulmeister Maillard, der Pole Lazowski, der Amerikaner Fournier, die seit 14. Juli als Führer jedes Pöbelaufstands hervortreten: die Blüthen der eigentlichen Canaille.

Der sogenannte dritte Stand — und das war ein neues Moment für die Entwicklung der Revolution — bildete sich ein, der Sieger des 14. Juli zu sein. In der That war die Gewalt in die Hände des Pöbels übergegangen, der seit Jahren durch die schlimmsten Leidenschaften unterwühlt, sich nun von allen Schranken befreit sah. Jetzt beginnen in Paris, mehr noch aber in den Provinzen die schauderhaften Mordthaten und Feuersbrünste, zum Theil Ausbrüche des Hasses, zum größten Theil Ausbrüche roher Wildheit. Von den gebildetsten Classen des Volks unternommen, auf die Blüthe der Intelligenz berechnet, wurde die Revolution von den rohsten Classen des Volks durchgeführt, eines Volks, welches durch den Despotismus und die Unsittlichkeit eines halben Jahrhunderts geistig und sittlich verdorben war.

Mirabeau hatte einen klaren Blick in diese Gefahr, er hatte aber für den Augenblick keine Macht ihr zu begegnen. Ebenso zog sich Sieyès verstimmt von der Action zurück, weil er nicht mehr das entscheidende Wort sagen konnte. Die reale Macht war in die Hände von Bailly und Lafayette übergegangen.

Von dem wackern Astronom Bailly, dem die Mairie von Paris übertragen wurde, kann nicht viel die Rede sein: es freut den ehrlichen Bürger, daß der Adel gedemüthigt wird; es schmeichelt den stillen Gelehrten, wenn die Menge ihm Beifall zujauchzt, und er sieht in seiner Freude nicht genau, wie die Hände beschaffen sind, die ihm zuklatschen. Durchaus wohlgesinnt, wußte er in bedenklichen Lagen sich in keiner Weise zu helfen, was er an Einfluß besaß, kam alles Lafayette zu gut.

Die revolutionäre Bewegung ging auf Vergrößerung der Staatsgewalt aus; sie suchte einen mächtigen Willen zu construiren, der in der Wirklichkeit fehlte. Mit einem Wort: ihr Streben war auf die Dictatur gerichtet. Lafayette war der erste, der diesem Streben entgegen kam.

Erst 31 Jahr alt, aber von einem sehr starken Ehrgeiz, schlau und gewandt in der Behandlung von Menschen und dabei aufs innigste von der Güte seiner Sache überzeugt, hatte er nun als Oberbefehlshaber der Nationalgarde die einzige geordnete Macht in Händen, die noch in Frankreich vorhanden war. Als seine Aufgabe betrachtete er, damit ebenso den Hof in Schach zu halten, wie den Pöbel, und Schritt vor Schritt gelang es ihm, für dies Streben Raum zu gewinnen.

Als er der Nationalgarde die dreifarbige Kokarde ertheilte, äußerte er, diese Kokarde werde die Reise um die Welt machen. Man hat das Wort prophetisch genannt, und es ist das auch im gewissen Sinn, denn die dreifarbige Kokarde ist bis nach Moskau vorgedrungen; aber nicht in dem Sinn, den Lafayette damit verknüpfte. Wenn man Belgien ausnimmt, das schon seit 1787 demokratisirt war, und später einige Theile des Rheinlandes, hat die Revolution von 1789 thatsächlich nirgends Wurzel geschlagen.

Wohl aber erregte sie die fieberhafte Aufmerksamkeit Europas und wenn unser guter Canonicus Campe, der damals mit dem jungen W. v. Humboldt Paris besuchte, über Alles entzückt war, was er dort sah, nicht blos über die Rhetoren der Constituante, sondern auch über den Pöbel, der den Aristokraten die Köpfe abschlug, ja selbst über die eigentlichen Straßenjungen, so gab er damit nur den Empfindungen Ausdruck, welche die große Masse des deutschen Spießbürgerthums repräsentirten.

Seit Tocqueville wissen wir weit genauer, was die Revolution war, als irgend einer der Betheiligten oder Zeitgenossen, denn wir übersehn den Zusammenhang der Federn, der Jenen unbekannt war. Dennoch ist ihr Zeugniß nicht zu umgehn. Sie hatten den Vorzug, mit eignen Augen zu sehn.

Mit großer Superiorität trat gleich nach Einnahme der Bastille Rivarol (32 J.) gegen die Demokraten auf. Er zeigt, daß der leitende Gedanke der neuen Erhebung in dem Haß des Bürgerthums gegen den Adel liegt, und daß dies Streben nach Gleichheit Kräfte auf den Kampfplatz ruft, die dem Bürgerthum selbst gefährlich werden. „S'il est vrai que les conjurations soient quelquefois tracées par des gens d'esprit, elles sont toujours exécutées par des bêtes féroces .... Malheur à ceux qui remuent le fond d'une nation!" Vortrefflich ist seine Polemik gegen die gesetzliche Feststellung der Menschenrechte. „Législateurs,

fondateurs d'un nouvel ordre de choses, vous voulez faire marcher devant vous cette métaphysique que les anciens législateurs ont toujours eu la sagesse de cacher dans les fondements de leurs édifices. Ah! ne soyez pas plus savants que la nature. Si vous voulez qu'un grand peuple jouisse de l'ombrage et se nourrisse des fruits de l'arbre que vouz plantez, ne laissez pas ses racines à découvert . . Pourquoi révéler au monde des vérités purement spéculatives? Ceux qui n'en abuseront pas sont ceux qui les connaissent comme vous, et ceux qui n'ont pas su les tirer de leur propre sein ne les comprendront jamais, et en abuseront toujours." Alles was in den neuen so plötzlich hervorgerufenen Sitten Seltsames und Lächerliches war, wurde mit blutigem Spott zur Schau gestellt.

In Deutschland begrüßte man das große Ereigniß fast durchweg mit freudiger Hoffnung. Stolberg (38 J.), dänischer Gesandter in Berlin, schreibt: „Was ich als Knabe unter dem Druck allgemeinen Widerspruchs fühlte, was ich in meinem ersten Freiheitsgedicht mit lallender Poesie zu päanen mich unterwand, das wird nun Volkseinsicht. Jede Zeitung wetzt jetzt an dem Griffel, welcher in dauernde Tafeln die Schmach der Götzen eingräbt, welche man groß nannte, weil sie auf dem Schutt von Millionen standen."

Klopstock (65. J.) schildert das Gespräch zwischen einem Fürsten und seinem Kebsweib, die sich vergebens bemüht, ihn aufzuheitern. Immer finstrer wird sein Gesicht, er sieht eine Erscheinung, den schrecklichen Geist der Freiheit: „welcher Zauber beschwört und bannt ihn hinab in des stummen Kerkers Nacht, aus welchem er kam! Weh mir! wer ist, der an den hundertarmigen Riesen, hundertäugigen Riesen sich wagt!"

„Der 14. Juli," schreibt Johannes Müller aus Mainz, „ist der schönste Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft. Freiheit, gegründet auf Gesetze, an der Spitze des größten Volks in Europa. Die Convulsionen sind stark; aber eine freie Verfassung ist für das nicht zu theuer. Nun nimmt mich wunder, ob die Deutschen sich nicht bald schämen werden, ihres superioren Verstandes sich gegen die frivolen Franzosen zu rühmen? — Im Uebrigen ist's äußerst aufmunternd zu sehn, daß, was Montesquieu vor vierzig Jahren gesäet, nun aufblüht. Es wird nichts Gutes vergeblich gesäet, denn, wer sein wartet, derselbe stirbt nicht." — „Kann's eine Frage sein, ob ein luftreinigendes Donnerwetter, wenn es auch hier und da einen erschlägt, nicht besser sei als eine Luftvergiftung,

als Pest?" — „Um wenige Burgen reicher Barone, um die Köpfe weniger, meist schuldiger Großen, ist diese Freiheit wohlfeil erkauft. Mögen denn sie fallen, die, welche zittern! es ist recht sehr gut, daß die Könige und Räthe gewahr werden, sie seien auch Menschen, und daß die Vorsehung sie aus dem Schlaf rüttelt, in welchen die lange Geduld der Nationen sie eingewiegt." — —

H u b e r in Mainz schreibt an K ö r n e r: „es bestätigt sich mir, daß vielleicht alle großen Begebenheiten, die wir in der Geschichte anstaunen, für den Augenzeugen durch Incohärenz und Lücken verloren. Nur die Disette an großen Menschen scheint mir hier am meisten vorzuleuchten. Daß in einem solchen Bouleversement kein einziger Geist aufgestanden ist, der sich durch Consequenz und Größe zum Herrn der Begebenheit gemacht hätte, daß alle Menschen, die darin verwickelt sind, nur einer precären, partiellen Influenz gewachsen sind, das ist das Traurige, Ekelhafte bei der Sache. Freilich muß man wohl auch annehmen, daß wir noch immer am ersten Act sind. Die Phantasie hat Raum, sich die ungeheuerste, allgemeinste Revolution zu bilden; aber in einer Revolution, die durch allge- m e i n e Aufklärung, durch unsere Papieraufklärung entsteht, sehe ich sehr wohl ein, daß keine einzelnen Köpfe hervorleuchten werden. Diese Aufklärung verjagt den Despotismus, aber sie macht die Freigewordenen untüchtig, Republikaner zu sein."

Die Theilnahme des Auslands wurde hauptsächlich dadurch genährt, daß es sich in der französischen Revolution augenscheinlich um mehr als blos locale oder nationale Interessen handelte. Schon 11. Juli 1789 hatte L a f a y e t t e der Nationalversammlung die amerikanische Erklärung der Menschenrechte vorgelegt; die Annahme erfolgte nach verschiedenen Debatten 27. August. Diese Erklärung bezeichnet den Krebsschaden des damaligen Denkens, da sie nur von Rechten spricht, ohne die Pflichten zu erwähnen. Alle Menschen sind frei und gleich, nur das Gesammtwohl darf einen Unterschied begründen; alle Menschen haben das Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung; alle Souverainetät hat ihren Ursprung im Volk, kein Einzelner darf eine Autorität ohne ausdrückliche Uebertragung ausüben. — Aber nur als Symptom sind die Menschenrechte von Bedeutung, daß sie gesetzlich fixirt wurden, hat an dem Lauf der Ereignisse nichts geändert.

Wichtiger waren die Beschlüsse der Nacht vom 4. August, die völlige Abschaffung des Feudalstaats und aller aus demselben entspringenden Vor-

rechte durch einen enthusiastischen Ausbruch der privilegirten Stände. Die Form des Enthusiasmus ist für einen Act der Gesetzgebung sehr ungeeignet, und insofern hatte Mirabeau nicht Unrecht, von der „Orgie" des 4. August zu sprechen: sachlich wurde aber nichts weiter aufgegeben, als was den Besitzern bereits entrissen war und entrissen werden mußte, wenn von einer gedeihlichen Reform des Staats die Rede sein sollte. Es war ein vorläufiger Friedensschluß zwischen den bisher streitenden Gewalten, der gerade durch seine philanthropische Fassung dem Publikum verständlich sein mußte.

Wenn in der Feststellung der königlichen Gewalt am 11. September ein Compromiß beliebt, und dem König nur ein suspensives Veto zugestanden wurde, so war das incorrect, wenn es sich um eine bleibende Feststellung gehandelt hätte. Vorläufig aber kam es nicht darauf an; für die augenblicklichen Bedürfnisse reichte das suspensive Veto aus, und wenn Necker darauf einging, so kann das um so weniger als ein Verrath am Königthum bezeichnet werden, da gerade an diesen Punkt das Mißtrauen der Demokraten sich heftete. Mirabeau hatte theoretisch recht, daß durch Aufgebung des königlichen Veto eine Omnipotenz der Nationalversammlung geschaffen wurde, in der für die öffentliche Freiheit die größte Gefahr lag; aber die Gefahr des Augenblicks lag nicht in der Nationalversammlung, sondern außerhalb derselben.

Draußen verstand man das „Veto" so, daß wenn ein Bürger den Löffel in die Suppenschüssel stecken wollte, der König ihn daran verhindern könne, und die verhaßte Königin erhielt jetzt den Beinamen „Madame Veto", wie man sie früher „Madame Deficit" nannte. Auch war man in der demokratischen Partei bereits sehr aufgebracht gegen die Nationalversammlung, und Marat empfahl in seinem Journal, die 800 Bäume im Garten der Tuilerien in 800 Galgen zu verwandeln, und ebenso viel Abgeordnete daran zu hängen.

Dieser Ton ist auch aus literarischen Gründen anzumerken: die französische Prosa ist während der Revolution in einem schleunigen Sinken. Wenn wir den Moniteur durchblättern, finden wir freilich manche kräftige Aeußerung der Leidenschaft, aber eben so oft werden wir an die Gewohnheit der academischen Lobrede, der Kanzel und der Schule erinnert. In Bezug auf den Inhalt finden wir wenig Ausbeute. Die Männer, welche die Reform des Staats, ja die Gründung einer neuen Gesellschaft unternahmen, wußten zu wenig, um was es sich eigentlich handle.

Sie waren dem wirklichen Staatsleben zum größten Theil fremd geblieben, und wenn man über die allgemeinen Fragen, wenn man über die Zerstörung der alten Mißbräuche hinausging, so waren die Meisten rathlos, und beschränkten sich auf Phrasen. Schlimmer war es noch, daß die parlamentarische Beredsamkeit bald von den Rednern der Gasse überboten wurde. Schon im ersten Jahr der Revolution erkannten schärfer Blickende, daß es mehr auf die Aufregung der Menge ankam, als auf das, was man in der Nationalversammlung durchsetzte; auf die Menge wirkt man aber nur durch Kraftsprüche, durch handgreifliche Bilder, durch Abstractionen, die der Einbildung der Unwissenden schmeicheln, und unmerklich übertrug sich dieser Ton auf die Redner der Nationalversammlung.

Bei jeder größern Volkserhebung hofft man, es werde für die Literatur eine neue Aera beginnen; statt dessen tritt regelmäßig eine Stockung ein. Es ist dann nur *ein* Gedanke, der Alle beschäftigt, nur *eine* Leidenschaft, die jedes Herz mit sich fortreißt, und wer so viel Gemüthsruhe bewahrt, sich dem Fieber der allgemeinen Aufregung zu entziehn, wird gewiß auf seine Zeitgenossen keinen Einfluß ausüben. Das künstlerische Schaffen steht in der engsten Wechselwirkung mit den Empfindungen des Volks, und wo diese dem Dichter nicht hilfreich entgegenkommen, wird er sich vergebens nach einer Eingebung von anderswoher umsehn. Auch wenn der Sturm nachgelassen hat, bedarf es noch einer geraumen Zeit, bevor die Fluth sich wieder in die alten Formen findet.

Am auffallendsten zeigt sich die Stockung auf dem Theater. Die Leistungen waren seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts nicht glänzend gewesen, aber jedes neue Stück war ein Ereigniß und wurde nach ästhetischen Gesetzen commentirt. Seit dem Bastillesturm fragte man nur nach der Tendenz, oder bestimmter, nach der Phrase, und es dauerte nicht lange, bis man die Freiheitsliebe nach dem Cynismus der Phrase berechnete.

> Voulez-vous du public captiver le suffrage,
> Du mot de Liberté soupoudrez votre ouvrage.
> Ce mot magique et cher fait pétiller d'esprit
> L'ouvrage le plus plat et le plus mal écrit.

Zu Anfang der Bewegung waren die Theater liberal, aber royalistisch. Mit besonderer Vorliebe suchte man in ältern Stücken die Schilderungen wohlgesinnter Minister hervor. Man rühmte die königliche Gewalt, gab ihr

aber gute Lehren. Es wurden Episoden aus dem Leben Heinrich's IV. dargestellt, in denen die volksfreundliche Gesinnung der Krone empfohlen wurde. Auf Heinrich IV. folgte der minder bekannte bürgerfreundliche Ludwig XII., der noch ziemlich spät sowohl von Collot d'Herbois als von Ronsin, den spätern Terroristen, mit schmeichelhaften Anspielungen auf den „Wiederhersteller der französischen Freiheit" bearbeitet wurde. Epochemachend war die Aufführung des Charles IX. von Joseph Chénier.

Schon im Sommer 1788 hatte er zwei neue Stücke, „Heinrich VIII." und „Karl IX." dem Theater übergeben. Der Hof hatte sich den Figaro gefallen lassen, aber eine leidenschaftliche Declamation gegen das Königthum konnte er nicht zugeben. Die Censur hemmte die Aufführung, und die Flugschriften, an denen es der Dichter nicht fehlen ließ, fruchteten für den Augenblick nichts, obgleich sie die Aufmerksamkeit des Publikums rege machten. Als am 19. August 1789 ein schlechtes Stück von Fontanelle, „die Vestalin," aufgeführt wurde, regnete es plötzlich Plakate, in denen das Theater zur Rechenschaft gezogen wurde, daß es dem Volk so lange die freisinnige Tragödie „Karl IX." vorenthalte. Nach Beendigung des Stücks erhob sich unter allgemeinem Stillschweigen ein Unbekannter und wiederholte mit Stentorstimme an die Schauspieler die Frage des Plakats. Der Unbekannte war Danton, seine Begleiter Fabre d'Eglantine und Collot d'Herbois. In ungewöhnlicher Aufregung ging das Publikum auseinander. Die Municipalität zögerte, namentlich Bailly war nicht gemeint, das Verbot zurückzunehmen.

Auch diesmal war es doch weniger das Königthum an sich, das angefochten wurde, als vielmehr der Hof und der denselben beherrschende Adel.

> Le sort m'a refusé, je ne veux point le taire,
> D'un long amas d'aïeux l'éclat héréditaire,
> Et l'on ne me voit point, de leur nom revêtu,
> Par huit siècles d'honneur, dispensé de vertu.

Es bedurfte einer neuen Phase der Revolution, um das gefährliche Stück wirklich den Parisern zu zeigen. — Noch einmal hatte der Hof versucht, sich auf die bewaffnete Macht zu stützen, und die demonstrative Art, mit der das namentlich von Marie Antoinette betrieben wurde, veranlaßte den Zug der Pariser nach Versailles, 5. Oktober, und die Ueberführung des Königs und der Nationalversammlung nach Paris.

Das Eigenthümliche dieses Zuges liegt hauptsächlich darin, daß er

überwiegend aus Weibern zusammengesetzt war. Zum Theil war das
Maske, die eigentlichen Leiter des Zuges waren die Nämlichen, die sich
an dem Sturm auf die Bastille betheiligt hatten: man wollte durch da
Voranschicken der Weiber dem Militär erschweren, von der Schußwaff
Gebrauch zu machen. Aber es gehört auch zu den characteristischen Eigen
heiten der französischen Revolution, daß die Aufregung sich in einem
ungewöhnlichen Grade der Weiber bemächtigte. Dickens hat in seine
„Tales of two cities" einen Typus dieser Art sehr geistreich dargestell
ein andrer Typus ist von empfindsamen deutschen Romantikern vielfa
ausgebeutet worden.

Lambertine Theroigne aus Mericourt, ein Landmädchen, w
in Folge unglücklicher Liebe aus ihrer Heimath nach England gegang
hatte dort als Maitresse verschiedener vornehmer Herrn ein wüstes Le
geführt und trat nun, 30 J. alt, in Paris als Muster republicanis
Tugend und als Prophetin auf. Sie zeigte sich als Amazone auf
Straßen, im Federhut, ein Schwert an der Seite, Pistolen im Gü
und eine Reitpeitsche in der Hand: außerdem aber, wie von Spaßvög
behauptet wurde, ein Riechfläschchen „pour neutraliser l'odeur du peupl
Auf der Straße erregte sie einen ungeheuren Enthusiasmus, und die

nen Willen, dem Haß des Pöbels Nahrung gegeben: die Macht der Rede war eben mit ihm durchgegangen.

Der eigentliche Gewinn des Tages fiel Lafayette zu. Er verwies seinen Nebenbuhler, den Herzog von Orleans, ohne Weiteres aus Frankreich, er befestigte seine Autorität bei der Nationalgarde und zeigte bei einigen Tumulten in den nächsten Tagen, daß er unter Umständen recht energisch davon Gebrauch zu machen wisse. Außerdem trat er als Beschützer des Hofs auf und war nun auch diesem gegenüber der Unvermeidliche. Freilich hatte das seine zwei Seiten: der öffentliche Handkuß, durch den er Marie Antoinette den Insulten des Pöbels entzog, ist ihm von dieser nie vergeben worden.

Dies war auch die Zeit, in welcher Mirabeau sich ernstlich mit dem Gedanken trug, die Revolution dadurch in das richtige Fahrwasser zu leiten, daß aus der Majorität ein energisches Ministerium gebildet wurde. Er legte sein Programm so unverhüllt als möglich der Nationalversammlung vor: die Antwort war der Beschluß vom 7. November, daß es keinem Abgeordneten verstattet sein sollte, Minister zu werden.

Mirabeau hatte recht, diesen Beschluß als eine Paupertätserklärung der Versammlung aufzufassen: es ist eine der schlimmsten Krankheiten des Liberalismus, von vornherein die eigenen Führer zu verdächtigen, sobald sie im Begriff sind, zur Macht zu gelangen. Für ihn war es aber der entscheidende Schlag, denn das Instrument, auf das er gerechnet, versagte, und was half ihm Beredsamkeit und Popularität, wenn sie keinen Beschluß hervorrief! Er hatte gehofft, als mächtiger Parteiführer sich dem König aufzuzwingen und ihn dann zu retten; diese Hoffnung war gescheitert, und er war fortan auf die Rolle des Intriganten gewiesen.

4. November wurde nun „Karl IX.“ wirklich aufgeführt. Noch nie hatte man einen so ungeheuern Beifallssturm gesehen. Mirabeau, mit enthusiastischem Bravo empfangen, gab regelmäßig das Signal dazu, und bei den Versen:

Ces tombeaux des vivans, ces bastilles affreuses,
S'écrouleront un jour sous des mains généreuses ...

erhob sich beifallsjauchzend das gesammte Publikum und ließ sie wiederholen, wie man es mit einer beliebten Arie zu thun pflegt. Talma trat zum ersten Mal in einer Hauptrolle auf. Sein blasses Gesicht erinnerte zur Verwechslung an die bekannten Portraits Karl's IX. Der Eindruck war tief und furchtbar. Den halben Wahnsinn des unglücklichen

Fürsten, übrigens die beste Stelle des Stücks, gab er mit einer wild
Beredsamkeit; eine zweite Glanzstelle war die Einsegnung der Dolche dur
den Cardinal. Die Zuschauer waren so ergriffen, daß der Act zel
Minuten lang durch einen rasenden Beifall unterbrochen wurde. D
Dichter wurde im Triumph nach Hause geführt. Vergebens ergingen si
die Royalisten in leidenschaftlichen Schmähungen, die Masse strömte na
wie vor in das Stück, und Chénier war der Dichter des Voll
Danton rief während der ersten Vorstellung: Wenn Figaro den Ad
getödtet hat, so wird Karl IX. das Königthum tödten! Camille De
moulins: Dies Stück fördert unsere Geschäfte mehr, als der 5. Octob
— Der hauptsächliche Grund dieses Erfolgs lag freilich in der Declam
tion und in den Stichwörtern des Tages, denn von einer durchgreifend
dramatischen Bewegung war nicht die Rede, und die wenigen theatral
gut gearbeiteten Stellen erinnerten ans Melodrama. Dennoch nimmt a
literarisch das Stück eine nicht unwichtige Stelle in der Geschichte
Theaters ein. Es ist noch die alte Voltaire'sche Form, aber Chénier
das unnöthige Beiwerk weggeschnitten, die Vertrauten, die Mythologie,
Liebesepisoden. Ein echter Römer oder Spartaner ist nicht verliebt.

Damals stellte David (41 J.) seinen „Brutus" aus, mit glänzen

daß es ihm vergönnt war, den Ideen, die er in seinen Tragödien aussprach, auch praktisch Folge zu geben; er wiederholte die Declamationen seiner Helden auf der Rednerbühne. Um so bitterer wurde er enttäuscht.

Der „Blaubart" von Grétry (48 J.) erschien neben „Karl IX."; die Arie seines „Löwenherz" „O Richard! o mon roi! l'univers t'abandonne!" wurde das Stichwort der Royalisten. — Wenn die Physiognomie der Zeit immer mürrischer und verdrossener aussah, fehlte es doch nicht an Zeichen, daß im Stillen die altgallische gute Laune noch immer fortlebte.

„Le Français, si charmant jadis,
A fait fuir les jeux et les ris,
C'est ce qui me désole;
Mais il est inconstant, léger,
En un moment il peut changer:
C'est ce qui me console."

Um diese Zeit kehrte der Abbé Delille (52 J.) aus dem Orient zurück, wohin ihn der Herzog von Choseul halb mit Gewalt entführt hatte. Dort hatte er Constantinopel und Athen besucht, sein Gedicht „l'Imagination" geschrieben und den Freunden malerische Berichte zugesandt, die immer ein Ereigniß waren. Halb geblendet von der Sonne des Ostens, wußte er sich in die neuen Zustände nicht recht zu finden: „la politique a tout perdu", schreibt er seiner Freundin Lebrun, die nach Rom geflüchtet war, „on ne cause plus à Paris". Der Vorsicht wegen entfernte er seine Tonsur, legte Holzschuhe an und heirathete seine Haushälterin; so gelang es ihm, auch die Schreckenszeit ungefährdet zu überstehn.

In den „Revolutions de France et de Brabant", die Camille Desmoulins (29 J.), Danton's Vertrauter und seit dem 14. Juli „Generalprocurator der Laterne" December 1789 begann, spricht er sich über das, was nun zu hoffen sei, recht unumwunden aus. „Le patriotisme s'étend chaque jour dans la progression accélérée d'un grand incendie. La jeunesse s'enflamme; les villards, pour la première fois, ne regrettent plus le temps passé, ils en rougissent . . . Jamais plus riche proie n'aura été offerte aux vainqueurs. 40000 palais, hôtels, châteaux; les deux cinquièmes des biens de la France à distribuer, seront le prix de la valeur. Ceux qui se prétendent nos conquérants, seront conquis à leur tour." Das war verständlicher als

die Abstraction der Menschenrechte! Uebrigens zeigt Camille in diesen neusten Ergüssen einen gewissen Humor, der den eigentlichen Cynikern der Revolution fehlt; und wenn er in den Reminiscenzen aus Livius und Plutarch mit seinen andern Glaubensgenossen Hand in Hand geht, so hat er vor ihnen den Vorzug, sie aus erster Hand zu kennen.

Im Auslande wurde man über die Fortschritte der Revolution immer bedenklicher. Wieland erließ im „Merkur" eine kosmopolitische Adresse an die Nationalversammlung; deren Grundsätze er diesmal scharf kritisirt. „Bis die Erfahrung uns belehrt hat, wie bald und wie lange das Pays de Cocagne sein und bleiben werde, wenn das Volk in seinem Freiheitsrausch so süße Träume träumt, ist es wohl erlaubt, zu zweifeln, ob eine der mächtigsten Monarchien auf dem Erdboden sich so leicht in eine Demokratie werde umschaffen lassen." — „Mit welcher Art von Raserei man behaftet sein mag, das ist immer gewiß, daß es ein Zustand ist, worin der menschliche Verstand nicht sehr klar sieht, und die Vernunft Sprünge im Schließen macht, die nicht natürlich sind. Kein Wunder also, wenn die vom Freiheitstaumel ergriffene Nation nicht sah, daß sie, indem sie ein unerträgliches Joch abschüttelte, nur ihre gebietenden Herrn wechselte, und den monarchischen Despotismus mit einem andern vertauschte, den sie in Kurzem vielleicht noch drückender finden wird." — „Ein Volk, das sich seit Jahrhunderten unter das Joch einer willkürlichen Regierung geschmiegt hat, auf einmal für frei zu erklären, ist ebensoviel, als wenn man einen Haufen kränkelnder, durch Ausschweifung entnervter oder durch schlechte Nahrung geschwächter Menschen für gesund erklären wollte . . . Es ist lächerlich, von der Majestät des Volks zu faseln: die wahre Majestät, das Ehrfurchtgebietende und Unverletzliche, liegt in dem Gesetz . . . Man hat dem Volk, welches vermöge der Natur der bürgerlichen Gesellschaft gehorchen muß, die Zügel schießen lassen: es thut, was es will, und will nicht mehr thun, was es soll . . . Man hat damit angefangen, die Monarchie in eine Anarchie zu verwandeln, um auf den Ruinen der alten Verfassung eine neue zu errichten, über deren Plan und Einrichtung die 25 Millionen, die sich inzwischen der höchsten Gewalt bemächtigt haben, wahrscheinlich vor dem Ende dieses Jahrhunderts nicht einverstanden sein werden."

Auf dem Theater nimmt man noch das alte Tasten wahr, es handelt sich hauptsächlich um Stichworte. Im „reveil d'Epiménidès" von Flins (1. Jan. 1790) ruft ein Priester aus: „Ist es möglich, daß man uns

zwingen will, den Kirchengesetzen gemäß zu leben? Das ist das höchste Maß der Gottlosigkeit!"

„Ils ne respectent rien de nos anciens decrets;
Ils ont aboli tout, tout jusqu' à la torture."

Fabre d'Eglantine (34 J.), vor Kurzem noch herumziehender Schauspieler, gewann mit „Philinte" einen entschiedenen Erfolg: es ist eine Fortsetzung von Molière's „Misanthropen". Spätere Versuche schlugen nicht durch, Fabre ging als Vertrauter Camille's immer mehr in das Clubleben auf. — Kotzebue, als Dichter von „Menschenhaß und Reue" bereits eine europäische Berühmtheit, fand bei seinem Besuch in Paris vielfache Zustimmung: in seiner laxen Moral, in seiner Auflösung aller festen sittlichen Grundsätze ist er ein Symptom der allgemeinen Stimmung, welche der Revolution vorgearbeitet hatte.

Schon zu Anfang des Jahres 1790 erfolgte die Auflösung der Provinzen und die Einrichtung der Departements, Distrikte und Cantons; für den Augenblick eine ungeheure Verstärkung der Anarchie, für die Zukunft aber die Hauptsache, welche die Revolution überlebt hat: die unbedingte Gleichheit der Einzelnen wie der Stände und die Umschaffung des Conglomerats, welches bisher das Reich gebildet, zu einer wirklichen Nation. Wohl hatte Sieyès, dessen eigenstes Werk es war, Grund, mit Genugthuung auf diese Schöpfung zu blicken.

März 1790 erhielt Mirabeau durch die Vermittlung seines Freundes, des Grafen De La Mark, vom König eine beträchtliche Entschädigungssumme und weihte sich dem Dienst des Königthums, unter der Bedingung freilich einer liberalen und constitutionellen Verwaltung. Erst 13. Juli gelang es ihm, eine heimliche Audienz bei Marie Antoinette zu erlangen. Hier erfolgte der zweite historische Handkuß, ganz anders als bei dem kalten Lafayette. Der feurige Mirabeau war wirklich begeistert von der schönen Frau, von der er äußerte, sie wäre der einzige Mann in der Umgebung des Königs, und als er in die Worte ausbrach, „die Monarchie ist gerettet!" meinte er es ganz ernst; weniger hatte er sich darüber klar gemacht, wie das ins Werk zu richten sei. Wir haben noch sämmtliche Denkschriften, die er dem Hof übergab: sie enthalten sehr beachtenswerthe Vorschläge, freilich auch im besten Fall nicht ganz so sicher, wie er sie sich dachte; auf alle Fälle nur dann ernsthaft zu erwägen, wenn der König ihm unbedingtes Vertrauen schenkte. Und das war nicht der Fall. Der König betrachtete ihn als einen gefährlichen Menschen, den

er durch bedeutende Geldsummen unschädlich gemacht habe und dem man immer noch nicht trauen könne, weil sein Drang nach Popularität ihn wider besseres Wissen immer zu neuen Extravaganzen verleite; als einen geistreichen Menschen, dessen Rathschläge man insgeheim neben andern ja wohl prüfen könne, aber keineswegs als einen, zu dem man sich öffentlich bekennen dürfe. Diese Heimlichkeit brachte den stolzen Mann in eine verzweifelte Lage, die, wenn die Sache endlich bekannt wurde, ihn zum Verräther stempeln und zu seinem Untergang führen mußte. Wenn die Gesetzvorschläge, die er vertrat, seiner monarchischen Ueberzeugung entsprachen, so war das keineswegs der Fall mit den Motiven, die er dafür anführte, in denen er vielmehr nach wie vor den leidenschaftlichen Oppositionsmann herauskehrte.

Noch eine bedenkliche Seite hatte seine Politik: sie hatte zur Voraussetzung die Beseitigung Lafayette's, also der einzig geordneten Macht, die noch im Staat bestand. Freilich hatte er versucht, sich mit ihm zu stellen, aber die Art dieser Versuche schloß von vornherein jede Hoffnung des Erfolgs aus, auch wenn Lafayette's Vorurtheil gegen die Immoralität Mirabeau's geringer gewesen wäre. Denn es hieß wiederholt: du hast die Macht, und ich habe den Verstand; ich werde angeben, was zu thun ist, und du wirst es ausführen; wobei man stillschweigend hinzusetzen konnte: wenn es gethan ist, kannst du gehen! Auf einen solchen Vertrag läßt sich kein Mann ein, der die Macht in Händen hat und etwas auf sich hält. Schon im Juni erfolgte der Bruch zwischen den beiden Männern, aber der Hof war durchaus nicht gemeint, sich mit einem Mann zu überwerfen, dem er zwar gründlich abgeneigt war, den er aber doch im Augenblick als die letzte Stütze der Ordnung betrachtete.

Der Gegensatz der beiden Männer zeigte sich schon am 12. Juni, als die Nationalversammlung den Erbadel abschaffte. Lafayette sprach sich mit Enthusiasmus dafür aus, während sich Mirabeau kaum die Mühe gab, seine Verachtung zu verhehlen. Im Grunde war Lafayette in der ganzen Richtung seines Geistes ebenso aristokratisch als Mirabeau, und die vornehme Haltung wurde ihm leichter, weil er die äußern Mittel dazu besaß. Dennoch war sein Enthusiasmus nicht erkünstelt: ihm schwebte vor der Seele noch immer das Bild Washington's und zeigte ihm, daß zu einem wirklichen Aristokraten der Titel nicht unbedingt gehöre.

Wichtiger für die Entwicklung der Revolution als diese Abschaffung des Adels war gleich darauf, 12. Juli, die bürgerliche Einrichtung des

Clerus. In keiner Sache waren die Erben der Philosophie des 18. Jahrhunderts so einig und zuversichtlich, als in ihrer Abneigung gegen die bestehende Kirche, die ihnen als Mittelpunkt des gemeinschädlichen Aberglaubens galt. Sämmtliche geistliche Orden waren bereits am 13. Februar aufgehoben worden, und als am 12. April der ehrliche Karthäuser Dom Gerle, ein Mitglied des Jakobinerclubs, den Antrag stellte, zu beschließen, daß die römisch-katholisch apostolische Religion für immer die Religion der Nation sei, um den Verläumdern den Mund zu schließen, welche behaupteten, man wolle keine Religion, so erhob sich ein großer Aufruhr, zum äußersten Erstaunen des Antragstellers selbst, der etwas ganz Unverfängliches gethan zu haben meinte, und der Antrag wurde abgelehnt. Doch gab er Gelegenheit zum offenen Hervortreten einer ziemlich starken Partei in der Versammlung selbst, die sich mit Leidenschaft für den Fortbestand der alten Kirche erklärte. Bald wurde man gewahr, einen wie mächtigen Hinterhalt diese Partei im Volk habe, von dem die gebildeten Stände so wenig wußten. Zwar handelte es sich dabei auch um materielle Interessen: da mit der Anarchie in den Behörden auch eine Anarchie in den Finanzen eingetreten war, wußte man keine andre Hypothek für die nothwendig gewordene Anleihe als die Güter der todten Hand, die man ohne Weiteres für Nationaleigenthum erklärte. Aber abgesehn von diesen äußern Motiven hatte die Kirche auch starke sittliche Wurzeln im Volk, und bald sollte man erkennen, daß sie noch im Stand sei, Märtyrer hervorzubringen.

Mit dem Adel und der Kirche war man also annähernd auf dem Reinen, als der Jahrestag des Bastillesturms 14. Juli unter der Firma eines nationalen Verbrüderungsfestes gefeiert wurde. Der Held des Tages war Lafayette, dessen Popularität ihren Zenith erreicht hatte. Das beste Zeugniß gibt der höhnische Ausspruch eines Journalisten Loustalot, dessen Zeitschrift in unzähligen Exemplaren verbreitet war: „Wenn es dem General wie Caligula eingefallen wäre, sein Pferd zum Präfecten der Stadt zu ernennen, so würde die versammelte Menge es mit Jubel angenommen haben!“

Das Verbrüderungsfest war ein Schauspiel, welches an Glanz wie an dramatischer Bewegung die kleinen Versuche der Theaterdichter weit hinter sich ließ. Doch hatten auch diese ihre Anhänger, namentlich wenn sie den Ton des Livius und des Plutarch anschlugen, und gleich nach dem

Fest, als „Cäsar's Tod" von Voltaire wieder aufgeführt wurde, vernahm das Publikum mit Begeisterung den Spruch:

> „Fússent nos propres fils, nos frères ou nos pères,
> S'ils sont tyrans, Brutus! ils sont nos adversaires.
> Un vrai républicain n'a pour père et pour fils,
> Que la vertu, les dieux, les lois et son pays!"

und mit Jubel stimmte man in den Refrain ein:

> „Dieu! Donnez nous la mort plutôt que l'esclavage!"

Am reinsten trat diese Begeisterung bei der noch unverdorbenen Jugend hervor. Zu Anfang des Jahrs hatte der Herzog von Orleans seinen kaum noch mündigen Sohn — Louis Philippe — in den Jacobinerclub eintreten lassen, wo er sich zu der am weitesten vorgeschrittenen Gesinnung bekannte. Wer reifer zu denken im Stande war, nahm nun freilich auch die andre Seite wahr, die am schärfsten von André Chénier (28 J.) 24. August 1790 in der „Warnung an die Franzosen vor ihren eigentlichen Feinden" bezeichnet wurde: er war vor Kurzem aus London nach Paris zurückgekehrt.

„Lorsqu'une grande nation, après avoir vielli dans l'erreur et l'insouciance, lasse enfin d'opression, se réveille de cette longue léthargie, et, par une insurrection légitime, rentre dans tous ses

société dure depuis assez longtemps pour que tout cela soit dans tous une habitude innée et soit devenu une sorte de religion, je dirais presque de superstition, certes alors un pays a le meilleur esprit public qu'il puisse avoir." Das ist jetzt freilich nicht möglich: „on peut dire que la race humaine est maintenant occupée à faire sur nos têtes une grande expérience." In solchen Zeiten ist der Sanguinismus nur ein Deckmantel der Feigheit, und man soll den Haß der Schlechten herausfordern. „J'ai cru servir la liberté en la vengeant de leurs louanges. S'ils triomphent, ce sont gens par qui il vaut mieux être pendu que regardé comme ami."

10. September trat Necker, dessen Popularität nun vollständig untergraben war, vom Ministerium zurück; bei der Ernennung seiner Nachfolger behielt Lafayette trotz der Intriguen Mirabeau's die entscheidende Stimme. — Damals sagte Burke, der leidenschaftlichste Gegner der Revolution, voraus, daß sie in einer militairischen Dictatur endigen werde. — 27. November beschloß die Constituante, sämmtlichen Geistlichen den Eid auf die Verfassung aufzuzwingen.

Es war ein folgenreicher Beschluß. Ein sehr großer und nicht der schlechtere Theil des Standes weigerte sich, den Eid zu leisten, und was noch an kirchlicher Gesinnung im Volk vorhanden war, wurde in leidenschaftlichen Gegensatz gegen die Revolution gedrängt. Auch der König fühlte sich in seinem Gewissen verletzt und an eine aufrichtige Hingebung von seiner Seite war nicht mehr zu denken.

Es war ein Geistlicher, ein Edelmann — Talleyrand (36 J.), Bischof von Autun — der am lebhaftesten das Gesetz befürwortete; der Abbé Siegès hatte wider Erwarten die Abschaffung des Zehnten bekämpft und seinen Collegen zugerufen: ihr wollt frei sein, und versteht nicht, gerecht zu sein! — Sehr entschieden sprach sich ein Mönch, Claude Daunou (30 J.), aus dem liberalen, gallikanisch gesinnten Orden der „Oratorier" für die neue Ordnung der Dinge aus; ein gelehrter junger Mann, der vor vier Jahren für eine Lobrede auf Boileau, seinen Leitstern in der Dichtkunst, einen academischen Preis erhalten hatte. Oeffentlich von der Kanzel einer Pariser Kirche seines Ordens ermahnte er seine Brüder, sich der Philosophie nicht zu widersetzen: „seid vielmehr die Apostel der Moral und des Patriotismus, und noch lange werden die Freunde der Freiheit den Nutzen eures Amts anerkennen."

Der kirchliche Vorkämpfer der Reaction, Abbé Maury (45 J.),

rdient eine nähere Betrachtung. — Eine robuste, stark sinnliche Natur
it viel gesundem Menschenverstand und Witz ausgestattet, in seinen Ge
nken eher der gemeinen Heerstraße folgend, als auf dem einsamen Pfa
r Grübelei verloren, mit einer Derbheit, die nicht selten aus Plumpe streif
ein natürlicher Beruf trieb ihn keineswegs zur Kirche, im Gegenth
tte er bei seinem Muth und seinem Thätigkeitstrieb als Knabe Neigu
m Militair, aber die Umstände ließen ihm keine Wahl. Er wurde
eminar zu Avignon erzogen, und ging im 19. Jahre nach Paris,
rt sein Glück zu machen. Von seinem Leben in jener Zeit erzählte m
el Anekdoten: er hatte heftige und sehr wenig ideale Leidenschaften
ückte sich darüber ziemlich cynisch aus. Als Prediger machte er
lück. Seine Lobrede auf den heiligen Ludwig (1772) wurde in
irche wüthend beklatscht, und Voltaire selbst sprach seinen Beifall a
Indem ich diese Rede las", schrieb der Verfasser der Pucelle, „gla
Peter den Einsiedler mit der Kunst des Cicero reden zu hören,
hatte fast Lust, einen Kreuzzug mitzumachen." Maury verschmä
ine von den kleinen Künsten, die Menge anzuziehen. So redete er
ner Fastenpredigt von der Verwaltung, von der Politik, von den Finanzen,
daß der König beim Herausgehn sagte: „es ist schade; wenn der Abbé
Maury auch ein wenig über Religion gesprochen hätte, so hätte er über
lles gesprochen." Auch betheiligte er sich an der Fehde der Piccinisten.
eine gesammelten Reden brachten ihn 1785 in die Academie. Er war
den besten Gesellschaften seiner guten Laune und seines lebhaften Witzes
egen sehr gern gesehn, wußte eine Anekdote wo möglich mit etwas
autgout vortrefflich zu erzählen und fluchte wie ein Abbé aus der guten
ten Zeit. Die Gelehrsamkeit interessirte ihn nicht; in classischen Studien

der ärgste Feind der Revolution wurde bei diesem Gesindel populär, weil er seine Sprache zu reden und ihm durch derben Witz zu imponiren wußte. Einmal drohte man ihm, ihn an die Laterne zu hängen, er antwortete kaltblütig: „werdet ihr deshalb besser sehn?" Solche Bonmots trugen sich von Mund zu Mund und schützten ihn vor der Wuth der Menge. Er fühlte sich am wohlsten, wenn er von allen Seiten durch Einwürfe und Geschrei unterbrochen wurde; dann traf sein Witz und sein [illegible]ender Verstand nach allen Seiten, und die Versammlung verzieh ihm eine Paradoxie, weil er sie amüsirte.

Eine merkwürdige Physiognomie zeigt ein anderes clericales Mitglied der Nationalversammlung, Claude Fauchet, der sich selbst den „Generalprocurator der Wahrheit" nannte und 13. October 1790 den „Cercle social" gründete, eine Gesellschaft, in welcher die neue Menschheitsreligion hervorgebracht werden sollte. Sehr eifrig betheiligten sich Condorcet und Camille Desmoulins daran; selbst Sieyès blieb der Gesellschaft nicht fern. Ihr Organ hieß „der eiserne Mund", mit Beziehung auf irgend eine mystische Vergangenheit, wie denn auch Fauchet die Freimaurerlogen „ces vieilles sociétés vestales" als wackere Vorarbeiter anerkannte: „sie haben wenigstens das heilige Feuer der socialen Natur bewahrt, und wenn es bis jetzt klug war, die Schleier des Geheimnisses um dies kostbare Kleinod dichter zusammenzuziehn, so ist nun der Augenblick da, das heilige Feuer der Freiheit zu überliefern, und durch dasselbe die Bildsäule des Menschengeschlechtes neu zu beleben." „Wollen ist Alles. Zwölf Männer haben gewollt und sie haben die Tempel umgestürzt und die alten Religionen vernichtet. Laßt uns nur wollen, und wir schaffen, wir retten das Weltall." In diesem — übrigens sehr zahlreich besuchten — Cercle wurden auch von Frauen Vorträge gehalten, und die Natur der Frauen war einer der Hauptgegenstände der gemeinsamen Studien. Der halbtolle Anacharsis Cloots, der Apostel des Menschengeschlechts, erschien öfters darin, um mit Fauchet zu disputiren.

Auch die Revolution hatte ihren Roman. Die Jacobiner übertrugen 30. November 1790 das erste officielle Journal einem Romanschreiber, Laclos, dem Verfasser der „Liaisons dangereuses". Wenn Marat um dieselbe Zeit stürmisch verlangte, 6000 Menschen todtzuschlagen, um der Freiheit Spielraum zu verschaffen, so wurde vorläufig auch das für einen Roman angesehn.

XII.

Als Mirabeau (42 J.) starb — 2. April 1791 — eben war Fauchet zum constitutionellen Bischof ernannt, wie auch Talleyrand hatte er die Empfindung, die Monarchie mit in sein Grab zu nehm Diese Empfindung theilte vor Allem sein Freund, der Graf de la Ma während sein Arzt, Cabanis (34 J.), ihm ebenso leidenschaftlich ergebe ihn noch immer für einen entschiedenen Demokraten hielt.

Es war freilich nicht die Monarchie, die durch seinen Tod unte ging. Er starb zur rechten Zeit; schon transpirirten seine Verbindung mit dem Hof, ein schmähliches Ende stand ihm bevor. Wohl aber gi mit ihm der parlamentarische Anstand und die echte Beredsamkeit übe haupt zu Grunde: es ist unglaublich, wieviel in dieser Beziehung d Einzelne durch Geist und Temperament wirken kann. Die Debatten fie fortan ebenso locker als ungezogen aus.

Mirabeau hatte oft ein Wort im Munde, das jeder echte Po tiker beherzigen sollte: „in Revolutionen tödtet die kleine Moral die große Er hatte gar nicht nöthig, den Spruch auf Revolutionen zu beschränk

Revolution, und die Feinde der unglücklichen Marie Antoinette mochten von der Verherrlichung der Anna Boleyn nichts hören.

Einen größern Erfolg hatte 19. Mai 1791 der „Marius à Minturnes" von Arnault (25. J.), einem jungen Dichter, der sich bisher nur durch Madrigale bekannt gemacht hatte, und im Hofhalt des Grafen von Provence angestellt war. Die Plutarchische Anekdote ist geschickt erzählt und vorbereitet, man sieht das Studium Corneille's. Der Dichter hat jede Declamation vermieden, die Liebesepisoden und die Vertrauten sind verbannt, die Sprache ist einfach, correct, zuweilen kräftig, aber die dramatische Bewegung ist gering. — Talma spielte den Helden, seine Maske prägte sich den Parisern unauslöschlich ein. — Die römischen Stücke nahmen kein Ende: Arnault schrieb noch einen „Brutus", Saurin einen „Spartacus". — Neben diesen Ergüssen der Phraseologie fand doch auch die edlere Kunst ihren Spielraum: Cherubini's (31 J.) „Lodoisca" wurde mit ungeheurem Beifall gegeben, wie später seine „Medea".

Auch Schiller's „Räuber" wurden den Parisern zugänglich gemacht; es versteht sich von selbst, daß die demokratische Tendenz, die bereits ursprünglich im Stück ist, zeitgemäß erweitert und verschärft wurde. Carl Moor oder, wie er hier heißt, Robert hat seine Banditen zu tüchtigen Jakobinern erzogen; ihre Annäherung genügt, daß der regierende Graf sofort alle Steuern und Zehnten abschafft, die auf seinen Unterthanen lasten: sie sprechen von Menschenrechten und halten Revolutionstribunale. Das Ende ist günstig: Robert heirathet seine Geliebte, und die tugendhaften Räuber treten in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger ein.

Indeß näherten sich die Arbeiten der Nationalversammlung ihrem Abschluß, und sie wußte zuletzt noch einen Akt namenloser Resignation in Scene zu setzen. Wie sie früher beschlossen hatte, daß keins ihrer Mitglieder Minister werden dürfe, so beschloß sie jetzt, daß keins ihrer Mitglieder zu der neuen gesetzgebenden Versammlung gewählt werden dürfe, die sie abzulösen bestimmt war.

Der diesen Beschluß hervorrief, Maximilian Robespierre (32 J.), Advokat in Arras, hatte bisher in der Nationalversammlung nur eine untergeordnete Rolle gespielt; er tritt nun in den Vordergrund. Anscheinend besaß er nichts, was ihn zum Volksführer im großen Stil eignete. Er hatte keine originellen Ideen; sein enger Kopf zehrte kümmerlich von einigen aufgelesenen Brocken Rousseau's. Er hatte nichts von jener gewaltigen Leidenschaft, welche die Massen mit sich fortreißt; es fehlte

ihm sogar an dem gewöhnlichen Muth. Aber er hatte einen Glauben an sich selbst, wie in dem Grade kein zweiter seiner Zeitgenossen. Dieser Glaube war durch nichts zu erschüttern und wurde durch nichts Anderes beeinträchtigt: er hatte keine Laster und keine zarten, menschlichen Regungen; es war bei ihm Alles aus einem Stück. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge wäre er ein dunkler, rabulistischer Sachwalter geblieben, aber gerade solche Charactere wirft eine Revolution leicht in die Höhe. Montesquieu hatte gelehrt, daß Tugend das Princip der Republiken sei: wo aber Tugend finden in einer entarteten Zeit! Robespierre imponirte Allen, die ihm näher standen, dadurch, daß er sich keine Blöße gab; auch im Aeußern hielt er viel auf sich, und trug sich selbst in der Sansculottenzeit sauber und eigen.

Eine seiner Paradoxien, für die er mit besondrem Eifer eintrat, war die völlige Abschaffung der Todesstrafe, weil ihm diese Strafe aller Humanität zu widersprechen schien. Von den Details des Staats hatte er keine Kenntniß: er war, wie Daunou treffend bemerkt, viel zu sehr mit Hassen beschäftigt, als daß er Zeit zum Denken gehabt hätte.

Für ihn war es kein Opfer, daß ihm die Neuwahl verschlossen wurde, denn er widmete nunmehr seine ganze Zeit dem Jacobinerclub, den er bald unbedingt beherrschte. Was er sprach, hatte nicht viel Gehalt, aber er sprach unaufhörlich, Tag aus, Tag ein; er wußte die tollsten Uebertreibungen mit dem Anschein vollkommenster Besonnenheit vorzutragen und Fühlung mit der Menge zu behalten, der er im Grunde verwandt war.

Für den Fortgang der Revolution war der Beschluß der Versammlung verhängnißvoll, denn er hob das letzte traditionelle Moment auf, das sich allenfalls noch hätte entwickeln können.

„Ein Volk," schreibt um diese Zeit Wieland im „Merkur", „das frei sein will, und in vollen zwei Jahren noch nicht gelernt hat, daß Freiheit ohne unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze in der Theorie ein Unding, in Praxis ein unendlich verderblicherer Zustand ist als die asiatische Sklaverei; das sich alle Augenblicke zu Handlungen, deren Kanibalen sich schämen würden, aufhetzen läßt: ein solches Volk ist, gelinde geredet, zur Freiheit noch nicht reif, und wird noch manche fürchterliche Convulsionen zu bestehn haben, bis sein Schicksal auf die eine oder andre Art entschieden ist."

Ehe die neue Verfassung festgestellt war, machte 20. Juni 1791 die königliche Familie den entscheidenden Fluchtversuch. Sie wurde erkannt,

angehalten und von der aufgeregten Menge gefangen zurückgebracht. Als sie im Begriff war, abzufahren, war ihnen der Wagen Lafayette's begegnet: Marie Antoinette (36 J.) schlug muthwillig mit der Reitpeitsche nach den Rädern desselben: als sie zurückkam, hatte sie weiße Haare.

Das Ereigniß hatte gezeigt, wie populär in Frankreich die Sache der Revolution war: überall hatten sich die Bauern erhoben, um die Flucht zu hindern, und der Strom ging nicht blos mehr gegen den Adel, sondern gegen das Königthum.

Jetzt beginnt die massenhafte Auswanderung. Schon nach dem Bastille-Sturm war ein Theil des Adels und der Prinzen über die Grenze gegangen, doch nur die prononcirten Feinde des Volks; jetzt finden sich auch gemäßigte Elemente außerhalb Frankreichs zusammen, Rivarol u. s. w., und die deutschen Grenzstädte füllen sich mit Emigranten. Abbé Maury wanderte nicht aus; einem der erschrockenen liberalen Edelleute, der ihm sagte: es wird uns nichts übrig bleiben, als uns in Ihre Arme zu werfen! antwortete er streng: Sie wollen sagen, zu unseren Füßen.

Im Uebrigen war die vereitelte Flucht des Königs nicht unbedingt ein Verderb für die Monarchie. Die bessern Elemente, die bisher gedankenlos dem allgemeinen Strom gefolgt waren, sahen nun mit Schreck die Gefahr für die öffentliche Ordnung und das Eigenthum, und schlossen sich enger an das Königthum an: es waren nicht blos Marie Antoinettens schöne Augen, durch die Barnave bekehrt wurde. 10. Juli traten alle gemäßigten Elemente aus dem Jacobiner-Club aus und gründeten einen eigenen, was dort zuerst bei den Demokraten große Besorgnisse erregte. Als nun die Aufregung im Volk künstlich immer mehr gesteigert wurde, als eine Volksversammlung nach der andern die Absetzung des Königs verlangte, griff endlich Lafayette am 17. Juli militairisch durch, und so entscheidend war der Erfolg, daß die Masse wie Streu zerstob, daß sämmtliche Rädelsführer spurlos verschwanden; alle Welt erwartete Wiederherstellung der Dictatur, Niemand zweifelte an der Möglichkeit. Aber Lafayette wollte nicht: theils hielten ihn Gewissensbedenken ab, theils traute er dem König nicht und hielt es für gewagt, eine Macht aus den Händen zu geben, die nöthigenfalls auch wider die Reaction gewandt werden mußte. So traten nach wenig Tagen des Schreckens die alten Zustände wieder hervor.

„Le nouveau système des Français", schreibt jetzt Johannes Müller, „pouvait être bon au sortir de l'arche de Noë, ou plu-

tôt avant la dépravation du genre humain par des besoins et des plaisirs sans fin, qui ont fait inventer aux sages de tous les siècles des moyens, pour en modérer l'excès et la trop grande violence. Eux, à présent, veulent reprendre tout le fil des égaremens, par lesquels ont passé les divers Etats jusqu' à l'époque, où ils ont pris une assiette fixe; et ce sera le destin des arrière-neveux de revenir, après de combats et des dévastations innombrables, au point où il eût été si aisé de se tenir aujourd'hui. Ce que je déplore, c'est que cette révolution n'est rien moins que favorable aux sciences morales; toute l'histoire qu'on cesse de considérer comme une source de leçons politiques, tous les arts de la paix, filles de l'abondance, la politesse et le goût même, vont faire place à une incompréhensible et sèche scholastique sur les gouvernemens, des raisonnemens à priori sur la conduite des états et la minutieuse dissection d'idées impraticables.“

Huber an Körner: „Möge noch soviel französischer Flitterstaat bei allem dem sein, die That selbst hat eine eclatante Widerlegung des Unglaubens gegeben, und viel bleibt übrig, das unserer Ideale vom Alterthum würdig ist. Die Nationalversammlung hat mit einer gottähnlichen Consequenz und Ruhe gearbeitet, die zuerst aufgenommenen Grundsätze waren die einfachsten und sichersten, das Steigen ihrer Kraft mit der steigenden Gewißheit vom unüberwindlichen Einverständniß der ganzen Nation ist so unmerklich als schön, und die Revolution scheint nun so fest gegründet als jemals eine in der Geschichte. . . Leidenschaft, wie sie auch heißen möge, verrückt den Gang des Denkens, doch ist die demokratische Leidenschaft edler, gerechter, nothwendiger als die aristokratische. Um die französische Revolution in der Weltgeschichte als eine ihrer größten Epochen stehn zu sehn, braucht man wahrlich den Ausgang nicht zu wissen, da ohnehin die Grenze für uns unmöglich zu bestimmen sein wird. — Es ist gut, daß durch den Lauf der Zeiten eine Periode entstanden ist, wo eine leidenschaftliche Stimmung, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, die europäischen Völker zu einem Ganzen zu verbinden anfängt, und die monotonous villaining der Cabinetspolitiker unterbricht.“ —

Was bisher die Revolution literarisch hervorgebracht, gehörte ins Geschlecht der Ephemeren; August 1791 erschien von **Volney** (34 J.), der sich als Mitglied der Nationalversammlung ganz Sieyès angeschlossen, ein Buch, das in ganz Europa Aufsehn erregte: „Les Ruines ou Médi-

tations sur les révolutions des empires.“ Die finster eintönige und farblose Beredsamkeit, die bei aller Nüchternheit etwas Ossianisches hatte, entsprach dem Geschmack der Zeit.

Der Verfasser erzählt, er habe den Orient durchstreift und überall nur Verwüstung gefunden. Wo einst blühende Städte gestanden, habe der Flugsand geweht. So habe er unter den Ruinen von Palmyra mehrere Tage in der Hütte eines Schäfers zugebracht. Angesichts der meilenweit sich ausdehnenden Reste der einzigen Weltstadt fragt er sich, ob auch der Civilisation von Europa ein ähnliches Loos bevorstehe? und er schaudert bei dem Gedanken an die geheimnißvolle Gottheit, welche die Lebenden Völker verfluche, um die Fehler der untergegangenen Nationen zu strafen. „Je m'assis sur le tronc d'une colonne, et là, le coude appuyé sur le genou, la tête soutenue sur la main, tantôt portant mes regards sur le désert, tantôt les fixant sur les ruines, je m'abandonnai à une rêverie profonde.“ Da taucht aus den Nebeln der Geist der Ruinen vor ihm auf: „un fantôme blanchâtre, enveloppé d'une draperie immense, tel que l'on peint les spectres santant des tombeaux.“ Volney klagt das harte Verhängniß an, er zweifelt an Gott, er findet den Ursprung der Religionen nur in dem Elend und der Verzweiflung der Menschen, welche zuletzt das Leben nur als einen Traum, als eine ermüdende Reise auffassen, und in einer andern Welt das Glück zu finden hoffen, das hier sie flieht. Der Geist sucht ihn zu trösten. Es gibt keinen Fluch, der auf der Welt liegt. Noch scheint die Sonne über Syrien wie ehedem, noch fällt Thau und Regen, noch fluthet das Meer. Alles Elend ist durch die Habgier und Unwissenheit der Menschen verschuldet. Aber auch in deren Natur liegt das Heilmittel. „Quand la puissance secrète qui anime l'univers forma le globe que l'homme habite, elle imprima aux êtres qui le composent des propriétés essentielles qui devinrent la règle de leurs mouvements individuels, le lien de leurs rapports reciproques.“ Daraus ist bisher freilich in der Menschengeschichte nur Unheil und Verkehrtheit hervorgegangen, aber der Tag der Befreiung mußte endlich kommen. „Par la loi de la sensibilité, l'homme tend aussi invinciblement à se rendre heureux que le feu à monter, que la pierre à graviter, que l'eau à se niveler; à force d'expérience il s'éclairera; à force d'erreurs il se redressera; il deviendra sage et bon, parcequ'il est de son intérêt de l'être.“ — Der Tag der Befreiung ist nun gekommen: in einem allgemeinen Congreß wird

das Menschengeschlecht seine Angelegenheiten nach der Vernunft ordnen. „Freilich ruft die geschlagene Minderheit der Privilegirten: alles ist verloren, das Volk ist aufgeklärt!“ Das Volk aber sagt: „alles ist gerettet! denn da wir aufgeklärt sind, so wollen wir nur unser Wohl; wir waren Sclaven, wir hatten Rachegefühle! wir vergessen sie, da wir frei sind.“ Als Zusatz schrieb er einen Katechismus, in welchem die Moral als eine physische Wissenschaft dargestellt wird, ebenso exact zu behandeln, wie die Gesundheitslehre.

Die „Ruinen“ haben auf verschiedene Schriftsteller entscheidend eingewirkt: auf Chateaubriand wie auf Fichte, in dessen „Bestimmung des Menschen“ der Geist von Palmyra fast zu breit sich ausspricht.

Kurze Zeit vorher hatte St. Martin (47 J.) den „homme du desir“ geschrieben — die Abwendung des weltscheuen Gemüths von den Händeln der Gegenwart. Bald darauf versuchte er sich in einer Humoreske „le crocodile, ou la guerre du bien et du mal, poëmeépico-magique“, ohne Glück. — Bernardin de St. Pierre veröffentlichte eine kleine Novelle „la chaumière Indienne“: der Jäger nach dem Glück findet sein Ziel endlich in der Hütte eines verachteten Paria, der ihn lehrt, das höchste Glück bestehe in einem einfältigen Herzen. Bernardin (54 J.) war mehr als je überzeugt, daß die Menschheit der Vollkommenheit entgegengehe; das goldne Zeitalter stehe bevor. Seine Träume wurden durch die Realität nicht gestört.

In denselben Tagen erschien der wildeste von all den unsittlichen Romanen, die jenes Zeitalter brandmarken: „Justine ou les malheurs de la vertu“ vom halbtollen Marquis de Sade (51 J.), und im „Père Duchesne“ ließ Hebert einen Cynismus los, der damals selbst enragirte Jakobiner bestürzte. Ein früher sehr gefeierter Romanschreiber, Retif de la Bretonne (57 J.), der bereits 1632 Erzählungen geliefert hatte, war so in Armuth versunken, daß man ihm eine öffentliche Unterstützung bewilligen mußte.

3. September 1791 wurde die neue Verfassung vom König anerkannt und beschworen: wir haben urkundliche Zeugnisse, daß dieser Schwur im Wesentlichen ehrlich gemeint war. 1. October trat die neue gesetzgebende Versammlung zusammen: lauter neue Menschen, die durchaus nicht gemeint waren, sich an den Weg ihrer Vorgänger unbedingt zu binden. Im Anfang gewinnt das politische Leben einen stattlichen jugendlichen Anstrich, die Versammlung enthält eine Reihe ausgezeichneter Redner,

namentlich die von der Gironde, und außerhalb derselben im Kreise des Journalismus und in den Salons finden gescheute Männer einen ansehnlichen Spielraum. Sieyès, Talleyrand, Condorcet übernehmen hier die Führung; von Mitgliedern des Adels machen sich Narbonne und der Herzog von Biron bei Hofe wie im Ministerium geltend; auch die Damen sind wieder sehr geschäftig, an ihrer Spitze Frau von Staël, Frau von Condorcet, Madame Roland. Die letztere wird von jungen Enthusiasten als Ideal gefeiert, doch ist die Art, wie sie sich vordrängt, unweiblich, und mehr als billig läßt sie merken, daß sie eigentlich ihren alten puritanischen Gatten beherrscht. In ihrem Salon wird Politik gemacht gerade wie man vor 30 Jahren Philosophie machte; die Sache wird ziemlich leicht genommen.

Die neue Versammlung unterscheidet sich von der alten unter anderm dadurch, daß sie auf Krieg ausgeht. Theils will man Propaganda machen für die neuen Principien, theils soll die Nation in der alten Weise sich militärisch auszeichnen. Die Anklage gegen die Emigranten, die von den deutschen Mächten begünstigt werden, ist nur ein Vorwand. „Der Krieg", schreibt Brissot, der Hauptjournalist der Partei, „ist eine nationale Wohlthat; das einzige Unglück wäre, keinen Krieg zu haben. Wenn die Fürsten uns angreifen wollen, so müssen wir ihnen zuvorkommen; wollen sie es nicht, so müssen wir ihren Possen mit Schwertstreichen ein Ende machen." — Die eigentliche Demokratie ist gegen den Krieg; am entschiedensten Robespierre, weil nach seiner Ueberzeugung der Krieg nur dem sogenannten liberalen Adel, den Lafayette's, den Biron's und Narbonne's zu Gute kommen würde.

Diese Partei hat eine neue, sehr bedeutende Macht gewonnen, da sie 16. November in den Pariser Municipalwahlen gesiegt hatte: der Hof hatte seinen Einfluß für sie gegen Lafayette in die Waagschale geworfen. Nun beherrschten die Jacobiner Péthion, Danton u. s. w. das Stadthaus, und die ganze Stärke von Paris ist vorläufig für die Demokraten gewonnen.

Das neue Jahr 1792 eröffnet Wieland mit folgenden Betrachtungen. „Die französische Revolution ist — eine geschehene Sache. Die Frage, ob die Nation dazu berechtigt gewesen? scheint mir eben so überflüssig als gefährlich. Revolutionen sind, wie alle andern Weltbegebenheiten, Wirkungen natürlicher Ursachen, und erfolgen nach einem nothwendigen Naturgesetz. Jene Frage paßt nicht viel besser als bei einem

dbeben in Calabrien oder einem Orkan in Jamaica. Die Hauptfrage
ist diese Constitution wirklich der allgemeine Wille der Nation? . .
kenne keine ärgere Commission, als seinen eignen Souverän zu regieren;
, große Götter! was für einen Souverän! Einen Souverän, gegen
der Bel zu Babel und selbst der ungeheure Gargantua ein Wiegen-
d ist; der 25 Millionen Mäuler zum Verschlingen und 50 Millionen
me zum Greifen und Zuschlagen hat, von denen wenigstens der fünfte
eil jeden Augenblick bereit ist, seine Souveränität mit Fäusten und
rsen, Knitteln, Flintenkolben und Laternenhaken zu behaupten. Glauben
, daß ein Souverän, der 25 Millionen schwindlige Köpfe hat, seine
rbindlichkeit, Gesetzen, die er sich selbst gegeben, zu gehorchen, seltner
gessen werde, als einer, der nur einen Tollkopf hat? — Freiheit und
cherheit ist nicht eher da, bis das Gesetz mit einer unaufhaltbaren voll-
enden Macht umgeben ist, die in ihren Wirkungen durch nichts als
Gesetz selbst eingeschränkt ist. Das Volk muß wissen, daß es zwar
uverän ist, um das Gesetz zu machen, aber Unterthan, um es aus-
ben."

Der Uebermuth und die Unvorsichtigkeit der Emigranten, an deren
itze sich unter andern der unselige Calonne hervorthut, erhitzt die

Trotz dieser innern Widersprüche blieb der größere Theil der wohlgesinnten Männer, die im Glauben an die unbedingte Güte der menschlichen Natur über alle Hindernisse sanguinisch hinwegsahen, der Revolution treu. Voran der Dichter Jos. Chénier. Im „Cajus Gracchus" (Febr. 1792) errang er wieder einen großen Erfolg. Von Handlung war kaum die Rede; aber die leidenschaftliche patriotische Declamation regte die Menge auf. Die Glanzscene war diesmal eine Volksversammlung; man glaubte sich im Jacobinerclub, der Dichter wollte den verhaßten Moderantismus bis ins Herz verwunden.

In demselben Monat setzte sein Bruder André den Kampf gegen die Jacobiner mit schöner Wärme fort: es sei ehrenvoll und wohlthuend, sich durch strenge Wahrheit dem Haß der unverschämten Despoten auszusetzen, „qui tyrannisent la liberté au nom de la liberté même." In der Lockerung der militärischen Disciplin, die Collot d'Herbois durch ein Fest verherrlichen wollte, sieht er, der selbst den Dienst kennt, den Untergang der bürgerlichen Ordnung. Die Herrschaft der Schlechten geht nur aus der Feigheit der Gutgesinnten hervor: „si des peuples anciens élevèrent des temples et des autels à la Peur, on peut dire que jamais cette divinité n'eut de plus véritables autels qu'elle n'en a dans Paris; que jamais elle ne fut honorée d'un culte plus universel." — Die beiden Brüder kommen dahin, sich über ihre politische Differenz öffentlich auszusprechen.

Ein recht zahmes Theaterstück, „la mort d'Abel", im Stil Geßner's von Legouvé (28. J.) sah dann (März 1792) wunderlich genug zwischen diesen politisirenden Tragödien aus; Ducis (58 J.) brachte den „Othello" zur Aufführung, wo der Mohr freilich den dritten Stand vertreten mußte.

> Ils n'ont pas, tous ces grands, manqué d'intelligence,
> En consacrant entre eux les droits de la naissance:
> Comme ils sont tout par elle, elle est tout à leurs yeux.
> Que leur resterait-il s'ils n'avaient pas d'aïeux?
> Mais moi, fils du désert, moi, fils de la nature,
> Qui dois tout à moi même, et rien à l'imposture;
> Sans crainte, sans remords, avec simplicité,
> Je marche dans ma force et dans ma liberté!

Endlich, 26. Juni 1792, kam auch „la mère coupable" von Beaumarchais (60 J.), die Fortsetzung der beiden Figaro, auf die Bretter. In der Wirklichkeit hatten sein Almaviva, sein Cherubin den Platz räumen müssen; die Figaro, die Bazile kamen oben auf. Die Sitten waren dadurch in keiner Weise besser geworden: die Gesellschaft hatte äußerlich die alte Haltung eingebüßt. Aber Beaumarchais' Organe für die Wirklichkeit hatten sich abgestumpft; er war taub geworden und lebte in der Zurückgezogenheit eines hübschen Gartens, nach der Aussage derer, die seine geheimen Papiere kennen, in Formen, die seinen Beruf zum Sittenrichter durchaus aufheben. Das Stück war zunächst ein Act der Rache gegen seinen alten Feind Bergasse, der hier als Tartüffe gegeißelt wurde: nicht mehr als Tartüffe der Religion, sondern als Tartüffe der Tugend. Die Zeichnung dieser Figur ist nicht schlecht und wäre dem Verfasser noch mehr gelungen, wenn er sich in der Form nicht zu abhängig von Molière gemacht hätte und wenn ihm die zahlreichen Exemplare der Species, die der Tag ans Licht warf, bekannt geworden wären. Robespierre war ein ganz anderer Gegenstand für die Satire als der armselige Bergasse.

Im Uebrigen kehrt Beaumarchais in diesem Stück zu den alten weinerlichen Neigungen seiner Jugend zurück, und es macht einen recht niederschlagenden Eindruck, wenn man die lustigen Physiognomien des Grafen und Figaro's, Rosinens und Susannens moralisch verzerrt sieht: man athmet die Luft von „Menschenhaß und Reue", und diese Luft ist faul und ungesund. Ein paar liberale Aeußerungen über die Abschaffung

m der Spitze aber stand ein verwegener Abenteurer von großem Talent, General Dumouriez (53 J.), der, von keinem Gewissensbedenken einengt war, die Dictatur zu übernehmen, die sich Lafayette hatte aus n Händen reißen lassen. Er faßte den Krieg praktisch auf: die Princien waren ihm gleichgültig, aber Frankreich sollte seine natürlichen Grenzen winnen. Der Krieg „gegen den König von Ungarn und Böhmen" urde am 20. April erklärt. Der Erfolg war im Anfang sehr schlecht, e ersten französischen Heere, welche die Grenze überschritten, wurden mählich zurückgeworfen. Dabei waren die finanziellen Verhältnisse der aurigsten Art. Das Papiergeld war entwerthet und man sah den ankrott vor Augen. Dann kamen ab und zu Deputationen von Schulndern und überbrachten der Nationalversammlung ihre kleinen Ersparnisse, n das Vaterland zu erretten. Die Sentimentalität, mit der man solche eignisse besprach, ist eben so characteristisch für die Zeit als der Leichtnn, mit dem man dem Krieg entgegensah: daß er einmal die französischen renzen berühren könne, davon hatte man keine Ahnung.

Dumouriez, der einzige, der einen Blick für die Wirklichkeit hatte, hte sich mit Lafayette zu stellen, wurde aber von diesem verschmäht, ils wegen seines unmoralischen Lebenswandels, theils als unzuverlässiger haracter. Ebenso überwarf sich Dumouriez mit seinen Collegen und lligte in ihre Entlassung, als Roland, 10. Juni, einen von seiner au geschriebenen groben Brief dem König überreichte. Aber er selbst ußte ebenfalls zurücktreten; eine Bewegung des Pöbels, die 20. Juni in rene gesetzt wurde, um Roland wieder ans Ruder zu bringen, hatte inen Erfolg, ebenso wenig Erfolg nach der andern Seite hatten Lafayette's rohungen, der 28. Juni selbst nach Paris kam, aber ohne Heer.

Die Zustände waren unhaltbar; die deutschen Armeen näherten sich r Grenze, es wurde öffentlich ausgesprochen, daß man nur den König n Frankreich befreien wolle: unmöglich konnte man annehmen, daß der önig mit vollem Herzen auf Seite des Volks stehe. In der That hatte heimlich den Genfer Journalisten Mallet du Pan (43. J.) nach rankfurt geschickt, freilich um den Kaiser vor der Emigration zu warnen, ber doch auch mit ihm zu verhandeln.

Das Anerbieten Lafayette's, den König aus Paris zu retten, urde im entscheidenden Augenblick aus Unschlüssigkeit verschmäht. Die ationalversammlung sprach 11. Juli die Gefahr des Vaterlandes aus,

die in gewohnter theatralischer Weise unter Trompetenschall in feierlichen Aufzügen durch das ganze Land verkündet wurde. Das ungeschickte Manifest, welches der Oberbefehlshaber der alliirten Armee, der Herzog von Braunschweig, 25. Juli im Sinn der Emigranten erließ, und worin er alle Franzosen als Verbrecher bedrohte, steigerte die Empörung. In Paris fanden sich alle wüsten Abenteurer des Landes zusammen und wurden durch die Jacobiner bewaffnet und systematisch organisirt. Der Aufstand fing damit an, daß man das Stadthaus einnahm und eine vollständig revolutionaire Behörde einsetzte. Trotzdem waren die Aufrührer ihrer Sache nicht sicher, der Sturm auf die Tuilerien, 10. August, hätte durch eine entschlossene Hand abgewehrt werden können; aber der König ließ sich durch falsche Rathgeber zur Flucht in die Nationalversammlung bestimmen, während seine Garden vom Pöbel hingeschlachtet wurden. Er verließ die Nationalversammlung nur als Gefangener, und so fand die tausendjährige Monarchie am 10. August 1792 ein schmähliches Ende.

Die Monarchie hatte gute und schlimme Zeiten gehabt; ohne Zweifel war die Regierung Ludwig's XVI. diejenige Periode, in welcher es für die Gesammtheit des Volks am leidlichsten zu existiren war. Das ging nun zu Grunde; ein furchtbarer Orkan verwüstete alle Saaten und Früchte, im Aeußern wie im Innern der Menschen.

Nicht am wenigsten litt die Literatur darunter. Hatte sie in der früheren Periode keine besondere Kraft gezeigt, so war sie doch der Vertreter der Sitte gewesen; ihre Formen waren untadelhaft. Das neue Geschlecht, welches nun das alte ablöste, suchte die Tugend in der Roheit. Aus Liebe zur Natur trat man das Rococo mit Füßen, aber mit ihm alle schönen Ueberlieferungen des alten Frankreich. Der Contrast war ein ähnlicher wie zwischen den Cavalieren und Puritanern des Jahres 1648. Aber die letzten waren reife, sittlich durchgebildete Männer, die in einer finsteren aber energischen Religion ihren Halt fanden; die unreife Jugend, die nun in Frankreich das Wort führte, hatte nichts Positives als die Stichwörter aus der römischen Legende, die ihr durch die Schule und das Theater überliefert waren. Alle diese Stichwörter suchten die Tugend in der Unterdrückung des natürlichen Gefühls zu Gunsten einer Abstraction. Wenn sich dazwischen ebenso stark die Philanthropie des 18. Jahrhunderts geltend machte, die Verherrlichung der Natur und des guten Herzens, so wurde das eine keineswegs durch das andere gebildet und veredelt, sondern die beständigen Widersprüche zwi-

schen den beiden Stimmungen brachten eine Verwilderung hervor, in welcher der zufällige Impuls des Augenblicks den Meister spielte.

Das alte Frankreich war zum großen Theil im Ausland, und verhärtete sich, im Haß gegen das Böse, welches die Philosophie ihm zugefügt, im eigensinnigen Trotz auch gegen das Gute derselben. Es war eine schlimme Zeit, der Frankreich entgegen ging.

Zweites Buch.

Die Republik und das Kaiserreich.

I.

„In Zeiten der Revolution“, schreibt Mercier, „lernt man die Menschen binnen sechs Monaten besser kennen als sonst im Lauf von zwanzig Jahren.“

Man muß hinzusetzen, daß die auf diese Art gewonnene Menschenkenntniß einen sehr trübseligen Eindruck macht. Die Revolutionen kehren hauptsächlich die schlechten Seiten der Menschen hervor. In geordneten Zuständen wird der böse Willen nicht blos äußerlich durch Sitte und Gesetz beschränkt, er wird auch innerlich umgebildet.. Hört diese Ueberlieferung auf, ist der Einzelne genöthigt, aus sich selbst Recht zu schöpfen, so tritt zunächst eine Willkür ein, die durch die allgemeine Anarchie dem Bösen freien Spielraum schafft; bald aber, da der Wille der Mehrzahl schwach und unstet ist, die Knechtung der Mehrzahl durch die ganz brutale und ruchlose Minderzahl, bis endlich der stärkste Wille die unumschränkte Gewalt an sich reißt. Die absolute Freiheit endigt stets im Cultus der Gewalt.

Der Eindruck der französischen Revolution ist verschieden, je nachdem man sie in ihren großen Zügen auffaßt oder sie in ihre Elemente zerlegt. Aus der Vogelperspective betrachtet, sieht sie wie etwas Gewaltiges aus: daher der hinreißende Eindruck, den die gedrängte, fast trockene Darstellung bei Mignet macht. Er läßt die kleinen Partien in Schatten treten; dadurch gewinnt das Ganze Form und Gestalt, und zugleich den Schein eines logischen Zusammenhangs: freilich sieht das Gemälde aus, wie Grau

in Grau gemalt. Die späteren Geschichtschreiber sind fast durchweg in seine Fußtapfen getreten, und so nahe uns noch die Zeit liegt, so hat sie sich bereits in einen Mythus verwandelt.

Anders wird der Eindruck, wenn wir näher treten, wenn wir psychologisch die Geschichte des Geschlechts, welches die Revolution machte und erlitt, verfolgen. Vieles was uns aus der Ferne imponirt, zeigt sich als krankhaft, schwächlich, unsittlich, ja als halb verrückt. So empfanden die Mitlebenden die große Staatsumwälzung, die sich ihnen in einzelne Begebenheiten zerlegte. Die eine Betrachtungsweise darf die andere nicht widerlegen, sie müssen sich gegenseitig ergänzen.

Der Aufstand des 10. August war von den Parisern gemacht; die Führer waren sehr bedenklich über den Eindruck im Lande. Am meisten fürchteten sie Lafayette, der mit seiner bekannten Gesinnung das Heer und die Mehrheit der pariser Bürgerschaft zu beherrschen schien. Er faßte die Sache als einen Gewissensconflict: die Armee war ihm anvertraut, um gegen die Preußen zu fechten, nicht gegen Paris, und er wollte kein Cäsar sein. Er fand, daß seine Existenz nur ein Element der Unordnung mehr für sein Vaterland wäre, und beschloß sich selbst zu verbannen. Vorher ordnete er sein Heer zum kräftigen Widerstand gegen die Preußen, dann ging er über die Grenze, wurde von den Oestreichern aufgegriffen (35 J.) und Jahre lang in peinlicher Gefangenschaft gehalten. Nicht blos, daß er diese Gefangenschaft mit heldenmüthigem Stolz ertrug, muß man die voreilige Verurtheilung zurückweisen: die Sittlichkeit war freilich in diesem Fall falsch angebracht, aber es war eine anerkennenswerthe Thatsache, daß in jener Zeit bei einem Individuum sich überhaupt noch sittliche Motive geltend machten.

Der Oberbefehl ging an Dumouriez über. Die neuen Machthaber in Paris eilten, alle Verdächtigen und namentlich die renitenten Priester und Edelleute in den Kerker zu schleppen. Unter denen, die entkamen, war der Abbé Maury, der nach Rom ging und vom Papst sehr ehrenvoll aufgenommen wurde. Was die Führer der Sansculotten wollten, darüber sprachen sie sich von vornherein mit anerkannter Offenheit aus. „Nur der Nichtbesitzer“, sagte Robespierre, „ist tugendhaft, weise und zur Regierung geschickt.“ „Die Reichen,“ rief Marat, „haben so lange das Mark der Nation ausgesogen, daß sie mit zermalmender Vergeltung heimzusuchen sind.“ „Wir haben die Revolution gemacht“, schloß Danton, „wir wollen dafür bezahlt sein.“

Nach außen hin freilich führte man eine andere Sprache. Die Revolution wurde als eine allgemeine Sache der Menschheit aufgefaßt, und das Bürgerrecht der französischen Republik als höchster Lohn eines ehrenwerthen Strebens an eine Reihe berühmter Ausländer vertheilt.

Zu den deutschen Schriftstellern, die mit dem Bürgerrecht bedacht werden, gehörte auch der Verfasser der „Räuber". Da aber die Adresse „Mr. Gille, publiciste Allemand" lautete, so erhielt Schiller das Diplom erst vier Jahre später, nachdem alle, die es unterzeichnet, guillotinirt waren. Klopstock nahm das Bürgerrecht sehr hoch auf. „Es ist unmöglich", schreibt er am 19. November, „die Ehre zu verdienen; das Einzige, was ihn bis zu einem gewissen Grad dessen würdig machen kann, ist sein vor dieser einzigen Erhebung vorhergehender Civismus." Mit Abscheu wendet er sich gegen die Coalitionsmächte: „Ihr wollt das gepeinigte Volk, das der Freiheit Gipfel erstieg, von der furchtbaren Höh', Feuer und Schwert in der Hand, herunterstürzen, es zwingen, Wilden von Neuem dienstbar zu sein! wollt, daß der Richter der Welt dem Menschen Rechte nicht gab, erweisen durch Mord! — Spielt denn des Krieges allzu schreckliches Spiel! in den Kriegen werden vergötzten Herrschern Menschenopfer gebracht. Sterbliche wissen nicht, was Gott thun wird: doch gewahren sie, wenn große Dinge geschehen, jetzt sein langsames Wandeln, jetzt donnernden Gang der Entscheidung, der mit furchtbarer Eil' es vollbringt. Wer zu täuschen vermag und mich liebt, der täusche den Erlebung Wünschenden, weissage donnernden Gang."

An demselben Tage, wo dies Ehrenbürgerrecht an deutsche Schriftsteller ertheilt wurde, am 26. August, fiel Longwy in die Hände der Preußen.

Um diese Zeit dichtete Rouget de Lisle die Marseillaise, das einzige literarische Erzeugniß der Revolution, welches heute noch lebt. Die Gesinnungen, die darin ausgesprochen werden, sind nicht bedeutend, aber sie haben einen frischen kräftigen Zug und werden von einer Melodie getragen, die noch heut durch Mark und Bein geht: es athmet in ihr die wilde Geschichte eines Menschenalters.

Die Jacobiner wußten aber sehr wohl, daß durch Lieder ihre Sache nicht durchzuführen war; sie wußten ebenso, daß sie auch in Frankreich nur die Minderzahl bildeten. Die Wahlen zum Nationalconvent standen bevor, und Niemand konnte voraus sehen, ob sie nicht gegen die Republik

ausfallen würden. Um der öffentlichen Meinung zu Hülfe zu kommen, beschlossen ihre Führer, den Schrecken anzuwenden.

Die französische Legende, daß die Septembermorde durch das über den Einmarsch der Alliirten aufgeregte Volk in blinder Wuth verübt seien, ist durch Sybel gründlich widerlegt. Die Septembermorde waren schon eine Woche vorher beschlossen und kaltblütig organisirt; sie auszuführen hatte man den verworfensten Pöbel gedungen; die Kriegsgefahr war nur ein elender Vorwand, mit dem man den Spießbürger zu ködern suchte.

Die Pariser Mordwoche vom 1.—7. September hat nur in der französischen Geschichte Analogien; am nächsten liegt die Erinnerung an die Bartholomäus-Nacht: es war dasselbe Volk, zum Theil dieselbe Schicht der Gesellschaft. Aber ein solches Verbrechen zu begehen, setzte im 18. Jahrhundert eine größere Verruchtheit voraus als im 16ten, und während die Bluthochzeit mit den Greueln einer Woche abgeschlossen war, dauerten die gräßlichen Folgen der Septembermorde zwei Jahre hindurch fort. Das Widerlichste bei diesem Verbrechen sind nicht jene Scenen viehischer Brutalität, wie z. B. daß man den abgeschlagenen Kopf der schönen Princeß Lamballe vor das Fenster trug, hinter dem Marie Antoinette gefangen saß, sondern die Einmischung scheinbar rechtlicher Formen und empfindsamer Regungen in die Unthat.

Man denke an den Fall Cazotte's. Der 72jährige Mann, im Privatleben brav und rechtschaffen, sonst zugleich Philosoph und Mystiker, Freimaurer und Anhänger von St. Martin, war bei dem Gemetzel durch den Heroismus seiner Tochter gerettet worden. Als er einige Tage darauf dennoch hingerichtet wurde, sagte der öffentliche Ankläger zu ihm: „Warum muß ich Sie nach 72 Jahren tugendhaften Lebens schuldig finden? Es genügt nicht, guter Gatte, guter Vater, guter Mensch zu sein man muß auch wissen ein guter Bürger zu sein!“ und der Richter: „Blicke dem Tode ohne Furcht ins Angesicht; einen Menschen, wie du, darf ein solcher Augenblick nicht bange machen.“ — Eine solche Moralität stinkt einen mehr an, als die einfache Bestialität der Bluthochzeit; selbst die Schlächtereien in St. Domingo, wo eben die Weißen massenhaft umgebracht wurden, hinterlassen nicht einen so üblen Nachgeschmack.

Als das Blut in den Gefängnissen floß, wurde in einem benachbarten Theater eine Oper aufgeführt, „Die kindliche Liebe oder das hölzerne Bein“, von Demoustier: ein zärtlicher Sohn drückt seinem

schlafenden Vater einen Kranz auf die Silberlocken. Das sehr gefüllte Haus schwamm in Thränen der Rührung.

In derselben Zeit saßen Danton und Camille Desmoulin, welche die Mordthaten angeordnet, mit ihren Frauen und einigen Freunden beim festlichen Schmause. Die innige Beziehung dieser beiden Menschen zu ihren Frauen hat etwas Erwärmendes, wenn man sie mit blutlosen Schreckensmännern, wie Robespierre und Marat vergleicht; aber die Erinnerung an diesen festlichen Schmaus wird doch in ihrer Seele aufgetaucht sein, als sie später selber das Schaffot bestiegen.

Der Eindruck der Septembermorde war furchtbar. Die Philosophie und Dichtung des 18. Jahrhunderts war nicht müde geworden, die natürliche Güte des menschlichen Herzens zu preisen. Nun sah man die „unverdorbenen" Naturkinder Bernardin's, man sah das Volk in seiner wahren Gestalt, und ein Schauder durchzuckte die menschliche Natur, ein Schauder vor sich selbst. Diese Unthaten, im Namen der Vernunft und der Menschenliebe ausgeübt, waren schlimmer als die Unthaten des alten Aberglaubens. Die ehrlichen Spießbürger, im Glauben der Aufklärung aufgewachsen, standen sprachlos; die Feinde der Philosophie triumphirten.

Ein Blick in die Geschichte hätte die Ueberraschung gemildert: von den Albigenserkriegen des 13., von den Maillotins und Cabochiens des 14. Jahrhunderts bis zu den Schlachten der Bluthochzeit gab es in Frankreich eine Reihe von Analogien für die Septembermörder. Kein Volk ist so im Stande, von einem plötzlichen Wahnsinn des Verbrechens erfaßt alle Besinnung zu verlieren; kein Volk ist der Furcht so zugänglich, die allen Widerstand gegen das Verbrechen aufhebt.

Die Unthaten von 1793—1794 zeigen eine Mischung von Wollust

rosenfarben; aber: „le jour où je me serai convaincu qu'il est impossible de donner au peuple français des moeurs douces, énergiques, sensibles, et inexorables pour la tyrannie et l'injustice, je me poignarderai." Der Dolch des Pätus schwebt ihm in all seinen Träumen vor. Das ist der Tugendhafte; nun denke man an die Apostel der Göttin Vernunft, die Hebert, Chaumette, Collot d'Herbois, die Marat, Ronsin, Tallien; man denke selbst an die besseren Naturen, Mirabeau, Desmoulins und ihre Schicksale — und jene Romane, die „Liaisons dangereuses", „Justine" u. s. w. werden eine ganz andere, finstere, unheimliche Beleuchtung gewinnen.

August 1792 schreibt St. Just (23 J.): „Je suis tourmenté d'une fièvre républicaine qui me dévore et me consume. . . Je me sens de quoi surnager dans ce siècle. . . Je suis audessus du malheur. . . Vous êtes tous des lâches qui ne m' avez point apprécié. . . Arrachez mon coeur et mangez-le; vous deviendrez ce que vous n'êtes point: grands! . . . Mon parti est pris; si Brutus ne tue point les autres, il se tuera lui même!" — „C'est quitter peu de chose", setzt er hinzu, „qu' une vie malheureuse . . je méprise la poussière qui me compose et qui vous parle" u. s. w. Und solchen Naturen gegenüber die weinerlich schwächliche Empfindsamkeit und die gutmüthig laxe Moral des Spießbürgers!

Der Glaube an die unbedingte Güte der menschlichen Natur macht die Menschen nicht schlecht, aber weichlich und mattherzig; er entnervt die Gutgesinnten und macht sie unfähig, den Bösen und dem Bösen Widerstand zu leisten. Man hatte auf das gute Herz einen viel zu großen Werth gelegt: das gute Herz jubelte und weinte vor Wonne im Mai 1789, und als 1792 kam, wußte es sich nicht zu helfen. Die strenge Zucht und das scharf ausgeprägte Pflichtgefühl macht die Menschen nicht gerade edler, aber kräftiger, und befähigt sie zur Freiheit.

Kant gab den Pantheisten und Spießbürgern großes Aergerniß, indem er in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft von dem radicalen Bösen in der menschlichen Natur redete: wenige Wochen, nachdem er die betreffende Abhandlung zum ersten Mal veröffentlicht, erfolgten die September-Morde. — —

Der Plan, welcher den Septembermorden zu Grunde lag, wurde nur sehr theilweise durchgeführt; die Absicht war, sie über ganz Frankreich auszudehnen, aber nur wenig Städte folgten dem Beispiel von

Paris. In Paris freilich hatte der Schrecken seine Wirkung gethan: sämmtliche 28 Abgeordnete waren Jacobiner, der erste darunter Robespierre, der letzte der Herzog von Orleans oder, wie es jetzt hieß, Bürger Egalité, der seine Wahl mit großen Geldsummen von Marat erkauft hatte.

Dagegen waren die Wahlen in den Provinzen keineswegs nach Wunsch ausgefallen. Zwar als der Nationalconvent 25. September zusammentrat, wurde die Republik durch Acclamation angenommen. Es war nicht anders möglich: im Augenblick, wo der Feind ins Land rückte, konnte man dem gefangenen König nicht die Gewalt des Staats in die Hände geben. Aber die Mehrzahl der Abgeordneten gehörte den besitzenden Classen an, sie war nicht gemeint, ihr Vermögen dem Proletariat auszuliefern, sie ging gleich in den ersten Sitzungen den Septembermördern zu Leibe, und Louvet, der Dichter des „Faublas“, der sich den Girondisten angeschlossen, wagte am 24. September, den gefürchteten Robespierre anzuklagen, welcher Anklage freilich keine Folge gegeben wurde.

Indeß war die auswärtige Gefahr beseitigt. Die preußischen Heerführer erfuhren, daß sie von den Emigranten getäuscht seien, daß im Volk keineswegs die Begierde nach Wiederherstellung des Thrones herrsche, daß nicht eine kleine Partei, sondern eine Nation ihnen gegenüber stand. Dumouriez operirte nicht ungeschickt mit seinem schlechten Material, und der Champagnefeldzug nahm ein böses Ende.

30. September begann der Rückmarsch der preußischen Armee. „Noch am Morgen“, erzählt Goethe, „hatte man nicht anders gedacht, als sämmtliche Franzosen aufzuspießen. Nun ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, eigentlich fehlte jedem Besinnuug und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt. Diesmal sagte ich: von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

22. October zog Custine in Mainz ein, und bald trat in der Stadt ein Club von Freiheitsfreunden zusammen. der sie französisch zu machen entschlossen war.

„Frankreich“, schrieb Custine 24. Oct., „darf mit den Despoten nicht unterhandeln; es ist allen Völkern die Befreiung schuldig.“ . . . „Meine hessische Proclamation ist nur der Anfang eines großen Planes, des Sturzes aller Tyrannen; schon bereitet sich das deutsche Reich, meine

Wohlthat zu empfangen." Dieser Plan wurde trotz Dumouriez' Widerspruch von der Regierung gutgeheißen.

Solche Velleitäten gewannen eine ernstere Bedeutung nach Dumouriez' entschiedenem Sieg bei Jemmappe, 6. November. Der Convent erließ 19. November das Decret, das in alle Sprachen übersetzt wurde: „Frankreich bietet allen Völkern, welche ihre Freiheit zu erringen trachten, seinen Beistand, und giebt seinen Feldherrn die hierzu nöthigen Weisungen." — Das Anerbieten fand statt, als die Desorganisation der Armee und der Verwaltung von Seiten der Regierung mit toller Leidenschaft betrieben wurde. — Bald änderte sich die Sprache. 15. December erklärte Cambon sehr offen: „Bisher haben unsere Truppen die Tyrannen verjagt, aber die Privilegien bestehen lassen; will ein Volk die Freiheit und unsre Freundschaft verdienen, so muß es die Privilegien stürzen und den Sansculotten Theil an der Herrschaft geben; ein Volk, das nicht ganz frei sein will, ist unser Feind; wo wir eintreten, müssen wir uns als revolutionäre Gewalt constituiren. Die Güter unsrer Feinde, d. h. aller Tyrannen, Kirchen, Edelleute, Corporationen und reicher Egoisten nehmen wir in Pfand; das arme Volk erleichtern wir durch Abschaffung aller Steuern, und ersetzen diese aus unserm Schatz, nämlich durch unsre Assignaten, welche an den eingezogenen Gütern ein erweitertes Pfand und in den besetzten Landstrichen einen (durch die Todesstrafe) gesicherten Abfluß gewinnen." In diesem Sinne eines unbefangenen Raubsystems verfügte der Convent.

„Freiheit", schreibt Wieland Januar 1793 im „Mercur", „ist eins von den Zauberworten, die ihre Kraft blos vom Glauben an sie erhalten. Es ist auffallend, wie sehr in diesem Punkt der politische Glaube dem religiösen gleicht. Es ist eine neue politische Religion, die uns von den französischen Heeren gepredigt wird. Die Gläubigen dieser neuen Religion erkennen keine andern Gottheiten, als Freiheit und Gleichheit, und haben die Maxime, keinen andern Glauben neben sich zu dulden, mit Muhamed gemein. Wer ihren Begriff von Freiheit und Gleichheit nicht für den einzig wahren erkennt, ist ein Feind des menschlichen Geschlechts. In solcher Sprache kündigen die neuen Republikaner allen Königen der Erde den Krieg an. Sie haben von unserm wirklichen Zustand nur sehr dürftige und verworrene Kenntniß, und täuschen sich dagegen mit sehr übertriebenen Einbildungen von dem, was sie unsre Sklaverei nennen." — Vergebens ruft

man dieser Gewalt gegenüber den deutschen Patriotismus auf, den man aus Horaz und Plutarch abstrahirt hat. „Es giebt märkische, sächsische, württembergische, hamburger, frankfurter Patrioten; aber deutsche Patrioten, die das ganze deutsche Reich als ihr Vaterland lieben, über alles lieben, bereit sind, nicht etwa blos seiner Vertheidigung gegen einen gemeinsamen Feind, sondern der Heilung seiner Gebrechen, der Behinderung seines äußern Ansehns beträchtliche Opfer zu bringen: — wo sind sie?"

Wieland's Bemerkung traf mehr die Tiefe, als er vielleicht selbst ahnte. Die Revolution trat mit allen Symptomen auf, die das Entstehen einer neuen Religion bezeichnen; sie erschien wie der Ausbruch eines zum Fanatismus gesteigerten Glaubens. Der Katechismus dieses Glaubens waren die Menschenrechte, die in der kürzeren Fassung lauteten: écrasez l'Infame! Der Glaube war mehr mit Haß als mit Liebe gefärbt; um so weniger konnte es ihm gelingen, den Geist eines Volkes zu veredeln, das nur durch die Gewohnheit sittlicher Institutionen sich zu den Tugenden des gemeinen Lebens kräftigt. Indem der menschliche Geist sich gleichzeitig von allen Voraussetzungen der überlieferten Religion und des sittlichen Lebens losreißen wollte, büßte er vielmehr vollständig seinen Schwerpunkt ein.

Seit Jahren regte sich bei allen Völkern die dunkle Ahnung, es stehe eine neue Zeit bevor; als sie nun eintrat, war alle Welt überrascht. Edmund Burke, der große Redner, der von ihrem ersten Beginn an der Revolution feindlich gegenübergetreten war, mußte nun bekennen, daß er sich geirrt, wenn er annahm, sie würde zur Entkräftung Frankreichs führen. „Aus der Gruft dieser ermordeten Monarchie ist ein Wesen aufgestiegen, unförmlich, riesenhaft, schauerlicher als eins jener Ungeheuer, welche in alten Zeiten die Menschen verstört und beherrscht haben. Ohne Furcht und ohne Gewissen stürmt dieser Dämon gradaus seinem Ziel entgegen; uralter Grundsätze spottend, alle herkömmlichen Mittel verachtend, zermalmt er diejenigen, die nicht einmal sein Dasein begreifen."

Welches war nun das Ziel, das letzte, dem die Revolution nachstrebte? — Sie hatte ursprünglich im Sinn des alten Königthums für den Absolutismus des Staats gearbeitet, das Feudalsystem zerstört, die Kirche dem Staat unterworfen, die Parlamente aufgehoben, die Provinzen zersplittert. Die Staatsmaschine war übrig geblieben, sie war sogar kräftiger als je. Aber wer sollte sie nun leiten, da das Königthum

selbst aufgehoben war und die Republik vorläufig nur ein Name? Wer sollte sagen: „l'état c'est moi?“

Schon die Constituante hatte angefangen, den Staat nach dem Begriff der reinen Vernunft zu construiren; sie hatte zuerst die Menschenrechte festgestellt, um auf diesen Grundsätzen wie in einem Lehrbuch der Geometrie Paragraph für Paragraph bis zu den complicirten Formen des Staats aufzusteigen. Wie wichtig ihr das ganze Unternehmen für die Menschheit erschien, zeigt die Einführung des neuen Kalenders, der nicht blos die Wochen und Monate nach dem reinen Decimalsystem ordnete, sondern auch eine neue Aera begann. Wie die Christen mit Christi Geburt, wie die Moslem mit der Flucht Mahomed's aus Mekka, so beginnen die Gläubigen der Republik ihre Zeitrechnung mit dem 10. August 1792, und diese Zeitrechnung hat in der That 15 Jahre gedauert.

Allein wenn es der Revolution gelang, mit den bestehenden Einrichtungen Tabula rasa zu machen, so konnte sie doch die Menschen nicht umschaffen, die durch die historischen Voraussetzungen ihrer Bildung und ihres Characters der Uniformität des Systems beständig in den Weg traten. Mit den alten Elementen war es mißlich, einen neuen Staat des reinen Begriffs aufzubaun, und Marat war ein consequenter Logiker, wenn er unablässig auf die Zerstörung dieser Elemente drang. Der Angabe nach wurden nur diejenigen zum Blutgerüst verurtheilt, die gegen die Republik conspirirten oder wenigstens der Conspiration verdächtig waren: in der That aber waren alle diejenigen verdächtig, deren Bildung in der alten Zeit wurzelte. Die Republik verlangt zur Basis die Tugend; wer nicht tugendhaft ist, muß als verdächtig betrachtet werden. Die Revolution zeigt auch darin ihre Verwandtschaft mit einer religiösen Bewegung, daß sie die Tugend nach der Stärke des Glaubens, und den Glauben nach der Stärke des Hasses maß. Die Septembermörder waren an sich betrachtet, ein nichtsnütziges Gesindel, aber in revolutionärer Beziehung waren sie tugendhaft, da sie die Aristokraten haßten. Alle sonstigen menschlichen Tugenden waren nur gleißende Laster, wie es ja auch die fanatischen Christen von den Heiden behauptet hatten.

Für den Nichtrepublikaner lagen nun freilich die Laster der Franzosen anderwärts. „Wer diese Nation“, schreibt Herzog Karl August von Weimar 13. Januar 1793, „in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen; sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines menschlichen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht. — Ich hoffe, daß die jetzigen

Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geist derselben hinterlassen sollen, daß jeder sich bestreben wird, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuschärfen. Was hilft der sogenannte Atticismus den Franken, dieser Nation, da sonst alles Honette und Dauerhafte bei ihnen erloschen ist? Der Mensch war nie zur Treibhauspflanze bestimmt."

Nicht nach den großen Worten der Proclamationen, die einen festtäglichen Character hatten, muß man den moralischen Sinn der Franzosen beurtheilen, sondern nach den Alltagsgewohnheiten. Das folgende Lied wurde häufiger von den „Tugendhaften" angestimmt, als die Marseillaise.

„Ah ça ira, ça ira, ça ira!
Les aristocrates à la lanterne!
Ah ça ira, ça ira, ça ira!
Les aristocrates on les pendra;
Et quand on les aura pendus,
On leur fich'ra la pelle au c..."

Das Schibolet, den Tugendhaften von den Aristokraten zu unterscheiden, sollte nun der Proceß des Königs sein. Die Jacobiner strengten

Il pouvait régner sur les coeurs,
Ce monarque faible *et parjure!*
Il prétend régner sur les morts!
Vainement la pitié murmure:
Le ciel veut plus que des remords!"

und damit noch nicht zufrieden, fuhr er fort:

„Purgeons le sol des patriotes,
Par des rois encore infecté:
La terre de la liberté
Rejette les os des despotes.
De ces monstres divinisés
Que tous les cercueils soient brisés! . . ."

Mit Einführung der Republik fährt ein panischer Schreck in die sämmtlichen Theater, aber wunderlich genug wurde noch das kühnste unter den reactionären Stücken, „L'ami des lois" von Laya 2. Januar 1793 aufgeführt. Das Stück versteckt seine Anspielungen nicht durch römische Redensarten, es spielte auf den Straßen von Paris, verhöhnte den Begriff der Republik und geißelte die Schreckensmänner alle im Einzelnen.

„Ce sont tous des jongleurs, patriotes des places,
D'un faste de civisme entourant leurs grimaces,
Prêcheurs d'égalité pétris d'ambition . . . .
Qui pour faire haïr le plus beau don des cieux,
Nous font la liberté sanguinaire comme eux."

Das waren harte Ausdrücke, und man darf sich nicht wundern, daß die aus leidenschaftlichen Jacobinern zusammengesetzte Municipalität die Aufführung des Stücks mit Gewalt hintertrieb, und daß im Convent drei Tage der Proceß des Königs unterbrochen wurde, um den reactionären Dichter anzuklagen; daß Marat wüthend seinen Kopf verlangte. Wohl aber darf es Wunder nehmen, daß der Convent damals noch so viel auf Principien hielt, für diesen Fall die Theaterfreiheit wiederherzustellen.

Liest man die Verhandlungen des Convents über den Proceß des Königs, so glaubt man sich zuweilen im Irrenhause. „Einen König richten!" rief St. Just, der eigentliche Doctrinär der Jacobiner: „dies Wort wird die vorurtheilsfreie Nachwelt in Erstaunen setzen. Richten

heißt ein Recht anwenden: was hat das Recht mit Königen zu thun? Jeder König ist der geborne Feind der Menschheit und muß getödtet werden, wie man Cäsar tödtete."

„Es war", erwiderte Claude Daunon, der nach Einführung der Republik die Mönchskutte abgeworfen hatte, „der regierende Cäsar, den man tödtete; was soll es aber heißen, gegen einen König, der in Fesseln liegt, aufzustehn, gegen einen Gefangenen eine Schlacht zu liefern! . . . Der Enthusiasmus kann zuweilen Ankläger sein, niemals Richter, und entsetzlich ist es, wenn er Todesurtheile ausspricht; solche Urtheile beleidigen die Natur . . . . Ich mißtraue dem Enthusiasmus, selbst wenn er sich mit Milde des Characters verbindet und zu edlen Handlungen führt, aber Der Enthusiasmus, der verurtheilt, ist stets Barbarei. Man darf den Nationalcharacter nicht verwildern; republikanische Strenge ist nicht die Barbarei eines fanatischen Kannibalen. Die Gründe der sogenannten Staatsraison beweisen nichts: das erste Bedürfniß des Vaterlandes ist der gute Ruf seiner Gesetzgeber. Ihr sprecht von der Höhe der Revolution: ihr meint damit die Luftschicht, wo die Geier fliegen! laßt uns lieber in der Atmosphäre der Menschlichkeit bleiben." — Es thut wohl, diese männliche Stimme in der Mitte jener schwachen Charactere zu vernehmen, die grausam wurden aus Feigheit.

Wenn die Girondisten in dem Proceß des Königs eine zweideutige Haltung einnahmen, so war der Grund nicht blos Furcht vor dem Pöbel; sie hatten einen weiter gehenden Plan. Das Urtheil des Convents, wie es auch ausfiel, sollte den Urversammlungen des Volks zur Bestätigung vorgelegt werden; damit hofften sie Frankreich von der Herrschaft des Pariser Pöbels zu befreien. Außerdem hatten sie aus allen Departements „Föderirte" nach Paris kommen lassen, um eine kräftige Stütze gegen die Fäuste der Jacobiner zu haben. Aber ihre Vorschläge wegen den Urversammlungen wurden 13. Januar 1793 mit großer Majorität im Convent verworfen, und die Föderirten mit erheblichen Geldsummen von den Jacobinern geworben, die nun über alle Staatsmittel disponirten. An demselben Tage, wo das geschah, wurde der König zum Tode verurtheilt und 21. Januar hingerichtet.

Paris hatte nun über die Provinzen gesiegt, und die Frage, wer der Inhaber der absoluten Staatsgewalt sein solle, war damit erledigt: es war der hauptstädtische Pöbel, durch den Jacobiner-Club organisirt und geleitet, durch die Filialgesellschaften in allen Theilen des Landes vertreten.

Roland und die übrigen Minister, die bereits alle Macht verloren hatten, legten nun ihre Stellen nieder, und die ganze Verwaltung war vorläufig der wüstesten Anarchie hingegeben. 15. Februar brachte Condorcet seinen Verfassungsentwurf ein, nach den reinsten Principien der Demokratie eingerichtet: Freiheit für jeden Menschen, Freiheit für jede Art des Eigenthums; Ernennung aller Beamten durch allgemeines Stimmrecht in möglichst kleinen Wahlbezirken, Erwählung des Ministerraths durch das gesammte Volk, Gewähr aller denkbaren Grundrechte. Damit war aber den Jacobinern nicht gedient, die nicht Freiheit sondern Herrschaft wollten; sie wütheten über den verrätherischen Entwurf, welcher die Selbstsucht der Eigenthümer heilige und die Gleichberechtigung aller, also auch der Aristokraten und Geldmenschen, ausspreche. Eine Sturmpetition folgte auf die andere. 3. März verlangte der Procurator der Gemeinde, Chaumette das Verbot des Geldhandels und des Kornwuchers, Robespierre verlangte den Tod aller adligen Officiere, und schon wurden Stimmen laut, welche die Majorität des Convents, namentlich die Girondisten, auf das Schaffot schicken wollten. „Die Aristokratie des Besitzes", hieß es, „strebt sich auf den Trümmern des Adels zu erheben. Fast alle größeren Kaufleute und Geldmänner sind Wucherer: erdrücken wir die Feinde im Innern, um uns dann den gekrönten Tyrannen Europas mit überwältigender Kraft entgegen zu werfen!"

So standen die Sachen in Paris, als 8. März die Stadt Mainz beschloß, um Einverleibung in die französische Republik zu bitten. Die von Georg Förster verfaßte und von ihm nach Paris überbrachte Adresse lautete: „das rhein-deutsche Volk hat die sogenannten Throne von zwanzig kleinen Tyrannen, die alle nach Menschenblut dürsteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden sich mästeten, auf einmal niedergeworfen. Auf den Trümmern ihrer Macht sitzt das souveräne Volk und hat gegen diejenigen die Todesstrafe verfügt, die es wagen würden, sie wieder herzustellen. Aber das ist nur der Vorläufer eines wichtigeren Schritts. Die Stellvertreter des souveränen Volks thun weiter nichts als das Gefühl ausdrücken, welches Aller Herzen erfüllt, indem sie die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen. Nie werden die Deutschen vergessen, daß die Franzosen ihre Ketten zerbrochen; Frankreich sprach: werde frei! und wir sind frei!"

Forster hatte viel liebenswürdige und gute Eigenschaften, um derentwillen man seine Sünden vergessen kann: da ihn aber Gervinus für den

hellsten politischen Kopf Deutschlands ausgegeben hat, so ist es nöthig, durch Zusammenstellung der Daten dies Urtheil zu berichtigen. Forster's Täuschung hörte auf, als er nach Paris kam; er sah, daß er es nur mit Bösewichtern zu thun habe, bereute seinen Schritt, und die kurze Zeit seines noch übrigen Lebens war mit Angst um seine Existenz ausgefüllt.

Die Girondisten dachten nicht daran, sich ohne Widerstand dem Pöbel zu unterwerfen; sie setzten 10. März die Einrichtung eines Revolutionstribunals durch, welches hauptsächlich gegen die communistischen Umtriebe gerichtet war. Danton, den die immer sich steigernde Anarchie anwiderte, bot sich ihnen als Helfer an, aber sie wiesen den Führer der Septembermorde mit Abscheu zurück. Da sie nun selbst auf die Masse keinen Einfluß hatten, so blieb auch ihr Tribunal ohne Kraft, und ihre Stellung wurde um so mißlicher, da die von ihnen begünstigten Generale überall auf den Grenzen zurückgedrängt wurden; überall waren die Franzosen im Weichen, und der Krieg nahm für sie eine sehr gefährliche Wendung.

Die Stimmung der Deutschen gegen die Revolution fing an sich zu ändern. Stolberg sagte sich leidenschaftlich von seinen früheren Ansichten los, und Klopstock sang: „die Freiheit ist in den Himmel wiedergekehrt! der Gedanke verjüngt mich nicht mehr, ich empfinde das Alter." — „Freiheit schuft ihr euch, habt zum Ungeheuer die Göttin umgeschaffen! Reiniget euch und fleht der Entweihten, daß sie euch verzeihe die Verwandlung! Traget von dem entweihten Altar den blutigen Staub weg, weg das starre Gebein!" — „Ich glaubte! und ach Wonne war mir, morgenröthlicher Glanz der goldene Traum! war ein Zauber, wie gehoffter Liebe, dem trunkenen Geist! . . . . ach des goldenen Traums Wonne ist dahin, mich umschwebet nicht mehr sein Morgenglanz, und ein Kummer wie verschmähter Liebe kümmert mein Herz!"

Praktischer gingen die „Betrachtungen über die Natur der Revolution und über die Ursachen, welche ihre Dauer verlängert haben", die März 1793 in Brüssel erschienen, den Jacobinern zu Leibe. Der Verfasser, Mallet du Pan (44 J.), ein geborner Genfer, hatte zuerst als unabhängiger Schriftsteller in Paris mit großer Unerschrockenheit die Revolution bekämpft, dann im Auftrage des Königs mit den emigrirten Prinzen verhandelt.

Mallet du Pan ist der erste Schriftsteller, in welchem der Geist des 18. Jahrhunderts an sich selbst zu zweifeln begann. Er glaubte fest an Voltaire und Rousseau, an die Ideen der Bildung und der Tugend,

aber er haßte den Atheismus und suchte das Glück der Nation in dem Reichthum und der Kraft der Ideenwelt. Er durchschaute die Verkehrtheiten des Zeitalters, aber er konnte es nicht beherrschen, und so sehen wir ihn zuweilen in einer bittern Stimmung, immer unbefriedigt, an der Analyse der Revolution arbeiten. Er hatte einen hohen Begriff von der Würde des Schriftstellers, von seiner Pflicht, die Wahrheit zu verbreiten und die Lüge zu bekämpfen, und er ist dieser Pflicht mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit treu geblieben.

Er zeigt, daß die gemischte Regierungsform die einzige ist, die sich mit der menschlichen Natur verträgt, Gerechtigkeit und Beständigkeit der Gesetze zuläßt und der moralischen Entartung, in welche die modernen Völker mehr und mehr verfallen, abhelfen kann. Die Demokratie, sagt er, ist unter allen Staatsformen diejenige, die bei einem großen Volk am schnellsten die Leidenschaften in eine allgemeine Richtung treibt und sie elektrisirt. Verstattet man ihr heute die Unabhängigkeit, so verlangt sie morgen die Herrschaft, und einmal von der Gewalt der Gesetze befreit, reißt sie Alles an sich. Man hat behauptet, daß die Unordnung die Ordnung herbeiführt; bestimmter ausgedrückt, aus der Anarchie geht der Despotismus hervor. Die Demokratie fällt in sich selbst zusammen, aber während die Declamatoren über den Verfall der Künste und der Gewerbe reden, bemerken sie nicht, daß durch ihre zerstörende Macht die Revolution nothwendig den Militärstaat herbeiführt. — In dem Bild der Völkerwanderung findet er die Ahnung des großen Umsturzes, von dem die neue Gesellschaft bedroht ist: die Hunnen und Vandalen kommen nicht mehr von Norden oder vom schwarzem Meer, sie sind in unsrer Mitte. Er ist überzeugt, daß die Revolution von außen nicht beendigt werden kann, daß sie sich selbst zu einem höhern Standpunkt durcharbeiten muß. Er wagt nicht, einen bestimmten Ausgang vorauszusagen, denn er weiß, daß in solchen Zeiten nur die Narren Propheten sind. Er erkennt die unendlichen Schwierigkeiten, die sich der höchsten Aufgabe des Staats, der Versöhnung der Freiheit und Autorität entgegensetzen, er weiß, daß die Franzosen keine Anlage zur Freiheit, ja keinen Begriff von derselben haben, und daß ihr Streben nach Gleichheit der Tyrannei die Bahn bricht; aber selbst in den größten Augenblicken der Verstimmung hat er in dem Bild der englischen Verfassung die Möglichkeit einer gesunden Staatsentwicklung vor Augen, und mit ihr ist ihm das Ziel klar, auf welches jeder wohlgesinnte Schriftsteller das Volk hinzuweisen habe. — Mit dem Einbruch

der Franzosen in Belgien zog er sich nach Basel zurück, wo er durch seine Correspondenz mit den Höfen zu Wien, Berlin und London eifrig an der Fortführung des Kampfes arbeitete.

In derselben Richtung, obgleich von einem mehr positiven Standpunkt aus, wirkten gleichzeitig die politischen Brochuren des savoyischen Grafen Joseph de Maistre (40 J.), der, bisher ein treuer und gewissenhafter Beamter seines Königs, mit dem Einmarsch der Franzosen in sein Vaterland nach Lausanne ausgewandert war. Ein Mann von der weitsten classischen Bildung, von einer Fülle des Wissens, die durch ein unglaubliches Gedächtniß wie durch ein unablässig fortgesetztes Studium getragen war. Er ist der erste leidenschaftliche Vorkämpfer der Kirche, der die Philosophie mit ihren eignen Waffen, mit ihrem eignen Geist zu schlagen sucht. — In seinen Flugschriften stimmte er einen populären Ton an, obgleich sich der feingebildete und geistvolle Mann hinter der bäuerischen Maske leicht erkennen ließ. Es kam ihm darauf an, die Wichtigkeit des Adels für die traditionelle Fortentwickelung eines Staats darzulegen. Einer der größten Vorzüge des Adels sei, qu'il y ait dans l'état quelque chose de plus précieux que l'or. Die französischen Gesetzgeber, die ohne weiteres die englischen Institutionen auf ihren Boden verpflanzen wollten, vergleicht er mit dem römischen Feldherrn, der einen Sonnenzeiger aus Syrakus in Rom aufstellte, ohne Rücksicht auf die Lage der Orte. Seine positiven Ansichten über den Staat sind im Ganzen noch sehr gemäßigt und erinnern wenig an die Paradoxien der spätern Zeit. Dagegen spricht er sich über die Revolution sehr hart aus: „Aussi vile que féroce, jamais la révolution ne sut ennoblir un crime ni se faire servir par un grand homme; c'est dans les pourritures du patriciat, c'est surtout parmi les suppôts détestables ou les écoliers ridicules de philosophisme, c'est dans l'antre de la chicane et de l'agiotage qu'elle avait choisi ses adeptes et ses apôtres .... Mais c'est précisément parce que la révolution française, dans ses bases, est le comble de l'absurdité et de la corruption morale, qu'elle est éminemment dangereuse pour les peuples. La santé n'est pas contagieuse; c'est la maladie que l'est trop souvent. Cette révolution bien définie n'est qu'une expansion de l'orgueil immoral debarrassé de tous ses liens; de là cet épouvantable prosélytisme qui agite l'Europe entière. L'orgueil est immense de sa nature: il détruit tout ce qui n'est pas assez fort pour le comprimer;

de là encore les succès de ce prosélytisme. Quelle digue opposer à une doctrine qui s'adressa d'abord aux passions les plus chères du coeur humain, et qui, avant les dures leçons de l'expérience, n'avait contre elle que les sages? La souveraineté du peuple, la liberté, l'égalité, le renversement de toute subordination: quelles douces illusions! La foule comprend ces dogmes, donc ils sont faux; elle les aime, donc ils sont mauvais. N'importe; elle les comprend, elle les aime. Souverains, tremblez sur vos trônes!" Die populären Stellen sind noch kräftiger, und was man bei dem Ruf des berühmten Schriftstellers am wenigsten erwarten sollte, sie sind in ihrer Heftigkeit äußerst humoristisch und enthalten eine Reihe von Witzen, denen man das innere Behagen ansieht.

Als Danton endlich erkannte, daß mit den Girondisten kein Bündniß zu schließen sei, vereinigte er sich mit Robespierre und gründete 5. April den Wohlfahrtsausschuß, die erste Regierung, welche durchgriff. Mit allen Mitteln des Schreckens ausgestattet, warf sie alle Bedenken von sich und unterwarf das ganze Land ihrer Dictatur. An demselben Tage entwich Dumouriez, der vergeblich versucht hatte, seine Armee mit den Oestreichern zu verbünden und zum Sturz der Anarchie gegen Paris zu führen, über die Grenze; anders als Lafayette wurde er von den Feinden sehr wohl aufgenommen. An seiner Stelle erklärte sich der alte Custine, noch immer voll von Eroberungsplänen, bereit, die Dictatur zu übernehmen. Die neue Regierung ließ ihn vorläufig ohne Antwort, entschied aber im Stillen seinen Sturz. Robespierre beschloß seinen Entwurf der Menschenrechte 24. April mit einigen Sätzen, in welchen er als Pflicht aller Völker aussprach, jeden Fürsten als Unterdrücker der Menschheit und Rebellen gegen die Natur bis auf den Tod zu bekämpfen. In demselben Entwurf erklärte er jedes Eigenthum für unerlaubt und unsittlich, welches die Freiheit oder den Besitz eines Dritten beschädige; der Staat habe das unbedingte Recht der Confiscation. Damit war nun freilich denen nicht gedient, die auf eigene Hand zu confisciren wünschten.

Unter den Guillotinirten dieser Periode war auch der Bischof Fauchet, 30. April, der eine neue Menschheitsreligion zu schaffen versucht hatte.

Indeß machten die Oestreicher beständige Fortschritte, und die Gefahr Frankreichs wurde durch den Aufstand der Vendée vergrößert. Diesen Gefahren gegenüber fand der neue Wohlfahrtsausschuß den Umfang seiner

Dictatur noch nicht groß genug, da der von den Girondisten geleitete Convent ihm immer noch zuweilen widerstand. Er organisirte 2. Juni jenen Aufstand, durch welchen der Convent umstellt und zur Auslieferung der Girondisten gezwungen wurde. Es ist eine der scandalösesten Scenen der Revolution, scandalös wegen der unglaublichen Feigheit des Convents, der, nachdem er sich durch den Augenschein überzeugt, er sei hilflos der brutalen Willkühr des Pöbels preis gegeben, feierlich erklärte, er sei vollkommen frei. Es entspricht dem Scandalösen dieses Auftritts, daß Marat, dem selbst Robespierre bis jetzt noch immer einige erhebliche „Stilfehler" vorgeworfen, fortan das große Wort für den neuen Souverän führte. Wer dieser Souverän sei, war nicht weiter zweifelhaft; es war der Pariser Proletarier, und es mußte sich nun entscheiden, ob es ihm gelingen werde, den äußern Widerstand zu brechen. Die eigentliche Anarchie hatte nun ein Ende; mit dem 2. Juni brachten die Barbaren Frankreich unter ihre Botmäßigkeit und behandelten es als erobertes Land. Ihr Wille wurde durch eine furchtbare Organisation ins Werk gesetzt, eine Demokratie, aus 26,000 Clubs zusammengesetzt und von einer Million Nationalgarden getragen.

II.

Nicht ohne Widerstand unterwarf sich Frankreich. In Bordeaux, Lyon, Marseille und verschiedenen andern Städten kam es zum Aufstand, von den Girondisten geleitet, von denen ein Theil aus der Gefangenschaft entkommen war. Aber nun griff der Wohlfahrtsausschuß mit Hilfe der Jacobiner energisch durch, und in kurzer Zeit waren die Provinzen mit Ausnahme der großen Städte unterworfen. Robespierre wagte 10. Juli einen neuen Staatsstreich zu machen, indem er bei der Erneuerung des Ausschusses Danton und seine Anhänger entfernte; er ließ die aristokratischen Generale Biron und Custine verhaften — den letzteren, weil am 22. Juli Mainz in die Hände der Preußen fiel. Seine Herrschaft wurde noch befestigt durch eine unbesonnene That: 24. Juli wurde Marat (50 J.) durch Charlotte Corday ermordet und damit die Rachsucht und der Blutdurst des Pöbels auf den Siedepunkt getrieben. Der Maler David, ganz mit Robespierre verbündet, malte den Ermordeten, und da sein Herz dabei betheiligt war, wurde es sein bestes Bild.

Immer öder und finstrer wurde es in Paris. Frau v. Staël (27 J.) verließ die Hauptstadt und ging nach England; noch vor wenig Wochen hatte ihr Gemahl ein Bündniß Schwedens mit der französischen Republik unterzeichnet. — Mit den Salons und der guten Gesellschaft war es definitiv zu Ende. Noch suchte Frau v. Condorcet (28 J.), die Schwägerin von Cabanis, an der Seite ihres ältern Gemahls für den guten Ton zu wirken. Aber die Sansculotten waren allmächtig, es war ihre classische Zeit.

Im Theater lernte man jetzt die Milde des Ancien Regime würdigen. „Die Theater", beschließt der Wohlfahrtsausschuß 2. August 1793, „liegen noch unter den Trümmern des alten Regiments verschüttet. Man muß die Bühne entfesseln, damit Melpomene dahin gelange, die Sprache der Freiheit ertönen zu lassen, Blumen auf das Grab der Märtyrer zu streuen, das Heldenthum und die Jugend zu besingen, Gesetze und Vaterland lieben zu lehren." Der republikanische Enthusiasmus verlangte nicht mehr blos, daß man die Könige schmähte, er war unzufrieden, wenn der Cynismus fehlte.

Voltaire's „Brutus" und „Mahomet" wurden wegen der folgenden Verse gestrichen:

„Arrêter un Romain sur de simples soupçons,
C'est agir en tyrans, nous qui les flétrissons" . . .

„Exterminez, grands dieux! de la terre où nous sommes
Quiconque avec plaisir verse le sang des hommes!"

Ebenso wurde François' „Pamela" vom Wohlfahrtsausschuß verboten und die Schauspieler eingesperrt. „Epicharis ou la mort de Neson" von Legouvé (29 J.) ließ man sich gefallen; dagegen litt Chénier's Popularität bedeutend durch „Fenelon". Das Thema des Stücks, die Befreiung eines jungen Mädchens, das 15 Jahre in den Kerkern eines Klosters geschmachtet, war im Geschmack der Zeit; aber daß ein Prälat der Befreier war, empörte die Sansculotten; man beschuldigte den Dichter, der Christus einen tugendhaften Sansculotten nannte, des religiösen Fanatismus, und verbot die weitere Aufführung des Stücks, weil es die republikanischen Grundsätze entnerve. — Noch deutlicher sah man bei einer neuen Aufführung des „C. Gracchus", wie sich die Zeiten geändert.

„Quels sont donc les héros que vous vantez sans cesse?
Deux tyrans plébéïens, jaloux des sénateurs;
Deux frères que l'orgueil a rendu novateurs,
Renversant par dégrés la liberté Romaine;
Fâcheux par instinct, par intérêt, par haine,
Infectant vos esprits de leurs préventions,
Et, pour vous subjuguer, flattant vos passions."

So sprach zwar ein Aristokrat, aber wie sollte man das dulden! — Im zweiten Act bei den Worten:

„Des lois, et non du sang! ne souillez point vos mains;
Romains, vous oseriez égorger des Romains!"

brach die Menge in ein langhallendes Bravo aus. Aber ein anwesendes Conventsmitglied erhob sich wüthend und rief, indem er das Parterre mit der Faust bedrohte: „des lois et non du sang! c'est le vers d'un ennemi de la liberté! A bas les maximes contre-révolutionaires! Du sang et non des lois!" Der aufgeregten Menge nannte er seinen Namen, augenblicklich verbreitete sich ein panischer Schrecken und der Saal wurde leer; das Stück wurde nicht einmal zu Ende gespielt. Einige Tage darauf denuncirte es Billaud als das Werk eines schlechten Bürgers: eine bittere Nemesis für den leichtgläubigen Dichter der Revolution! — Als er dann den „Timoleon" aufführen wollte, schickte ihm der Wohlfahrtsausschuß einen Inquisitor zu. Als es beim Lesen an die Stelle kam:

„La tyrannie altière et de meurtres avide,
D'un masque révéré couvrant son front livide,
Usurpant sans pudeur le nom de liberté,
Roule au sein de Corinthe un char ensanglanté!" . . .
„N'est-on jamais tyran qu'avec un diadème?" . . .

konnte der Abgeordnete seinen Zorn nicht zurückhalten: „Chénier!" rief er aus, „Du bist immer ein verkappter Aristokrat gewesen!" — Der Dichter mußte eigenhändig das Stück ins Feuer werfen; doch wurde ein Exemplar gerettet.

Man übertrug bei Marat's Tod Chénier den Bericht über den Gesetzvorschlag, Marat's Gebeine an Stelle Mirabeau's ins Pantheon aufzunehmen; er hatte nicht den Muth, die Ehre dieses Auftrags auszuschlagen, aber er hatte wenigstens die Kühnheit, in seiner Rede von einer

peinlichen Pflicht zu sprechen, Mirabeau's Geist zu loben und den Namen Marat's garnicht zu erwähnen. Er war jetzt vollständig verdächtig, und es war möglicherweise eine Namensverwechslung, als man seinen Bruder André verhaftete, der zwar weit reactionärer, aber auch weit weniger bekannt war.

Die Zeitgenossen der Revolution, die so glücklich waren, dem Schaffot zu entgehen, hatten keinen Zweifel daran, die Leiter des Schreckenssystems als Bösewichter zu brandmarken. Mit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts nun hat sich eine französische Legende gebildet — von den Gründen später — die das Schreckenssystem rechtfertigt, als sei es durch die äußere Gefahr Frankreichs hervorgerufen, und habe Frankreich gerettet. Diese Legende ist auch in deutsche Lehrbücher übergegangen. Für uns Deutsche hat Sybel das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst, uns die Zeit von 1792 bis 1795 gezeigt zu haben, wie sie wirklich war. Selbst der ehrliche Fanatismus spielte in diesen Unthaten nur eine sehr beschränkte Rolle, die niedrigsten Leidenschaften gaben den Ausschlag, die losgelassene Bestie in der menschlichen Natur kam in ihrer scheußlichsten Form zur Erscheinung. Die Legende von der Rettung Frankreichs durch das Schreckenssystem verfliegt in Dunst: Frankreich wurde durch nichts anderes gerettet als durch die Erbärmlichkeit seiner Gegner. Für den Verstand ist das alles so schlagend bewiesen, daß eine abweichende Meinung gar nicht möglich ist.

Aber die Belehrung des Verstandes überträgt sich nicht ohne Weiteres auf die Phantasie. Die alte Legende behauptet um so mehr ihr Recht, da Sybel sich jede Einwirkung auf die Phantasie versagte. Der menschliche Geist ist so geartet, daß er sich nur schwer die Herrschaft des absoluten Unsinns vorstellen kann, wenn er es nicht mit Augen sieht. Wir nun haben den Vorzug, es mit Augen gesehn, wenigstens in unmittelbarer Nähe mit erlebt zu haben. Die Geschichte der Commune von 1871 wirft ein neues Licht auf die Geschichte von 1792—1795: es sind dieselben Typen, dieselben Motive und, wenn auch in viel geringerem Umfang, dieselben Unthaten.

Die Armee war demokratisirt, oder was ungefähr dasselbe sagen will, desorganisirt worden in einer Zeit, wo man ganz Europa den Fehdehandschuh hinwarf. Unter andern Verhältnissen hätte diese Desorganisation den Untergang des Staats nach sich gezogen, aber die gegenseitige Unfähigkeit hinderte die verbündeten Mächte, die Entwaffnung ihres Gegners

zu benutzen, und der angeborne militärische Sinn der Franzosen brachte aus der Anarchie eine Armee hervor, in die sich alle gesunden Elemente des Volks flüchteten. Der Fanatismus der Revolution fand hier den Weg zu heroischen Thaten. Jeden Rechtschaffenen ekelten die Pariser Greuel an, aber man hielt dennoch die Partei der Jacobiner, die als Vertreter des wahren Princips galten; man kämpfte für den Glauben auf dem Schlachtfeld, und überließ es mit abgewandtem Gesicht den Advocaten des Convents, im Innern reinen Tisch zu machen.

In diesem Sinne wurde 12. August die allgemeine Erhebung des Volks beschlossen, die in ein colossoles Rekrutirungssystem ausmündete. Carnot trat in den Ausschuß und beseitigte wenigstens theilweise das Unwesen der bisherigen Militärverwaltung; doch hätte auch das Frankreich nicht gerettet, da die Finanzen in eine immer tollere Verwirrung geriethen, wenn nicht die Eifersucht der verbündeten Mächte, die in Polen nahe daran waren, einander in die Haare zu gerathen, den Republikanern freien Spielraum verschafft hätte. Der Noth half man durch immer neue Assignaten, die bei Todesstrafe als vollgültig angenommen werden mußten, durch Zwangsanleihen und durch Einrichtung des Maximums ab. In jeder Stadt erhielt das regierende Proletariat Vollmacht, jeden Verdächti

seinem Tode durch seine junge Frau herausgegeben, die überhaupt an seinen literarischen Arbeiten eifrig Theil genommen hatte.

Mit seinem Verfassungsentwurf nahm es ein rasches Ende: er wurde 10. October vom Convent suspendirt, weil vorläufig die Freiheit durch den Schrecken ersetzt werden müsse. Noch um diese Zeit trat Fichte als Apologet für die Revolution ein, im Sinn Rousseau's, zwar nicht für die einzelnen Begebenheiten, aber für die Grundsätze, aus denen sie hervorgegangen waren.

Bis dahin war die regierende Partei tollkühn und verbrecherisch aus Todesfurcht gewesen; mit Beseitigung der Gefahr tritt nun die Rachsucht ein. Nach der Reihe fielen Lyon, Marseille, Nantes, Bordeaux in die Hände der Jacobiner, und es beginnen Greuel, die seit den Zeiten der Albigenserkriege nicht mehr erhört waren. Die Provinzen wurden wie eroberte Länder behandelt, dem Proletariat unbedingte Gewalt über Leben und Tod der Besitzenden gegeben. Nach dem ursprünglichen Plan sollten diese Städte von Grund aus vertilgt und ihre Einwohner ausgerottet werden: soweit kam es nicht. Aber das Blut, das in ungeheuren Strömen vergossen wurde, schrie um so mehr zum Himmel, da bei den Verbrechen zugleich die gemeinsten Motive, Raubsucht, Wollust, jede schlechte Leidenschaft ins Spiel kam. Keine Farbe ist stark genug, den gräßlichen Eindruck jener Zeit wiederzugeben. Der schlechte Schauspieler Collot d'Herbois gewann den Preis in diesen Verbrechen, ihm zunächst tritt Carrier, dann folgt gleich Tallien, noch ein junger Mensch von 24 Jahren, der Schlächter von Bordeaux.

Ein neuer Act der Brutalität war 16. October die Hinrichtung der Königin: das schöne Bild von Paul Delaroche gibt den vollen Eindruck dieser Nachtscene. Dann wurden die Girondisten aufs Schaffot geschickt: sie hatten schwer gesündigt, aber bei ihnen fand sich fast alles zusammen, was an Talent und guten Sitten im Convent gewesen war, und sie wußten mit Anstand zu sterben. Sterben zu können, war überhaupt die einzige Tugend, die den Republikanern geblieben war, wie den Römern unter Nero.

Der größte Theil aller Talente saß in den Gefängnissen und erwartete den Tod. Was Shakespeare in Jack Cade prophetisch darstellt, wiederholte sich unter der Botmäßigkeit der französischen Demagogie: wer sich durch die Lese- und Schreibekunst über seine Mitmenschen erhebt, ist ein Aristokrat und muß geköpft werden. Es ist nicht blos die Furcht,

was in solchen Augenblicken die Gemüther niederdrückt: der cynische Ton der herrschenden Masse und die Gemeinheit ihrer Gesinnung wirkt ansteckend, selbst auf die Gegner. Um auf der Höhe des Tags zu stehn, steigert sich jeder Redner zu einer Leidenschaft, die ganz gegen seine Natur ist, und der echte Diplomat versteht den Pöbel zu überbrüllen.

Dem Elendesten dieser Menschen, Barrère, der erst aus Feigheit blutdürstig wurde, dann am Geschäft Geschmack fand und sein Handwerk mit Wollust trieb, zuletzt Polizeispion unter dem Kaiserreich — hat Macaulay ein Denkmal errichtet, freilich in der Form eines Galgens, das seine Unsterblichkeit sichert.

Sehr richtig schildert Portalis — der selber nur durch einen Zufall dem Schaffot entging, das Schreckenssystem. „On poursuivait les talents, on rédoutait la science, on bannissait les arts; la fortune, l'éducation, les qualités aimables, les manières douces, un tour heureux de physionomie, les grâces du corps, la culture de l'esprit, tous les dons de la nature, étaient autant de causes infaillibles de proscription. . . . Par un genre d'hypocrisie inconnue jusqu'à nos jours des hommes qui n'étaient pas vicieux se croyaient obligés de le paraître. . . . On craignait même d'être soi; on changeait de nom, on se déguisait sous des costumes grossiers et dégoûtants; chacun redoutait de ressembler à lui-même."

Das Reich des Rococo war allerdings gründlich vorüber; das Reich der Ohnehosen und der rothen Mütze war an seine Stelle getreten. Zum Pöbel zu gehören war Pflicht und Ruhm zugleich. Die Aristokraten waren die unterworfene Classe, sie kamen erst an die Laterne, dann unter die Guillotine. Bei dem Adel lagen noch bestimmte Kennzeichen vor; bald aber kam man dahinter, daß die Bourgeoisie noch schlimmer sei, und Jeder empfand den als Bourgeois, d. h. als Feind, der ihm in irgend etwas überlegen war, z. B. den Reichen. Schließlich ging dem Pöbel das Licht auf über die schlimmste Aristokratie, die Aristokratie der Bildung: in diesem Punkt liegt die wahre Bedeutung des Kampfs zwischen Gironde und Berg, und die Führer des letztern, die zwar aus den gebildeten Classen hervorgegangen waren, aber jedes Merkmal derselben abgeworfen hatten, und sich durch die Roheit und die Brutalität ihrer Sprache und ihres Benehmens dem Pöbel angeschlossen hatten, wußten den Untergang ihrer Feinde hauptsächlich dadurch herbeizuführen, daß sie auf den Hochmuth ihrer Bildung aufmerksam machten.

Es wäre aber ein Irrthum, anzunehmen, das ganze Leben jener
Zeit wäre sansculottisch geworden. Der Sansculottismus war ein offici-
lles Stichwort, und man glaubte seiner Pflicht zu genügen, wenn man
aussprach. Keiner führte es so gern im Munde als Robespierre,
d wenn er von Jemand sagte, er sei kein echter Sansculotte, so war
s eine Brandmarkung. Aber seine Manieren gingen durchaus nicht in
ser Richtung, sie erinnern mehr an das Genre Franklin: er war ein
sbarer Kleinbürger, der sich einfach aber anständig trug, und dem das
gezogene Comödienspiel jener Tage herzlich zuwider war. Alle Augen-
cke kam es vor, daß irgend ein Redner auf die Tribüne sprang, Dolch
d Pistolen aus der Tasche zog und sich selbst oder einen imaginären
gner damit bedrohte; ebenso oft kam es vor, daß man öffentlich in
ränen der Rührung ausbrach und Freunde oder Gegner zärtlich um-
ate. Dergleichen Gefühlsscenen waren nicht im Geschmack Robes-
rre's: „der Stolze weint!“ sagte er einmal verächtlich von Danton,
Camille war ihm nicht blos seiner classischen Citate wegen ver-
ßlich, die etwas nach Gelehrten-Hochmuth schmeckten, sondern auch weil
in seinen Manieren an die Pariser Gassenjungen erinnerte. Der
riser Jacobinerclub bestand überwiegend aus Honoratioren, er tagte in
m sehr anständigen Local, und es wurde mit der Auswahl ziemlich
au genommen. Nur in einem Punkt überbot Robespierre die Pöbel-
tigkeit der Uebrigen: sobald er irgend einen neuen Gegner angriff,
hte er regelmäßig die Entdeckung, daß dieser von Pitt bestochen sei.
n der andern Seite geschah dasselbe: es ist die Erbkrankheit der Fran-
n, die sich auch im letzten Kriege wieder gezeigt hat. Der Unterschied
r, daß die meisten Andern wirklich Geld genommen hatten, wenn auch
ht von Pitt, Robespierre nicht. Der Gegensatz zwischen den beiden
htungen sollte bald offen hervortreten.

Der Mittelpunkt der unverfälschten Sansculotten war der Stadt-
h; von diesem angeregt, erschien 7. November der constitutionelle Bischof
n Paris, Gobel, gefolgt von der Commune, Chaumette, Hebert,
nacharsis Cloots u. s. w., und einem großen Theil der Geistlichkeit
r den Schranken des Convents, um „geführt von der Vernunft sich
s Characters zu entkleiden, welchen ihnen der Aberglaube auferlegt.“
ie legten die Zeichen ihrer Würde auf dem Altar des Vaterlandes
eder und setzten die rothe Mütze auf.

Der Bischof Gregoire war der einzige, der diesem Treiben wider-

...... wurde in Anwesenheit des Con
als Tempel der Göttin Vernunft eingeweiht;
eine gefällige Schönheit des Ballets im durchsi
von den halbberauschten Sansculotten als Göt
magnole umtanzt. Dieser Vernunftdienst wur
der Provinz wiederholt, zugleich wurde mit d
kostbaren Resten eines Gottes" ein ekelhafter G
die christlichen Kirchen noch immer namentlich v
sagte Chaumette: „die Freudenmädchen sind
sie ziehn, mit Brevieren und Rosenkränzen bew
sind unter ihnen freilich einige von jenen alten
daran finden, den Leichengeruch der Tempel Je
Mehrzahl besteht aus Dirnen, die auch andern

Dies war die Zeit, wo unser Claudius
aussprach: „sie dünkten sich die Herren aller H
nung, Sitt' und Weise und gingen übermüthig
beten Unsinn an und thun dem Teufel Ehre
Altäre. Erbarm Dich ihrer!"

Eine Woche lang hatte Robespierre mi
Unwesen mit angesehn; 21. November trat er
dagegen auf. Der Club war ganz mit Anbete
angefüllt; Anacharsis Cloots präsidirte.

Robespierre konnte sich rühmen, schon la
gekämpft zu haben; schon vor drei Jahren hat
von der Vorsehung gesprochen ...

aufzuschwingen. Das ist keine eitle Rede in meinem Munde, nicht mehr als in dem aller Männer, welche Moralität genug besaßen, um an das Dasein Gottes zu glauben. Die Idee des ewigen Wesens anzurufen, ist kein zu kühner Gedanke, sondern ein Gefühl unsers Herzens: wie hätte ich mit meinem Geist allein Kämpfen genügen können, welche menschliche Kräfte übersteigen, wenn ich meine Seele nicht zu Gott erhoben hätte!"

Robespierre war diesem Glauben Rousseau's treu geblieben, und sprach ihn jetzt aufs neue vor den Jacobinern aus. Mit Verachtung redet er von dem Versuch, aus dem Atheismus selbst eine Art Religion machen zu wollen: der Gesetzgeber, der ein solches System annehmen wolle, sei wahnsinnig. „Der Atheismus ist aristokratisch, die Idee eines höchsten Wesens, welches das triumphirende Verbrechen bestraft, ist demokratisch. Wenn Gott nicht existirte, müßte man ihn erfinden. Das französische Volk hängt weder an den Priestern noch an dem Aberglauben, es hängt an der Idee einer unbegreiflichen Macht, dem Schrecken des Verbrechens und dem Schutz der Tugend." Im Namen dieses Gottes glaubte sich Robespierre denn berechtigt, die Gerechtigkeit schon auf Erden auszuüben, und alle Uebelgesinnten auf das Schaffot zu schicken.

Das Schaffot hatte in diesen Tagen eine reiche Erndte. 3. November wurde u. A. Frau Olympe de Gouges (38 J.) hingerichtet, eine Romanschreiberin, welche gleich zu Anfang der Revolution der Königin eine „declaration des droits des femmes" überreicht hatte, in der unter andern die Stelle vorkam: „la femme a le droit de monter à l'echafaud, elle doit avoir également celui de monter à la tribune." Diese Prophetin phantasirte auf eigene Hand, die meisten Andern schwärmten für Robespierre, so daß ein girondistisches Blatt sagte: „die französische Revolution ist eine Religion und Robespierre ein Priester, welcher seine Betschwestern hat; offenbar ist seine Macht ganz auf Seiten der Weiber und des Spinnrockens."

10. November, als die erste Göttin der Vernunft angebetet wurde, fiel das Haupt von Manon Roland: sie ging zum Tod wie eine begeisterte Seherin, im weißen Festkleid. Ihr Gatte gab sich selbst den Tod, und der galante Dichter des „Faublas" rief ihm zu: „O Roland! que de vertus ils ont assassiné dans ta personne! que de vertus, de charmes et de talent dans la personne de ta femme, plus grand homme que toi!"

12. November wurde der Astronom Bailly (57 J.) hingerichtet,

. ..... gewissen Heiterkeit zu
lustige Trinklieder für die Henkersmahlzeit der L
Lieder sind mitunter nicht ohne Witz: desto gräßl
sie machen. — Die beständigen Hinrichtungen in de
bäder in den Departements, die ihre Freiheit verth
einen resignirten Fanatismus hervorgebracht. „De
Droz, war so groß, daß, wenn man einem Be
nach Hause und erwarte den Karren, der dich a
holt, er hätte ohne Weiteres gehorcht."

Man denke sich das Aufathmen dieser geknechte
cember 1793 Camille Desmoulins im „Vieux
der Schrecken dürfe nicht die Tagesordnung bleiben, l
besten gesichert durch einen Gnadenausschuß. Indem
setzt, zählt er auf, wer dem Tyrannen alles für verd
ständige Mensch, der nicht zur gemeinsten Masse geh
fährt er fort, „ce n'est point une nymphe de l'O
un bonnet rouge, une chemise sale et des hail
c'est le bonheur, c'est la raison. . . . Voulez-vo
naisse, que je tombe à ces pieds, que je verse t
elle? Ouvrez les prisons à ces 200,000 citoyen
suspects!" — Er warnt seine Collegen, ihr Leben n
schen angstvoll zu vertheidigen. „Je vous dirai com
ron: nous craignons trop la mort. Cette vie
qu'on la prolonge aux dépens de l'honneur? Il n
qui ne soit parvenu au sommet de la mont-

cholische Stimmung, die nicht blos des Arguments wegen angezeigt ist: wie sollte man in jener elenden Zeit das Leben anders ansehn!

Die Hoffnungen des Publikums wären noch gestiegen, hätte es gewußt, daß hinter dem „Vieux Cordelier" nicht blos Danton, sondern auch Robespierre stand: das Journal sollte eine Waffe gegen die eigentlichen Anarchisten sein, die im Stadtrath eine von ihm unabhängige Macht gegründet hatten; außerdem verabscheute er sie als Atheisten und Cyniker.

Immer lauter wurden die Stimmen im Publikum, welche Abschaffung des Schreckens forderten, aber immer fürchterlicher wüthete der Schrecken. In den eroberten Städten, in der Vendée, seit der Einnahme von Toulon (erste That des jungen Artillerielieutenants Bonaparte) auch dort, wurden die Einwohner zu Tausenden zusammengeschossen und ertränkt, die verworfensten Menschen mästeten sich an ihrem Gut und trieben Unzucht über den Leichen. Auch in Paris gingen die Hinrichtungen fort: die letzte Maitresse Ludwig's XV., die Dubarry (49 J.) fiel 6. December, der Günstling Marie Antoinette's, der Marschall Biron (46 J.) 31. December unter der Guillotine.

Im Gegensatz gegen die Männer des Stadtraths hatte sich Robespierre weiter, als er eigentlich wollte, mit den Gemäßigten eingelassen; als nun der Schlächter von Lyon, Collot d' Herbois, nach Paris zurückkehrte und die Jacobiner ihm zujauchzten, fiel er wieder ab: es war nicht blos List, was ihn bestimmte. Er hatte nun Gelegenheit, mit einem Schlag zwei Gegner zu treffen, von denen ihn die Einen im Convent, die Andern im Stadtrath hemmten.

St. Just eröffnete den Angriff: bei der Gelegenheit gab Robespierre eine Uebersicht seiner politischen Moral. „Die Demokratie ist nicht ein Zustand, wo das Volk, beständig versammelt, selbst alle öffentlichen Angelegenheiten ordnet; noch weniger ein solcher, wo 100,000 Fractionen des Volks durch isolirte und widersprechende Maaßregeln über das Schicksal der Gesellschaft entscheiden; eine solche Regierung könnte nur zum Despotismus führen. Die Triebfeder der Demokratie ist die Tugend; die Triebfeder der Revolution ist der Schrecken: ohne die Tugend wäre der Schrecken verhängnißvoll, ohne den Schrecken die Tugend ohnmächtig."

Die Republikaner schauderten zusammen, als ihre vermeintlichen Häupter fielen. Die Cordeliers kamen zuerst daran, 24. Februar 1794: Hebert, Vincent, Roesin, der kosmopolitische Baron Anacharsis

.. April folgten die Gemäßigten: Dai
moulins, der Lustspieldichter Fabre d'Egl
Andre: große Verbrecher, die aber ihre Sünde
Schrecken Einhalt zu thun, einigermaßen gut mach
Lucile ließ sich aus Schmerz einige Tage drauf
schleppen. — Gleichzeitig wütheten die „höllischen
das ganze Volk zitterte.

28. März endete Condorcet (50 J.) b
13. April Chamfort (53 J.): er war erst sei
binern abgefallen. „Wollt ihr eine Revolution n
hatte er Marmontel gefragt, und als er eing
bis jetzt noch nichts organisirt als den Aufstan
ist freilich wenig, aber besser als nichts.“ Er
Verzweiflung, der sein ganzes Leben kennzeichnet.
die auf dem Karren zum Richtplatz geschleppt wu
zogin von Grammont aufzuzeichnen, 11. Apri
eine Masse edler Frauen von den Henkern geschla
wurde Malesherbes (72 J.) guillotinirt, der i
Königs einen edlen Heldenmuth entwickelt; 8. Ma
sier (51 J.) der Gründer der neuen Chemie. A
Bildung sich auszeichnete, war entweder bereits hi
in den Kerkern den Tod.

Robespierre herrschte unumschränkt; 15. A
mit seinen Creaturen besetzt, ebenso der Stadtra
erhielt das Pariser ...

man der Freiheit wiedergeben wolle, gänzlich umschaffen, seine Vorurtheile zerstören, seine Gewohnheiten ändern, seine Neigungen heilen. Die Republik sei die Verschmelzung aller Willen, aller Interessen, aller Talente, damit Jeder in der Gesammtheit seinen Antheil erlange. Deshalb müsse der Staat den Menschen schon bei der Geburt ergreifen und sich mit starker Hand der Erziehung bemächtigen.

Endlich, 7. Mai, glaubte Robespierre die Zeit für seine Lieblingsidee gekommen: er verkündete die Staatsreligion der Franzosen. Die herrschenden Sansculotten waren dieser Idee abgeneigt, aber es gab dennoch Anknüpfungspunkte; so in den Versen von J. Chénier:

> Source de vérité qu' outrage l'imposture,
> De tout ce qui respire éternel protecteur,
> Dieu de la liberté, père de la nature.
> Créateur et conservateur!
>
> O toi seul incréé, seul grand, seul nécessaire,
> Auteur de la vertu, principe de la loi,
> Du pouvoir despotique immuable adversaire:
> La France est debout devant toi.

Das war aus Robespierre's Seele gesprochen. „Welchen Vortheil findet man dabei, dem Menschen einzureden, daß eine blinde Macht über seinen Geschicken waltet und Verbrechen und Tugend blos zufällig heimsucht? daß seine Seele nichts als ein Hauch ist, der in den Pforten des Grabes erlischt? Wird ihm der Gedanke seiner Nichtigkeit erhabnere Gefühle einflößen, als der seiner Unsterblichkeit? Wird er ihn mit mehr Muth zum Kampf gegen die Tyrannei, mit mehr Verachtung des Todes und der Wollust erfüllen? — Selbst wenn das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele nur Träume wären, würden sie doch noch die schönste Schöpfung des menschlichen Geistes sein. — Die Idee des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit ist eine beständige Berufung auf die Gerechtigkeit, mithin ist sie social und republikanisch. — Wer im System des socialen Lebens die Gottheit ersetzen könnte, der ist in meinen Augen ein Wunder von Genie; wer dagegen, ohne sie ersetzt zu haben, daran denkt, sie aus dem Geist der Menschen zu verbannen, der scheint mir ein Wunder von Dummheit zu sein."

Demnach beschloß der Convent 7. Mai: „Das französische Volk

erkennt das Dasein des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele an; es bekennt, daß der des höchsten Wesens würdige Cultus die Ausübung der Pflichten sei. In der ersten Reihe dieser Pflichten stehe Haß der Tyrannen, Unterstützung der Unglücklichen" u. s. w.

8. Juni 1794 wurde das erste Fest des höchsten Wesens gefeiert. Ganz Paris ward auf das Marsfeld getrieben, während die verlassenen Häuser festlich geschmückt werden mußten. David hatte die Festlichkeiten arrangirt, Lebrun der Pindar die Oden gedichtet, die zu Ehren des höchsten Wesens abgesungen wurden. Robespierre, der sich für diesen Tag zum Präsidenten des Convents hatte wählen lassen, hielt von dem Tribunal aus die Ansprache an das Volk, und verbrannte eine Bildsäule des Atheïsmus; stundenlang vorher hatte er träumend dagesessen, in dem Vollgefühl seines befriedigten Herzens, und die Festgenossen warten lassen; seine Stimmung erinnert an die in Meyerbeer's Propheten: „ja ich bin der Sohn Gottes!" Auch dadurch erinnert sie daran, daß es eigentlich ein nüchterner Mensch war, der durch seltsamen Schicksalswechsel zu dieser Exaltation überspannt wurde. Es war der Gipfel seiner Existenz.

Aber diese Empfindung wurde getrübt, da er in den Gesichtern seiner Collegen vom Wohlfahrtsausschuß den Hohn las, mit dem man sein Beginnen verfolgte. — Er hatte das Fest mit den Worten geschlossen: „Morgen gehn wir wieder an die Arbeit!" und die Arbeit wurde rüstig angegriffen. Alle Formen, welche bisher noch das Revolutionstribunal gebunden, wurden beseitigt und die Guillotine in ein beschleunigtes Tempo gesetzt. In den sieben Wochen, die dem Fest des höchsten Wesens folgten, wurden in Paris 1400 auf den Richtplatz geschleppt, darunter viele Frauen. Der Despotismus wurde in einer unerhörten Weise angespannt: täglich wurde jedem Einzelnen von Staatswegen das Brod vorgeschnitten, von dem er zu leben habe. Die Hauptsache aber für Robespierre war, sich auch der bisherigen Theilnehmer seiner Macht zu entledigen, die seine Religion lästerten. Diese Menschen zitterten, aber sie konnten es nicht unterlassen, ihn zu reizen.

15. Juni wurde eine gewisse Catherine Theot verhaftet, die sich für die Mutter Gottes hielt, und ein an Robespierre gerichtetes Schreiben dem Convent vorgelegt, worin jener der Sohn des höchsten Wesens, das ewige Wort, der durch die Propheten verheißene Messias genannt wurde. Robespierre erkannte deutlich, daß der Hohn ihm galt, und sein Groll kannte keine Grenzen. Ehe er aber zum persönlichen Angriff schritt,

mußte St. Just in einer längeren Rede dem Convent die Zukunft ausmalen, auf die man zu rechnen habe.

St. Just fand den gegenwärtigen Zustand sehr schlimm. Die Revolution ist erstarrt; die Grundsätze sind erschlafft; der Schrecken hat die Verbrecher abgestumpft, wie starke Getränke den Gaumen abstumpfen. Das Papiergeld mit seinen Massen und Schwankungen hat die Sitten verpestet: viele Menschen sind reich geworden, viele Bettler, alle arbeitsscheu, habgierig und weichlich. Alles trachtet nach Reichthum, der Reichthum an sich ist aber ein Verbrechen. „Un homme n'est fait pour le métier, ni pour l'hôpital: tout cela est affreux. Il ne peut exister de peuple vertueux et libre qu'un peuple agriculteur. Un métier s'accorde mal avec le véritable citoyen: la main de l'homme n'est fait que pour la terre ou pour les armes." — Alle Bedienten, alle goldnen und silbernen Geräthe sollten abgeschafft werden. Vom siebenten Jahre an sollten alle Knaben den Eltern genommen und der Nationalschule überliefert werden, wo man sie in soldatischer Zucht, zu kurzer Redeweise und abgehärtetem Leben erziehn und in Kriegsdienst und Ackerbau unterrichten würde. — Der Ehe blieb der einzige Zweck der Kindererzeugung, und sie konnte jeden Augenblick getrennt werden. — Statt dessen sollte die öffentliche Institution der Freundschaft eintreten; mit dem 21. Jahr würde jeder Bürger im Tempel erklären, wer seine Freunde seien; wer keine nachweisen kann, wird verbannt. Begeht Jemand ein Verbrechen, so werden seine Freunde verbannt.

Das war für die Zukunft, für den Augenblick forderte er, 23. Juli, für Robespierre die Dictatur. Damit konnten die Schreckensmänner nicht einverstanden sein, weil dem Dictator ihr Leben in die Hände gegeben wäre. Die Todesangst machte sie beherzt, sie rafften alles zusammen, die Reste der Commune, die alten Dantonisten, die Gemäßigten. Robespierre versagte im entscheidenden Augenblick der Entschluß, der Straßenkampf wurde sinnlos geführt, der Convent blieb Meister, und 27. Juli (9. Thermidor) wurde Robespierre mit seinem Anhang schmählich hingerichtet. Sein Bruder, St. Just und Couthon gingen mit leidlichem Anstand in den Tod, am erbärmlichsten zeigte sich der Maler David, bisher sein Speichellecker, der einen Tag vorher erklärt hatte, mit ihm den Giftbecher zu leeren, und nun aus Furcht ihn aufgab. Sein Leben wurde so gerettet. Schon früher hatte er Zeichen niedriger Gesinnung gegeben. Als Ludwig XVI. am 10. August gefangen in der

Galerie der Nationalversammlung saß, hatte er ihn lange angestarrt, und auf die Frage des Königs: „Mr. David, quand pouvrez-vous finir mon portrait?" geantwortet: „Je ne ferai désormais le portrait d'un tyran que lorsque j'aurai sa tête dans mon chapeau."

Wäre Robespierre zwei Tage früher gefallen, so wäre der Literatur ein unersetzlicher Verlust erspart worden. 25. Juli wurde unter vielen Andern André Chénier (32 J.) guillotinirt. Reichlich hatte er es um die Blutmenschen verdient, die er in Versen wie in Prosa unermüdlich gegeißelt. Die Lieder, die er im Kerker gedichtet („la jeune captive") gehören zu den schönsten der Franzosen, und der Ernst, mit dem er bei seinem gewaltigen Talent seine Kunst trieb, berechtigte zu den edelsten Hoffnungen. — Doch ist für die Geschichte der französischen Literatur Robespierre eine wichtigere Erscheinung als Chénier: ohne diese blutige Gestalt und ohne den Schrecken, wer würde René verstehn und die übrigen Phantasiegebilde des 19. Jahrhunderts!

III.

Was nun geschehn sollte, nachdem der „Tyrann" gefallen war, darüber waren die Sieger sehr uneinig. Ihre eigentlichen Führer — Billaud, Barrere, Collot d'Herbois, Vadier u. s. w. waren nicht nur Robespierre's Mitschuldige in allen Verbrechen gewesen, sie waren viel schlechter als er, denn sie waren ohne allen Idealismus. Sie glaubten das alte Mordsystem auf eigene Rechnung fortsetzen zu können. Aber mit dem gefürchteten Namen Robespierre's war der Nimbus von ihnen gewichen; das Volk athmete so tief und gewaltig auf, daß die alten Maßregeln des Drucks nichts mehr fruchteten. Ein böser Traum hatte auf dem Lande gelastet, und man war erwacht.

In den Vordergrund der Parteien treten die Thermidorier, meistens ehemalige Anhänger Danton's, tief in die Greuel des Schreckensystems verwickelt, aber nun entschlossen, mit ihm zu brechen; sie waren müde, auch regte sich das Mitleid. Tallien, der Schlächter von Bordeaux, liebte die bildschöne 19jährige Wittwe Therese von Fontenay geb. Cabarus, die in den Kerkern des Wohlfahrtsausschusses den Tod erwartete. Fréron wollte Lucile Desmoulins rächen. Der letztere organisirte die sogenannte goldene Jugend, meist aus Verwandten von Hingerichteten zusammengesetzt, die den Jacobinern mit Knitteln zu Leibe gingen.

Schritt für Schritt geht nun die rückläufige Bewegung weiter. Zunächst werden trotz des Widerspruchs der bisherigen Machthaber die Hinrichtungen sistirt; die Presse wirft die Zügel ab, die man ihr bisher aufgelegt; in den Sectionen finden sich die wohlhabenden Bürger wieder ein und verdrängen den Pöbel, der bisher für seine politische Thätigkeit bezahlt war. Es folgen die Anklagen gegen die Blutmenschen, die in den Provinzen gewüthet: das Volk entsetzte sich über die Greuel, die nun zu Tage kamen, von denen man keine Ahnung gehabt; die Presse bemächtigte sich der Anklage, und noch lauter ließen sich die Emigranten in ihren Schriften vernehmen.

9. October schlug der gereinigte Wohlfahrtsausschuß dem Convent Maßregeln gegen die Clubs vor: „Eurer ursprünglichen Energie wiedergegeben, werdet ihr nicht mehr dulden, daß einige Individuen eurer Vernunft Zwang anthun; ihr werdet nicht vergessen, daß es das größte Unglück eines Volks ist, wenn es fortwährend in einer fieberhaften Aufregung erhalten wird. Kein Verein darf im Namen des Volks sprechen; eine Nation kann nicht durch die Bestimmungen eines ephemeren Willens regiert werden, welcher allen Leidenschaften nachgibt." Zwar äußerte Billaud bei den Jacobinern: „der Löwe ist nicht todt, er schläft nur;" aber Worte verfingen nichts mehr; der Club wurde 12. November geschlossen; gleichzeitig einer der Hauptmissethäter, Carrier, der Schlächter von Nantes, verhaftet und 16. December hingerichtet. Endlich, 27. December, wagte man sich an die alten Häupter des Schreckens, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrere, Vadier; sie kamen mit dem Leben davon, weil man keine neuen Schlächtereien wollte, aber sie mußten in die Verbannung. — Die despotischen Gesetze des alten Wohlfahrtsausschusses wurden der Reihe nach rückgängig gemacht.

Seltsamer Weise wanderte jetzt erst der Dichter Delille (57 J.) aus, der mit seiner Harmlosigkeit das Schreckensystem ungefährdet überstanden hatte.

Es ist begreiflich, daß in der Begeisterung für die neue Zeit diejenigen am lautesten waren, welche der 9. Thermidor aus dem Kerker befreite. Dazu gehörte der alte Kritiker Laharpe (55 J.). Es hatte lange gedauert, ehe aus dem Saulus der Revolution ein Paulus wurde: noch zu Anfang 1794 declamirte er gegen den Aberglauben, der den Menschen zum Thier macht, den Fanatismus, der ihn in ein reißendes Thier, den Despotismus, der ihn in ein Lastthier verwandelt. Aber April

1794 widerfuhr ihm, was damals aller Welt widerfahren konnte, er wurde ins Gefängniß geworfen, und die Erschütterung seiner Einbildungskraft brachte eine plötzliche Wiedergeburt hervor.

„J'étais dans ma prison, seul dans une petite chambre et profondément triste. Depuis quelques jours, j'avais lu les Psaumes, l'Evangile et quelques bons livres. Leur effet avait été rapide, quoique gradué. Déjà j'étais rendu à la foi, je voyais une lumière nouvelle, mais elle m'épouvantait et me consternait en me montrant un abîme, celui de quarante années d'égarement. Je voyais tout ce mal et aucun remède. Rien autour de moi qui m'offrit les secours de la religion. D'un côté, ma vie était devant mes yeux, telle que je la voyais au flambeau de la vérité céleste, et de l'autre la mort que j'attendais tous les jours, telle qu'on la recevait alors. Le prêtre ne paraissait plus sur l'échafaud pour consoler celui qui allait mourir: il n'y montait que pour mourir lui-même. Plein de ces désolantes idées, mon coeur était abattu et s'adressait tout bas à Dieu que je venais de retrouver et qu'à peine connaissais-je encore. Je lui disais: Que dois-je faire? Que vais-je devenir? J'avais sur ma table *l'Imitation*, et l'on m'avait dit que, dans cet excellent livre, je trouverais souvent la réponse à mes pensées. Je l'ouvre au hasard, et je tombe, en l' ouvrant, sur ces paroles: Me voici, mon Fils! je viens à vous parce que vous m'avez invoqué. Je n'en lus pas davantage; l'impression subite que j'éprouvai est au-dessus de toute expression, et il ne m'est pas plus possible de la rendre que de l'oublier. Je tombai la face contre terre, baigné de larmes, étouffé de sanglots, jetant des cris et des paroles entrecoupées. Je sentais mon coeur soulagé et dilaté, mais en même temps comme prêt à se fendre. Assailli d'une foule d'idées et de sentiments, je pleurai assez longtemps sans qu'il me reste d'ailleurs d'autre souvenir de cette situation, si ce n'est que c'est ce que mon coeur a jamais senti de plus violent et de plus délicieux, et que ces mots: Me voici mon fils! ne cessaient de retenir dans mon âme et d'en ébranler puissamment touts les facultés."

Er hielt nun fest an seinem neu gewonnenen Christenthum, und predigte in den Vorlesungen, die er wieder eröffnete, ebenso heftig gegen seine alten Freunde, die Philosophen, als früher gegen die Aristokraten. Leider gab er durch sein Privatleben den Gegnern nur zu reichliche Veranlassung

zur Satire; eine zweimalige Ehescheidung erregte Aufsehen, und man schonte ihn nicht. — Sein genialer Einfall, die Prophezeihung Cazotte's, ist schon erwähnt: „si vous en êtes encore" heißt es am Schluß, „à ne voir dans tout ce que nous avons vu que ce qu'on appelle une révolution; si vous croyez que celle-là est comme une autre, c'est que vous n'avez ni lu, ni réfléchi, ni senti. En ce cas, la prophétie même, si elle avait eu lieu, ne serait qu'un miracle de plus perdu pour vous comme pour les autres."

Daunou (33 J.), mit ihm in gleicher Lage, sprach sich gemäßigter aus, so gemäßigt, daß er den eifrigen Reactionärs als Jacobiner galt. Er warnte vor dem Mißbrauch abstracter Stichworte in Zeiten der Aufregung: „les tyrans ont eu constamment recours à certaines dénominations odieuses, à de vains noms qui, répétés sans cesse et jamais expliqués, semblaient désigner de grands crimes et n'étaient réellement que les mots d'ordre des assassinats. La funeste puissance de ces expressions magiques est un vieux secret d'oppression." Er wollte mit dem Schreckenssystem nicht auch zugleich die Errungenschaften der Revolution aufgeben.

Dasselbe wollte Ginguené (46 J.), gleichfalls ein Befreiter des Thermidor. Er gründete die „Décade philosophique, politique et littéraire", die für die nächsten Jahre der Sammelplatz der gemäßigten Liberalen wurde. Hauptmitarbeiter waren der National-Oekonom Baptiste Say (27 J.), der Jurist Duval, Garat und die Lustspieldichter Andrieux (35 J.) und Esménard (24 J.).

Zu ihnen hält auch Röderer (40 J.), der im Anfang der Revolution sich ganz von Sieyès hatte beeinflussen lassen, aber als Verwaltungsbeamter über die verkehrten Voraussetzungen dieses Systems enttäuscht war. Als leidenschaftlicher Philantrop war er in die Constitutante getreten: „ich war trunken von der Liebe des Guten und das Bild der Tugend erfüllte mein Herz!" Nun hatte er nur noch Sinn für Autorität; er drang vor Allem auf eine kräftige Regierung, die, ohne um die Volksgunst zu buhlen, alle ehrlichen Leute ohne Unterschied der Partei um sich sammeln sollte. Sein Ideal war in Folge einer jugendlichen Preisschrift der bürgerfreundliche König Ludwig XII.

Eine treffliche Kritik der Revolution geben die Briefe des Girondisten Gorani. Eine Verfassung, zeigt er, könne nicht das Werk einer gesetzgebenden Versammlung sein; sie könne nur aus den bestehenden Institu-

tionen hervorgehn; die Franzosen, mit ihrem ewigen Bestreben, eine Autorität herzustellen, die alle Lasten des Landes auf sich nehmen und den Einzelnen jeder individuellen Anstrengung entheben solle, seien nicht zur Freiheit, am wenigsten zur Republik geschaffen.

Leidenschaftlicher wurde in der „Quotidienne" die Fahne der Monarchie von den Dichtern Fontanes (37 J.) und Michaud (27 J.) erhoben. Der erste sprach schon damals die Ueberzeugung aus, das Jahrhundert Ludwig's des XIV. sei nicht blos in der Dichtkunst, sondern auch in der Philosophie das classische der Nation. Der Letzte, ursprünglich von Rousseau und Bernardin inspirirt, auch großer Verehrer von Montaigne, war durch das Mitleid Royalist geworden. Seine Neigung war der schönen Josephine Beauharnais gewidmet, deren Gemahl unter dem Beil gefallen war.

In seiner Polemik gegen die Republikaner war er oft bitter und ungerecht, hauptsächlich gegen Joseph Chénier (30 J.), der nach dem Thermidor die aufsteigende Sonne mit den Worten begrüßte:

Ne crains plus d'éclairer le triomphe des crimes,
Tu peux remonter dans les cieux! . . .
Du moins sur vos tombeaux la plaintive patrie
A nos pleurs mêlera ses pleurs.

Da er aber fortfuhr, den Convent zu vertheidigen, wurde er bald Gegenstand der heftigsten Angriffe. Als sein „Timoleon", während der Schreckenszeit unterdrückt, aufgeführt wurde, brachte die Verwandtschaft des Stoffs den unglücklichen André in Erinnerung; der Abbé Morellet beschuldigte den Dichter des Brudermords, und Michaud eröffnete eine Zeitlang sein Blatt täglich mit der Frage: „Kain, was hast du mit deinem Bruder Abel gethan?"

Portalis (48 J.), der berühmte Jurist hatte im Kerker des Wohlfahrtsausschusses seine Mäßigung nicht verlernt; er suchte die Parteien zu versöhnen. „Es giebt keine absolute Gewalt in der Welt, es wird nie eine geben. Die scheinbar unumschränkte Gewalt begegnet auf jedem Schritt Hindernissen; sie gleicht einem stürmischen Meer, das sich am Ufer an Sandkörnern bricht." Der Revolution hatte er sich von vornherein entzogen: „parce que je me suis aperçu qu'on voulait former un nouveau ciel et une nouvelle terre et qu'on avait l'ambition de faire un peuple de philosophes."

Die Presse war der Mittelpunkt der Reaction; zu den öffentlichen

Instituten gehörte die neuerrichtete pariser Normalschule, zu der die Departements Abgeordnete schickten: wieder eine Centralisation, diesmal der Ordnung. Volney (37 J.), der Dichter der Ruinen, trug darin Geschichte vor, aber mit einer merkwürdigen Geringschätzung gegen die Kunst und Wissenschaft der Geschichte. Er erkennt keine andere Wahrheit an, als die sich geometrisch erweisen läßt, und diese vermißt er bei der historischen Kritik durchaus. Die meisten Gegner des Christenthums stützen sich auf die Alten; Volney ist consequenter in seiner Misanthropie. Plus j'ai étudié l'antiquité et ses gouvernemens si vantés, plus j'ai conçu que celui de Mamelouks d'Egypte et du dey d'Alger ne différaient point essentiellement de ceux de Sparte et de Rome, et qu'il ne manque à ces Grecs et à ces Romains tant prônés que le nom de Huns et de Vandales pour nous en retracer tous les caractères." Später, als er die Indianer kennen gelernt, setzte er hinzu: „Die Tragödien von Sophokles und Euripides wiederholen fast buchstäblich die Ansichten der Rothhäute über das Elend der menschlichen Lage, über die Willkür des Schicksals." Die Gewaltthaten der Demokratie haben ihn von den Irrthümern Rousseau's überführt; er spricht sich mit großer Bitterkeit über diesen Fanatismus aus, der aus einem krankhaften Trieb des Glaubens die Menschheit zur Barbarei zurückführen möchte. „Die modernen Lykurge sprechen von Brod und Schwert, aber das Schwert bringt nur Blut hervor; das Brod erwirbt man nur durch den Pflug. Man will uns mit dem Ruhm der Schlachten blenden, aber wehe den Völkern, deren Thaten die Geschichte anfüllen! gleich den Theaterhelden bezahlen sie ihren Ruhm mit dem Opfer ihres Glücks." Seine einzige Zuflucht ist die Nationalökonomie. Er definirt den Staat als eine Sicherheitsbank, an deren Erhaltung Jeder betheiligt ist, der Actien besitzt. Den Revolutionairs ruft er zu: man kann wohl die Menschen tödten, aber nicht die Umstände, die sie hervorgebracht haben. Auch der Glaube an die menschliche Vervollkommnung schwindet ihm mehr und mehr. „Sous des noms divers, un même fanatisme ravage les nations: les acteurs changent sur la scène, les passions ne changent pas, et l'histoire n'est que la rotation d'un même cercle de calamités et d'erreurs. Je suis de plus en plus porté à croire que les affaires humaines sont gouvernées par un mouvement automatique et machinal, dont le moteur réside dans l'organisation physique de l'espèce." Die Ruine ist vollständig. Um der neuen bevorstehenden Katastrophe zu

ne lui offrait plus l'espérance."

Der seltsamste Professor der neuen Sd
St. Martin (52 J.). Er hatte unter dem S
die Greuel störten ihn wenig: in der Ueberzeug
ein Strafgericht Gottes, und der Gläubige stehe
hut der Vorsehung, spendete er den Personen m
„En réfléchissant sur les rigueurs de la ju
tombées sur le peuple français dans la Révolu
cent encore, j'ai éprouvé que c'était un déc
Providence; que tout ce que pouvaient faire d
les hommes de désir, c'etait d'obtenir par leurs
les épargnassent, mais qu'ils ne pouvaient att
de les empêcher de tomber sur les coupables e
„Je me suis senti tellement né pour la paix
et j'ai eu de si fréquentes expériences, que j
de croire que dans tous les lieux que j'habiter
mais de bien grands troubles ni de bien grands
la douce consolation d'y éprouver que l'on pe
tout, que partout où on trouve son Dieu on
on ne craint rien, on est au-dessus de tout."
schen Religionsrichtung war er Franzose genug, s
Republikaner zu freuen. Bei weiterem Nachdenken
ständniß der revolutionären Greuel merkwürdige Gr
terrestre m'a paru si bien un obstacle au pro

Erfüllt von allgemeiner Menschenliebe, hatte er zu wenig das Gefühl der bestimmten bürgerlichen Pflichten; er hatte die Tugend der Resignation, aber nicht den Muth des Widerstandes. Man höre die folgenden Betrachtungen beim Sturz Robespierre's.

„Je repassais dans mon esprit les horreurs du règne où nous etions, et dont je pouvais à tout moment éprouver personnellement les cruels effects: je me résignais en conséquence à l'arrestation, à la fusillade, à la noyade, et je disais à Dieu que partout là je me trouverais bien, parce que je sentais et je croyais que j'y serais avec lui. Quand j'appris la nouvelle du lendemain, je tombai de surprise et d'admiration pour l'amour de ce Dieu *envers moi;* car je vis qu'il avait pris de bon oeil ce sacrifice que je lui avais fait, tandis que, lors même que je le lui offrais, il savait bien qu'il ne m'en coûterait rien ... J'ai vu la plupart de mes concitoyens très-alarmés aux moindres dangers qui à tout moment menaçaient l'édifice de notre Révolution; ils ne peuvent se persuader qu'elle soit dirigée par la Providence, et ils ne savent pas que cette Providence laisse aller le cours des accessoires qui servent de voile à son oeuvre, mais que quand les obstacles et les désordres arrivent jusqu' auprès de son oeuvre, c'est alors qu'elle agit et qu'elle montre à la fois ses intentions et sa puissance: aussi, malgré les secousses que notre Révolution a subies et qu'elle subira encore, il est bien sûr qu'il y a eu quelque chose en elle qui ne sera jamais renversé."

Zu den besuchtesten Vorlesungen der Normalschule gehörte G a r a t' s Analyse des menschlichen Verstandes, der nach Condillac alle geistige Thätigkeit aus der sinnlichen Empfindung herleitete. Der sonst so schüchterne St. M a r t i n ermuthigte sich 27. Februar 1705 zu einer öffentlichen Disputation, welche die schwachen Seiten des Sensualismus mit großem Scharfsinn hervorhebt. „Vous êtes tellement plein de votre système des sensations, que ce ne sera pas votre faute si tous les mots de nos langues, si tout notre dictionnaire enfin ne se réduit pas un jour au mot s e n t i r. Toutefois, quand vous auriez ainsi simplifié le langage, vous n'auriez pas pour cela simplifié les opérations des êtres."

Gleich darauf veröffentlichte er in der Form eines Briefs seine politischen, philosophischen und religiösen Betrachtungen über die französische Revolution. Es ist ein seltenes Gemisch aus ernsten und selbst tiefen

Bewunderung, das sie zu Gott führt; und dies
auch in der Geschichte der Revolution ihre Nahru
jüngsten Gericht, wo alle Mächte des Himmels un
Trompeten der Engel erschüttert werden. Wenn ma
keit ihrer Bewegung verfolgt, so möchte man sie für
für ein Werk der Zauberei halten, das nur die
schreiben könnte, die es geleitet hat. Schon lange
Bedürfniß der Wiederherstellung der Religion, di
materiellen Trümmern vorhanden war. Es handelte
geburt der Menschen und der Götter. Der wieder
neue Priesterkönig wird im Stande sein, Wunder zu
stellung dieser goldenen Zeit ist durch die blutigsten L
erkauft: nur durch Blut wird das Fundament ein
gekittet.

Von Zeit zu Zeit zweifelte er freilich selbst a
füllung dieser Prophezeiungen und war von seiner ei
troffen, aber er tröstete sich damit, daß Gott durch
zu erhabene Wahrheiten von den Augen gewöhnlich
fernhalten wollen. Er fuhr im Stillen fort, ungein
der Welt, seinen Jacob Böhme zu übersetzen, hatte
verwandten, mit Chateaubriand, La Harpe, m
auch mit Bernardin de St. Pierre, dem er in
gen ähnlich war, von dem er sich aber durch den Glaub
fall unterschied.

hatte nun Therese Forster nach der Schweiz begleitet und nach dem Tode ihres Mannes geheirathet. Dort beschäftigte er sich damit, die schlüpfrigen französischen Romane mit tiefster sittlicher Entrüstung zu kritisiren, zugleich aber einige derselben zu übersetzen und nachzuahmen. Er war Frau von Charrière (44 J.) nahe getreten, die ihn Dec. 1794 bei ihrem Freunde Benjamin Constant (27 J.) einführte. —

Dieser hatte Jahre lang als Kammerherr in Braunschweig gelebt, welches er sein Böotien nannte, und wo ihn die tödtliche Langeweile trieb, sich zu verheirathen. Kaum war das geschehn, so arbeitete er schon wieder an seiner Scheidung, die er März 1793 wirklich durchsetzte. In der Zwischenzeit überließ er sich einem Gewirr galanter Abenteuer, von denen er seiner Freundin Frau von Charrière meistens ausführlichen Bericht abstattet. So hatte er ein Verhältniß mit einer verheiratheten Frau, der er von Zeit zu Zeit, wie er sich selbst ausdrückt, aus Artigkeit die zärtlichsten und leidenschaftlichsten Briefe schrieb, während er sie Frau von Charrière gegenüber verspottete; es kam ihm doch selber wunderlich vor. „Je trouve que je suis avec cette femme sur un pièd qui jette sur ma conduite, à mes propres yeux, un air de fausseté et d'ingratitude qui me pèse . . . Je suis, grace à mon bavardage sur moi-même, tellement décrié que je n'ai pas besoin de l'ètre plus."

Das Verhältniß zu Frau von Charrière erkaltete einigermaßen bei dem engeren Zusammenleben, hauptsächlich, als er Sept. 1794 Frau von Staël kennen lernte (28 J.), die nun bei ihrem Vater Necker in Schloß Coppet am Genfer See lebte. Hier eröffnete sich ihm ein weiter Horizont, eine Welt von Ideen.

In ihrem Salon in Paris hatte Frau von Staël alles vereinigt, was an guter Lebensart noch geblieben war: er war ein stillschweigender Protest nicht blos gegen eine bestimmte Richtung der Politik, sondern gegen die einseitige Herrschaft der Politik überhaupt. Nun in der Verbannung schrieb sie die „Reflexionen über den äußern und innern Frieden", welche lebhaft die beendeten Greuel schildern, aber doch alle Patrioten auffordern, sich vorläufig an die Form der Republik zu halten, und auf dem Bestehenden weiter zu bauen: durch keine äußere Einmischung, sondern nur durch das Volk selbst könne die innere Ordnung wiederhergestellt werden.

Es kam Frau von Staël weniger darauf an, zu wirken, als sich auszusprechen; sie wollte gehört werden. In den Salons einer geistreichen Societät erzogen, bildete sich ihr Talent mehr zur Conversation als zu

ihnen durch die kecke Naivetät ihrer Fragen und Ei
machte sie Auszüge aus Montesquieu und anderei
kleine Novellen, Theaterstücke und Gedichte, meist
und fand in Rousseau den Propheten ihrer Stimmu
Begeisterung für die Natur, für Liebe und Freund
und für das Unglück.

Huber schildert den Ton dieser Gesellschaft: „
und Geist, aber wenig Innigkeit; Verstand, Artigkeit
alles scheint **außer** ihrem innersten Wesen vorzugeh
wirken, daß das innerste Wesen gar nicht existirt. (
lebt nur um sie und bei ihr. Glücklich fühlt er
merkt man wohl, aber daß er hingerissen ist, verzeiht
ist ein liebes sonderbares Wesen: so kindlich zu sein
wenig Reines genossen und gefühlt zu haben, wiewol
Geist, mit schwer verhaltenen Thränen alles Reine
fühlt." „Im gesellschaftlichen Ton dieser Menschen i
durcheinandergemischt. Böse ist die Oberflächlichkeit,
einem Gegenstand zum andern, das Reduciren aller
auf den seichten Unterhaltungsstoff. Gut ist die Arti
die Toleranz, die Cultur, die Vielseitigkeit; tausendmal
land; aber es gehörte ein eignes Geheimniß dazu, d
diesem Element nicht von Grund aus verdorben wür

Im „Essai sur les fictions" 1795 sprach sich
für die innige Verbindung der Poesie mit dem Leben

In der Moral sieht sie nicht ein absolutes Gesetz, sondern das Streben der Gesellschaft nach Verkleinerung des Uebels, und stellt dem Schmerz über die Zerwürfnisse der Menschheit die Freude an der reinen Natur gegenüber.

Nun fing auch, mit einiger Schüchternheit, die Dichtung an, wieder ihr Haupt zu erheben. April 1795 wurde „Abufar“ aufgeführt, von Ducis (62. J.), dem Uebersetzer Shakespeare's: es ist sein einziges Originaldrama, übrigens im Stoff wie in der Behandlung Corneille nachgebildet; der Declamation fehlt Kraft und Geschmack. Ein Bruder liebt seine Schwester, zuletzt ergibt sich, daß nur eine Adoptivverwandtschaft stattfindet: ein Lieblingsthema der Zeit, die bei allen sittlichen Gesetzen nach dem Warum? fragte. — In derselben Zeit übersetzte Baour-Lormian (23. J.) den Tasso. — Das Lieblingsbuch aber der guten Gesellschaft wurde die „Voyage autour de ma chambre“ vom Grafen Xavier de Maistre (31. J.), der als Officier im Ausland lebte, ohne sein Wissen von dem ältern Bruder Joseph herausgegeben. Das Büchlein ist eine allerliebste Spielerei: ein junger Officier, wegen eines Duells im Arrest, beschäftigt sich damit, seine Stube auf und abzugehn und alles aufzuzeichnen, was ihm dabei einfällt; man kann nicht harmloser und anmuthiger plaudern.

15. Februar 1795 schloß der vornehmste Häuptling der Chouans, Charette, Frieden mit der Republik. 8. März wurden die geflüchteten Girondisten wieder in den Convent einberufen, darunter Louvet, der Dichter des „Faublas.“ 3. April (14. Germinal) wurde ein Aufstand der Jacobiner militärisch durch Pichegru niedergeschlagen, die Terroristen entwaffnet. 5. April wurde zu Basel der Friede mit Preußen unterzeichnet. Es ist neuerdings nachgewiesen, daß Preußen guten Grund dazu hatte, daß Oesterreich und Rußland mit ihren polnischen Intriguen die Hauptschuld trugen; deshalb bleibt es nicht minder ausgemacht, daß Preußen das Reich aufgab und sich in der gewaltigsten Umwälzung Europas zur Unthätigkeit verdammte. 17. Mai wurde die Demarkationslinie für diejenigen deutschen Fürsten festgestellt, welche sich dem Frieden anschlossen.

Die Presse in Frankreich nahm mehr und mehr eine royalistische Färbung an; das lange unterdrückte Volk dürstete nach Rache, es kamen namentlich in Südfrankreich arge Mordthaten gegen die alten Terroristen vor. Ein neuer, sehr gefährlicher Aufstand der Demokraten wurde 23. Mai (4. Prairial) unterdrückt, die Vorstadt St. Antoine entwaffnet,

die rothe Mütze verboten; die Häupter der Verschwörung fielen unter dem Beil, 17. Juni.

8. Juni starb, fast ganz vergessen, der Sohn Ludwig's XVI. im schmutzigen Kerker, wo er Jahre hindurch in einer Weise, vor der die Menschheit schaudert, gequält worden war. Damit gingen die Hoffnungen der Royalisten zu Grunde: eine bewaffnete Restitution Ludwig's XVIII. an der Spitze der Emigranten wollte Niemand. Was man von dieser zu erwarten haben würde, zeigte eine Denkschrift des Emigranten d'Antraigues, der die Constitutionellen für viel schlimmere Verbrecher ausgab als die Jacobiner. Ein Einfall der Royalisten, mit englischer Hülfe, in Quiberon, wurde 23. Juli unterdrückt; durch die Feigheit der königlichen Prinzen wurden die Chouans, die sich wieder dem Aufstand angeschlossen, ihrem Schicksal preisgegeben. Der elende Tallien, der heimlich mit den Bourbons verhandelt, wurde nun aus Furcht wieder Terrorist, die blutigen Verfolgungen begannen von Neuem.

Die Verfassung wurde endlich am 17. August abgeschlossen: eine Regierung von 5 Directoren, eine gesetzgebende Versammlung von 500, ein Rath der Alten. Das Publikum glaubte nun den Convent endlich los zu sein, aber dieser, klüger als die Constituante, bestimmte, daß zwei Drittel seiner Mitglieder in die neue Versammlung gewählt werden müsse.

Dagegen erhob sich die pariser Bourgeoisie 5. October (13. Vendemiere); um ihren Aufstand niederzuschlagen, ernannte der Director Barras den General Bonaparte (26. J.), den Eroberer von Toulon, zum commandirenden General. Er löste seine Aufgabe und beutete den Sieg mit einer Strenge aus, daß jeder Widerspruch verstimmte. Der Mann des Verhängnisses hatte sich gezeigt.

27. October waren die Neuwahlen beendet, der Convent wurde geschlossen; Barras der eigentliche Leiter des Directoriums.

IV.

Mit dem Directorium — 5. November 1795 — beginnt, nicht blos für Frankreich, ein neues Zeitalter.

Die Revolution war das Resultat, auf welches die ganze Bewegung des 18. Jahrhunderts hindrängte; sie geht an ihrer eigenen Dialektik unter, und der Geist der Menschheit wendet sich zu neuen Versuchen: nach der Reihe wird in Deutschland, in England, in Frankreich, Italien, Spanien,

Schweden, Dänemark die Romantik gepredigt, d. h. man will den Vorstellungskreis des 18. Jahrhunderts aufgeben, und wieder zum Vorstellungskreis des 17., des 16. Jahrhunderts, oder wohl gar bis zum Mittelalter zurückkehren.

Die Bezeichnung „Romantik" gilt eigentlich nur einem einzelnen Phänomen des 19. Jahrhunders, wie die Bezeichnung „Rococo" nur einem einzelnen Phänomen des 18.; man wendet sie aber auf das Ganze an: nicht mit Unrecht, wenn man sich nur darüber verständigt.

Die Romantik ist in ihrem Wesen und ihrer Erscheinung entgegengesetzt dem Geist des 18. Jahrhunders, der Aufklärung. Die letztere ging, bewußt oder unbewußt, davon aus, daß der Verstand berufen und befähigt sei, das Gesetz der Welt zu erforschen und festzustellen. Sie leugnete den Widerspruch wie das Wunder. Sie ließ in der Natur, namentlich der Menschen, keinen principiellen Unterschied gelten als den der vollkommenen oder unvollkommenen Ausbildung des Verstandes, von dem ebenso das Sittengesetz abhängig sei. Für sie war Gott die Widerspruchlosigkeit: eine Erscheinung wie das Erdbeben von Lissabon erschütterte zwar für Augenblicke diesen Glauben, wurde aber bald wieder vergessen.

Die Revolution aber war ein handgreiflicheres Phänomen des Weltcontrastes als das Erdbeben von Lissabon, denn sie zeigte ihn in der Seele: sie konnte man nicht wieder vergessen. Aus ihrer Betrachtung ging eine neue Weltansicht hervor, welche das Recht des individuellen Lebens gegen die Verallgemeinerung des Begriffs vertrat, und das Wesen des individuellen Lebens in der Vereinigung von Widersprüchen fand, welche die Aufklärung geleugnet hatte.

Was wir Civilisation nennen, so lautete diese Lehre, ist nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern dasselbe gewesen; man hat sich mitunter nicht blos anders gekleidet, sondern auch anders gedacht und empfunden, als zu der goldenen Zeit Ludwig's XIV., zu der silbernen Voltaire's. Unsere academische Civilisation, die alles grau in grau malt, die alles Ursprüngliche abschwächt, nimmt dem Leben allen Reiz und verkümmert uns auch die Vergangenheit. Denn es ist nicht wahr, daß der Verstand die höchste Macht über das Leben übt: die Leidenschaften und das Gemüth sind viel mächtiger und auch viel werthvoller; die edelsten Güter des Lebens sind diejenigen, die sich der mathematischen Beweisform und der Analyse entziehn.

Daß diese Abwendung vom Modernen aufs Mittelalter führen müsse,

war auch politisch angezeigt; aber nicht darin lag das Charakteristische. Die Romantik betete zuerst die Antike an: Fr. Schlegel in seinen „Griechen und Römern", Schiller im Reich der Schatten, Hölderlin im „Hyperion" sind echte Romantiker, obgleich sie leidenschaftlich den Hellenismus predigen: dasselbe gilt von der griechischen Tracht, welche Therese Cabarrus und David in Cours brachten. Alle diese Erscheinungen sind gleichzeitig.

In Frankreich mußte der Umschlag am plötzlichsten erfolgen. Die alte Generation — und zwar ihre Besten — hatte auf dem Schaffot geendet, oder lebte im Ausland, wo sie sich einen neuen Vorstellungskreis aneigneten; die neue hatte bereits den ungeheuersten Wechsel durchgemacht. Die Tallien, die Fréron hatten im Namen der Demokratie gemordet, sie predigten jetzt gegen die Demokratie. So war es vielen gegangen, die überhaupt fortlebten. Das revolutionäre Feuer hatte aufgehört, man duzte sich nicht mehr; die officielle Anrede war noch „Citoyen!" aber „Monsieur" war schon eleganter; man rechnete noch nach dem republikanischen Kalender, aber mit Achselzucken.

Ein ungeheurer Besitzwechsel war eingetreten. Durch den Schwindel der Assignaten und den Verkauf der confiscirten Güter der Emigranten und der Kirche war eine neue Classe großer Capitalisten aufgekommen, meist aus niedrem Stande, mit den Gewohnheiten gemeiner Erwerbsucht: aber diese Parvenus waren eitel genug, in den Traditionen des alten vornehmen Lebens lernen zu wollen, wie man gesellschaftsfähig wird: sie spielten den Faublas und den Valmont, ohne die Grundlage der aristokratischen Sitte, die allein diese Masken erklärt. Auf dem Faubourg St. Germain wuchs ebenso Gras wie in dem Arbeiterviertel St. Antoine; der Mittelpunkt des Lebens wurde die Chaussée d'Antin, wo die Banquiers ihr Wesen trieben. In diesen Kreisen wurde auf unerhörte Weise gepraßt, ohne den aristokratischen Anstrich der alten Zeit. Das Vorbild gab der Director Barras, eine durch und durch gemeine Natur. Verlangte man aber Hautgoût, so gab man Bälle à la victime: es wurden nur Verwandte von Hingerichteten eingeladen, und man tanzte mit dem Flor um den Arm!

Die Blutthaten der Jacobiner hatten alle Welt gegen die Revolution und die philosophischen Ideen, die ihr zu Grunde lagen, empört; man verabscheute die Politik, die Moral, die Tugend, das Vaterland, kurz alles, was an Robespierre erinnerte. Man trank in vollen Zügen den Becher

der sinnlichen Lust, den man sich in der Schreckenszeit hatte versagen müssen; man stürzte sich in den wildesten Rausch, nur um recht stark zu empfinden, daß man noch lebe: — alles, nur nicht das Grauen des Todes! In dieser Genußsucht lag eine gewisse Wuth, sie war mit etwas Ekel zersetzt, der Gaumen verstand nur noch den Reiz des Haugoût. Der Sensualismus, bisher durch philantropische Ideale gefärbt, ging nun, da die Ideale versumpft waren, ganz in der Materie unter, und die Roheit war darum nicht erquicklicher, weil er mit Raffinement verknüpft war. Ein Valmont (in den „liaisons dangereuses") hat bei aller Genußsucht und Eitelkeit noch eine gewisse Naivetät; er lügt sich wenigstens selbst nichts vor: die romantischen Valmont's dagegen empfinden ihre Natur wie etwas Fremdes und Dämonisches, das über die Kritik des Verstandes und der Sitte erhaben sei, in dem Don Juan steckt immer etwas Faust, in dem eroberungslustigen Chevalier ein Vampyr, der mit Grauen, aber mit dem Gefühl innerer Nothwendigkeit fremdes Blut saugt. René ist der große Typus der Gattung, aber Tieck's William Lowell ist sechs Jahre älter.

Freilich waren die pariser Sitten am meisten geeignet, derartige Typen hervorzubringen. Auch mit den Frauen waren seit der Periode der Sévigné große Veränderungen vorgegangen.

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begnügen sich die Frauen nicht mehr mit der Analyse ihrer eignen Empfindungen, mit liebenswürdigen kleinen Bosheiten gegen ihre Nebenmenschen: sie legen sich auf Philosophie, sie machen Propaganda für das Reich der Zukunft, sie verbessern die Welt. Dieser philosophische Eifer schloß eine gewisse Empfindsamkeit nicht aus: die Schäfer Barquin's, Florian's und Geßner's mischten sich in die hommes sérieux Rousseau's; und bei allem Verstand versagte man sich nicht den Genuß reichlicher Thränen. — Unter dem Schrecken legte man sich vor allem auf das Studium, anständig zu sterben. — In Bezug auf das Directorium ist die bekannte Schilderung Béranger's culturhistorisch vollkommen richtig:

> Maman, vous aviez le coeur tendre?
> — Oui, si tendre, qu'à 17 ans
> Lindor ne se fit pas attendre,
> Et qu'il n'attendit pas longtemps.

Wenn Lindor ausblieb, hielt man sich an Cherubin, man war nicht wählerisch, man zog den jungen Colonel vor, aber der reichgewordene

Lieferant hatte auch seine Verdienste: es waren die beiden Classen, die fast ausschließlich in Betracht kamen. Man heirathete leicht, ohne das Gefühl, sich zu binden; von dem Sacrament war keine Rede mehr, man löste das Verhältniß, sobald man es lästig fand.

Zwar waren einzelne Weiber am längsten den Jacobinern treu geblieben, aber es war doch nicht ihre rechte Sphäre: die Frau kommt nur zur Geltung in eleganten Umgebungen. Die Zeit des Directoriums gab ihnen allen Glanz, dessen sie zur Folie bedurften.

Im Vordergrund steht Therese Cabarrus (21 J.), jetzt die Gattin Tallien's, der ihr übrigens bald halb gleichgültig, halb widerlich wird. Von einer wunderbaren Schönheit, ist sie die Königin der Bälle und der Mode überhaupt; sie hat dabei viel erfahren, sie hatte zuerst die Neigung gehabt, republikanische Prophetin zu werden, und hatte im Kerker auf das Schaffot gewartet. Von grenzenloser Lebenslust, ist sie unerschöpflich in der Erfindung neuer Reize des Lebens. Sie erfindet nun eine neue Tracht. David, des Römerthums satt, seitdem er mit genauer Noth dem Schaffot entgangen, hatte sich nun auf das Griechische gelegt und sich bei dem „Raub der Sabinerinnen" den Vorsatz gefaßt, schöne nackte und halbnackte Frauengestalten nachzubilden; die Damen der Zeit waren bereit,

reits im 16. Jahr geheirathet. — Neben ihnen kamen dann noch die
berühmtheiten der vorigen Periode zur Geltung: Frau von Condorcet,
i deren Salon die Philosophen sich versammelten, Frau von Staël
33 J.), die jetzt den Winter meist wieder in dem geliebten Paris zu-
rachte, u. s. w.

Die Freude und Anmuth hatte wieder ihr Recht und ihren Cultus
funden, dasselbe wiederfuhr dem Glauben. — Zunächst suchte man die
deen Robespierre's wieder aufzunehmen: der Director La Reveillere-
epeaux, ein braver nicht sehr geistreicher Republikaner, gründete die
ecte der Theophilanthropen, deren Glaubensbekenntniß ungefähr auf das-
lbe herauskam, was Robespierre im Fest des höchsten Wesens verkündet:
brigens im Ganzen gute und harmlose Leute. Der Director war ihr
oherprister, sie hatten vier Tempel in Paris, und brachten dem höchsten
Vesen Opfer von Blumen und Früchten dar. Abgesehen von dem Ge-
imniß, erinnern sie mit ihrer stofflosen Erbaulichkeit an die Freimaurer
s vorigen Jahrhunderts.

Doch ging im Ganzen der Zug der Zeit nicht nach dieser Richtung.
ntweder hielt man fest am alten Unglauben, oder man suchte die historische
irche auf. Es wurde Mode, wieder den Sonntag zu feiern, der im re-
ublikanischen Kalender verpönt war; die verbannten Priester, welche den
id auf die Verfassung verweigert, kehrten erst heimlich, dann offen zurück,
nd fanden zahlreiche Gläubige; man besuchte auch, trotz des Murrens der
acobiner, wieder die alten Kirchen. Dieser Richtung Toleranz zu er-
erben, war das Hauptstreben gemäßigter Politiker: mit besonderer Leb-
aftigkeit sprach sich Portalis für Wiederherstellung der nicht klericalen
riester aus. „Wenn der Compaß das Weltall öffnet, so macht das
hristenthum es gesellig. Unsre Verachtung gegen einen Cultus, dem so-
iel Nationen anhängen, schadet unsern politischen Interessen; wir setzen die
reiheit in Gefahr, indem wir das katholische Frankreich von dem politischen
heiden." —

9. März 1796 heirathete Napoleon Bonaparte (26 J.) Jo-
phine Beauharnais nach dem Civilrecht; die kirchliche Ceremonie er-
lgte erst 8 Jahre später; mit dieser Heirath war sein Glück gemacht.
leichzeitig hatte ihm das Directorium den Oberbefehl in Italien über-
agen; er siegte 12. April bei Montenotte, 10. Mai in der glän-
nden Schlacht bei Lodi, und zwang den König von Sardinien zu einem
mählichen Frieden.

Das Directorium hatte in seiner Eifersucht dem glücklichen General Hindernisse in den Weg gelegt; er hatte seine Befehle einfach ignorirt. Als Murat (29. 3.) mit den eroberten Standarten nach Paris kam, kannte die Begeisterung des Publikums keine Grenzen; Bonaparte galt schon jetzt als der Mann des Schicksals. Seine Proclamationen, in denen Brutus, Cäsar und Trajan das große Wort führen, sind noch republicanisch, aber nur soweit die Republik durch die Armee vertreten wurde. In seiner Praxis war er unbarmherzig; die Contributionen, die er den befreiten Völkern auferlegte, und die Grausamkeit, mit der er renitente Städte bestrafte, gingen über alles Maaß des Erhörten. Für das französische Volk leuchtete in seinen Großthaten die Sonne eines neuen wunderbaren Ideals auf.

Hart neben der rasenden Ausschweifung in Paris waltete im Volk das entsetzlichste Elend; seit Aufhebung der Bestimmungen Robespierre's, welche für die Armen die Vorsehung vertraten, verhungerten sie in Masse, da das Papiergeld in ihren Händen werthlos war; der Selbstmord war häufiger als zur Schreckenszeit. Unter diesen Umständen war es begreiflich, daß man zu den Maximen Robespierre's sich zurücksehnte; daß, was er praktisch geübt, nun theoretisch gefordert wurde.

... beschränkt haben. Die strengste Censur sollte die Bewegung der Presse innerhalb der engen Sphäre dieser republikanischen Principien festhalten und jeder Uebertretung die härteste Strafe folgen. Endlich sollte zur Verhütung jeder materiellen Ungleichheit des Besitzes und Genusses, als einzige Behörde, eine Theilungsobrigkeit für Magazinirung, Circulation und tägliche Vertheilung der Producte bestehen.

Die Reminiscenzen an den „Code de la nature“ sind augenscheinlich. ... interessantesten ist die Consequenz, mit welcher der Despotismus und die Centralisation entwickelt werden. Im strengsten Sinn des Worts werden sämmtliche Bürger täglich von der Regierung ernährt, und diese hat dadurch das einfachste Mittel in den Händen, jeden Aufstand im Keim zu unterdrücken, sie giebt den Insurgenten nichts zu essen. Die Menschen werden zu Automaten gemacht, Alles, was das Leben adelt, Kunst, Wissenschaft unterdrückt und die Freiheit bis zur Wurzel ausgerottet. Eins der Grundgesetze des neuen Staats lautet: Niemand darf Ansichten hegen, die den heiligen Principien der Gleichheit entgegengesetzt sind. Jede Persönlichkeit wird von dieser Staatsmaschine zermalmt.

Selbst für die Masse mußten andre, unmittelbare Besprechungen gegeben werden, die ihr deutlicher waren, an deren Sinn Niemand zweifeln konnte; und in der That finden wir im Manifest von 1796 noch zwei Artikel, die man nicht der Utopie beschuldigen kann. Art. 1er. „A la fin de l'insurrection, les citoyens pauvres qui sont actuellement mal logés ne rentreront pas dans leurs demeures ordinaires; ils seront immédiatement logés dans les maisons des conspirateurs.“ Art. 2er. „L'on prendra chez les riches ci-dessus de quoi meubler avec aisance les sans-culottes.“ Und zur Vervollständigung dient folgende Verheißung der Gütervertheilung: „La communauté nationale assure, dès ce moment, à chaucun de ses membres: un logement sain, commode et proprement meublé; des habillemens de travail et de repos, de fil ou de laine, conformes au costume national; le blanchissage, le chauffage, l'éclairage; une quantité suffisante d'alimens en pain, viande, volaille, poisson, oeufs, beurre et huile, vins et autres boissons usitées dans différentes régions, légumes, fruits, assaisonnemens et autres objets dont la réunion constitue une médiocre et frugale aisance.“

Die Lehre war nicht dazu bestimmt, in den Bücherschränken zu bleiben; man entdeckte 20. Mai eine weitverzweigte Verschwörung zum Um-

sturz des Staats. Die Verschwörer wurden verhaftet. 10. Juli wurde der Staats-Banquerout förmlich erklärt, und die Besitzer der vollständig werthlosen Staatspapiere ihrem Schicksal überlassen. 29. August versuchten die Anhänger Babeuf's einen Aufstand, er wurde niedergeschlagen, Babeuf hingerichtet, Buonarrotti und verschiedene Andre deportirt.

Nach Außen hin war das Glück der Republik im Wechseln. Bonaparte zwang 24. Juni den Papst zu einem schimpflichen Frieden; zu Berlin wurde 5. August ein neuer Vertrag mit Preußen geschlossen, der die Interessen der beiden Staaten noch fester an einander knüpfte; Moreau (33. J.) wurde 20. Sept. durch den Erzherzog Carl — die Franzosen hatten furchtbar in Deutschland gehaust — zu einem Rückzug gezwungen, der zwar sehr geschickt und ehrenvoll ausgeführt wurde, aber doch den Rhein preis gab; dagegen siegte Bonaparte 15. November in der furchtbaren Schlacht bei Arcola, die ihn zum entschiedenen Helden des pariser Publikums machte. Medaillons wurden auf ihn geprägt, der Glanz seines Namens drang in die abgelegensten Hütten.

Die Poesie rafft sich nur allmählig aus der Lethargie auf, in welche der Schrecken sie gebannt hatte. Das erste Theaterstück, welches einen durchgreifenden Erfolg hatte, war 1796 der „Agamemnon" von Nepomucène Lemercier (23. J.). In der Wahl des Stoffs wie in der Oekonomie der Handlung war keine auffallende Neuerung wahrzunehmen, doch hatte der Dichter die conventionellen Theatermittel vereinfacht, und in der Sprache merkt man die Atmosphäre der Revolution: sie geht bisweilen bis zur Rohheit, aber sie ist nicht ohne dramatische Kraft; der Dichter hat das Entsetzliche gesehn, und die Färbung seines Geistes legt Zeugniß davon ab. Im Uebrigen war das Theaterpublikum in Bezug auf die Regeln noch ebenso conservativ als unter dem Ancien Regime. Dem König hatte man den Kopf abgehauen, aber an den Alexandriner und die drei Einheiten wagte man sich nicht. Nur das Costum hatte eine Revolution erlebt.

Worin Talma's Neuerungen bestanden, ist bei der Unbestimmtheit der Tradition in solchen Dingen nicht mehr vollständig auszumachen. Daß er die Hoftracht des 17. Jahrhunderts, die Perücke und den kurzen Stoßdegen durch das historische Costum ersetzte, und der Erste war, der sich in der fremden Tracht frei und würdig zu bewegen wußte, ist bekannt. Mit dieser Wandlung in der Tracht hingen nothwendig eine Menge anderer Neuerungen zusammen: die Bewegungen, selbst die Sprache

mußte eine andre werden, und auch die Physiognomie der Dramen verwandelte sich. Weder Corneille noch Racine und Voltaire hatten sich ihre Helden in Toga und Pallium vorgestellt, und die Declamation, bei welcher ein kurzer Griff nach dem Degen und die Haltung eines Cavaliers die richtige Ergänzung ausmachten, hörte sich wunderlich genug an, wenn man dabei auf den Faltenwurf des Mantels seine Aufmerksamkeit richten mußte. Ueberhaupt hatten die Bedingungen, welche den früheren Theaterdichtern bedenklichere Schranken steckten als die sogenannten Regeln des Aristoteles, längst aufgehört: es war nicht mehr Sitte, daß auf der Bühne selbst die jungen Cavaliere saßen, die den agirenden Schauspielern nur einen Spielraum von 10 bis 12 Fuß ließen. Die erweiterte Bühne verlangte eine andre Action, andre Gruppirung; die Aufmerksamkeit auf das Costum legte dem Dichter das Studium der historischen und Localfarbe als eine Nothwendigkeit auf. Doch war Talma keineswegs Realist im modernen Sinn; sein Streben war nicht die Nachahmung der Natur, sondern die strenge Schönheit der Kunst in Haltung, Sprache und Geberde. Auch darin zeigt er sich als Freund David's, der in der Malerei die strenge akademische Gruppirung nach antikem Muster durchführte.

Die Lieblingsform der Tagespoesie blieb doch der Roman. Mit besonderem Interesse las man „Adèle de Sénanges", eine Herzensgeschichte der Gräfin Flahault (36 J.), einer Emigrantin, die sich in Hamburg aufhielt.

In der Schrift „über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Individuen und der „Nationen" 1796 untersucht Frau von Staël die Natur des Fanatismus und seine schrecklichen Wirkungen, ohne das Recht des Glaubens und der Begeisterung aufzugeben, aus der in letzter Instanz alle großen Thaten der Geschichte hervorgehn. Rousseau's Schülerin zeigt sich in dem erbitterten Kampf gegen die mathematische Kälte und die unfruchtbare Spielerei der beliebten Literatur. Gleiche Ansichten spricht das Werk „über die Literatur in ihrer Beziehung zu den socialen Einrichtungen" aus. Frau von Staël fand sich, getrennt von ihrem Manne, wieder in Paris ein, das ihr doch unentbehrlich war: damals fand sie die Rinnsteine in der Rue du Bac, wo sie wohnte, reizender als die Gletscher ihrer Schweizer Verbannung. Auch ihr Freund Benjamin Constant lebte wieder in Paris, als leidenschaftlicher und geistreicher Vorkämpfer der Freiheit.

Von dem Theosophen St. Martin erschien eine neue Phantasie:

„Ecce homo, le nouvel homme“. — Eine durchgreifendere Wirkung übte die Schrift aus: „Théorie du pouvoir politique et religieux dans la société civile, démontrée par le raisonnement et par l'histoire,“ die vom republikanischen Regiment confiscirt wurde. Der Verfasser, Vicomte de Bonald (42 J.), ein ehrenvester Edelmann aus alter Familie, war 1791 emigrirt, und hielt sich jetzt in Heidelberg auf, einzig mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigt. Das Bedürfniß, von seinen Gesinnungen Zeugniß abzulegen, machte ihn zum Schriftsteller.

Das Motto war der Satz aus dem „Contrat social“: „Si le législateur, se trompant dans son objet, établit un principe différent de celui quit naît de la nature des choses, l'état ne cessera d'être agité jusq'à ce que ce principe soit détruit ou changé, et que l'invincible nature ait repris son empire.“ Nur versteht er nicht wie Rousseau unter Natur den Gegensatz gegen die Macht der gesellschaftlichen Ordnung, sondern den concentrirten Inbegriff derselben. Die Widerlegung Rousseau's, Montesquieu's und der andern Schriftsteller, welche die Revolution vorbereiteten, erscheint ihm als seine Hauptaufgabe, da vom Evangelium an bis zum Contrat social die Revolutionen aus den Büchern hervorgegangen seien. Mit dem Irrthum verstopfe man zugleich die Quelle der Umwälzungen. Zur Widerlegung der Irrthümer, denen die Gegenwart unterliegt, reiche aber eine einzige Wahrheit aus: es giebt keinen wahren Staat außerhalb der Monarchie, es giebt keine wahre Kirche außerhalb der katholischen. Die gesellschaftliche Ordnung kann nur dann wiederhergestellt werden, wenn man die reine Monarchie und die einheitliche Kirche wiederhergestellt, und wenn beide sich aufs innigste verbinden. Jede Philosophie, die sich nicht auf die Basis des Katechismus stellt, führt nothwendig zum Atheismus. Jede Repräsentativverfassung, auf den Begriff der Theilung der Gewalten gestützt, endigt in der Anarchie. Er läßt keine Ausnahme gelten. Diese Ansichten trägt er nicht rhetorisch, sondern nach der Methode Condillac's in algebraischen Formeln vor. Er hat keinen Sinn für das Recht, sein Gesichtspunkt ist die Zweckmäßigkeit. Er stellt sich seine Monarchie patriarchalisch, nach dem Muster einer großen Familie vor; aber für ebenso wichtig hält er die geschlossene Ordnung der Stände, und der Adel ist das wichtigste Element des Staats, weil in ihm die Tradition fortlebt. Die Nationen gehn in den Boudoirs zu Grunde; im Feldlager leben sie wieder auf. Die Monarchie ist das Werkzeug der Religion, deren Kraft darin beruht, daß sie

ein Gefühl ist und nicht eine Meinung, daß sie sich in Thatsachen, Erinnerungen und Gewohnheiten fortpflanzt. In dieser ersten Schrift nimmt er sich noch der gallicanischen Kirche an, die er dreißig Jahre darauf als eine boshafte Erfindung der Feinde des Christenthums verwirft. Gegen den Protestantismus kennt er keine Schonung. Sobald er auf Luther zu sprechen kommt, hört alle Ueberlegung auf; er vergleicht ihn mit Mahomed und behauptet, er habe seine Lehre durch den Eigennutz, die Wollust und den Schrecken verbreitet. Den Gens de lettres, jenem ausschließlich modernen Stand, mißt er hauptsächlich die Verwilderung des Zeitalters bei und schlägt wahrhaft Draconische Gesetze gegen die Presse vor. „Gouvernements, voulez-vous accroître la force de l'homme? gênez son coeur, contrariez ses sens. Semblable à une eau qui se perd dans le sable si elle n'est arrêtée par une digue, l'homme n'est fort qu'autant qu'il est retenu." Je reifer die Bildung, desto enger wird das Gebiet des Indifferentismus; et l'Etre souverainement intelligent doit être, par une nécessité de sa nature, souverainement intolérant des opinions. „Man überredet die Menschen nicht, gerecht zu sein, man zwingt sie dazu; die Gerechtigkeit ist ein Kampf."

Als man die Zeitschrift eines seiner Anhänger ihres Esprit wegen lobte, sagte Bonald: c'est précisement ce que je n'aime pas; il y a toujours quelque chose de satanique dans l'esprit." Er hatte in seiner Art etwas von Robespierre.

Dies ist ein wichtiger Unterschied gegen seinen Mitkämpfer, den Grafen Joseph de Maistre, der (43. J.) noch in Lausanne lebte, wo er mit Frau von Staël viel lustige Fehden gehabt, und dessen „Considérations sur la France" in derselben Zeit erschienen. Der geistvolle Mann gehört zu den classischen Schriftstellern der Franzosen, und er ist Schriftsteller im eigentlichsten Sinn: der Stil ist ihm ebenso wichtig als die äußere Wirkung, und er scheut sich nicht, dem allgemeinen Gefühl vor den Kopf zu stoßen, wenn es ihm nur gelingt, seinen Gedanken eine künstlerisch abgerundete pikante Form zu geben; ja zuweilen sieht es aus, als wolle er mit seinem Sarcasmus seine eignen Ideen ironisiren. Sein Verstand ist reif und umfassend, und wo er Fanatismus zeigt, ist es nur der Fanatismus des Verstandes.

Die Macht der Revolution, heißt es, liegt in der Eigenthümlichkeit der Franzosen, deren Stärke zugleich ihre Schwäche ist. „Il y a dans le caractère des Français, il y a dans leur langue surtout une certaine

force prosélytique qui passe l'imagination. La nation entière (einmal freilich sieht er die Nation nur in der vom König geführten Aristokratie) n'est qu'une vaste propagande." Aus diesem Bekehrungseifer geht die Macht der Revolution hervor. „Ce qu'il y a de plus frappant dans la révolution française, c'est cette force entraînante qui courbe tous les obstacles. Son tourbillon emporte comme une paille légère tout ce que la force humaine a su lui opposer; personne n'a contrarié sa marche impunément."

Je satanischer die Revolution in ihrem innern Kern ist, desto sicherer komme die Umkehr. Frankreich hat die erste providentielle Aufgabe in der Weltgeschichte; von ihm geht der Umsturz aus, von ihm wird die Wiederherstellung ausgehn. Das Schreckenssystem, indem es Frankreich rettete, war ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung. Wenn die Coalition siegte, so läge in der Unterjochung Frankreichs „le germe de deux siècles de massacres, la sanction des maximes du plus hideux machiavélisme, l'abrutissement irrévocable de l'espèce humaine, et même (was den Leser wundern wird) une plaie mortelle à la religion." Mit derselben Kraft, die jetzt dem Bösen dient, werden die bekehrten Franzosen das Gute über die Welt ausbreiten.

Die Revolution ist die handgreiflichste Manifestation einer geheimnißvollen Vorsehung, da die Führer derselben nur so lange Erfolg haben, als sie sich blind dem allgemeinen Strom hingeben, augenblicklich aber gebrochen werden, sobald sie sich umsehn, sobald sie einen eignen Weg suchen. So ist der Mensch eine blinde Maschine in der Hand Gottes, und die Greuelthaten der Revolution sind die göttliche Züchtigung für die Auflehnung gegen seine Souverainetät. „Il n'y a point de châtiment qui ne purifie, il n'y a point de désordre que l'Amour éternel ne tourne contre le principe du mal. Il est doux, au milieu du renversement général, de pressentir les plans de la Divinité. Jamais nous ne verrons tout pendant notre voyage, et souvent nous nous tromperons; mais dans toutes les sciences possibles, excepté les sciences exactes, ne sommes-nous pas réduits à conjecturer? Et si nos conjectures sont plausibles, si elles ont pour elles l'analogie, si elles s'appuient sur des idées universelles, si surtout elles sont consolantes et propres à nous rendre meilleurs, que leur manque-t-il? *Si elles ne sont pas vraies, elles sont bonnes;* ou plutôt, puisqu'elles sont bonnes, ne sont-elles pas vraies? . . . Je suis si persuadé des vérités

que je défends, que lorsque je considère l'affaiblissement général des principes moraux, la divergence des opinions, l'ébranlement des souverainetés qui manquent de base, l'immensité de nos besoins et l'inanité de nos moyens, il me semble que tout vrai philosophe doit opter entre ces deux hypothèses, *ou qu'il va se former une nouvelle religion, ou que le christianisme sera rajeuni de quelque manière extraordinaire.* C'est entre ces deux suppositions qu'il faut choisir." Die Angriffe gegen die Kirche haben dieselbe nur gereinigt und befestigt, durch sie wird Frankreich sich wiederfinden, von ihr werden die großen Principien des Heils über das Volk ausströmen.

Der Finger Gottes zeigt sich nur darin, daß alle Berechnungen der menschlichen Vernunft verspottet werden. Um die Menschheit zu demüthigen, werden der Vorsehung höchst phantastische Pläne zugeschrieben. Die handgreiflichsten Widersprüche gehn unbefangen neben einander her. Durchgehend sind nur die Anklagen gegen die menschliche Vermessenheit, Recht und Freiheit zu organisiren, und das zu verbessern, was ohne sie gemacht ist.

In einem verwandten Sinn war der „discours préliminaire" gehalten, den Rivarol 1797 zu seinem Wörterbuch herausgab — das Einzige, was davon erschienen ist. Er beschäftigte sich aber mehr mit Politik, als mit der Sprache.

Rivarol (40 J.) lebte seit Jahren in Hamburg, im Verkehr mit Jacobi, Klopstock, Voß und Stollberg. Zahlreiche Emigranten hatten sich dort eingefunden; die Gräfin Flahault ist schon genannt; jetzt kam auch Lafayette an (40 J.), der endlich aus seinem Kerker in Olmütz befreit war. Die meisten dieser Auswanderer führten ein recht liederliches Leben, auch Rivarol hatte seine anerkannte Maitresse. Wenn sie durch den Verkehr mit bedeutenden Schriftstellern manche deutsche Idee aufnahmen, so wirkten dafür ihre Sitten auf Deutschland ein. In der neuen romantischen Schule spielt diese Sittlichkeit der Emigranten eine erhebliche Rolle.

Rivarol's Schrift ist geistvoll genug. Bisher hatte man den Ausdruck Fanatismus nur auf die Religion angewendet; Rivarol zerlegt den philosophischen Fanatismus und zeigt, daß er ebenso abscheuliche Folgen hat wie der Aberglaube. Er klagt den Geist der Zersetzung an, der die Gesellschaft auseinander gerissen habe wie die Begriffe. „Ils ont cru cependant, ces philosophes, que definir les hommes, c'était plus que les réunir; que les émanciper, c'était plus que les gouverner, et qu' enfin les soulever, c'était plus que les rendre heureux. Ils

ont renversé des Etats pour les régénérer, et disséqué des hommes vivants pour les mieux connaître.“ Diese allgemeinen Sätze illustrirt er durch glücklich gewählte Beispiele, und schildert die Gefahr, die bei der reifsten Bildung durch die Anarchie der Gefühle die Gesellschaft bedroht. „Malgré tous les efforts d'un siècle philosophique les empires les plus civilisés seront toujours aussi près de la barbarie, que le fer le plus poli l' est de la rouille .... Le vice radical de la philosophie, c'est de ne pouvoir parler au coeur. Or, l'esprit est le côté partiel de l'homme; le coeur est tout ... Aussi la religion, même la plus mal conçue, est-elle infiniment plus favorable à l'ordre politique, et plus conforme à la nature humaine en général, que la philosophie .... Que l'histoire vous rappelle que partout où il y a mélange de religion et de barbarie, c'est toujours la religion qui triomphe; mais que partout où il a mélange de barbarie et de philosophie, c'est la barbarie qui l'emporte ... En un mot, la philosophie divise les hommes par les opinions, la religion les unit dans les mêmes principes: il y a donc un contrat éternel entre la politique et la religion. Tout Etat, si j'ose le dire, est un vaisseau mystérieux qui a ses ancres dans le Ciel.“ Und so erhebt er sich endlich zu dem Ausruf: „Il me faut, comme à l'univers, un Dieu qui me sauve du chaos et de l'anarchie de mes ideés ... Son idée délivre notre esprit de ses longs tourments, et notre coeur de sa vaste solitude.“ Das ist nicht der geradeste Weg zu Gott, aber derjenige, der für das Zeitalter charakteristisch war.

In einem ähnlichen Sinn schrieb Laharpe (58 J.), der sich durch eine zweite Heirath bei den Parisern lächerlich machte, über den Fanatismus. — Gleichzeitig erschien in London der „Essai sur les revolutions anciennes et modernes.“

Der Verfasser, Vicomte de Chateaubriand, (29 J.), stammt aus einer alten bretonischen Familie, freilich aus einem verarmten Zweig. Sein Vater, Besitzer des Schlosses Combourg, ein strenger, adelstolzer Herr, übrigens Freigeist und in der Politik Frondeur, hatte zur See gedient und in den Colonien sein Vermögen verbessert. Frau von Chateaubriand, in Allem sein Gegensatz, war aufgewachsen in der Lecture Fénélon's, Racine's, der Sévigné und — der Anekdoten vom Hof Ludwig's XIV. Zum Seedienst bestimmt, wurde der junge Chateaubriand sehr rauh erzogen; erst später entschloß man sich, ihm eine classische Erziehung zu

zeben; er ward in das Collége zu Dol geschickt, setzte dann in Rennes seine Studien fort, und sollte endlich in Brest seine seemännische Prüfung bestehn. Aber ein zufälliges Abenteuer flößte ihm plötzlich eine unüberwindliche Abneigung gegen den Dienst ein, und er kehrte unversehens nach Combourg zurück, wo er zum Erstaunen seines Vaters erklärte, sich dem geistlichen Stande widmen zu wollen. Vorläufig malte er sich in der Muße des Landlebens die künftige Geliebte aus. Zwei Jahr dauerte dies Traumleben, das eine so krankhafte Richtung nahm, daß er einmal den Versuch machte, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Endlich sollte er sich über seinen Stand entscheiden: er wollte nach Indien gehn und dort sein Glück suchen. Statt dessen verschaffte ihm der Vater eine Lieutenantstelle im Regiment Navarra. Auf der Reise nach seiner Garnison sah er zum ersten Mal Paris: seine Schwester, Frau von Farcy, später eine Heilige, war damals eine angesehene Weltdame, auch sein Bruder machte ein Haus. In der Garnison wurde er schnell der Liebling seiner Kameraden, wie denn seine persönliche Anziehungskraft sich in allen Lebensperioden bewährte. In diese Zeit fällt der Tod seines Vaters, die Familie regulirte die Erbschaft und zerstreute sich nach allen Seiten, Chateaubriand ging auf das Drängen seines Bruders nach Paris; er wurde bei Hof präsentirt und lernte einige Schriftsteller kennen, deren Umgang auf seine Bildung von Einfluß war: Parny, Ginguené, Lebrun, Laharpe. In ihrem Verkehr wurde er Philosoph und Freidenker; das hinderte ihn nicht, sich der stürmischen Versammlung des bretonischen Adels anzuschließen, welche gegen die Neuerungen Brienne's protestirte; ebenso dem Protest gegen die Einberufung der Reichsstände. Er kam nach Paris, kurze Zeit bevor die Köpfe von Foulon und Berthier durch die Straßen getragen wurden.

Eine zufällige Lectüre gab ihm den Plan einer Nordpol-Expedition ein, ohne daß er sich über die dazu nothwendigen Hilfsmittel klar gemacht hätte. Er schiffte sich ein, grade als die Nachricht vom Tod Mirabeau's sich verbreitete. Nach kurzem Aufenthalt in London begab er sich nach Amerika, wo er sich Washington vorstellte. Aus der Expedition wurde nichts, er verlor sich in die Urwälder, ließ sich eine indianische Tracht verfertigen, und lebte 14 Tage in einer Irokesenhütte. Für den Schüler Rousseau's war es empfindlich, den ersten Irokesen, der ihm begegnete, nach einer Geige tanzen zu sehn, die ihm ein Küchenjunge des General Rochambeau vorspielte. Ein Zeitungsblatt mit der Nachricht von der

Flucht des Königs, das ihm in die Hände fiel, bestimmte ihn zur schleunigen Rückkehr; 2. Januar 1792 landete er in Frankreich. Kaum ausgestiegen, verheirathete ihn seine Familie, ohne daß er etwas dazu that, mit einer reichen Erbin, Fräulein von Lavigne; „chez moi", sagt er, „l'homme public est inébranlable, l'homme privé est à la merci de quiconque se veut emparer de lui, et pour éviter une tracasserie d'une heure, je me rendrais esclave pendant un siècle."

Chateaubriand trat in die Armee der Emigranten ein und trug die Waffen gegen sein Vaterland. Der Kampf dauerte nicht lange; Chateaubriand fand nach vielen Abenteuern und Gefahren eine Zuflucht in London. — Ueber diese Periode seines Lebens erzählt er später: „Nous étions bien stupides sans doute, mais du moins nous avions notre rapière au vent . . . On crie maintenant contre les émigrés; à l'epoque dont je parle, on s'en tenait aux vieux exemples, et l'honneur comptait autant que la patrie . . . . . Je sentais parfaitement que l'émigration était une folie et une sottise . . . ." In der That theilte er die Vorurtheile seiner Standesgenossen mehr, als er zugeben will: noch später, wenn er sich über die Stammbäume lustig macht, weiß er den seinigen bis ins Detail auswendig.

kennung. „Il y a toujours quelque chose de bon dans une révolution, et ce quelque chose survit à la révolution même. Ceux qui sont placés près d'un événement tragique sont beaucoup plus frappés des maux que des avantages qui en résultent; mais pour ceux qui s'en trouvent à une grande distance, l'effet est précisément inverse. . . La révolution françaíse n'aura pas un effet très considérable sur les générations contemporaines, et peut-être bouleversera l'Europe future." Am meisten gewinnt das Buch durch die innere Wahrheit der Gemüthsbewegungen. Chateaubriand ist ebenso wahr in dem Ausdruck seiner Zweifel, als wenn er in dem Bewußtsein, den sittlichen Halt verloren zu haben, den Encyclopädisten zuruft: „Vous renversez la religion de votre pays, vous plongez le peuple dans l'impiété, et vous ne proposez aucun autre palladium de la morale. Cessez cette cruelle philosophie; ne ravissez point à l'infortuné sa dernière espérance: *qu'importe qu'elle soit une illusion, si cette illusion le soulage?*" Seinen Leidensgefährten, für die er damals im Gefühl seiner eigenen Noth, seiner eigenen Einsamkeit noch ein warmes Mitleid hegt, empfiehlt er den Trost der Evangelien, „vraiment utiles au miserable, parce qu'on y trouve la pitié, la douce espérance qui composent le seul baume des blessures de l'ame. Leur divin auteur ne s' arrête point à prêcher vainement les infortunés, il fait plus: il bénit leurs larmes, et boit avec eux le calice jusqu' à la lie."

Wie stand es mit Chateaubriand's Religion, unmittelbar bevor er den „Geist des Christenthums" concipirte? — St. Beuve hat ein Exemplar des „Essai" entdeckt, mit Randbemerkungen von der Hand des Verfassers, die über seine religiöse Stimmung im Jahr 1797 keinen Zweifel lassen. Wenn im Text die Ansicht der Stoiker: „Gott, die Materie und das Schicksal sind Eins", angeführt wird, so setzt Chateaubriand am Rand hinzu: „Voilà mon système, voilà ce que je crois. Oui, tout est chance, hasard, fatalité dans ce monde, la réputation, l'honneur, la richesse, l a v e r t u m ê m e: et comment croire qu'un Dieu intelligent nous conduit? . . . Il y a peût-être un Dieu, mais c'est le dieu d'Epicure; il est trop grand, trop heureux pour s'occuper de nos affaires, et nous sommes laissés sur ce globe pour nous dévorer les uns les autres." Weiter heißt es im Text: „Pardonne à ma faiblesse, Père des miséricordes! non, je ne doute point de ton existence; et soit que tu m'aies destiné une carrière immortelle,

soit que je doive seulement passer et mourir, j'adore tes décrets en silence, et ton insecte confesse ta divinité." Das wird am Rand dahin erläutert: „Quelquefois je suis tenté de croire à l'immortalité de l'ame, mais ensuite la raison m'empêche de l'admettre. D'ailleurs pourquoi désirerais-je l'immortalité? Si l'ame souffre par elle-même indépendamment du corps, il est à croire qu'elle pourra souffrir également dans une autre vie, conséquemment l'autre monde ne vaut pas mieux que celui-ci. Ne désirons donc survivre à nos cendres; mourons tout entiers, de peur de souffrir ailleurs. Cette vie-ci doit corriger *de la manie d'être.*" Endlich zu der folgenden Bemerkung des Textes: „Dieu, répondez-vous, vous a fait libre. Ce n'est pas là la question. A-t-il prévu que je tomberais, que je serais à jamais malheureux? Oui, indubitablement. Eh bien! votre Dieu n'est plus qu'un tyran horrible et absurde;" setzt der Rand hinzu: „Cette objection est insoluble et *renverse de fond en comble le système chrétien. Au reste, personne ny croit plus.*"

Diese innern Widersprüche gereichen am wenigsten in jener Zeit zur Unehre. Die Zeit hatte den Halt verloren und empfand eine tiefe Sehnsucht nach dem Glauben, der ihn wiederherstellen sollte — aber wo den Glauben finden? Was die Philosophie des 18. Jahrhunderts verschont hatte, war in der Revolution verloren gegangen, der Glaube an die Güte und das Recht der menschlichen Natur. Oft täuscht die Sehnsucht, und man meint, das Gesuchte sei gefunden; dann tritt aber gerade bei einem wahren und kräftigen Gemüth der kalte Schauder ein: es ist doch nichts! — So schmeichelt man sich zuletzt, die Sehnsucht allein genüge, den Glauben zu erzeugen, und so schwankt man zwischen halber und ganzer Lüge, zuletzt immer wieder in den finstern Nebel des Skepticismus. — „Es ist eine Manie, sein zu wollen! — Dieser Refrain hat Chateaubriand später zu dem führenden Poeten dieser Periode gemacht: der Wille zum Leben soll sich selbst verneinen! — In gewissem Sinn will es ja das Christenthum auch, und so scheint der wildeste Unglaube das Zauberschloß der Religion zu öffnen. — Gerade der christlichen: die Phantasie war in der Revolutionszeit mit Blut gesättigt, man begriff das Opfer und die Martyrien besser als vor zehn Jahren.

Es gehört eine starke Lebenskraft dazu, mit dem bloßen Willen das Leben tödten zu wollen. Chateaubriand hatte sie, wenn auch nicht in der Art, wie er sich selbst einredete. Seine Poesie hat die Leidenschaft nicht

dargestellt, aber sie selbst hatte Leidenschaft; und wenn sie diese anbetete, so war das der Cult des Zeitalters: es hatte das tiefe Gefühl der allgemeinen Schwäche, und errichtete Altäre dem unbekannten Genius der Stärke und Leidenschaft.

Immer deutlicher trat in den Heldenthaten Bonaparte's hervor, daß dieser Genius schon auf Erden wandelte.

Nachdem er in Italien das Feld rein gefegt, drang er über die Alpen in Oestreich ein; ein gefahrvoller Schritt, der ihn in eine äußerst mißliche Lage brachte; aber er wußte sie zu beherrschen, und schloß 9. April 1797 die Präliminarien zu Zeoben ab, die Frankreich allen Gewinn der frühern Feldzüge zu sichern schienen. Die Hauptpunkte blieben noch geheim: das sogenannte Kaiserthum gab die Rheingrenze, d. h. das Reich auf, der republicanische General opferte die Republik Venedig den Oestreichern.

Im Mai hält der siegreiche Feldherr in Montebello einen glänzenden Hof: die Zierden desselben sind seine Gemahlin Josephine und seine Schwester, die schöne Pauline (16. J.). Hier verzweigen sich alle Fäden, durch welche die einzelnen Staaten in Unruhe gesetzt werden, die republikanischen Verschwörungen in Italien und Deutschland; insgeheim leitet der Drath auch die pariser Marionetten.

Die Sache des Königthums hatte dort immer stärkern Anhang gewonnen; die Neuwahlen im Mai fielen ganz gegen die Republicaner aus; ein offener Royalist (Barthélémy) trat ins Directorium, ein offener Royalist (Pichegru) an die Spitze der 500; die einflußreichen Journale waren durchweg in den Händen dieser Partei.

Insgeheim hatte die alte Regierung (Barras) durch Talleyrand schon lange mit Bonaparte verhandelt; er schickte endlich den brutalsten seiner Landsknechte, Augereau, von Gesinnung Republicaner, d. h. Plebejer, nach Paris, die Sache zu erledigen. Es geschah ohne große Schwierigkeit 3. September 1797 (18. Fructidor): über Nacht wurde die Stadt besetzt und hundert der edelsten und angesehensten Bürger deportirt, die in dem tödtlichen Klima von Guinea traurig umkamen, soweit es ihnen nicht gelang zu entkommen. Zu diesen, die sich retteten, gehörten Barthélémy, Carnot, Pichegru, Boissy d'Anglas, Fontanes, Michaud, Lacretelle, Laharpe, Suard, Portalis, Fiévée u. s. w. — solche Männer waren der Brutalität der Soldateska aus-

gesetzt! — Viele von ihnen entkamen nach England, darunter Fontanes, der eine enge Freundschaft mit Chateaubriand schloß.

In Paris war nun die jacobinische Partei wieder mit der vollen Gewalt bekleidet; die zahlreichen Emigranten und unvereidete Priester, die sich im Vertrauen auf die Wiederherstellung geordneter Zustände nach Frankreich zurück gewagt, füllten die Gefängnisse; auch die Frauen wurden nicht geschont. Von Anklage und Vertheidigung war noch weniger die Rede als unter dem Schrecken; die militärische Willkür entschied Alles. Die neue Regierung hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem financiellen Banquerout die letzte Form zu geben, die ihm noch fehlte.

Bonaparte hatte leicht, die rohe Art Augereau's — der sich nun einbildete, Frankreich zu regieren — zu verleugnen; Augereau hatte für ihn gethan, was Bonaparte selbst zu thun sich gescheut hätte.

V.

Das neue Directorium kehrte auch dem Ausland gegenüber den alten Hochmuth der Republik heraus; die Verhandlungen mit England wurden 16. Sept. schroff abgebrochen, und dem siegreichen General wiederholt und

Barras der Director empfing ihn sauersüß: er empfahl ihm, seine Heldenlaufbahn durch Eroberung von England zu krönen. Was er eigentlich zu thun gedenke, darüber war die Welt noch im Unklaren.

Wieland rieth im „Mercur" offen und mit guten Gründen den Franzosen, ihn zum bleibenden Director zu nehmen. — Von Deutschland stand nichts zu besorgen; Siehès, damals Gesandter in Berlin, berichtete, man sei nur über einen Punkt einig, nichts zu thun. — Von der öffentlichen Meinung giebt eine Vorlesung, die Görres Januar 1798 in Coblenz hielt, eine nicht üble Idee.

Es ist eine Leichenrede des Reichs. Das linke Rheinufer wird der französischen Republik vermacht, die goldne Bulle dem Papst, „damit Seine Heiligkeit ihre eigenen Bullen damit vergolden und denselben durch den äußerlichen Schimmer, der in unsern verderbten Zeiten nothwendig ist, den verlornen Credit wieder verschaffen könne." Die Reichsdeputation in Rastadt soll ihre Sitzungen permanent erklären und sich dann mit Abschluß eines ewigen Friedens beschäftigen; jeder Artikel desselben darf aber in nicht weniger als 50,000 Sitzungen abgethan werden. Die Reichsarmee soll dem Landgrafen von Hessen übergeben werden, damit er sie bei erster besten Gelegenheit dem Meistbietenden zuschlagen und nach England, Amerika oder Ostindien verhandeln möge." U. s. w.

So durfte man in Deutschland scherzen; die Entscheidung in Frankreich verzögerte sich gleichfalls. Der Gedanke, sich zum Herrn zu machen, lag Bonaparte schon damals nicht fern, aber er äußerte selber, die Sache sei noch nicht reif. Ebenso wurde eine Landung in England als vor der Hand unthunlich befunden. Endlich entschloß er sich zur Expedition nach Aegypten. Das Directorium willigte mit Freuden ein, in der sichern Hoffnung, dadurch den gefährlichen Feldherrn für immer los zu werden: aber was hatte ihn selber bestimmt?

Schon zur Zeit Ludwig's XIV., als es noch gar nicht darauf ankam, die Uebermacht Englands zu bekämpfen, hatte Leibnitz ein vollständiges Memorial darüber ausgearbeitet, Volney, der dem General persönlich vorgestellt wurde, hatte ihm seine Ansichten vorgetragen. Es ließen sich Gründe des Verstandes für das Unternehmen anführen.

Aber diese waren es wohl nicht allein, was Bonaparte bestimmte. Es ist ein altes Sprichwort, daß in jedem großen Genie ein Keim des Wahnsinns steckt: setzen wir statt des letzteren, Uebergewicht der Phantasie über den Verstand, so findet das Wort hauptsächlich auf Zeiten seine

Anwendung, in welchen die Grenzen des Möglichen und Erlaubten sich völlig verrückt haben.

Bonaparte besaß einen sehr kalten Verstand und war ein fertiger Rechner; aber der Verstand war bei ihm das Dienende, die eigentliche Macht seines Genies liegt nach einer andern Seite. — In den Zeiten seines höchsten Ruhms äußerte er einmal gegen einen Vertrauten, die Zeit sei gar zu nüchtern, man könne nichts Großes mehr erreichen; und als dieser entgegnete, er habe doch Ungeheures gethan, antwortete er verdrießlich: „aber wenn ich behaupten wollte, Jupiter Ammon sei mein Vater, so würde alle Welt mich auslachen. Es ist mit diesen Leuten nichts anzufangen.“ Das war humoristisch, aber solche Gedanken gingen ihm im Kopf herum; die Proclamationen, die er in Aegypten erließ, sind ein sprechender Beleg dafür.

19. Mai schiffte er sich ein, 1. Juli kam er in Aegypten an. 6. Juni erließ er seinen ersten Aufruf. „Eure Feinde sagen, wir wollen Eure Religion zerstören. Glaubt ihnen nicht! Alle Menschen sind gleich in den Augen Gottes. Wir sind echte Moslem; wir haben eure Feinde, den Papst, die Malthefer gezüchtigt; wir sind die Freunde des Allmächtigen, die Feinde seiner Feinde. Wohl denen, die mit uns gehn; wer gegen uns ist, soll ohne Gnade umkommen.“ Aber noch weit sprechender ist die

blos in der Literatur. In der That schauderte der ganze Orient zusammen vor dieser gewaltigen Erscheinung, und das Pariser Publikum arbeitete seine Vorstellungskraft über die Schranken des Möglichen aus.

Noch ehe Bonaparte nach Aegypten abging, 10. Februar 1798, war Rom eine Republik geworden; der greise Papst war in die Gefangenschaft abgeführt und die Stadt fast so arg beraubt wie zu den Zeiten Bourbons. Von allen Feldzügen hatte Bonaparte erlesene Kunstwerke nach Paris gebracht, das auch für die Kunst der Mittelpunkt werden sollte; in erweitertem Maßstab wurde das jetzt fortgesetzt.

Solcher Wirklichkeit gegenüber sah die poetische Erfindung matt aus; es ist noch immer der reine Stil des Directoriums.

Die Denkwürdigkeiten der Me. Guachet, oder, wie sie sich nannte, Prinzessin Stephanie Conti, sind auch für uns Deutsche ein Interesse: sie sind die Quelle für Goethe's „natürliche Tochter." Das Buch ist ein wüstes Durcheinander ziemlich unwahrscheinlicher Abenteuer; die Verfasserin zog auch in Deutschland herum und machte als Amazone Aufsehn. — Von der Gräfin Flahault (38 J.), die nun nach Paris übersiedelte, erschien „Emilie et Alphonse, ou le danger de se fier aux passions"; von Sophie Cottin (25 J.) „Claire d'Albe."

Die schöne Therese (23 J.), noch immer Königin der Mode, benutzte die Gelegenheit, daß ihr Gemahl, der elende Tallien, die ägyptische Expedition machte, sich von ihm scheiden zu lassen; er ist nachher verkommen. Therese schloß sich nun sehr an Frau v. Staël an.

Von dem Marquis de Sade (58 J.) erschien „Juliette", die an Verruchtheit der Erfindung noch über die „Justine" hinausgehen soll. Sehr angenehm hebt sich dagegen die Novelle „la dot de Suzette" ab, von Fiévée, einem Verbannten des 8. Fructidor, (31 J.), der durch die Schärfe seines Sarkasmus an Rivarol erinnert. In dem Gefühl, hinter die Coulissen gesehn zu haben, verhöhnt er jeden Enthusiasmus, und sein Lieblingsgesetz ist: „quand on a un vice, il faut savoir le porter." Die Novelle gibt eine treffende Charakteristik jener wüsten Uebergangszeit, und machte viel Glück. Eine vornehme Dame hat die junge Bäuerin Suzette ausgestattet und an einen Mann von niederm Stand verheirathet, um das Liebesverhältniß derselben mit ihrem Sohn abzubrechen; durch die Revolution ruinirt und genöthigt, selbst einen Dienst zu suchen, wird sie durch ein Empfehlungsschreiben in das Haus Suzette's gerufen, die mittlerweile eine reiche Frau geworden ist. Das Zusammentreffen und Wieder-

erkennen ist mit großer Feinheit gezeichnet. Der Verfasser hatte sich in der Weise Diderot's bemüht, den Schein einer wahren Geschichte zu erregen.

Schlimmere Dinge waren die „Priapeia" des Abbé Noël, die „Quatre métarmophoses" von Lemercier; das größte Aufsehn machte „la guerre des Dieux ancien set modernes" (1799) von dem gefeierten Parny (46. J.), das geistvollste, freilich auch das frechste Gedicht jener Tage, das durch seine Schlüpfrigkeit an Voltaire's Pucelle erinnert. Freilich war es nicht diese, sondern die antichristliche Tendenz, was Anstoß gab.

Parny stellt die griechischen sowie die nordischen Götter, die dem Christenthum erlagen, in humoristisch plastischer Form dar, und ebenso die Bilder der christlichen Mythologie; die Erfindung und Gruppirung der Scenen ist mitunter brillant. Sieger und Besiegte kommen gleich schlecht weg, obgleich der herbste Spott das Christenthum trifft als den gefährlichsten Gegner. Denn polemisch ist die Schrift gedacht: Parny ist Theophilantrop und hält jede positive Religion für Priestertrug.

Sehr bezeichnend für die deutsche Romantik jener Tage ist eine Kritik des Gedichts von A. W. Schlegel. Er bespricht es mit großem Interesse, rechtfertigt ebenso seine Blasphemien wie seine Zoten mit der Analogie des Aristophanes und der mittelalterlichen Narrenfeste; und tadelt ihn nur, weil er mit einem positiven Glauben den fremden Glauben bekämpft: hätte das Gedicht einen rein komischen Zweck gehabt, ohne jeden ethischen Hintergedanken, so wäre jede Frivolität in der Ordnung gewesen. — So liberal konnten die französischen Christen nicht urtheilen, weil sie aus bittrer Erfahrung wußten, wie nothwendig ihnen für ihre Existenz ihr katholisches Christenthum war, und wie wenig es Kraft gezeigt hatte, dem Spott zu widerstehn. Ihnen lag Voltaire noch zu sehr in den Gliedern.

Das Gedicht wurde eifrig gelesen, drei Auflagen folgten schnell auf einander: aber dem Dichter blieb vorläufig die Academie verschlossen: er hatte zu starkes Aergerniß gegeben; man wollte den zarten Elegiendichter nicht wiedererkennen, der früher sich beklagt, daß die neuen Amoretten heimlich Bocksfüße zeigten, und nun nicht blos die Verwandlung der Satyrn in Mönche mit faunischem Behagen schilderte, sondern auch über die heilige Dreifaltigkeit schlechte Witze machte. Sein alter Freund Ginguené nahm sich in der „Decade" seiner an, gab sehr eingehende lobende Auszüge, konnte aber doch das Verfängliche mancher Stellen nicht leugnen.

Wenn in der Literatur der Geist des Directoriums sich zeigt, so verleugnet er sich auch nicht in der Kunst. Der „Raub der Sabinerinnen“ von David (51 J.) wurde kurze Zeit nach dem Erscheinen des „Götterkriegs“ ausgestellt. Hier ist nicht mehr von der Tugend die Rede, sondern von der Schönheit und Sinnlichkeit; keine Action wie auf dem Theater, sondern ein lebendes Bild, bestimmt die Formen vortheilhaft zu zeigen. Es ist der Moment gewählt, wo Hersilia und die übrigen Frauen sich zwischen die Väter und Gatten werfen, die im Begriff sind, auf einander loszugehn. Echte Lebenswahrheit ist wenig darin, doch berauschte sich Paris an den schönen wenig bekleideten Frauen, die in den Salons nur den Incroyables sichtbar waren. Der Hellenismus ward Mode auch in dem Geräth und der Baukunst; man freute sich der aus Rom geraubten Statuen, man brachte ionische Säulen an, wo es sich irgend thun ließ. Die Zeit des „jungen Anacharsis“ war nun wirklich gekommen.

Sehn wir uns im entgegengesetzten, dem christlichen Heerlager um, so finden wir Maury (52 J.), der indeß vom Papst zum Cardinal ernannt ist, mit dem Grafen Joseph de Maistre in Venedig zusammen; der geistreiche Graf ist ebenso erstaunt über die Ignoranz des alten kirchlichen Vorkämpfers wie über seine derben, fast cynischen Manieren. — St. Martin (55 J.) hat ein neues mystisches Buch geschrieben: „l'influence des signes sur la formation des idées.“ Endlich überwindet Chateaubriand seine Zweifel und bekennt sich zum positiven Christenthum. Seine Bekehrung wird durch ein erschütterndes Ereigniß, das ihn traf, veranlaßt.

Seine Mutter starb in Noth und Elend; sie trug im Sterben ihrer Tochter, Frau von Farcy, auf, ihn an die Religion seiner Väter zu erinnern. Als der Brief ihm zukam, October 1799, war auch seine Schwester gestorben. „Ces deux voix sorties du tombeau, cette mort qui servait d'interprête à la mort m'ont frappé: je suis devenu chrétien. Je n'ai point cédé, j'en conviens, à de grandes lumières surnaturelles; ma conviction est sortie du coeur: j'ai pleuré, et j'ai cru.“ Freilich wurde dies bei einer so beweglichen Natur fortwährend durch neue Kämpfe des Unglaubens, durch neue Spöttereien des Stolzes unterbrochen. „Quand les semences de la religion germèrent la première fois dans mon âme, je m'épanouissais comme une terre vierge qui, délivrée de ces ronces, porte sa première moisson. Survint une bise aride et glacée,

et la terre se dessécha; le Ciel en eut pitié, il lui rendit ses tièdes rosées; puis la bise souffla de nouveau. Cette alternative de doute et de foi a fait longtemps de ma vie un mélange de désespoir et d'ineffables délices." Bald sollten die Umstände Chateaubriand nach Frankreich zurückführen.

Noch zu Anfang des Jahres hatte Bonaparte mit dem Indischen Sultan Tippo Saïb angeknüpft; er hatte 6. März Jaffa erstürmt; aber vor Ptolemaïs mußte er 20. Mai abziehn, und erkannte, daß fortan die ägyptische Expedition hoffnungslos sei. Mit schwerem Herzen gab er seinen riesenhaften Entwurf auf: seine Idee war gewesen, durch Aufbieten der christlichen Bevölkerung Constantinopel zu nehmen, vom Orient aus Oesterreich niederzuwerfen und so endlich nach Paris zu gelangen. Noch in den letzten Jahren seines Lebens klagte er, der Vertheidiger von Ptolemaïs habe ihm seine Carrière verdorben.

Ohnehin schien die Lage Frankreichs dringend seine Rückkehr zu fordern. Der Haß sämmtlicher Völker gegen die Raubzüge der französischen Soldateska war bis zum Sieden gekommen; vom Mai bis in den August erfocht Suworow einen Sieg nach dem andern über die Republikaner, und drohte mit einem Einbruch in Frankreich selbst. Die Chouans standen wieder in Waffen. In Paris hatte man 25. Mai (30. Prairial) einen neuen Staatsstreich gemacht; der Chef der Theophilanthropen wurde ausgetrieben, Barras und Sieyès bemächtigten sich der Regierung und der alte Jacobiner Fouché als Polizeimeister war im Stande, 12. August den Jacobinerclub definitiv zu schließen. Aber nun verfiel das Land in die vollständigste Anarchie, die Straßen waren unsicher, Handel und Verkehr in beständigem Sinken, gemeine Beutelschneider hatten sich in allen einflußreichen Stellen festgesetzt; ein tiefer, aber hoffnungsloser Groll fraß an dem Herzen des gesammten Volks.

In einem Brief an Mallet du Pan, der jetzt (50 J.) in London den „Mercure britannique" herausgab, August 1799, spricht sich Portalis (53 J.), der in Zürich durch Lavater mit den deutschen Gefühlsphilosophen und ihren Systemen bekannt geworden war, über die Zustände Frankreichs aus. Alle Welt sei gegen die Republik eingenommen. „Die Nation ist aber viel zu müde, um sich einen Fürsten zu geben: der Befreier Frankreichs muß mit einem fertigen Plan kommen, der im ersten Augenblick der Ermattung angenommen wird, wo die Masse allein sich regt, da im zweiten Augenblick bereits die Ehrgeizigen sich vordrängen."

Von wem man die Befreiung erwarte, war eigentlich Niemand mehr zweifelhaft. — 22. August schiffte sich Bonaparte heimlich nach Europa ein. — Der Salon des Jahres zeigte den Parisern „Bonaparte die Fahne in der Hand auf der Brücke von Arcole voreilend". Der Maler J. Ant. Gros (28. J.), David's Schüler, hatte das Heerwesen aus eigner Anschauung studirt; es war ihm gelungen, den General mit dem Ausdruck mächtigen Lebens darzustellen: die kühne Naturwahrheit der Bewegung, den warmen Ton und den leichten breiten Pinselstrich war man von der ältern Schule David's nicht gewohnt.

Durch die Verkehrtheiten des wiener Hofkriegsraths besserte sich einigermaßen die militärische Lage der Franzosen; Suworow, im Stich gelassen, rieb sich 24. September auf dem abenteuerlichen Zuge über den St. Gotthard in fruchtlosen Kämpfen auf; es kam endlich zwischen Rußland und Oesterreich zum Bruch. Dennoch war der Feldzug des Jahres so verderblich gewesen, daß das Volk in eine hoffnungslose Erschöpfung verfiel.

8. October landete Bonaparte in Frankreich; seine Reise durch das Land war ein Triumphzug; ganz still kam er 16. October in Paris an (30 J.), wo alle Generale sich beeilten, ihm den Hof zu machen. An dem Tage, als er in Paris ankam, wurden die „Venetianer" aufgeführt, von Arnould (38 J.), der schon in Mailand dem General bekannt geworden und in seinem Dienst verwendet war. — Es war damals guter Ton, die Verfassung des von Bonaparte den Oestreichern geopferten Venedigs herabzusetzen. Die Tragödie behandelt die Geschichte zweier Liebenden, die der venetianischen Staatsinquisition zum Opfer fallen. Ursprünglich hatte der Dichter einen günstigen Ausgang beabsichtigt, die Sache sollte durch einen Wettstreit des Edelmuths erledigt werden, aber Bonaparte zeigte ihm, daß das tragische Interesse den Tod des Helden verlangte. Der Dichter hatte sich gefügt, und grade die letzten Acte waren ihm vorzüglich gelungen: sie haben Action und Leidenschaft und, was für jene Zeit bemerkenswerth ist, auch etwas Localfarbe.

Arnould schloß sich eifrig dem General an, ebenso Fontanes. Von den Machthabern nahmen Sieyès und Talleyrand entschieden seine Partei; Barras (30. October) zeigte sich zweideutig. Röderer, den er über die Gefahren des Staatsstreichs zu Rathe zog, antwortete einfach: „Ce que je crois difficile, même impossible, c'est qu'elle ne se fasse pas; car elle est à trois quarts faite."

Es mußte doch ernsthaft Gewalt gebraucht werden. Aber wenn die Advocaten in der Versammlung der 500 feierlich erklärten: wir weichen den Bajonetten nicht! so erwies sich diese Erklärung als eitel, da nun 9. November 1799 (18. Brumaire) die Bayonette kamen. Die Gesetzgeber wurden auseinandergetrieben, und die Armee bemächtigte sich der Regierung. — Es war ein Act roher Gewalt, aber er wurde von dem Volk durch ein fast einstimmiges Plebiscit gutgeheißen: so allgemein und gründlich war die Verachtung gegen die bisherigen Machthaber. Darum konnte diesmal der Staatsstreich ohne alle Verfolgung durchgeführt werden; die Proscriptionen hörten auf, und Bonaparte spielte ganz die Rolle des August.

Sieyès brachte nun eine äußerst wunderliche Verfassung in Vorschlag, die schnell beseitigt wurde; dagegen erhielten Sieyès und Barras die Erlaubniß, noch nachträglich ungeheure Summen aus dem Staatsschatz zu stehlen und sich damit in ein reiches und verachtetes Privatleben zurückzuziehn. Die neue Verfassung wurde 24. December verkündet: Bonaparte erster Consul, die beiden andern seine bloßen Werkzeuge; daneben ein Senat, ein gesetzgebender Körper, beide ganz abhängig vom ersten Consul, und, die einzige Anomalie, ein Tribunal, welches die Interessen

rität, die man respectiren konnte, und die zugleich den noch immer schwankenden Zuständen Sicherheit verhieß. Daß die Autorität keine andre sein konnte, als die Armee, verstand sich von selbst; das Glück gab dieser Armee einen Führer, der dem Volke gab, was es am heißesten begehrte, ein stolzes Selbstgefühl.

Recht gut hat Ramond, der Alpenwandrer, der während der Revolution die Pirenäen dem Publikum bekannt gemacht, und dann in Staatsdienste trat, die Moral der ganzen Sache ausgesprochen.

„L'heure des révolutions sonne, quand la succession des temps a changé la valeur des forces qui concourent au maintien de l'ordre social, quand les modifications que ces forces ont subies sont de telle nature qu'elles portent atteinte à l'équilibre des pouvoirs; quand les changements, imperceptiblement survenus dans les moeurs des peuples et la direction des esprits, sont arrivés à tel point qu'il y a contradiction inconciliable et manifeste entre le but et les moyens de la société, entre les institutions et les habitudes, entre la loi et l'opinion, entre les intérêts de chacun et les intérêts de tous; quand enfin tous les éléments sont parvenus à un tel état de discorde qu'il n'y a plus qu'un conflit général qui, en les soumettant à une nouvelle épreuve, puisse assigner à chaque force sa mesure, à chaque puissance sa place, à chaque prétention ses bornes.“ So empfand er das neue Regiment des 18. Brumaire.

VI.

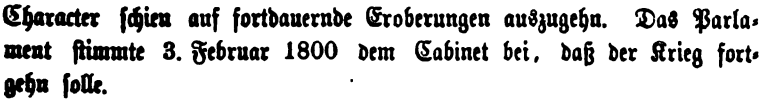
Die neue Regierung fand das Land in einer sehr traurigen Lage. Alle Bande der Ordnung waren aufgelöst, Handel und Gewerbe stockten, der Besitz war unsicher, das Schulwesen verwildert; überall sah man Ruinen. Der Bürgerkrieg in der Vendée war ein Raubkrieg geworden; die Gesellschaft siechte an einer Auflösung und Schwäche, die keinen allgemeinen Willen aufkommen ließ und nur kalter wüster Selbstsucht Raum gab.

Es wurde unter dem Consulat schnell anders. Man hatte Vertrauen auf die Kraft der neuen Regierung, die zudem durch große Gehälte alle Capacitäten in ihren Dienst zog; in Folge dessen stellte sich der Credit her, und es kam Ordnung in die Finanzen. Die Chouans wurden mit Energie u d Milde unterworfen, durch den militärischen Geist

der Regierung wurde den Franzosen, die eine starke Hand haben wollen, die Disciplin wieder eingeschärft und die Willkühr abgeschnitten.

In den Tagebüchern Röderer's findet man schätzbare Aufzeichnungen über den Character des neuen Gebieters. Röderer hatte nichts von einem Hofmann, und Napoleon, der sein Talent schätzte, verspottete ihn gern als einen Metaphysiker; aber aus den unparteiischen Notizen dieser Tagebücher sieht man, welchen ungeheuren Eindruck die gewaltige Arbeitskraft, der schnell auffassende Verstand und namentlich die Ordnung in seiner Genialität auf die unsteten Söhne der Revolution machen mußte. Napoleon war der Herr der Situation, weil er der Erste war, der einen festen Willen mitbrachte, und der im Wesentlichen das wollte, was die Nothwendigkeit erheischte.

„Ce qui caractérise l'esprit de Bonaparte, c'est la force et la constance de son attention. Il peut passer 18 heures de suite au travail, à un même travail, à des travaux divers. Je n'ai jamais vu son esprit las . . . je ne l'ai jamais vu distrait d'une affaire par une autre, sortant de celle qu'il discute pour songer à celle qu'il vient de discuter ou à laquelle il va travailler . . . Jamais homme ne fut plus entier à ce qu'il faisait, et ne distribua mieux son temps entre les choses qu'il avait à faire; jamais esprit plus inflexible à refuser



Character schien auf fortdauernde Eroberungen auszugehn. Das Parlament stimmte 3. Februar 1800 dem Cabinet bei, daß der Krieg fortgehn solle.

Von vielen Seiten wurde noch immer die Idee gehegt, der neue Consul werde die Rolle Monk's spielen; in diesem Sinn schrieb 4. Februar 1800 der Graf von Provence selbst an Napoleon; in diesem Sinn erließ Michaud eine öffentliche Adresse an ihn: wolle er mit Verletzung des Rechts auf seine eigne Kraft sich stützen, so werde sein Reich von kurzer Dauer sein. — Napoleon war nicht dieser Meinung: er bezog 19. Februar mit großem Gepränge die Tuilerien, richtete dort einen förmlichen Hofhalt ein, und wußte die Pariser durch wiederholte Schaustellungen wie durch glänzende Neubauten zu beschäftigen.

Er hatte während der Revolution die Gefahren der Preßfreiheit kennen gelernt: er hob sie gleich nach dem 18. Brumaire so vollständig auf, wie es kaum unter Robespierre geschehn war. Aber geschrieben sollte werden, die erste Nation Europas sollte auch darin ihren alten Ruhm bethätigen: am liebsten hätte Bonaparte die ganze Leitung in die Hand genommen. Wenigstens behielt er sich seinen Einfluß vor, nicht blos im Verbieten, sondern auch im Fordern.

Sehr willkommen war ihm Januar 1800 die Gründung des „Journal des débats politiques et littéraires" durch Bertin (33 J.), einem geschickten und unternehmenden Geranten, der sich zur Aufgabe stellte, sein Publikum in der anständigen Gesellschaft zu suchen, oder vielmehr durch sein Blatt diese Gesellschaft zu gründen.

Das Consulat war das goldne Zeitalter der literarischen Kritik. Die Zahl der Dichter, welche die Aufmerksamkeit auf sich zogen, war gering, der Spielraum für die Besprechung politischer Fragen eng gemessen. Dagegen hatte man erkannt, daß die schlechte Literatur auch auf das öffentliche Leben und auf die Sittlichkeit einen unheilvollen Einfluß übe. Die Pöbelherrschaft der Schreckenszeit hatte die Sitten, die Sprache, den Geschmack verwildert, und unter dem Directorium wurde es nicht viel besser: die Schriften jener Zeit schwankten zwischen einem lüsternen Cynismus und einer faden Sentimentalität. Dieser Verwilderung gegenüber war es von Wichtigkeit, die Rolle Boileau's wieder aufzufrischen: es galt, den academischen Geschmack herzustellen, weil mit dem Geschmack der gesunde Menschenverstand zusammenhängt. Wieder wandten sich alle Blicke dem großen Zeitalter Ludwig's XIV. zu, und die Feinheit des Sprachbaus, die

Schönheit des Verses, die Strenge der Regel wurde ebenso ernst erörtert wie die großen Fragen der Zeit.

Diese Kritik hatte aber einen doppelten Fehler. Einmal war sie überwiegend formell, ablehnend und unproductiv, sie bereicherte nicht blos nicht die Literatur mit neuen Gedanken, sondern sie scheute sich davor. Sodann wurde sie durch politische Rücksichten parteiisch. Die gouvernementalen Blätter lobten jeden Schriftsteller von conservativen Gesinnungen, und schalten jeden, der im Sinn des 18. Jahrhunderts dachte; um sich zu entschädigen, schlugen die wenigen liberalen Zeitschriften, denen das Gebiet der Politik versagt war, das umgekehrte Verfahren ein.

Unter den Kritikern des „Journal des Débats" nimmt die erste Stelle Geoffroy (57 J.) ein. Seine Bildung wie sein Urtheil waren einseitig, aber ein derber gesunder Menschenverstand und eine Entschlossenheit, die keine Schonung kennt, empfahlen ihn für die damaligen Bedürfnisse. Während der Revolution ward er Landschullehrrr, nach Ablauf der Schreckenszeit lehrte er zu Paris in einer Jesuitenschule, bis ihn Bertin entdeckte und ihm die Besprechung der Theater übertrug. Die Artikel erregten damals außerordentliches Aufsehn, theils weil er sie durch politische Anspielungen zu würzen verstand, hauptsächlich aber wegen des schneidenden

seinen Standpunkt wechselt, das Alles ist gegen die Regel; Voltaire erscheint ihm im Licht eines Schulknaben, der strenge Zuchtrechtweisungen verdient. Dafür lobt er alle mittelmäßigen Scribenten seiner Zeit, die einen richtigen Vers bauten und eine übersichtliche Disposition beobachteten. Er betrachtete die Literatur im Grunde nur als eine Zierde der bürgerlichen Ordnung, nach deren Gesetzen sie sich richten müsse, und von der bürgerlichen Ordnung hatte er keine andern Begriffe, als die er aus dem Zeitalter der Perücken geschöpft. Als er einmal ein kleines Lustspiel zu besprechen hatte, dessen Pointe eine Mißheirath war, bemerkte er sehr weise: „La société est essentiellement fondée sur l'inégalité; ce n'est point vanité, c'est prudence de chercher à s'assortir dans l'union conjugale, d'eviter une trop grande disproportion de naissance et de fortune."

Die Kritik im „Mercur" übernahm Fontanes (43 J.), der aus England zurückgekehrt war und durch seine feinen Formen die Gunst des ersten Consuls erworben hatte. Für ihn war das Zeitalter Ludwig's XIV. auch in der Literatur das goldne; er glaubte nicht an die Perfectibilität des Menschengeschlechts, sondern meinte einen beständigen Abfall wahrzunehmen: sein Ideal waren die Perioden der Trajane und Antonine. Uebrigens ein wirklich feiner Kopf, und auch in seinen Manieren ganz anders als Geoffroy, ein Vertreter der „guten alten Zeit".

Mit ihm befreundet, wirkte Joubert (45 J.) mehr durch seinen persönlichen Verkehr als durch Schriften: er war dazu zu träge. Sein Urtheil war viel freier als das irgend eines andern Kritikers der Zeit; er wußte Shakespeare ebenso zu schätzen als Racine. In seinen Aphorismen trifft er den Kern der Sache. „La plaie littéraire de ce temps, la ruine de l'ancien bon goût c'est que tout le monde écrit et a la prétention d'écrire autant et mieux que personne. Au lieu d'avoir affaire à des esprits libres, dégagés, attentifs, qui s'intéressent, qui inspirent, qui contiennent, on rencontre des esprits tout envahis d'eux mêmes." — „Pour bien écrire, il faut une facilité naturelle et une difficulté acquise." — „Il est des mots *amis de la mémoire*; ce sont ceux-là qu'il faut employer. La plupart mettent leurs soins à écrire de telle sorte qu'on les lise sans obstacle et sans difficulté et qu'on *ne* se souvient."

Dieselbe Richtung auf das Classische und Ideale nehmen wir in der deutschen Literatur wahr. Es ist kein Zweifel, daß Goethe und Schiller

sich gegen den rohen Naturalismus empörten, als sie den „Mahomed“, den „Tancred“, die „Phädra“ übersetzten und für die classische Form schwärmten: die deutsche Empfindung fand sich zu sehr in die Wirklichkeit gedrückt, sie suchte nach einem Correctiv und griff ebenso nach den Franzosen wie nach den Griechen und Spaniern. Die Franzosen hatten zudem die alte Autorität für sich: in „Ion“ und der „natürlichen Tochter“ schimmert mehr Voltaire und Racine durch als Sophokles und Euripides.

Die Dichter des Consulats gehen mit ihren Kritikern Hand in Hand. Delille (62 J.) schickte aus der Schweiz seinen „l'homme des champs ou les Géorgiques françaises“; Legouvé (36 J.) schrieb das Lehrgedicht „le mérite des femmes“ und Daru (33 J.) gab die Uebersetzung des Horaz. Sie war correct, anständig, sehr nach der Academie: gewisse Dinge blieben vom Parnaß verbannt, und der horazische „Kohl mit fettem Speck“ wurden durch Milch und Blumen ersetzt. Das Gedicht war Delille gewidmet. Auch in seinen kleinen Madrigalen bemühte er sich wenigstens, die Sprache rein zu erhalten und zu veredeln. Er war übrigens nur Dichter in seinen Mußestunden, er gehörte zu den höhern Beamtenkreisen des Consulats, aber trotz seiner Geschäfte verfolgte er mit großer Theilnahme alles, was in Versen geschrieben wurde, und galt als feiner Kenner.

Ein zweiter Roman von Fiévée (33 J.), „Frédéric“ (1800) ist noch sehr im Geschmack des Directoriums. Der Held ist der Sohn einer bereits bejahrten vornehmen Frau und eines jungen hübschen Kammerdieners. Die Situation der Eltern, als sie ihn erkennen, ist mit feinem Humor ausgemalt; aber leider ist der Kammerdiener zugleich ein Philosoph, der seine Studien zu Papier bringt, und auf die Aufforderung, sie drucken zu lassen, erwidert: „Non vraiment! Je craindrais de trahir les secrets de l'humanité; on sent le besoin de les cacher, quand on connaît les hommes.“

In glänzenden Contrast gegen die alltäglichen Leistungen der herrschenden Literatur tritt Frau von Staël (34 J.) in ihrem Werk „de la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales.“ Sie predigte die Nothwendigkeit einer neuen Poesie, die sich schon in Ossian, Werther u. s. w. prophetisch verkünde und dem Gefühl einen tiefern Ausdruck geben werde; eines neuen Glaubens, der ebenso bestimmt sei, die Barbaren der Revolution zu zähmen, wie das Christenthum die Barbaren der Völkerwanderung gebändigt habe. Die Philo-

sophie, die allein den Schmerz der Einsamen nicht trösten könne, müsse in eine neue Religion ausmünden. Ohne die deutschen Romantiker zu kennen, fand sie sich in ihrem Ideenkreis.

Der wesentliche Irrthum im Princip der Aufklärung war die Gleichgiltigkeit gegen das individuelle Leben, welches sie in allgemeine Formeln begrub; jene Gleichgiltigkeit, die in der Schreckensherrschaft, ebenso ihren Ausdruck fand, wie in dem Système de la nature. Frau von Staël trat für die Anerkennung der freien Individualität in die Schranken, für die Individualität der Völker wie für die der Einzelnen, für die Unmittelbarkeit der Empfindung gegen die Gemeinplätze der Convenienz, für den Enthusiasmus gegen die Nüchternheit des Verstandes, für die Genialität gegen die nivellirenden Spöttereien der Gesellschaft.

„Il n'y a rien de si facile que de se donner l'air très moral, en condamnant tout ce qui tient à une âme élevée. Le devoir, la plus noble destination de l'homme, peut être dénaturé comme toute autre idée, et devenir une arme offensive, dont les esprits étroits, les gens médiocres et contents de l'être se servent pour imposer silence au talent, et se débarrasser de l'enthousiasme, du génie, enfin de tous leurs ennemis. On dirait à les entendre que le devoir consiste dans le sacrifice des facultés distinguées que l'on possède et que l'esprit est un tort qu'il faut expier, en menant précisément la même vie que ceux qui en manquent."

Das Buch erregte großes Aufsehn. Das liberale Blatt „Decade philosophique" trat in einem sehr ausführlichen und scharfsinnigen Artikel für Frau von Staël ein. Verfasser desselben war Claude Fauriel (28 J.), ein junger Gelehrter von eminentem Wissen, der aber in der Literatur bisher nur mit kleinen journalistischen Arbeiten aufgetreten war. Er hatte bisher in der Armee gedient, jetzt bekleidete er eine Stelle im Ministerium, und zeichnete sich durch Einsicht und Wohlwollen aus. Die alten Sprachen und das Italienische beherrschte er bereits, jetzt legte er sich auf das Türkische. Er war auch in der deutschen Kritik nicht unbewandert, er kannte Wolf's homerische Forschungen und hatte über die Echtheit Ossian's Ansichten, die sehr gegen die herrschende Geschmacksrichtung der Franzosen waren. Seine Recension brachte ihn in Verkehr mit der Verfasserin und ihrem Freunde Benjamin Constant.

Die officiellen Kritiker fielen über das Werk her: Godefroy mit mehr als seiner gewöhnlichen Brutalität, Fontanes etwas höflicher, aber

doch hart; auch die Neuerungen und Ungenauigkeiten des Stils wurden gerügt. Mit feiner Malice sprach sich im „Mercure“ ein neuer Kritiker aus: Chateaubriand (32 J.), der für die Unveränderlichkeit des Christenthums in die Schranken trat. Durch Fontanes aufgefordert, hatte er sich April 1800 mit einem falschen Paß nach Frankreich gewagt, wo die Gesetze gegen die Emigranten nicht mehr strenge beobachtet wurden. Er kam bald in die beste Gesellschaft, und in ein sehr intimes Verhältniß zu Frau v. Beaumont, der Tochter des Ministers Montmarin, eine geist- und seelenvolle Frau; Fontanes und Joubert nahmen sich als Kritiker seines Talents an und wurden zugleich die Verkündiger seines Genies.

Der ganz veränderte Anblick Frankreichs machte ihn betroffen. Es schien, als ob diese Nation, die im Begriff war, sich aufzulösen, wie nach dem Chaos des Mittelalters, neue Zustände, eine neue Gesellschaft hervorbrachte. Die feindseligen Elemente mischten sich bunt und lustig durcheinander. „Les révolutionnaires enrichis commençaient à s'emmenager dans les hôtels vendus du Faubourg Saint-Germain. En train de devenir barons et comtes, les jacobins ne parlaient que des horreurs de 1793, de la nécessité de châtier les prolétaires et de réprimer les excès de la populace. Bonaparte, plaçant les Brutus et les Scaevola à sa police, se préparait à les barioler de rubans, à les salir de titres, à les forcer de trahir leurs opinions et de déshonorer leurs crimes. Entre tout cela poussait une génération vigoureuse, semée dans le sang et s'élevant pour ne plus répandre que celui de l'étranger. De jour en jour s'accomplissait la métamorphose des républicains en impérialistes et de la tyrannie de tous dans le despotisme d'un seul.“

Schon in Amerika hatte Chateaubriand den Plan zu einem großen Heldengedicht entworfen, welches den Naturmenschen im Gegensatz zur Civilisation darstellen sollte. Den Stoff gab das Gemetzel in Louisianna, durch welches 1727 der Stamm der Natchez und die dort angelegte französische Colonie ihren Untergang fand. Als er aus London abreiste, ließ er das fertige Manuscript zurück, das erst wiedergefunden wurde, als nach Abschluß des Friedens die Communication eröffnet war.

Nur zwei Fragmente daraus hatte er mitgebracht, „Atala“ und „René“. Das erste gab er noch 1800 heraus: es hatte, durch Fontanes warme Kritik gefördert, einen Erfolg, wie seit „Paul et Virginie“

n französisches Buch. Zwölf Auflagen folgten rasch auf einander, jede gfältig gefeilt, bis endlich Chateaubriand in der letzten erklärte, den rad der Vollendung, der ihm möglich sei, erreicht zu haben.

Trotz seines politisch-kirchlichen Gegensatzes verkehrte er in diesem inter viel und freundlich mit Frau von Staël, von der Fauriel ßerte: „elle sait avoir la superioreté charmante." Damals bewunte sie noch sehr den ersten Consul.

Seit drei Jahren war Wilhelm v. Humboldt mit seiner Frau Paris; sein Haus war der Sammelplatz für alle Deutschen von An-n, die sich vorübergehend oder dauernd dort aufhielten: sein Bruder lexander, Graf Schlaberndorf, G. v. Brinkmann, W. v. urgsdorf. Alexander hatte ihn mit den Naturforschern bekannt ge-acht, für deren Bedürfnisse die neue Regierung große Anstalten traf: ilande, Cuvier u. s. w. Eben hatte Laplace (50 J.) sein großes erk „Mécanique céleste" veröffentlicht, nachdem die „Exposition du stème du monde" vorausgegangen war: wir Deutsche konnten uns it Triumph sagen, daß Kant 44 Jahre vorher die Hauptpunkte vor-sgenommen hatte. Aber Kant's Werk war unbeachtet vorübergegangen, il es nicht in das allgemeine Leben der Nation traf; die „Mécanique leste" wurde ein Weltbuch, weil sie von der glorreichen Arbeit der nzösischen Gelehrtenwelt getragen wurde. Durch die Naturwissenschaft üpften die Franzosen von Neuem das Band mit der Culturwelt an.

Mit nicht minderem Interesse betrachteten Humboldts die reichen nstschätze, die durch die italienischen Raubzüge in Paris zusammenge-uft waren, den Laokoon, verschiedene Rafaels; Wilhelm hatte auf einer anischen Reise, die ihm auch Gelegenheit gab, durch Erlernung des Bas-chen den Grund zu seiner vergleichenden Sprachwissenschaft zu legen, e Maler Spaniens bewundern gelernt, aber was er in Paris sah, als April 1800 dahin zurück kehrte, imponirte ihm doch.

Nicht minder der Glanz der Bühne. „Die große Oper", schreibt aroline v. Humboldt, „ist für mich das anziehendste Schauspiel; cht durch die Musik, denn selten hört man etwas Gutes; aber durch den izenden Tanz und die einzige Schönheit des Costums. Die göttlichste estalt ist Mademoiselle Clotilde: sie ist so schön gebaut, daß man sie it nichts als den Meisterwerken, die uns die Kunst aufbewahrt hat, ver-eichen kann. Sie ist groß, und dadurch haben alle ihre Bewegungen was Hohes und Edles; wenn sie im Kreis der Andern sich zeigt, er-

scheint sie wie Diana unter ihren Nymphen. Diese Clotilde ist allein werth, daß man nach Paris kommt."

Gegen die französische Musik war Caroline ungerecht: eben damals wurden Chérubini's (40 J.) „les deux journées" („der Wasserträger") aufgeführt, die uns noch heute erbauen und erquicken; Boyeldieu (24 J.), Professor am Conservatorium, lebte mit dem Meister in enger Freundschaft.

Das französische Spiel fand Humboldt, den Anschauungen des weimarer Kreises gemäß, zu naturalistisch und zu wenig ideal. „Der Schauspieler ist in Gefahr auf der einen Seite zu viel Natur, auf der andern zu viel Kunst zu zeigen." Dafür entschädigt der Franzose durch augenfällige Vorzüge, hauptsächlich durch den großen Glanz der Kunst. — Wir Deutsche sind nicht sinnlich genug ausgebildet. — Der Franzose befriedigt sich mit dem gewöhnlichsten Gedanken, sobald er nur in einem glücklichen Ausdruck auftritt: der Deutsche hascht gutmüthig immer gleich nach dem Sinn, und verzeiht Dunkelheit und Incorrectheit, wenn nur sein Geist Befriedigung findet. Was er fühlt und denkt, stellt sich dem Sprechenden nicht sozleich in glänzendem Ausdruck dar; wir sind eine geberdenlose Nation; wir haben weniger Sprache als andere Nationen, und hätten uns doch soviel mehr und Besseres zu sagen. — Daß der französische Acteur nur Leidenschaft, fast niemals Character darstellt, ist die Schuld seiner Dichter; daß er oft manierirt ist, daß er das Frappirende und Contrastirende sucht — ist die Schuld der ganzen Nation, die eben das will oft selbst thut. — Im Ganzen war ihm das Pariser Geplauder sehr zuwider. „Sie Glücklicher", schreibt er an Wolf, „mitten in Deutschland und unter lauter Deutschen können kaum fühlen, wieviel einem eine solche (es ist von Voß die Rede), so kräftige, hohe und begeisterte Sprache ist! — Aber in dieser Oede schlagen deutsche Töne der Art ganz anders an ein deutsches Ohr. In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe immer dabei, daß, so manches Interessante ich hier für meine Neugier treffe, doch immer ein erhöhtes und durch den Contrast belebtes Bewußtsein der volleren deutschen Natur bleibt."

Durch die in Paris zusammenströmenden Kunstschätze wurde die Productivität wieder angeregt. David (52 J.) arbeitete an einem neuen großen Bild, die Thermopylenschlacht: er hatte den Moment einer stillen Sammlung nach dem Kampf gewählt, und seine Aufgabe darin gesucht,

nach dem Muster antiker Gemmen schöne Männergestalten zu zeigen; die Stellungen waren etwas theatralisch ausgefallen. — Der erste Consul, der sein Talent sehr schätzte, tadelte ihn, es an alte Stoffe zu verschwenden: der moderne Heroismus fordere den Künstler auf, ins wirkliche Leben zu greifen. David ließ sich das gesagt sein, so unmalerisch die moderne Tracht erschien; der Leonidas blieb liegen, und die französische Armee wurde Gegenstand des alten Römers.

Nicht ohne Grund sprach Bonaparte mit Selbstgefühl von seinen Thaten. Um den Krieg gegen Oestreich zu entscheiden, unternahm er den Zug über den St. Bernhard, und erfocht 14. Juni 1800 den glänzenden Sieg bei Marengo. Bei keiner Schlacht hatte er so wenig eigenes Verdienst, aber keine trug ihm soviel ein; sie hat eigentlich erst das Consulat gestützt. Als er 2. Juli nach Paris zurückkam, war der Empfang eine Reihe von Triumphen. Der Wohlstand und das Wohlleben hatte sich plötzlich hergestellt, nun kam der Ruhm dazu, und beides verdankte man einem Helden.

„Noch ein paar solche Feldzüge", sagte er, „und die Nachwelt wird von mir reden. Aber noch ist es nicht genug, sonst würde nach zehn Jahrhunderten die Weltgeschichte mir nur ein paar Seiten widmen." — Als Thibaudeau ihm Glück wünschte, daß er Frankreich eine hervorragende Stelle unter den europäischen Mächten verschafft, entgegnete er: „Und das halten Sie für genug? es muß die erste sein, oder es geht unter!" — „Meine Macht ruht auf meinem Ruhm, mein Ruhm auf meinen Siegen. Meine Macht stürzt zusammen, sobald sie nicht durch neuen Ruhm und neue Siege aufgefrischt wird. Eine neu aufgerichtete Regierung muß blenden und erstaunen; wenn das Erstaunen einen Augenblick aufhört, ist sie verloren. Vergebens erwartet man Ruhe von einem Mann, in dem die Bewegung sich concentrirt."

Schwer mußten Deutschland und Italien unter diesem Bedürfniß leiden; in beiden Ländern wurde der Krieg barbarisch geführt. Aber das Glück blieb den Franzosen hold. Moreau siegte 3. December 1800 in der gewaltigen Schlacht bei Hohenlinden, rückte gegen Wien vor, und erzwang 25. December einen Waffenstillstand.

Die Freude über diesen Erfolg wurde verkümmert durch ein Attentat gegen den ersten Consul, 24. December, die berüchtigte Höllenmaschine. Ueberzeugt, daß es von den Jacobinern ausgehe, donnerte er seinem Polizeidirector Fouché leidenschaftliche Anklagen wegen seiner Verbindung mit

dieser Partei entgegen und verfügte strenge Maßregeln; erst 13. Januar 1801 enthüllte sich, daß die Royalisten das Verbrechen begangen hatten, obgleich noch vor Kurzem die Gesetze gegen die Emigranten sehr gemildert waren.

Aus diesem Zeitpunkt — 25. December 1800 — haben wir einen sehr interessanten Brief von W. v. Humboldt an seine Freundin Reimarus im Hamburg. — „Wie brach in diesem Augenblick alles liegt, was man hier Künste und Talente nennen kann, wie hohl alles, wie man es auch anschlagen mag, wiederklingt, welche Geistesunfruchtbarkeit jeden Fremden, der auch nur Geistesbeweglichkeit hat, in seine vier Mauern zurückschrecken muß — der Oede im Herzen mit keinem Wort zu gedenken — davon kann man freilich einen vollständigen Begriff haben, wenn man die französischen Journale kennt, aber einen anschaulichen, Gottlob! nur in Paris selbst. Sie sehn, daß ich das Glück, in der Hauptstadt der Welt zu leben, nicht zu hoch anschlage. Indeß müssen Sie mich darum nicht zu sehr bedauern, denn die Franzosen behalten als Nation immer eine Liebenswürdigkeit, und die ungeheure Stadt ein Gewicht, wodurch jeder, dem es nicht ganz an Regsamkeit fehlt, schadlos gehalten wird. — Frau v. Staël ist seit einigen Tagen wieder hier, und hat jetzt recht leidlich deutsch gelernt. Es ist immer belehrend, zu sehn, wie deutsche Producte auf sie wirken. Sie ist gewiß sehr weit entfernt, schon jetzt in den Kern einzudringen, sie hat noch manche Vorurtheile abzulegen, aber sie ist doch vollkommen dahin gelangt, einzusehn, daß was in der deutschen Literatur eigenthümlich genannt werden kann, in einer andern Welt liegt, als in die sich ein Franzose versliegen hätte. Sie ist sogar so sehr davon überzeugt, daß sie mir neulich ausdrücklich sagte, daß fremdes Blut wie in ihr dazu nothwendig ist, sie nur zu suchen. — Wirklich glaube ich, daß die Wendung, welche der französische Geist in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts gemacht hat, im eigentlichsten Verstand von fremdem Blut herrührt. — Was die Staël merkwürdig macht, rührt größtentheils von Rousseau her, und sie hat Aufrichtigkeit genug, es nicht zu verleugnen, wie jetzt fast allgemeiner Ton ist. — Es ist lächerlich, wie die jetzigen Dichterlinge und Kritiker dem Zeitalter Ludwig's XIV. wie Lerchen der Sonne zufliegen. Doch sind sie soweit gekommen, selbst einzusehn, daß, da ihr eigner Boden zu unfruchtbar ist, sie Streifereien auf fremden machen müssen. Seit Voltaire haben sie die Engländer und namentlich auch die Deutschen geplündert, jetzt aber gestehn sie gedrückt die Nothwendigkeit ein.

Am nächsten befreundet mit Humboldt war Graf Schlaberndorf (S 13.), ein geistvoller Mann, der als Anhänger der Revolution nach Paris gekommen war und nun als Einsiedler dort lebte, übrigens sehr aufmerksam auf alles was vorging. An ihn schlossen sich der dänisch-deutsche Dichter Baggesen, der schweizer Maler Heinrich Füßli u. A.

Rahel Levin, die in diesem Frühling mit einer Gräfin Schlabern-dorf nach Paris kam, um eine unglückliche Liebe zu vergessen, meldet ihrem Vetter Veit, sie habe letzthin in ein kleines Büchelchen aufgeschrieben: „Lange existiren die guten Dinge, ehe sie ihr Renommée haben, und lange existirt ihr Renommée, wenn sie nicht mehr sind." „Das ist", fährt sie fort, „alles, was ich Ihnen über Paris sagen möchte. Lange, dünkt mich, ist es und kann es nicht mehr Paris sein, nachdem seit Jahrhunderten ganz Deutschland Paris geworden ist. Denn mir kommt Paris vor wie ein zusammengedrängtes Deutschland, und wenig verschieden."

Wie man indeß auf die pariser Zustände herabsehn mochte, die deutschen Zustände waren noch schlimmer.

9. Februar 1801 wurde der Friede zu Luneville abgeschlossen, auf Grundlage des Friedens von Campo Formio. Die Rheingrenze war nun offenkundig den Franzosen überlassen, und mit den Territorien der deutschen Landesfürsten ging eine Umwälzung vor, bei der die Deutschen wenig mitzusprechen hatten; die Entscheidung lag in Paris. Mit Ausnahme Englands hatte sich nun ganz Europa mit der Consularregierung verständigt.

Diese nahm einen immer mehr monarchischen Character an. 9. Mai 1801 brachte Bonaparte im Staatsrath den Gesetzvorschlag der Ehren-legion ein; wenn er sich nicht aus Montesquieu gemerkt hätte, daß Ehre — d. h. der vom Souverän verliehene Werth — das Princip der Monarchie ist, so kannte er aus eigner Erfahrung die Eitelkeit als das bewegende Motiv der Franzosen. Der Gesetzvorschlag fand lebhaftern Widerspruch als irgend eine andere Maßregel des Consulats, die Demo-kraten sahen deutlich die Gefahr für ihre Grundsätze. Dennoch wurde er durchgesetzt, und der Orden mit großem Geschick für die Einbürgerung monarchischer Gesinnungen ausgebeutet.

Noch wichtiger war der Abschluß des Concordats, 15. Juli 1801. Ueber die Nothwendigkeit einer kräftigen Grundlage für sein Reich hatte Bonaparte ähnliche Ansichten wie Robespierre; aber klüger als dieser, rechnete er mit dem Gegebenen, er wußte wohl, daß man eine Religion

nicht aus dem Aermel schüttelt. „Ich bin kein Papist", sagte er zu seinen Vertrauten, „in Aegypten war ich Mahomedaner, hier gehöre ich zur landesüblichen katholischen Kirche. Ich habe keine Particular-Religion; was aber die Idee Gottes betrifft: mögen die Herrn Ideologen einmal in die Einsamkeit gehn und den Eindruck erklären, den sie auf ihr Empfinden macht!" — Es ist eine Verleumdung, wenn man behauptet, er habe durch das Concordat sein Reich der Kirche dienstbar gemacht; er hat vielmehr die kirchlichen Kräfte, indem er ihnen seinen Arm lieh, seinen Zwecken unterworfen. Die neuen 60 Bischöfe, von ihm besoldet, arbeiteten in seinem Dienst; auf die Leitung des Staats und seiner Gesetze hatten sie keinen Einfluß. — Die alten Republicaner freilich murrten, als die Tempel der Theophilanthropen geschlossen wurden und der Sonntag die Gläubigen wieder in der altgewohnten christlichen Kirche sah, aber sie waren nicht mehr in der allgemeinen Strömung des Volks.

Das Concordat kam dem Nationalwillen entgegen, der in der Wiederaufrichtung der Kirche den Schlußstein für den Wiederaufbau der öffentlichen Ordnung sah. So faßte auch Portalis (55 J.) die Sache auf, der Staatsmann, der mit besondrem Eifer am Concordat gearbeitet. Auch die Ungläubigen müssen einverstanden sein, da jede Religion, sie sei wahr oder falsch, die Menschen um einige gemeinsame Ideen sammle. „Le philosophe lui-même a besoin, autant que la multitude, du courage d'ignorer et de la sagesse de croire . . . L'homme n'est point un être simple: la société qui est l'union des hommes, est nécessairement le plus compliqué de tous les mécanismes. Que ne pouvons-nous la décomposer ! et nous apercevrions bientôt le nombre innombrable de ressorts imperceptibles par lesquelles elle subsiste. Une idée reçue, une habitude, une opinion qui ne se fait plus remarquer, a souvent été le principal ciment de l'édifice." — Aehnlich Necker (67 J.) in seinem „Cours de morale religieuse": er empfiehlt auch in den Angriffen gegen wirkliche Mißbräuche der Kirche Behutsamkeit, um das Volk nicht zu irren. „Il y a quelque secret magnifique caché derrière cette superbe avant-scène que forme le spectacle de ce monde... Nous ne croirons pas que notre imagination s'élance au-delà des temps pour nous fournir un simple jouet; nous ne valions pas la peine d'être trompés, de l'être avec tant d'éclat, si nous ne devions avoir qu'une existence éphémère." Der Grund ist raffinirt!

Das Christenthum hatte seine Grundlage im Volksbewußtsein, es

gehörte nun aber auch zum guten Ton, während es vor der Revolution vornehm war, darüber zu spotten. Mit ironischer Demuth bekannte sich Chateaubriand, der an seiner großen Ehrenrettung des Christenthums arbeitete, gegen Frau v. Staël als einfältigen Diener Jesu, und sprach die Hoffnung aus, sie zu bekehren: auch ihr Talent würde dadurch ins Ungeheure wachsen.

„Vous paraissez“, schrieb er ihr, „n'être pas heureuse: vous vous plaignez souvent dans votre ouvrage, de manquer de coeurs qui vous entendent. Sachez qu'il y a de certaines âmes qui cherchent en vain dans la nature les âmes auxquelles elles sont faites pour s'unir, et qui sont condamnées par le grand Esprit à une sorte de veuvage éternel. — Si c'est la votre mal, la religion seule peut le guérir. Le mot philosophie, dans le langage de l'Europe, me semble correspondre au mot solitude dans l'idiome des Sauvages. (Er selbst nennt sich nämlich ihr gegenüber einen Wilden.) Or, comment la philosophie remplira-t-elle le vide de vos jours? Comble-t-on le désert avec le désert?“

Wie hat sich plötzlich der Ton geändert, in dem Gläubige und Ungläubige von den christlichen Mysterien reden! Mit besondrer Begeisterung wird der Marien-Cultus wieder in Gang gebracht. „Ceux qui ne découvrirent dans la chaste reine des anges que des mystères d'obscurité“, sagt Chateaubriand, „sont bien à plaindre. On pourrait dire quelque chose d'assez touchant sur cette femme mortelle, devenue une mère immortelle d'un Dieu rédempteur; sur cette Marie à la fois vierge et mère, les deux états les plus divins de la femme ... Cette tendre médiatrice euvre un coeur plein de pitié à nos tristes confidences, et désarme un Dieu irrité: dogme enchanté qui adoucit la terreur d'un Dieu, en interposant la beauté entre notre néant et la majesté divine!“

Es war dieselbe Zeit, in welcher unser Novalis, der Sohn des herrnhutischen Edelmanns, seine brünstigen Hymnen an die heilige Jungfrau richtete; in der ihr A. W. Schlegel vom Standpunkt des Kunstkenners seine Huldigungen darbrachte, freilich in ihrer Sixtinischen Incarnation. — Ramond (46 J.), der ehemalige Materialist, beschreibt in seiner Reise auf den Mont Perdu eine Capelle in der Wüste, in der die Madonna selbst erschienen sein soll, die Verunglückten zu retten: „que notre courte sagesse s'incline devant la Sagesse profonde qui dirige

au même but ce que nous appelons l'erreur et ce que nous appelons la vérité!" Skeptisch — aber gleichviel! es ist die Rückkehr. — Aehnliche Gesinnungen spricht der junge Simon Ballanche (25 J.) aus, in seiner Schrift „du sentiment dans ses rapports avec la littérature."

An die Namen dieser drei Schriftsteller knüpft sich auch ein rein literarisches Interesse. — Ramond, in seiner Jugend Nachahmer Werther's, Anhänger Cagliostro's, Beschreiber der Alpen, hatte kurz vor Ausbruch der Revolution dem gebildeten Publicum die Schönheiten der Pirenäen erschlossen. Ein kühner und leidenschaftlicher Wanderer, durchstreifte er Jahr aus Jahr ein diese schroffen Felsgebilde. Das Buch war in eine ungünstige Zeit gefallen und wenig beachtet, desto gewaltiger schlug die „Reise auf den Mont Perdu" durch. Ein Jahr vorher hatte Duperreux eine Pirenäenlandschaft ausgestellt; an diese knüpft Ramond seinen Bericht. Er hat zum Behuf der Schilderung das Wörterbuch bereichert oder wenigstens besser ausgenutzt; es kommt alles deutlich heraus, und wird doch durch einen leisen Anhauch von Melancholie ins Poëtische so gehoben. „Périr est leur unique affaire", sagt er von diesen finstern zerfressenen Kalksteinbildungen. Es ist ein prachtvolles Bild, diese düstre Einsamkeit: „où l'oeil ne rencontre plus rien qui le rassure; où l'oreille ne saisit pas un son qui appartienne à la vie; où la pensée ne trouve plus un objet de méditation qui ne l'accable; où l'imagination s'épouvante à l'approche des idées d'immensité et d'éternité qui s'emparent d'elle; où les souvenirs de la terre habitée expirent; où un sombre sentiment fait craindre qu'elle même ne soit rien."

Einen solchen Eindruck hat er nicht einmal auf den Hochalpen gehabt.

Von allen Seiten regte sich das Streben, der in Stockung gerathenen classischen Poesie durch kühne Neuerungen aufzuhelfen. In diesem Sinn schrieb der junge Charles Nodier (21 J.) in Besançon: „quelques pensées sur Shakespeare", und der alte Mercier (61 J.) „Néologie, ou vocabulaire de mots nouveaux à renouveler ou pris dans des acceptions nouvelles."

Diese Versuche erregten auch in Deutschland um so mehr Aufmerksamkeit, da das politische Uebergewicht der französischen Republik sich immer fühlbarer machte. 18. Juli 1801 wurde eine Proclamation erlassen, durch welche das linke Rheinufer definitiv der französischen Republik einverleibt wurde: es wurde den Einwohnern als Befreiung verkündet. Görres

(26 J.), der selbst nach Paris gegangen war, sich die Sache aus der Nähe anzusehn, verkennt in dem Bericht über diese Reise die „argen Dissonanzen“ nicht, die eine Verbindung mit Frankreich erzeuge, aber manches empfiehlt sie ihm: „Beiordnung einer Repräsentation aus dem Volk, Lossagung des Staats von der Pfaffheit und gänzliche Trennung der religiösen von den politischen Institutionen, ungehemmtes Fortschreiten in Aufklärung und Bildung, steigender Wohlstand durch die Unterstützung einer kräftigen Regierung, Vortheile der Vereinigung mit einem mächtigen Volk, endlich wachsende Cultur durch das Zerbrechen der localen Fesseln.“ Und was hat man von der Rückkehr des Alten zu erwarten? „Ein drückender Despotismus, durch Erfahrung aufgeklärt, durch langes Entbehren erbittert, nicht mehr so ungelenk wie vorher, aber um so empfindlicher; Wiedereinsetzung der Priesterschaft in ihre entzogenen Rechte; gewaltsame Erdrückung aller Bildung im Keim der künftigen Generation durch Mönche und ihre Helfershelfer, Reaction der Bigotterie, die sich durch Rachsucht für vorhergehenden Druck schadlos hält. — Das ist die Perspective, die unsre Fürsten uns vorhalten: — wer sollte noch schwanken?“

Solche Stimmung mußte wesentlich gesteigert werden durch die Erbärmlichkeit der damaligen Verhandlungen des Regensburger Reichstags, der mit langweiliger Pedanterie eine Revolution des Reichs ausarbeitete, die ihm von jenseit des Rhein befohlen wurde, durch die Niedertracht der Fürsten, die in Paris bei Talleyrand um diesen oder jenen Fetzen Landes bettelten, welcher der todten Hand entzogen werden sollte. Mit welcher Verachtung mußte Bonaparte auf ein solches Reichswesen blicken! — Auch die Deutschen begannen an sich zu zweifeln.

In der Weltstadt Weimar-Jena stand den Einfällen und Eingebungen der spielenden Personen kein energisches, mit einer festen sittlichen Meinung ausgestattetes Volk gegenüber, sondern nur eine schönheitsdurstige Gesellschaft ohne Traditionen, ohne Inhalt, amusabel aber gelangweilt. Es war zuletzt ein rechtes Klatschnest geworden. In Berlin war es etwas besser, aber die ewigen Gardeofficiere und gebildeten Jüdinnen ermüdeten zuletzt doch auch.

Hatte man Sehnsucht nach großem Leben, so mußte man nach Paris pilgern. Von dort hatte man Perspectiven auf die ganze Welt, wie im altrömischen Reich; die Kunstschätze aus allen Ländern hatte man zusammengeschleppt, die Gesellschaft strahlte im höchsten Glanz. Die bildungs-

„neugierige Volk“ in der kantischen Philosophie
Anfangsgründe er sich eben erst selber angeeigne
Beruhigung, da die Idee, man könne über d
wissen, ihn zur Verzweiflung trieb. Es ist nich
folgen, was auf dies unruhige Gemüth Paris fi

18. Juli 1801. — „Seit acht Tagen sind
Ich habe dem 14. Juli beigewohnt, dem Fest der n
Wie solche Tage würdig begangen werden können,
doch dies weiß ich, daß sie nicht unwürdiger
als dieser. Nicht als ob es an Obelisken und
minationen und Feuerwerken und Kanonaden ge
erinnerte an den Hauptgedanken. Die Absicht
durch eine bis zum Ekel gehäufte Menge von
war überall herrschend, und wenn die Regierun
hätte zumuthen wollen, durch die mâts de coc
rousseis und die théâtres forains und die escam
de corde mit Heiligkeit an die Göttergaben
innert zu werden, so wäre das beleidigender a
Antlitz.“ — „Diesen Brief nimmt Alexand
der morgen früh mit seiner Familie von Paris

18. August. — „Ich kann Dir nicht besch
der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit be
auf mich macht. — Wohin das Schicksal diese
Sie ist reifer zum Untergang als irgend eine an

der rein in die Stadt tritt, aber schmutzig und mit tausend Unrath geschwängert, sie wieder verläßt, und der fast in grader Linie sie durchschneidet, als wolle er den ekelhaften Ort, in welchen er sich verirrte, auf dem kürzesten Wege durcheilen — denken Sie sich alle diese Züge in einem Bilde, und Sie haben ungefähr das Bild von einer Stadt, deren Aufenthalt Ihnen so reizend scheint." — — „Ein Ehebruch des Vaters mit der Tochter, der Todtschlag unter Freunden und Verwandten für Dinge, die täglich vorkommen, und die der Nachbar kaum des Anhörens würdigt." — „Ein Menschenleben ist hier ein Ding, von dem man 800,000 Exemplare hat." — „Uebrigens muß man gestehn, daß es vielleicht nirgend Unterhaltung giebt als unter den Franzosen. Man nenne einem Deutschen ein Wort, oder zeige ihm ein Ding, darauf wird er kleben bleiben, er wird es tausendmal mit seinem Geist auffassen, drehn und wenden, bis er es von allen Seiten kennt. Dagegen ist der zweite Gedanke über ein und dasselbe Ding dem Franzosen langweilig. Er springt von dem Wetter auf die Mode, von der Mode auf das Herz, von dem Herzen auf die Kunst, gewinnt jedem Dinge die interessante Seite ab, spricht mit Ernst von dem Lächerlichen, lachend von dem Ernsthaften, und wenn man dann eine Viertelstunde zugehört, ist es, als ob man in einen Guckkasten gesehen hätte. Der Deutsche geht um das Ding herum, der Franzose fängt den Lichtstrahl auf, den es ihm zuwirft, und geht vorüber." — „Seltsam ist die Verachtung, in welcher die französischen Helden stehn. Von allen Gesellschaften, die man hier du ton nennt, sind die Sieger von Marengo ausgeschlossen. Wer nicht wenigstens die vier französischen Tanzpositionen und die 15 Formeln der Politesse kennt, kann nicht eingeladen werden." — „Eine ganz rasende Sucht nach Vergnügungen verfolgt die Franzosen und treibt sie von einem Ort zum andern. Sie ziehn den ganzen Tag mit all ihren Sinnen auf die Jagd, und kehren nicht eher heim, als bis die Jagdtasche bis zum Ekel angefüllt ist." — „Ueberdrüssig aller dieser Feuerwerke und Possenreißereien hat ein Franzose den Einfall gehabt, den Parisern ein Vergnügen ganz neuer Art zu bereiten. Der Landgraf von Hessen hat sich auf Wilhelmshöhe eine gothische Ritterburg, und der Kurfürst von der Pfalz in Schwetzingen eine türkische Moschee gebaut: sie besuchen zuweilen diese Orte und versetzen sich so in Verhältnisse, von welchen sie durch Zeit und Raum getrennt sind. Aehnlich hat man hier in Paris die Natur nachgeahmt, von welcher die Franzosen weiter, als der Landgraf von der Ritterzeit und

der Kurfürst von der Türkei entfernt sind. Von Zeit zu Zeit verläßt man die matte, fade, stinkende Stadt, und durchlebt in Chantilly für 20 Sous einen Tag in patriarchalischer Simplicität. Arm in Arm wandelt man über Wiesen, hundert Schritte lang, bis an die Mauern, wo die Unnatur anfängt, dann kehrt man wieder um. Gegen die Mittagszeit um 5 Uhr sucht jeder sich eine Hütte, der eine die eines Fischers, der andere die eines Schäfers u. s. w. 50 Lakaien, aber ganz natürlich gekleidet, springen umher, die Schäfer und Fischer zu bedienen; die raffinirtesten Speisen werden aufgetragen, aber in hölzernen Näpfen. Gegen Abend schifft man sich zu zwei und zwei ein, und fährt, unter ländlicher Musik, eine Stunde lang spazieren, auf einem See, welcher zwanzig Schritt im Durchmesser hat. Dann ist es Nacht, und jeder eilt wieder aus der Natur in die Unnatur hinein." — Also war das Rococo doch nicht ganz von der Revolution erstickt.

November 1801 verließ der Dichter die Stadt, die ihm ekelhaft geworden war; in denselben Tagen kam der Philosoph Fr. Heinrich Jacobi an. Vorher schrieb er (25. September) an seinen Freund Charles Vanderboug, der als Emigrant bei ihm in Hamburg gelebt hatte und nun in Paris deutsche Bücher übersetzte, über das neue Regiment: „Pas une ombre de justice, pas une ombre de sagesse, pas une ombre de véritable grandeur. Insulter au dehors, comprimer au dedans, ne savoir nulle part où l'on en est, voilà votre état. En faisant crèver tout le monde encore plus de mépris que de rage, vous ne doutez pas cependant que l'univers vous admire, puisque vous faites la corne, comme, l'ancienne Rome exceptée, aucun monstre avant vous ne l'avait encore faite. — O Romains! vous vous êtes fait une histoire de république, vous vous en ferez une des empereurs. — Vous apprendrez par l'expérience, qu'il est impossible que la grande nation parvienne à faire seule toutes les injustices: elle périra par l'exécration universelle qu'elle inspire, par le defaut de toutes les vertus qui doit suivre nécessairement le désir passionné de soumettre brutalement tout à son bon plaisir."

Jacobi kämpfte ebenso gegen die kirchlichen Zeloten wie gegen die Naturalisten. Er war ungewöhnlich befähigt, auf die Franzosen zu wirken: sein erster Erzieher war ein gebildeter Franzose gewesen, Lesage; mit Diderot hatte er freundschaftlich verkehrt, noch mehr mit Hemsterhuys, und der Kreis der Fürstin Galizin, dem er hauptsächlich angehörte, hatte im

Grund dieselbe französische Physiognomie wie der Kreis der Frau von Staël. Der letzteren trat er nahe, Vanderbourg hatte schon lange für ihn Propaganda gemacht, nun führte er ihn unter ihre Freunde ein. Von diesen fand der Abbé Morellet (75 J.) soviel Gefallen an Jacobi, daß sie beständig zusammen waren. „Zum Bekehren war er zu alt; er wiederholte mir aber mehrmals, ich hätte ihn zu der Erkenntniß gebracht, daß wir Deutsche über diese Motive viel tiefer und gründlicher nachgedacht hätten als die Franzosen, qui avaient la tête aussi peu métaphysique qu'épique. Ein paar Tage vor meiner Abreise sagte er in einer zahlreichen Gesellschaft: J'ai le chagrin de mourir avec la conviction que nous sommes de grands ignorants, et que nos voisins nous surpassent de beaucoup. — Man bemerkte dagegen, die französische Nation könne sich doch wohl in Absicht der Mathematik, Physik, Chemie, en général des connaissances positives mit ihren Nachbarn messen. In Absicht der Mathematik gab er es zu, in Absicht der übrigen Wissenschaften nur sehr bedingt: dans tout le reste, wiederholte er, notre ignorance est vraiment honteuse."

Von diesem Kreise nun sollte ein Journal ausgehn, „dessen eigentliche Absicht ist, durch Aufstellung einer bessern Philosophie dem Bigottismus entgegen zu arbeiten." Freilich setzt Jacobi hinzu: „Herrschend wird eine antimaterialistische Philosophie schwerlich in Frankreich werden; es liegt im Character dieses redseligen Volks, daß es sie dunkel, unangenehm, bon à rien finden muß. Sie werden dann viel lieber katholisch, und finden es vernünftiger, plus court, plus aisé, plus raisonnable."

Die in Rede stehende Zeitschrift ist augenscheinlich der „Publiciste", das Organ der Genfer Schule. Redacteur war Suard (67 J.), Academiker, der sich zuerst in den Gluck'schen Streitfragen bekannt gemacht; der Hauptmitarbeiter, eine Dame, Pauline de Meulan (28 J.), später Guizot's Frau, deren literarische Artikel ihres Scharfsinns und ihres gediegenen Wissens wegen bewundert wurden; sehr befreundet mit Frau von Staël, die sie dessen ungeachtet nicht schonte. Das Journal, in der Mitte zwischen der demokratischen und der reactionären Partei, vertrat die Richtung, die man später in der Politik die doctrinäre, in der Philosophie die eklektische nannte. In der fremden Literatur, namentlich der deutschen, war es ungewöhnlich zu Hause.

Ein zweimonatlicher Aufenthalt in Paris änderte Jacobi's Auffassung nicht. „Nachdem Jahre lang", schreibt er nach der Rückkehr, „in Frank-

reich alles drunter und drüber gegangen war wie in einer Bauernschenke, wo ein Besoffener den andern überschreit, eine Prügelei die andre ablöst, trat unser großer Mann mit seinem Holla! auf. Er brachte keine Entscheidung, sondern gebot nur ein Ende aller Fragen. Es ist alles einerlei! schrie er: Gesetz und nicht Gesetz, Freiheit und nicht Freiheit, Gott und kein Gott, Sittlichkeit und Sittenlosigkeit. Das ist die Sache, daß ihr euch nur nicht mehr rührt! Rechts um, links um, wie ich es befehle, das ist alles, was ihr zu wissen braucht, und warum ihr euch allein kümmern sollt. — Ihr seid ausgehungert? — Seht hinab in jene Thäler, da ist Nahrung die Fülle! — Ihr seid nackend? — Dort ist Kleidung und Schmuck einzutauschen gegen eure Lumpen! — So ward ihm Sieg. Aber der so erregte Muth mußte bald verschwinden, wenn nicht Verschwendung immer neuen Raub zum Bedürfniß machte. Darum ward diese eingeführt, und so wie der Raub sich vermehrte, immer höher getrieben. Wie der Ursprung, so die Entwicklung. Wer nicht stiehlt und verschwendet, auf den ist nicht Verlaß. Das Stehlen allein ist böse, das Verschwenden allein ist unmöglich: aber stehlen um zu verschwenden, und verschwenden um wieder zu stehlen, das ist die wahre Ordnung der Dinge, das giebt ein Reich, das dauern kann."

Dem Anschein nach wurden vorerst die kriegerischen Besorgnisse zerstreut. Nachdem die letzte französische Besatzung in Aegypten das Feld geräumt hatte, wurden 1. Oct. 1801 die Friedenspräliminarien zu London unterzeichnet. Nach dieser Seite hin gesichert, zog Napoleon 11. Januar 1802 triumphirend in Lyon ein, um für die cisalpinische Republik die neue Form zu finden, und machte sich 26. Januar zum Präsidenten der italienischen Republik. Der Frieden mit England wurde definitiv 27. März zu Amiens unterzeichnet, in beiden Ländern von großem Jubel begrüßt, weil man sich lange nach dem Ende des unfruchtbaren Kriegs gesehnt hatte, und vorläufig die Schwierigkeiten übersah, die sich dem aufrichtigen Einvernehmen entgegenstellten.

In Folge dieses Friedens wurde Fievée (35 J.) der sich dem Consul durch eine wohlgesinnte Broschüre empfohlen, nach England geschickt.

Die Frucht dieser Reise waren die Briefe über England, in welchem er gegen die Anglomanie der Zeit einen leidenschaftlichen Feldzug eröffnete. Sein Zweck war, die neue Regierung mit den Resten der alten Monarchie, mit dem Adel und der Geistlichkeit auszusöhnen. Man stößt auf eine Reihe trefflicher Bonmots. „On peut dire des peuples qui sont entrés

dans la carrière des révolutions, qu' après s'être fatigués d'idées et d'espérances, ils retombent lourdement sous le joug de leurs besoins" . . . . „La révolution ayant exagéré toutes les espérances populaires et n'nayant produit qu'un plus grand malaise, le peuple, toujours dupe de ceux qui l'exaltent, attendait tant de ces flatteurs qu'on ne peut rien faire pour lui qui approche de ce qu'on lui avait promis." Man hatte viel davon gesprochen, daß in Frankreich Niemand der Macht des Lächerlichen widersteht, Fievée setzt hinzu: „Das Lächerliche hört auf, wenn es keine festen Sitten mehr gibt; heutzutage wäre es ein Mittel des Erfolgs, wenn Jemand verstände, sich dadurch von der Menge zu unterscheiden."

Mit ihm gemeinschaftlich machte Theodor Leclerq (25 J.) die Reise nach England, der früher zur goldnen Jugend gehörte. Für einen lebhaften jungen Mann, dessen Bildung in eine Uebergangszeit fiel, mußte Fievée mit seinen schneidenden Sarcasmen, die auf dem Boden des Skepticismus ruhten, sehr anziehend sein; es wurde eine leidenschaftliche Freundschaft daraus. Leclerq hatte sich zuerst, ohne Erfolg, in einem Roman versucht; Frau von Genlis machte ihn nun auf sein wahres Talent aufmerksam. Die Liebhabertheater in Paris wetteiferten mit den öffentlichen Bühnen; eine sehr beliebte Unterhaltung waren die Proverbes, kleine improvisirte Dialoge, aus denen die Gesellschaft das Sprichwort, die Moral der Fabel, errathen mußte. Zu einer solchen Improvisation veranlaßte Frau von Genlis ihren jungen Freund. Gegenstand war ein junger Dichter, der einer berühmten Frau seine erste Elegie vorliest. Der Erfolg war glänzend, und entschied Leclerq's weitere Laufbahn.

Der Glanz von Paris wurde durch Architectur und Plastik, meist im antikem Geschmack, täglich erhöht; ein wichtiger Antheil an diesen Arbeiten fiel Ant. Chaudet zu, der eben (38 J.) aus Rom zurückkam, und die Basreliefs am Peristyl des Pantheon ausführte. Das verwilderte Paris der Schreckenszeit war fast ganz vergessen.

Um diese Zeit kam Delille (64 J.) aus seiner freiwilligen Verbannung zurück; er brachte ein Gedicht mit, welches vielleicht von allem, was er geschrieben, die dauerhafteste Wirkung hatte: „Malheur et pitié". Es enthält in einer nüchternen Composition, und auch ziemlich prosaisch ausgeführt, eine Darstellung des menschlichen Elends in Gesellschaft und Geschichte, welches geeignet ist, das Mitleid herauszufordern. Die Wirkung lag hauptsächlich in dem dritten Buch, welches die französische Re-

volution behandelt: hier hat die Gewalt der Thatsachen den Dichter m
unter glücklich inspirirt.

— „Tout est vil ou cruel, assassin ou victime“ —
„Tous les bras sont vendus, tous les coeurs sont cruels.
Image de ces dieux, la terreur des mortels,
Dont nule n'ose aborder l'autel impitoyable,
Que dégouttant du sang de quelque misérable,
L'idole à qui la France a confié son sort
N'accepte que du sang, ne sourit qu'à la mort.
Femme, enfant, sont voués à son culte terrible;
L'innocente beauté pare sa pompe horrible;
La hache est sans repos, la crainte sans espoir;
Le matin dit les noms des victimes du soir;
L'effroi veille au milieu des familles tremblantes;
Les jours sont inquiets et les nuits menaçantes.
Imprudent, jadis fier de ton nom, de ton or,
Hâte-toi d'enfouir tes titres, ton trésor:
Tout ce qui fut heureux demeure sans excuse;
L'opulence denonce et la naissance accuse.“

„Partout la soif du meurtre et la faim du carnage.
Les arts jadis si doux, le sexe, le jeune âge,
Tout prend un coeur d'airain: la farouche beauté
Préfère a notre scène un cirque ensanglanté;
Le jeune enfant sourit aux tourments des victimes;
Les arts aident le meurtre et célèbrent les crimes.“

Der gute Alte hat den Fehler der Geschwätzigkeit; er findet kein Ende mit seinen Thränen; aber die Sache spricht für sich selbst, und die Menge mußte ergriffen werden. — Mit der Frömmigkeit, die sich durch diese Geschichten zieht, war der erste Consul sehr einverstanden; weniger sagte ihm die Begeistrung zu für den roi-martyr und die ganze Familie, für die Sache der Royalisten, die noch eben die Höllenmaschinen aufgestellt. — Aber der Theilnahme des Volks that das keinen Abbruch; Delille gehörte wieder zu den Gefeiertsten unter den französischen Dichtern.

5. April 1802 hielt Portalis im Corps législatif einen Vortrag, das Concordat zu rechtfertigen — réconciliant la revolution avec le ciel — das in Folge dessen Gesetzeskraft erhielt. 11. April wurde es durch eine große Ceremonie in Notre-Dame eingeweiht; zum erstenmal erschien alles in Uniformen und Livréen. — Einzelne Mißlaute kamen vor. — „Was halten Sie davon?“ — fragte der erste Consul den General Delmas. — „Ein hübsches Stück Fastnacht: es fehlte nichts als die Million, die umgekommen ist, um das zu zerstören, was Sie wieder aufbauen.“ — Ein Anderer: „wenn Sie die Pfaffen nur nicht zu Adjutanten oder zu Köchen machen, fangen Sie mit ihnen an, was Sie wollen.“

Für die Masse der Bauern war die Reform schon darum erfreulich, weil ihnen der Sonntag wiedergegeben wurde; die europäischen Mächte begrüßten sie mit der Hoffnung, daß nun der revolutionäre Geist völlig gedämpft sei. Die Gesetze gegen die Emigranten wurden noch mehr gemildert.

Am Ostersonntag, 18. April 1802, publicirte der Moniteur den Abschluß des Friedens mit England, die Erhebung des Concordats zum Gesetz, und eine glänzende Anzeige von Fontanes über das eben erschienene Werk Chateaubriand's „le génie du Christianisme.“

VII.

Chateaubriand hatte an dem „Geist des Christenthums“ bereits seit zwei Jahren gearbeitet, und von Zeit zu Zeit, theils durch seine Freunde theils persönlich dem Publikum einiges daraus mitgetheilt. Um dem Werk eine größere Würze zu geben, hatte er die beiden Episoden aus den „Natchez“, „Atala“ und „René“ darin aufgenommen: das letztere Fragment, das hier zuerst erschien, verdient vorab die Aufmerksamkeit; sehr klein dem Umfang nach, ist es von unermeßlichem Einfluß auf die Entwicklung der französischen Literatur.

Vom Schicksal gezeichnet, hat René schon durch seine Geburt der Mutter das Leben gekostet. Diesem wilden Ursprung entsprach seine weitere Entwicklung. „Mon humeur était impétueuse, mon caractère inégal. Tour à tour bruyant et joyeux, silencieux et triste, je rassemblais autour de moi mes jeunes compagnons; puis, les abandonnant tout à coup, j'allais m'asseoir á l'écart, pour contempler la nue fugitive, ou entendre la pluie tomber sur le feuillage.“ Einen Augenblick hatte er Lust, ins Kloster zu treten; aber er gibt diesen Entschluß bald auf und beginnt eine Reise durch die verschiedenen Gegenden der Erde. Ueberall findet er, wie der Dichter der „Ruinen“, neue bittre Nahrung für seine Melancholie. Das Große wie das Schreckliche ist vergessen; es ist Gras gewachsen auf den Gräbern der Götter. „Le passé et le présent sont deux statues incomplètes: l'une a été retirée toute mutilée du débris des âges; l'autre n'a pas encore reçu sa perfection de l'avenir.“ So kehrt er müde in sein Vaterland, ihm begegnet ein neues Geschlecht, Zustände, deren innere Fäulniß einen kommenden Umsturz ahnen läßt. Ein einziges Wesen hat ihm nahe gestanden, seine Schwester Amélie, deren Seele den Keim einer gleichen Traurigkeit in sich trug. Sie scheint sich jetzt schüchtern vor ihm zurückzuziehn, und so steht er ein Fremder in seiner Heimath. „Je voulus me jeter pendant quelque temps dans un monde qui ne me disait rien et qui ne m'entendait pas. Mon ame, qu' aucune passion n'avait encore usée, cherchait un objet qui pût l'attacher; mais je m'aperçus que je donnais plus que ne recevais . . . Je n'étais occupé qu'à rapetisser ma vie, pour la mettre au niveau de la société. Traité partout d'esprit romanesque, honteux du rôle que je jouais, dégoûté de

plus en plus des choses et des hommes, je pris le parti de vivre totalement ignoré . . . Grand Dieu, qui vis en secret couler mes larmes dans ces retraites sacrées, tu sais combien de fois je me jetai à tes pieds pour te supplier de me décharger du poids de l'existence, ou de changer en moi le vieil homme! . . . Ah! qui ne se trouve quelquefois accablé du fardeau *de sa propre corruption*, et incapable de rien faire de grand, de noble, de juste?"

Er will alle geistigen Beschäftigungen aufgeben und in einem bescheidenen Landleben die Welt und sich vergessen. „On m'accuse d'avoir des goûts inconstans, de ne pouvoir jouir long-temps de la même chimère, d'être la proie d'une imagination que se hâte d'arriver au fond de mes plaisirs, comme si elle était accablée de leur durée; on m'accuse de passer toujours le but que je puis atteindre: helas! je cherche seulement un bien inconnu, dont l'instinct me poursuit. Est-ce ma faute, si je trouve partout les bornes, si ce qui est fini n'a pour moi aucune valeur?"

In der Einsamkeit glüht das Feuer seiner Seele nur noch verzehrender. „Sans parens, sans amis, pour ainsi dire seul sur la terre, n'ayant point encore aimé, j'étais accablé d'une *surabondance de vie.* Quelquefois je rougissais subitement, et je sentais couler dans mon coeur comme des ruisseaux d'une lave ardente; quelquefois je poussais des cris involontaires, et la nuit était également troublée de mes songes et de mes veilles. Il me manquait quelque chose pour remplir l'abîme de mon existence; je descendais dans la vallée, je m'élevais sur la montagne, appelant de toute la force de mes désirs, l'idéal objet d'une flamme future; je l'embrassais dans les vents; je croyais l'entendre dans les gémissemens du fleuve; tout était ce fantôme imaginaire, et les astres dans les cieux, et le principe même de vie dans l'univers."

Dieser Zustand hat einen gewissen Reiz; aber die Qual kehrt immer wieder; er fühlt sich besessen von dem Dämon seines Herzens. Es scheint ihm zuweilen, als ob das Leben in seinem Innern sich verdopple, als ob er die Macht hätte, Welten zu schaffen. „Ah! si j'avais pu faire partager à une autre les transports que j'éprouvais! . . . Helas! j'étais seul sur la terre! Une langueur secrète s'emparait de mon corps. Ce dégoût de la vie que j'avais ressenti dès mon enfance, revenait avec une force nouvelle. Bientôt mon coeur ne fournit plus d'ali-

ment à ma pensée, et je ne m'apercevais de mon existence que par *un profond sentiment d'ennui.* Je luttai quelque temps contre mon mal, mais avec indifférence, et sans avoir la ferme résolution de le vaincre. Enfin, ne pouvant trouver de remède à cette étrange blessure de mon coeur, qui n'était nulle part, et qui était partout, je résolus de quitter la vie."

Seine Schwester Amélie entdeckt diesen Entschluß; sie eilt zu ihm und bringt ihn davon zurück. Sie haben einige schöne Stunden zusammen, aber ein geheimer Gram treibt Amélie von ihm; sie tritt in ein Kloster, und er ist Zeuge, wie sie den Schleier nimmt. Ihre Haare werden abgeschnitten, sie wird in einen Sarg gelegt, und die Todtengesänge gesungen, die Anzeichen, daß sie dem Leben abgestorben sei. Er kniet an ihrem Sarge nieder, und vernimmt ein entsetzliches Geständniß: sie hat ihn mit einer andern Liebe geliebt als der einer Schwester. „Je sus donc ce que c'était que de verser des l'armes pour un mal qui n'était point imaginaire! Mes passions, si long-temps indéterminées, se précipitèrent sur cette première proie avec fureur. Je trouvai même une sorte de satisfaction inattendue dans la plénitude de mon chagrin, et je m'aperçus, avec un secret mouvement de joie, que la douleur n'est pas une affection qu'on épuise comme le plaisir." Seltsam, er wünscht nicht mehr zu sterben. „Mon chagrin était devenu une occupation qui remplissait tous mes momens, tant mon coeur est naturellement pétri d'ennui et de misère!" Er reist nach Amerika und wird Krieger eines indianischen Stammes.

In den „Natchez" wird seine Geschichte fortgesetzt. Er nimmt ein indianisches Weib, Celuta, betheiligt sich an den Jagden und Kriegen seiner neuen Genossen und wird endlich in einem wilden Gemetzel hingeschlachtet. Es ist nicht von Wichtigkeit, den einzelnen Abenteuern zu folgen; dagegen verdient ein Brief, den er an Celuta schreibt, als er den Tod seiner Schwester Amélie erfährt, alle Aufmerksamkeit. Chateaubriand war noch im spätern Alter stolz auf ihn, und fest überzeugt, daß kein andrer Dichter ihn so hätte schreiben können. Er hatte Recht, denn dieser Brief war aus dem Innersten seiner Seele geschrieben und wirft ein unheimliches Licht auf die Einöde dieses vermessenen Herzens.

„Un grand malheur m'a frappé dans ma première jeunesse; ce malheur m'a fait tel que vous m'avez vu. J'ai été aimé, trop aimé. L'ange qui m'environne de sa tendresse mystérieuse ferma pour

jamais, sans les tarir, les sources de mon existence. Tout amour me fit horreur: un modèle de femme était devant moi, dont rien ne pouvait approcher; intérieurement consumé de passions, par un contraste inexpliquable je suis demeuré glacé sous la main du bonheur. — Céluta, il y a des existences si rudes qu'elles semblent accuser la Providence et qu'elles corrigeraient *de la manie d'être.* Un poison inconnu se mêlait à tous mes sentiments: je me reprochais jusqu'à ces joies nées de la jeunesse et fugitives comme elle. Que fais-je à present dans le monde et qu'y faisais-je auparavant? J'étais toujours seul, alors même que la victime palpitait encore au pied de l'autel. Elle n'est plus cette victime, mais le tombeau ne m'a rien ôté; il n'est pas plus inexorable pour moi que ne l'était le sanctuaire. Néanmoins je sens que quelque chose de nécessaire à mes jours a disparu: quand je devrais me réjouir d'une perte qui délivre deux âmes, je pleure; je demande, comme si on me l'avait ravi, ce que je ne devais jamais retrouver; je désire mourir; et, dans une autre vie, une séparation qui me tue n'en continuera pas moins l'éternité durante. L'éternité! peut-être dans ma puissance d'aimer, ai-je compris ce mot incompréhensible. Le ciel a su et sait encore ce que je pouvais être: *les hommes ne m'ont pas connu* . . . Je suppose, Céluta, que la coeur de René s'ouvre maintenant devant toi: vois-tu le monde extraordinaire qu'il renferme? Il sort de ce coeur des flammes qui manquent d'aliment, *qui dévoreraient la création sans être rassasiées, qui te devoreraient toi-même.* Prends garde, femme de vertu! recule devant cet abîme: laisse le dans mon sein! . . . Le sein nu et dechiré, les cheveux trempés de la vapeur de la nuit, je croyais voir une femme qui se jetait dans mes bras, elle me disait: viens échanger des feux avec moi, et perdre la vie! *mêlons des voluptés à la mort!* que la voûte du ciel nous cache en tombant sur nous."

„Qu'on ne parle jamais de moi à ma fille; elle ne me doit rien: je ne souhaitai pas lui donner la vie. Que René reste pour elle un homme inconnu dont l'étrange destin raconté la fasse rêver sans qu'elle en pénètre la cause: je ne veux être à ses yeux que ce que je suis, un pénible songe . . . Toutefois ne croyez pas que de faibles embrassements puissent effacer de votre âme ceux de René. Je vous ai tenue sur ma poitrine au milieu du désert, dans

les vents de l'orage, lorsqu' après vous avoir portée de l'autre côté d'un torrent, *j'aurais voulu vous poignarder pour fixer le bonheur dans votre sein*, et pour me punir de vous avoir donné ce bonheur."

„C'est toi, Etre Suprême, source d'amour et de beauté, c'est toi seul, qui me créas tel que je suis, et *toi seul me peux comprendre!* Oh! que ne me suis-je précipité dans les cataractes au milieu des ondes écumantes? Je serais rentré dans le sein de la nature avec toute mon énergie. — Oui, Céluta, si vous me perdez, vous resterez veuve: qui pourrait vous environner de cette flamme que je porte avec moi, même en n'aimant pas? Les solitudes que je rendais brûlantes vous paraîtraient glacées auprès d'un autre époux. Que chercheriez vous dans les bois et sous les ombrages? il n'est plus pour vous d'illusions, d'enivrement, de délire: je l'ai tout ravi en te donnant tout, *ou plutôt en ne te donnant rien*, car une plaie incurable était au fond de mon âme. Ne crois pas, Céluta, qu'une femme à laquelle on a fait des aveux aussi cruels, pour laquelle on a formé des souhaits aussi odieux que les miens, ne crois pas que cette femme oublie jamais l'homme qui l'aime de cet amour ou de cette haine extraordinaire. Je m'ennuie de la vie; l'ennui m'a toujours dévoré: ce qui intéresse les autres hommes ne me touche point. Pasteur ou roi, qu'aurais-je fait de ma houlette ou de ma couronne? Je serais également fatigué de la gloire et du génie, du travail et du loisir, de la prospérité et de l'infortune. En Europe, en Amérique, la société et la nature m'ont lassé. Je suis vertueux sans plaisir, si j'étais criminel, je le serais sans remords. Je voudrais n'être pas né ou être à jamais oublié."

Ohne Zweifel ist „René" nicht die künstlerische Behandlung eines dem Dichter äußerlich gebotenen Gegenstandes, sondern eine Confession; nicht die Ablagerung eines vorübergehenden Gefühls, sondern die Summe eines Lebens. War Chateaubriand in der Jugend René, so spricht fast auf jeder Seite seiner Existenz eine Randnote aus, daß er es immer geblieben ist.

Dreißig Jahre später schreibt er an eine intime Freundin: „Ma vie n'est qu'un accident; je sens que je ne devais pas naître. Acceptez de cet accident la passion, la rapidité et le malheur; je vous donnerai plus dans un jour qu'un autre dans de longues années."

Auch die Episode mit „Amélie" ist eine halbe Confession, wenn die „Memoires d'outre tombe" sie auch nur sehr leise andeuten. Die Macht René's sollte auch darin sich zeigen, daß die schwersten Strafandrohungen der Kirche ihr keinen Widerstand leisteten. Die Schwesterliebe, oder vielmehr der Gedanke derselben, war eine Modesünde: je härter die Kirche sie brandmarkte, desto lauter fragte das skeptische Jahrhundert nach dem Warum? Das Sündhafte zu leugnen hatte man selten den Muth, wohl aber schien es reizend, damit zu spielen. Noch vor Kurzem hatte es Ducis im „Abufar" behandelt, und auch bei uns fehlte es nicht: man kennt den Ursprung der Mignon.

Nach dem Zeugniß aller Zeitgenossen war Chateaubriand für Frauen unwiderstehlich; die edelsten lagen ihm zu Füßen, und er nahm ihre Liebe hin wie René oder Valmont. Keine von ihnen — Madame Recamier ausgenommen, die er in seinem spätern Alter mit einer gewissen Ostentation vergötterte — kam dem Ideal nahe, das ihm schon im Knabenalter vorschwebte. So erzählt er wenigstens in den Memoiren.

Unter dem Bild der „Sylphide" „je me composai une femme de toutes les femmes que j'avais vues (im 16. J.): elle avait la taille, les cheveux et le sourire de l'étrangère qui m'avait pressé contre son sein; je lui donnai les yeux de telle jeune fille du village, la fraicheur de telle autre. Les portraits des grandes dames du temps de François I, de Henri IV et de Louis XIV, dont le salon était orné, m'avaient fourni d'autres traits, et j'avais dérobé des graces jusqu' aux tableaux des vierges suspendues dans les églises. Cette charmeresse me suivait partout, invisible; je m'entretenais avec elle comme avec un être réel; elle variait au gré de ma folie; Aphrodite sans voile, Diane vêtue d'azur et de rosée, Thalie au masque riant, Hébe à la coupe de la jeunesse, souvent elle devenait une fée qui me soumettait la nature. Sans cesse je retouchais ma toile; j'enlevais un appas à ma beauté pour le remplacer par un autre. Je changeais aussi ses parures, j'en empruntais à tous les pays, à tous les siècles, à tous les arts, à toutes les religions; puis, quand j'avais fait un chef-d'oeuvre, j'éparpillais de nouveau mes dessins et mes couleurs; ma femme unique se transformait en une multiplitude de femmes dans lesquelles j'idôlatrais séparément les charmes que j'avais adorés réunis."

So hätte allenfalls auch Valmont schreiben können, als er noch

recht jung war, ehe er in die Stricke der bösen Merteuil fiel. Das Eigne, Neue und Romantische ist die Maske des Weltschmerzes, die dieser lebenslustige Cavalier aufsetzt. Mitunter glaubt man Jupiter zu sehn, dem Semele in der Glut seiner Umarmung zerschmolzen ist, mitunter einen aus dem Grabe aufsteigenden Vampyr, der seinen Opfern das Blut aussaugt und eiskalt bleibt, indem er sie versengt; bleich, finster, mit höhnischem Zucken des Mundes, mit dem Kainszeichen auf der Stirn. Das Bild der heiligen Jungfrau auf dem Helm, blickt er mit heimlich begehrender Lust nach der Göttin der Vernunft.

Diese René-Stimmung kehrt in allen Wendungen seines Lebens wieder; die Memoiren sind voll davon. „L'impossibilité de durée dans les liaisons humaines, cet oubli profond qui nous suit ... me ramenèrent sans cesse à la nécessité de l'isolement. Toute main est bonne pour nous donner le verre d'eau dont nous pouvons avoir besoin dans la fièvre de la mort. Ah! qu'elle ne nous soit pas trop chère! car comment abandonner sans désespoir la main que l'on a couverte de baisers et que l'on voudrait tenir éternellement sur son coeur?"

„En considérant l'être entier, en pesant le bien et le mal, on serait tenté de désirer tout accident qui porte à l'oubli, comme un moyen d'échapper à soi même: *un ivrogne joyeux est une créature heureuse.* Religion à part" (das darf natürlich nicht fehlen, und doch wie leicht könnte es fehlen!) „le bonheur est de s'ignorer et d'arriver à la mort sans avoir senti la vie ... Je n'assiste pas à un baptême ou à un mariage sans sourire amèrement ou sans éprouver un serrement de coeur. *Après le malheur de naître, je n'en connais pas de plus grand que celui de donner le jour à un homme.*" In einem vertrauten Briefe sagt er im 73. Jahr: „J'ai fini de tout et avec tout ... Je ne fais rien; je ne crois plus ni à la gloire ni à l'avenir, ni au pouvoir ni à la liberté, ni aux rois ni aux peuples. J'habite seul un grand appartement où je m'ennuie et attends vaguement je ne sais quoi que je ne désire pas et qui ne viendra jamais. Je ris de moi en bâillant ... Je regarde passer à mes pieds ma dernière heure."

René ist Chateaubriand's Conterfei, und doch hat er nicht Unrecht, in der Physiognomie desselben einen allgemeinen Zeitcharacter zu finden. Fragmente aus den Herzensergüssen St. Just's sind bereits angeführt; die Mischung von Wuth und Lüsternheit, die sich darin zeigt, erhielt bei

ihm durch den revolutionären Fanatismus eine besondere Färbung. Aber viel näher verwandt mit René ist die „Lucinde", die ihm um 2—3 Jahre vorausging. Hätte Fr. Schlegel (4 J. jünger als Chateaubriand) die „Bekenntnisse eines Ungeschickten" aus der wüsten halbtollen Umhüllung losgeschält, es hätte doch seine Wirkung gethan, und wir hätten einen deutschen René. Im Roman freilich läuft die Geschichte ins Frivole und Befriedigte aus, im wirklichen Leben aber wartete der Verfasser nur einige Jahre, um im Schoß der allein seligmachenden Kirche seinen unerschöpflichen Lebensdurst zu stillen. Daß die „Bekenntnisse eines Ungeschickten" seine eignen sind, hat man neuerdings aus seinen Briefen erfahren. — Einiges von René — der himmelstürmende Trotz, der Alles haben will oder nichts — steckt auch im Dichter der „Penthesilea", dessen Selbstmord doch nicht als eine zufällige Episode seiner Existenz aufzufassen ist

Es ist merkwürdig, daß gerade in Deutschland die Virtuosität in diesen unheimlichen Bildern zu Hause war. 6 Jahre vor René zeichnete Tieck den „William Lovell", gleichzeitig mit jenem Jean Paul im „Titan" den „Roquairol": beide ursprünglich glühende Idealisten, mit dem göttergleichen Bild der Sylphide im Herzen, in weiterer Entwicklung elende Bösewichter und Comödianten. Tieck gab im Lovell viel von seiner eigenen Seele; er glaubte an die dämonische Macht des Unbewußten und hatte für die Freiheit keinen Sinn, während Jean Paul, der Schüler Jacobi's und Kant's, den Irrungen seines Helden ein strenges sittliches Bewußtsein entgegenstellte.

Schon in früherer Zeit waren in „Werther" (1774), „Allwill" (1776—1781) und „Ardinghello" (1787) verwandte Charactere aufgestellt; doch unterscheiden sie sich dadurch wesentlich von René, daß sie an das Leben glauben. Werther ist eine weiche, aber innige und seelenvolle Natur; er möchte sich an alles Leben anschmiegen, und geht nur unter, weil es ihn flieht. Seine falsche Position gegen die Gesellschaft, das Gefühl der Wände, die ihn einengen und gegen die er mit der Stirn anrennen möchte, sind zwar ein Motiv des Romans, aber nicht das entscheidende; dies bleibt die Liebe zu einem Mädchen, der er nicht entsagen kann und die er nicht erobern darf. Allwill — das Abbild Goethe's, wie es Jacobi erst mit Begeisterung, dann mit Mißtrauen sich vorstellte — ist untreu in dem Zusammenhang seiner Gefühle, aber in jedem einzelnen ganz, voll, hingebend und glücklich; und so hat auch der tolle

Arding hello die Ueberzeugung, daß seine Grundsätze die richtigen sind, und, allgemein festgestellt die Welt glücklich machen würden: eine Ueberzeugung, die im 16. Jahrhundert wohl vorkam. Alle drei, weit entfernt, das Leben zu hassen, haben nur die Sehnsucht, es in seiner Reinheit und Fülle zu genießen.

Und so macht auch Rousseau, die erste Quelle dieser Richtung, durch Mißtrauen und Selbstquälerei zwar sein Leben unglücklich, aber er ist in beständiger Verwunderung darüber, da er seiner innersten Natur nach sich und den Menschen überhaupt zum Glück berufen glaubt. Das Unglück ist ihm nicht das Wesen des Lebens, sondern etwas Accidentelles.

Weit näher an René reicht schon der „Faust", der mit dem „Werther" gleichzeitig entworfen, Chateaubriand dennoch unbekannt blieb, wenn auch das erste Fragment schon 1790 erschienen war: „der Flüchtling, der Unbehaus'te, der Unmensch ohne Zweck und Ruh". „Nach droben ist die Aussicht uns verrannt" u. s. w. Es steckt viel in ihm von dem Dämon, den Chateaubriand mit Grauen in sich fühlte. — Aber ein Gegensatz liegt in den Verhältnissen. — Der Horizont der deutschen Kleinstädte, Weimar nicht ausgeschlossen, war zu eng, die Schwingen konnten sich nicht entfalten, die Phantasie ging sofort in die Lüfte, in das Abendroth und die Wolken; der Titan war in spießbürgerlicher Existenz und grübelte über die Gewalt der Leidenschaften, ohne sie zu kennen.

Dafür war in Paris nun ein ganz anderer Boden. Wer Kraft besaß, konnte die Leidenschaften wie die Laster bis auf die Neige auskosten, und wenn er fluchte, so scholl der Fluch nicht in den Aether; er galt den wirklichen Dingen. Der Weltschmerz nahm hier ganz andere Dimensionen an.

Ein weiteres Zeugniß ist Benjamin Constant. Der folgende Brief, an eine intime Freundin gerichtet, ist aus seiner frühen Jugend: in Paris lebte man rascher und intensiver, es steckt schon viel von René in ihm.

„Ich fühle mehr als je die Nichtigkeit aller Dinge, wie Alles verspricht und nichts hält; ich fühle, wie sehr unsre Kräfte über unsern Verhältnissen stehn, und wie unglücklich dies Mißverhältniß uns machen muß. Sollte nicht Gott, unser Schöpfer, gestorben sein, ehe er sein Werk beendete, so daß die Welt eigentlich ein Opus posthumum ist? Er hatte die schönsten Weltprojecte und die reichsten Mittel, sie auszuführen. Er hatte schon mehrere dieser Mittel in Bewegung gesetzt, wie Gerüste zum

Bau, und mitten in dieser Arbeit ist er gestorben. So ist alles mit Rücksicht auf einen Zweck ausgeführt, der nicht mehr existirt, und wir fühlen uns zu etwas bestimmt, wovon wir uns keine Idee machen können. Wir sind wie Uhren, denen das Zifferblatt oder der Zeiger fehlt, und deren mit Verstand begabte Räder sich drehn, bis sie aufgebraucht sind, ohne zu wissen, warum? und stets murmelnd: Ich drehe mich, also habe ich einen Zweck. — Leben Sie wohl, liebes und geistreiches Rad, welches das Unglück hat, so hoch über dem Uhrwerk zu stehn, von dem Sie ein Theil sind und das Sie stören! Ohne Eigenlob: das ist auch mein Fall." — „Je mehr man nachdenkt, desto entschiedener giebt man es auf, ein cui bono? in dieser Dummheit, welche man die Welt nennt, zu begreifen. Ich verstehe weder den Zweck, noch den Architecten, noch den Maler, noch die Figuren in dieser laterna magica, von welcher ich einen Theil zu bilden die Ehre habe. Werde ich's besser verstehn, wenn ich von dieser engen und finstern Kugel verschwunden bin, auf der irgend eine unsichtbare Gewalt sich den Spaß macht, mich mit oder gegen meinen Willen tanzen zu lassen? Ich fürchte, es verhält sich mit diesem Geheimniß wie mit dem der Freimauerei, das nur in den Augen der Uneingeweihten Werth hat."

Wie Chamfort das Leben auffaßte, ist berichtet; seine Auffassung verbreitete sich nachher sehr stark. Man liest in den später veröffentlichten Tagebüchern von Sieyès: „Der gesunde Menschenverstand ist eine Anomalie, eine Difformität in der menschlichen Natur".

Zwischen jenen alten Erscheinungen des Weltschmerzes und dem René liegt eine tiefe Kluft. — Damals war die Leidenschaft unruhig erwartend, nach allen Seiten blickend; wurde sie vom Leben nicht befriedigt, so tobte sie sich aus, endete in der Resignation oder führte zum Untergang. — Jetzt fing die Leidenschaft mit Unglauben an, man war enttäuscht noch vor dem Genuß, denn die Ideale des Lebens waren während der Revolution durch Blut und Koth geschleppt, wie die Vendômesäule unter der Commune; das Heilige, an das man glaubte, war geschändet. „Man wirft alles," sagt Heinrich von Kleist, „in die Pfütze, nur kein Gefühl."

Wenn also Chateaubriand den René in den „Geist des Christenthums" einwebte, so hatte er nicht ganz unrecht, ihn allgemein zu fassen. Er will, wie er in der Einleitung sagt, charakterisiren: „un état de l'âme qui n'a pas encore été bien observé: c'est celui qui précède le développement des passions, lorsque nos facultés, jeunes, actives, entières,

mais renfermées, ne se sont exercées que sur elles-mêmes, sans but et sans objet. Plus les peuples avancent en civilisation, plus cet état du vague des passions augmente; car il arrive alors une chose fort triste: le grand nombre d'exemples qu'on a sous les yeux, la multitude de livres qui traitent de l'homme et de ses sentiments, rendent habile sans expérience. On est détrompé sans avoir joui; il reste encore des desirs, et l'on n'a plus d'illusions. L'imagination est riche, abondante et merveilleuse; l'existence pauvre, sèche et désenchantée. On habite, avec un coeur plein, un monde vide; et sans avoir usé de rien, on est désabusé de tout. — L'amertume que cet état de l'âme répand sur la vie est incroyable; le coeur se retourne et se replie en cent manières, pour employer de forces qu'il sent lui être inutiles." — „Les anciens ont peu connu cette inquiétude secrète, cette aigreur des passions étouffées qui fermentent toutes ensemble." — Das Christenthum hat sie angeregt, dann kam das Elend des Römerreichs und der Völkerwanderung dazu: „l'esprit humain en reçut une impression de tristesse, et peut-être même une teinte de misanthropie qui ne s'est jamais effacé". Man zog sich in ein Kloster zurück: „mais de nos jours, quand les monastères ou la vertu qui y conduit ont manqué à ces âmes ardentes, elles se sont trouvées étrangères au milieu des hommes. Dégoûtés par leur siècle, effrayées par leur religion, elles sont restées dans le monde sans se livrer au monde: alors elles sont devenues la proie de mille chimères; alors on a vu naître cette coupable mélancolie qui s'engendre au milieu des passions, lorsque ces passions, sans objet, se consument d'elles-mêmes dans un coeur solitaire."

Trotz dieser Einleitung wurde ihm doch sehr verdacht, daß er diese Novellen in eine religiöse Schrift eingewebt habe. Er versuchte sich nachträglich zu rechtfertigen. Zunächst habe er durch diese Episode die Nothwendigkeit der Klöster erweisen wollen; sodann: „l'auteur y combat le travers particulier des jeunes gens du siècle, le travers qui mène directement au suicide. C'est J. J. Rousseau qui introduisit le premier parmi nous ces rêveries si désastreuses et si coupables. En s'isolant des hommes, en s'abandonnant à ses songes, il a fait croire à une foule de jeunes gens qu'il est beau de se jeter ainsi dans le vague de la vie."

Im Text des „Génie" spricht er sich keineswegs so tadelnd über die

„Neue Heloise" aus, deren verwandte Stellen er anführt; die Aehnlichkeit ist in der That auffallend. „Le pays des chimères est en ce monde le seul digne d'être habité; et tel est le néant des choses humaines, que, hors l'être existant par lui-même, il n'y a rien de beau que ce qui n'est pas . . . Une langueur secrète s'insinue au fond de mon coeur; je le sens vide et gonflé; l'attachement que j'ai pour ce qui m'est cher ne suffit pas pour l'occuper: il lui reste une force inutile dont il ne sait que faire. Cette peine est bizarre, mais elle n'est pas moins réelle. Je suis trop heureuse, le bonheur m'ennuie. Ne trouvant donc rien ici bas qui lui suffise, mon âme avide cherche ailleurs de quoi la remplir; en s'élévant à la source du sentiment et de l'être, elle y perd sa sécheresse et sa langueur: elle y renaît, elle s'y ranime, elle y trouve un nouveau ressort, elle y puise une nouvelle vie; elle y prend une autre existence qui ne tient plus aux passions du corps, ou plutôt elle n'est plus en moi-même, elle est toute dans l'être immense qu'elle contemple; et, dégagée un moment de ses entraves, elle se console d'y rentrer, par cet essai d'un état plus sublime qu'elle espère être un jour le sien."

Gegen diese Auffassung hatte der „Geist des Christenthums" keineswegs sein Mißfallen ausgesprochen, obgleich die schöne Seele ausdrücklich erklärte, ein strafender Gott sei ihr unverständlich: „j'ai des regrets, et non des remords!" — Er hatte sie vielmehr „une voix troublée" genannt „qui sort du sanctuaire de paix, un cri d'amour que prolonge, en l'adoucissant, l'écho religieux des tabernacles"; und hinzugesetzt: „comme l'amour et la religion sont heureusement mêlés dans ce tableau! ce style, ces sentiments n'ont point de modèle dans l'antiquité. Il faudrait être insensé pour repousser un culte qui fait sortir du coeur des accents si tendres, et qui a ajouté de nouvelles cordes à l'âme." Damals also hatte er der Religion des savoyischen Vicars das Prädicat der christlichen gegeben.

Die nachträgliche „Vertheidigung" geht strenger zu Werke. „Le roman de Werther", fährt sie fort, „a développé depuis ce germe de poison." René hat also einen pädagogischen Zweck: „l'auteur, obligé de faire entrer dans le cadre de son apologie quelques tableaux pour l'imagination, a voulu dénoncer cette espèce de vice nouveau, et en peindre les funestes conséquences;" er wollte vor den Verirrten warnen, „qui, ne pouvant ni renoncer aux vices du siècle, ni aimer

ce siècle, prendront la haine des hommes pour de l'élévation de génie, renonceront à tout devoir divin et humain, se nourriront à l'écart des plus vaines chimères, et se plongeront de plus en plus dans une misanthropie orgueilleuse qui les conduira à la folie ou à la mort. Afin d'inspirer plus d'éloignement pour ces rêveries criminelles", hat der Verfasser seinen Helden elend umkommen lassen. Daß man aus christlichen Zwecken, um zu warnen, das Laster im Roman zeichnen darf, hat der fromme Verfasser des „Comte de Valmont ou les égarements de la raison" erwiesen, Pater Marin.

Das Bedenkliche bei Chateaubriand ist aber grade die nur leicht verhüllte, an jedem entscheidenden Punkt hervortretende Identität des Dichters mit seinem Helden. Fast alle Dichter haben in ihrer Natur einen Zug, der uns mit ihrer dämonischen Gewalt versöhnt; selbst bei Lord Byron verräth oft eine leise Innigkeit des Gefühls, daß der Haß des Lebens nur auf der Oberfläche spielt. Bei Chateaubriand empfinden wir niemals die tröstende Wärme der Dichtkunst; der verzehrende Hauch seines Geistes versengt jede Erscheinung und macht das Leben zur Wüste. Es sind ganz andere „Ruinen", als welche Volney, der trockne Idealist, in Vergangenheit und Gegenwart fand.

In René's Genußsucht ist eine gewisse Wuth, und jeder neue Genuß scheint ihn immer tiefer mit dem Gefühl der vollständigen Werthlosigkeit alles Lebendigen zu durchdringen. Es glüht in ihm ein wildes Feuer, das verzehrt ohne zu wärmen. Diese Neigung, die Vorstellungen des Todes stets in die Vorstellungen der Liebe zu mischen, diese Verachtung gegen sein eignes Gefühl im Augenblick, wo er entzückt zu sein glaubt, dies quälende Gefühl der Leere auch im Genuß, dieser Tantalus-Durst nach einer unendlichen Befriedigung, dies Schwelgen in der eigenen Sündhaftigkeit! René spottet und verachtet auch wo er glüht; er verachtet im Grunde sich selbst, und nur ein geheimes Etwas in seinem Innern, das kein Anderer ergründet, von dem er selber nicht weiß, was es ist, bleibt ihm heilig.

Sucht man für diese sittliche Krankheit den nüchtern prosaischen Namen, so findet man keinen andern, als Größenwahnsinn.

Nicht ohne Absicht ist im Vorigen Bonaparte's Proclamation in Aegypten mitgetheilt: der Dichter und der Eroberer haben nicht viel mit einander gemein, aber in diesem Punkt begegnen sie sich doch.

Zu Zeiten des allgemeinen Skepticismus, wo alles Feste und Allge-

meine der Sitte zu Boden getreten ist, beanspruchen die Individuen einen unverhältnißmäßigen Werth; die sachliche Betrachtung hört auf, die Reflection auf sich selbst endet in einer Art Traumleben. Alle Schranken des Rechts sind morsch geworden, alles Maaß des Möglichen hat sich verkehrt; jedes Gestern wird von Heute Lügen gestraft, das Unglaubliche erscheint als das Wahrhafte. Alle überlieferten Göttergestalten kommen ins Fließen, als einziges Ideal bleibt die Kraft übrig, und dieser wird ein wüster Götzendienst gewidmet. Allmächtig zu sein und allumfassend, ist der Traum jedes Individuums, das sich über das Gemeine emporzuheben hofft.

Diesem Traum der Kraft entspricht aber selten die wirkliche Kraft; der Trunkene will mehr als er kann, und so giebt sich die scheinbare Kraft in der Gewalt des Hasses aus; das Leben wird schaal und ekel, die Lust des Herzens richtet sich aufs Zerstören. In solchen Zeiten hören die Dichter auf, andere Helden zu besingen, sie sind ausschließlich ihr eigner Gegenstand.

Diese maßlosen Ansprüche der Subjectivität wenden sich dann auch gegen den Schöpfer. Wenn im „Geist des Christenthums" die Unsterblichkeit der Seele anscheinend in ruhiger Deduction erwiesen wird, so besteht die Deduction aus Postulaten aus der Seele René's.

„Si l'âme s'éteint au tombeau, d'où nous vient ce désir de bonheur qui nous tourmente? Nos passions ici-bas se peuvent aisément rassassier: l'amour, l'ambition, la colère ont une plénitude assurée de jouissance; le besoin de félicité est le seul qui manque de satisfaction comme d'objet, car on ne sait ce que c'est que cette félicité qu'on desire. Il faut convenir que, si tout est matière, la nature s'est ici étrangement trompée: elle a fait un sentiment qui ne s'applique à rien. — Il est certain que notre âme demande éternellement; à peine a-t-elle obtenu l'objet de sa convoitise, qu'elle demande encore: l'univers entier ne la satisfait point. L'infini est le seul champ qui lui convienne: elle aime à se perdre dans les nombres, à concevoir les plus grandes comme les plus petites dimensions. Enfin, gonflée et non rassassiée de ce qu'elle a dévoré, elle se précipite dans le sein de Dieu, où viennent se réunir les idées de l'infini, en perfection, en temps et en espace; mais elle ne se plonge dans la Divinité que parce que cette Divinité est pleine de ténèbres, Deus absconditus. Si elle en obtenait une vue distincte, elle la

dédaignerait, comme tous les objets qu'elle mesure.“ — Das ist der aristokratische Anspruch auf die Unsterblichkeit.

Daß René in den „Geist des Christenthums“ aufgenommen wurde, bleibt indeß immer etwas Willkür; seine Beziehung zu den Indianern ist innerlich motivirt. Der Verfasser selbst hatte — freilich nur auf Wochen — den Einfall gehabt, Krieger eines Indianerstammes zu werden: dem Pesthauch der Civilisation soweit als möglich entflohn, bis hinein in die bestiale Wildheit! — René richtig zu würdigen, muß man ihn zu den „Natchez“ verfolgen. — Freilich muß man die ursprüngliche Anlage dieses Gedichts aufsuchen, die noch deutlich aus den Uebermalungen hervorschimmert, mit denen eine falsche ästhetische Theorie sie überkleidet hat.

Nach dieser ursprünglichen Anlage wären die „Natchez“ etwas Aehnliches geworden, wie später Cooper's Romane; nur ist der Stoff viel wilder. Der größere Theil besteht aus Gräueln, im Vergleich mit denen die modernen Mysteriendichter unerfahrene Stümper sind. Ein seltsamer Naturzustand, den dieser Schüler Rousseau's zeigt! Laster und Verbrechen, wie man sie in der civilisirten Welt nur in den unterirdischen Regionen trifft. Man nehme die entsetzliche Scene, die auf René's Ermordung folgt: das Herz wird krank in diesem Leichenduft, in dieser Mischung des Gespenstischen und der Wollust; es ist eine durch und durch verdorbene Phantasie, die solche Scenen schaffen kann. Aber der Pinsel gehört einem Meister.

Die Phantasie war im Blut erzogen; was hatte man nicht alles erlebt! Die Greuel von Lyon und Nantes warfen ihren Widerschein in die Urwälder, damit auch die Natur theilnehme an dem Entsetzen, und sich heile von der „Manie d'être!“

Ein Bild, auf das Chateaubriand fortwährend zurückkommt, ist die Vierge des derniers amours, die Jungfrau, mit welcher die Indianer ihren Gefangenen trösten in der Nacht, bevor sie ihm Arme und Beine abhacken und bei langsamem Feuer rösten. — Es ist auch ein Motiv der „Atala“, — aus der beiläufig in feinen Schulen bei uns junge Damen Französisch lernen.

Atala beginnt ihre Lebensgeschichte ganz in der Weise René's. „Ma triste destinée a commencé presque avant que j'eusse vu la lumière. Ma mère m'avait conçue dans le malheur; je fatiguais son sein, et elle me mit au monde avec de grands déchiremens d'entrailles: on désespéra de ma vie;“ und obgleich sie als Christin erzo-

nirt, so bricht doch von Zeit zu Zeit in ihren Liebesphantasien die Wuth René's aus. „Quel songe n'est point sorti de ce coeur si triste! Quelquefois en attachant mes yeux sur toi, j'allais jusqu'à former des désirs aussi insensés que coupables! tantôt j'aurais voulu être avec toi la seule créature vivante sur la terre; tantôt, sentant une divinité qui m'arrêtait dans mes horribles transports, j'aurais désiré que cette divinité se fût anéantie, pourvu que serrée dans tes bras, j'eusse roulé d'abîme en abîme avec les débris de Dieu et du monde! A présent même ... le dirai-je? à présent que l'éternité va m'engloutir, que je vais paraître devant le juge inexorable, au moment où, pour obéir à ma mère, je vois avec joie ma virginité dévorer ma vie; eh bien! par une affreuse contradiction, j'emporte le regret de n'avoir pas été à toi."

Atala ist Indianerin, aber ihre Mutter ist durch einen katholischen Missionär zum Christenthum bekehrt und hat in jener Krankheit ihre Tochter zur Himmelsbraut geweiht; sie bedroht sie mit ihrem Fluch, wenn sie jemals das Gelübde ewiger Keuschheit bräche. In den abenteuerlichen Irrfahrten mit ihrem Geliebten tritt Atala die Versuchung furchtbar nahe. Sie weiß ihr zuletzt nicht anders zu entgehn, als daß sie Gift nimmt. Alles Dinge, die dem indianischen Character schreiend widersprechen. Der junge Wilde Chactas fällt fortwährend seiner Geliebten zu Füßen, diese legt sich tausend Fragen über den Zustand ihres Herzens vor, und als sie einmal weint, sagt Chactas zu ihr: „Orage du coeur, est-ce une goutte de votre pluie?" Wie mag das wohl in der Natchez-Sprache klingen? Trotzdem rühmt sich Chateaubriand, die Sitten der Indianer treu wiedergegeben zu haben. An Beobachtung fehlt es ihm nicht. Sein Reisetagebuch ist voll von scharfsinnigen Reflexionen und erinnert nicht im mindesten an die Sprache der Dichtung. Auch von den Landschaften wird in der letzten gleichsam nur der Duft gegeben, die Hand eines festen Zeichners erkennen wir nirgend. — Volney, der eben seine amerikanische Reise herausgab und die Sache nüchtern faßte, hat die Stilfehler der Beschreibung sehr scharf hervorgehoben.

Atala ist eins der ersten Bilder der französischen Romantik, und wird vielleicht Esmeralda und andere Nachkommen überleben: aber sie ist die Romantik des Rococo, die alte Grundlage schimmert deutlich durch die neue phantastische Färbung. Darin unterscheidet sie sich von „Mignon", der ersten Figur der deutschen Romantik, mit der sie sonst auch das speci-

isch katholische Motiv, das Schweigen und die geheime sinnliche Leidenschaft gemein hat: aber bei „Mignon" ist das Rococo völlig überwunden, sie steht wie ein Mädchen aus der Fremde den Rococo-Damen der guten und schlechten Gesellschaft gegenüber.

Die Romantik und überhaupt das Reizende des kleinen Buchs liegt, wie bei Tieck's Phantasiestücken, in der träumerischen Melodie der Stimmung, die den Leser berückt und die Unnatur des Gegenstandes vergessen läßt. Diese Weichheit des Gefühls, diese Freiheit der Einbildungskraft und diese Exaltation der Stimmung in einer Prosa, die nicht für die Kanzel berechnet war, mußten in einer Zeit, wo man im Traum der schlechten Wirklichkeit zu entfliehen strebte, überraschen und bezaubern.

Das ausgesprochne Vorbild der Erzählung ist „Paul et Virginie"; Chateaubriand hat die melancholische Stimmung seines Vorbilds beibehalten, aber er gibt ihr eine Folie durch das Christenthum. Atala und Chactas finden in ihrer Noth Zuflucht, in ihrer Todesstunde Trost bei einem christlichen Priester, dem Pater Aubrey, den in der frühern Zeit die Wilden verstümmelt haben, der aber trotzdem vom Papst die Erlaubniß erhielt, die Sacramente auszuüben. Schwärmer, ist er doch ohne Bigotterie und tadelt die verkehrten Gelübde, die seine Amtsbrüder

points par où deux coeurs ne se touchent pas, et ces points suffisent à la longue pour rendre la vie insupportable . . . . L'amour n'étend point son empire sur les vers du cercueil . . . . Si un homme revenait à la lumière quelques années après sa mort, je doute qu'il fût revu avec joie par ceux-là mêmes qui ont donné le plus de larmes à sa memoire, tant notre vie est peu de chose même dans le coeur de nos amis! . . Croyez-moi, les douleurs ne sont point éternelles: il faut tôt ou tard qu'elles finissent, parce que le coeur de l'homme est fini. C'est une de nos grandes misères: nous ne sommes pas même capables d'être longtemps malheureux."

So singt denn auch dieser christliche Priester den Refrain Bernardin's: der Tod ist die Erlösung aus diesem Jammerthal. In der höchsten Ekstase ruft er aus: es ist Zeit, Gott herbeizurufen! „A peine a-t-il prononcé ces mots, qu'une force surnaturelle me contraint de tomber à genoux et m'incline la tête au pied du lit d'Atala. Le prêtre ouvre un lieu secret, où était renfermée une urne d'or, couverte d'un voile de soie; il se prosterne et adore profondément. La grotte parut soudain illuminée; on entendit dans les airs les paroles des anges et les frémissements des harpes célestes; et lorsque le Solitaire tira le vase sacré de son tabernacle, je crus voir Dieu lui-même sortir du flanc de la montagne. Le prêtre ouvrit le calice: il prit entre ses deux doigts une hostie blanche comme la neige, et s'approcha d'Atala en prononçant des mots mystérieux. Cette sainte avait les yeux levés au ciel, en extase. Toutes ses douleurs parurent suspendues, toute sa vie se rassembla sur sa bouche; ses lèvres s'entr' ouvrirent et vinrent avec respect chercher le Dieu caché sous le pain mystique." So stirbt Atala, und das Christenthum hat gesiegt. Aber es ist ein Christenthum für Götzendiener.

Es ist der erste Fall in der Geschichte der Literatur, daß die Melancholie oder besser die Hypochondrie eine poetische Macht wird. Es liegt in der Traurigkeit, in der Langeweile („l'ennui" sagt eigentlich mehr als das) ein Keim des Bösen; Chateaubriand selbst verkennt es nicht. Aber poetisch wird es bei ihm dadurch, daß es seine an sich nur negative Bedeutung ins Objective überträgt. Der Ekel am Leben ist eine Negation; aber in das Weltganze projicirt, als gewaltiger Schatten, streift es ans Erhabene. Die Prairie und der Urwald ist für Chateaubriand's

Naturanschauung ebenso bezeichnend, als für Rousseau der Genfersee mit seinen reizenden Umgebungen. Kein Dichter hat, in der Natur wie in der Seele, den Sinn und das Unendliche der Einsamkeit so tief empfunden und so mächtig ausgedrückt.

Er leitet im „Geist des Christenthums" die Empfindung Gottes hauptsächlich aus der Natur her: sie ist „son imagination rendue sensible." — „Dieu des Chrétiens!" fährt er fort, „c'est surtout dans les eaux de l'abîme et dans les profondeurs des cieux que tu as gravé fortement les traits de ta toute-puissance! . . . Je ne suis rien; je ne suis qu'un simple solitaire: j'ai souvent entendu les savants disputer sur le premier Etre, et je ne les ai point compris: mais j'ai toujours remarqué que c'est à la vue des grandes scènes de la nature que cet Etre inconnu se manifeste au coeur de l'homme." Das wird durch Bilder aus dem Stillleben des Urwalds illustrirt, Bilder der Einsamkeit, durch welche sich Chateaubriand der Reihe der großen Landschafter Ramond, Volney, Sénancourt anschließt.

Kurze Zeit vorher hatte Schiller die Frage durchsprochen, woher es kommt, daß die Alten so wenig Sinn für Naturmalerei verrathen? — Seine Antwort ist bekannt, Chateaubriand findet eine andere, die mir höchst geistvoll scheint, wenn sie auch den Gegenstand nicht erschöpft.

Es ist nämlich die griechische Mythologie, welche weit entfernt, die Natur zu verschönern, derselben ihren eigentlichen Reiz geraubt hat: sie hat sie verkleinert und ihre Wahrheit verdeckt. Sie schiebt Mittelfiguren ein zwischen die Phantasie und das eigentliche Bild; über den Najaden sehn wir nicht den Fluß. „Peuplant l'univers d'élégants fantômes, la mythologie ôtait à la création sa gravité, sa grandeur et sa solitude. Il a fallu que le christianisme vînt chasser ce peuple de faunes, de satyres et de nymphes, pour rendre aux grottes leur silence, et aux bois leur rêverie. Les déserts ont pris sous notre culte un caractère plus triste, plus grave, plus sublime; le dôme des forêts s'est exhaussé; les fleuves ont brisé leurs petites urnes, pour ne plus verser que les eaux de l'abîme du sommet des montagnes: le vrai Dieu, en rentrant dans ses oeuvres, a donné son immensité à la nature." Nun folgt eine prachtvolle Schilderung der Waldeinsamkeit: „le don de la prophétie, le mystère de la religion, semblent résider éternellement dans leurs profondeurs sacrées." — „Oui, quand l'homme renierait la divinité, l'être pensant, sans cortége et

sans spectateur, serait encore plus auguste au milieu des mondes solitaires que s'il y paraissait environné des petites deités de la fable: le désert vide aurait encore quelques convenances avec l'étendue de ses idées, la tristesse de ses passions, et le dégout même d'une vie sans illusion et sans espérance."

Die Idee ist ebenso tief als wahr; dennoch ließ sich Chateaubriand durch ein falsches ästhetisches Princip verführen, ihr in der Praxis zu widersprechen. Zum Epos, so meinte er, gehört das Wunderbare und die Maschinerie übersinnlicher Wesen; da die griechische Mythologie dem modernen christlichen Dichter versagt ist, so muß er für das Epos eine neue erfinden.

Es ist ganz merkwürdig, wie in den verschiedenen Culturvöllern die geistigen Richtungen Hand in Hand gehn. Als Chateaubriand an den „Natchez" arbeitete, schrieb Fr. Schlegel in Jena das berühmte Gespräch über Poesie, in welchem er nachzuweisen suchte, die Poesie könne nur durch eine neue Mythologie verjüngt werden: als Elemente bezeichnete er die Trümmer der alten Religionen, der christlichen wie der heidnischen, und die Symbole der Naturphilosophie und des transcendentalen Idealismus. In demselben Gespräch drückte er sich über die französische Poesie höchst verächtlich aus, und hatte keine Idee, daß in derselben Zeit ein französischer Dichter, ohne sein Gespräch zu kennen, gleichsam nach seinen Recepten arbeitete. Die Thorheit des Doctrinärs entsprach der Thorheit des Practikers.

Um aus dem Roman der „Natchez" ein regelrechtes Epos zu machen, stellte Chateaubriand das mangelnde Wunderbare durch Combination der griechischen, christlichen und indianischen Mythologie her, indem er noch allegorische Figuren hinzufügte. Selbst im 16. Jahrhundert, wo man die verschiedenen mythischen Gebilde in einem bunten Kaleidoskop durch einander mischte, hat man nicht so arg gegen die Einheit des Stils verstoßen. Man denke sich die Schilderung einer französischen Revue, mit ihren geraden Linien, ihren Uniformen, ihren Bayonnetten und ihren Bärenmützen, aber in Homerischen und Ossianischen Gleichnissen, und gleich darauf eine Reise Satans: „Cependant le prince des enfers était arrivé aux extrémités du monde, sous le pole *dont l'intrépide Cook mesura la circonférence*," dann der liebe Gott als Jupiter. „L'éternel n'avait point encore pesé dans ces balances d'or la destinée de ces guerriers"; die Jungfrau Maria, die sich mit holder Schüchternheit naht, und

Gott umarmt; in ihrem Gefolge die Schutzpatrone Frankreichs, die heilige Genoveva, Katherine, Louis; allegorische Figuren im Miltonischen Geschmack, z. B. das Gerücht, das beiläufig unter dem Nordpol wohnt; dann gleich darauf eine lange Reise des alten Chactas nach Paris, im Geschmack der Lettres Persanes, eine Satire nicht nur gegen die französische Gesellschaft im Allgemeinen, sondern gegen bestimmte Persönlichkeiten am Hofe Ludwig's XV., und nachdem diese politische Satire durch sechs Gesänge ausgesponnen, wieder die Urwälder, wieder Satan, wieder die Jungfrau Maria; wunderbare Irrfahrten, aber lange nicht so anschaulich wie bei Cooper; Foltern und andre Greuel; raffinirte Gefühlsconflicte in den indianischen Damen; Kampf zwischen Liebe und Patriotismus u. s. w. — Und das alles in einem Stil, der die stehenden Wiederholungen des homerischen Hexameters mit dem Rhythmus der ossianischen Prosa verbindet: eine Verwirrung der Formen, die man bei einem so feinen Kopf kaum begreift.

Diese Combinationen sind so merkwürdig, daß man noch etwas dabei verweilen muß. — Hier eine Scene der „Natchez". „Peut-être dans l'ardeur dont les combattants étaient animés, tous les Français et tous les Indiens allaient périr, si, des bords entr'ouverts du firmament Catherine des Bois, qui voyait ce massacre n'eut levé les mains vers le trône du Tout-Puissant. Une voix divine se fit entendre: „Vierge compatissante, cessez vos douleurs: ma miséricorde viendra après ma justice. Mais bientôt l'auteur de tous ces maux va suspendre lui-même, afin de mieux favoriser ses projets, la fureur des guerriers." Ainsi retentirent dans l'éternité ces paroles qui tombèrent de soleil en soleil, et descendirent comme une chaine d'or, jusqu'aux abîmes de la terre. En même temps le Roi des Enfers, jugeant le combât arriver au point nécessaire pour l'accomplissement de ses desseins, songe à séparer les combattants. Il vole à la grotte où le Démon de la Nuit se cache pendant que le soleil anime la nature. La Reine des ténèbres était alors occupée à se parer. Les Songes plaçaient des diamants dans sa chambre azurée; les Mystères couvraient son front d'un bandeau, et les Amours, nouant autour d'elle les crêpes de son écharpe, ne laissaient paraître qu'une de ses mamelles semblables au globe de la lune: pour sceptre, elle tenait à la main un bouquet de pavots. Tantôt elle souriait dans un profond silence, tantôt elle faisait entendre des chants comme ceux de

rossignol; la volupté rouvrait sans cesse ses yeux qu'un doux sommeil fermait sans cesse, le bruit de ses ailes imitait le murmure d'une source ou le frémissement du feuillage; les zéphyrs naissaient de son haleine. Ce Démon de la Nuit avait toutes les grâces de l'Ange de la Nuit; mais comme celui-ci il ne présidait point au repos de la vertu, et ne pouvait inspirer que des plaisirs ou des crimes. Jamais le Monarque des ombres n'avait vu sa fille aussi charmante. „Ange ravissant, lui dit-il, il n'est pas temps de vous parer: quittez ces brillants atours, et prenez votre robe des tempêtes. Vous savez ce que vous me devez, vous n'étiez pas avant la chute de l'homme et vous avez pris naissanse dans mes ténèbres". La Nuit fille obéissante arrache ses ornements: elle se revêt de vapeurs et de nuages comme lorsqu'elle veut favoriser les amours funestes, ou les noirs complots de l'assassin. Elle attèle à son char deux hiboux qui poussent des cris dolents et lamentables: conduite par le prince des Enfers, elle arrive sur le champ de bataille."

Als Kunstwerk an sich betrachtet, kann man diesen Bildern einen gewissen Reiz nicht absprechen. Was in ihnen als Experiment erschien, sollte in dem „Geist des Christenthums" seine tiefere theoretische Begründung finden.

Chateaubriand vollendete sein Werk auf dem Landgut seiner Freundin Frau von Beaumont. Dort suchte ihn auch seine Schwester Lucile auf, das Urbild der „Amélie", vor kurzem verwittwet und unglücklicher als je: „que la nature semblait avoir créée uniquement pour souffrir; une femme grevée de la vie, qui a le génie, le caractère et la folie de Rousseau." Sie führte ihm eine junge Dame zu, an die er sich kaum mehr erinnerte, so flüchtig hatte er sie vor acht Jahren gesehen — seine eigene Frau! — Es waren doch wunderliche Voraussetzungen für den Wiederhersteller des Christenthums!

Die Composition des Buchs ist so tadelhaft als möglich: Chateaubriand läßt sich hier ebenso von einem falschen Begriff der Wissenschaft verführen, als in seinen Gedichten von einem falschen Begriff der Kunst. Eine wüste Gelehrsamkeit ist aufgespeichert, Citate aus Kirchenvätern, die nichts beweisen, am wenigsten Das, woran ihm gerade gelegen ist, und die er wahrscheinlich nicht aus erster Quelle, sondern aus einem ältern Sammler hat. Er geht ferner auf Vollständigkeit aus, und fühlt sich verpflichtet, auch über Dinge zu sprechen, von denen er nichts weiß. Die

Gruppirung ist ganz äußerlich, er hat eine Reihe von Fächern aufgestellt, und wirft nun hinein, was ihm gerade in den Weg läuft. Von Innen heraus ist nichts aufgebaut; nirgend ein langer und tiefer Athem des Gedankens oder der Empfindung. Es geht beständig aus dem Hundertsten ins Tausendste. Bei seiner lückenhaften wissenschaftlichen Bildung und seinem starken Glauben an sich selbst läßt er sich nicht selten verführen, über Astronomie, Geologie, die Wanderungen der Vögel — und Gott weiß was noch! Behauptungen aufzustellen, bei denen man nicht begreift, wie sie einem so geistreichen Menschen möglich sind. Beständig drängt sich der Politiker, der in der Religion eine Stütze für die Ordnung sucht, vor den empfindenden Menschen, der von einem Hunger des Herzens geleitet wird. Der Eindruck des Ganzen ist wüst und unerfreulich.

Dennoch hätte es ein sehr gutes Buch werden können, wenn er sich darauf beschränkte, mitzutheilen, was ihn in der That innerlich beschäftigte. Viel von solchen Ideen und Empfindungen steckt auch drin, man muß es nur aufsuchen.

Chateaubriand bekämpft den Unglauben keineswegs als theologischer Zelot, er mißbilligt die Kämpfer für die gute Sache, welche sich auf die Autorität beriefen: „Wir sind nicht mehr in der Zeit, wo es gut war zu sagen: prüfet nicht, sondern glaubt! Man wird prüfen, trotz unsers Einspruchs." Es käme nicht darauf an, die Gründe der ungläubigen Sophisten zu widerlegen, mit denen es ihnen doch kein rechter Ernst sei: man müsse ihnen vielmehr das Christenthum in seiner vollen Herrlichkeit zeigen, ihren Sinnen, ihrer Empfindung, ihrer Leidenschaft, ihrem Verstand: sobald sie nur wirklich sehen, werden sie niederfallen und anbeten.

Wieder ein merkwürdiges Zusammentreffen! Während Fr. Schlegel die Wiedererweckung der Mythologie empfahl, hatte sein Freund Schleiermacher (gleichalterig mit Chateaubriand) die „Reden über die Religion" geschrieben „an die Gebildeten unter ihren Verächtern". Nicht minder merkwürdig, daß die Männer nichts von einander wußten!

Der Unterschied zwischen den beiden Schriften erklärt sich aus den Voraussetzungen, aus denen sie hervorgingen, oder gegen die sie gerichtet waren. In Deutschland war der Gegensatz zwischen der strengkirchlichen und der freien Richtung nie so groß gewesen als in Frankreich; es handelte sich eigentlich nur um ein Mehr oder Minder. Der lutherische Katechismus freilich war in der großen Masse der Gebildeten nicht sehr im

Ansehen, aber die sittlichen Einrichtungen der Kirche waren auch die des Volks; die verheiratheten Prediger gehörten zur Gemeinde, ja die Mehrzahl von ihnen war rationalistisch gesinnt, wenigstens von jener gelassenen Rechtgläubigkeit, die auch mit den Andersmeinenden auskam. Selbst der Pietismus hatte seine Wurzeln im Volk, er setzte sich in veränderter Färbung in der Schule Klopstocks fort. Pantheistische Ideen regten sich nur in den engen Kreisen der Poeten, im Allgemeinen glaubte jeder wohlgesinnte Bürger an den lieben Gott, wie ihn der ehrwürdige Pfarrer von Grünau bekannte, und dieser Gott war derselbe, der in den Kirchen gepredigt wurde.

In Frankreich dagegen handelte es sich nicht blos um die Dogmen, die man allenfalls ignoriren konnte, sondern um die Institutionen. Aus dem Cölibat gingen die galanten Abbés hervor, aus dem Sacrament der Ehe der Leichtsinn in Bezug auf die eheliche Treue, der Beichtstuhl entfremdete die Frau dem Mann und gab ihren Idealismus dem Priester in die Hände; mit dem blinden Gehorsam hing die Trennung der bürgerlichen Welt zusammen. Der Clerus, der sich durch die Weihen selbst ergänzt, von der sittlichen Grundlage des Staats, von der Familie, getrennt, in ein Netz der Disciplin verstrickt, dessen letzte Fäden außerhalb des Staats, jenseit der Berge, zusammenlaufen, war einer Reform unfähig: die Infallibilität der Kirche duldet keine Beschränkung, sie wird nur durch die Revolution ergänzt.

Daher die Wuth, mit der die Neuerer gegen die Kirche ins Feld rückten. Da der Katholicismus alles auf Autorität stellt, der sittlichen Durcharbeitung des Individuums nichts überläßt, brach mit der Autorität auch der sittliche Halt; ein frecher Egoismus war das Kennzeichen der freien Gesinnung. Luther hatte die Bande der alten Kirche brechen können, weil die ungeheure Macht seines Glaubens und seiner Frömmigkeit die Neuerer bezwang: von der Art waren weder Robespierre noch der Gründer der Theophilanthropen: ihre Gottheit und ihre Religion war leer wie ihre Seele. Wenn einmal der Trieb des Glaubens erwachte, so konnte er nach nichts anderem greifen, als nach der alten Kirche, die während des jacobinischen Terrorismus durch zahlreiche Märtyrer vertreten und bekannt war.

Bei den Protestanten hatten diejenigen, die nach dem Glauben suchten, diesen äußern Halt nicht nöthig. Selbst Jacobi, der bei den Aufklärern so verrufen war, bleibt im Grunde bei Gott dem Vater stehn, und Kant, der den Rationalismus in ein System brachte, beschäftigte sich

lediglich mit der Religion „innerhalb der bloßen Vernunft“; er war höflich genug, zuzugestehn, daß außerhalb dieser Grenzen noch viel wichtige Dinge lagen, aber der an die Formen der Zeit und des Raums gebundene Mensch hatte für diese kein Vorstellungsvermögen, und practisch fanden sie vollends keine Anwendung. Sein Glaubenssystem war: der Kampf des radicalen Bösen mit dem Guten; die Freiheit und der kategorische Imperativ; freilich alles Dinge, von denen der ältere Rationalismus nichts gewußt hatte, weder die Schule von Leibnitz noch die von Locke. Aber, abgesehn von dem Katechismus, spielten neben diesen Brennpunkten selbst der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit nur eine untergeordnete Rolle; sie waren Postulate der Vernunft, aber nicht Leitsterne für das Handeln.

So hatte man wahrgenommen, daß die christliche Religion im Stande war, ein positives Moment nach dem andern auszumerzen, und daß sie doch Religion blieb: es mußte einmal streng wissenschaftlich untersucht werden, was sie eigentlich war. Dieser Untersuchung unterzog sich Schleiermacher, ein Geistlicher von der reformirten Confession, aufgewachsen in der herrnhuter Gemeinde, gebildet in den Schriften von Kant, Jacobi und Spinoza. Diese drei Elemente zu combiniren, ist die Aufgabe seiner Schrift.

Sie ist analytisch: wie der Anatom den Nerv, den er erforschen will, sorgfältig von allen Bestandtheilen reinigt, mit denen er verwachsen ist, und ihn färbt, um ihn deutlicher zu zeigen, so machte es Schleiermacher mit dem abstracten Begriff der Religion. Alles wurde hinausgeworfen, was man früher damit verbunden hatte, die Dogmen, die Sittlichkeit; die Beziehungen zum Verstand und zum Willen. Das Resultat war: die Religion ist eine gewisse Stimmung des Gemüths; sie ist mit der menschlichen Natur nothwendig verbunden, doch hat sie der Eine mehr, der Andre weniger; sie läßt sich mittheilen, und wer damit begabt ist, hat das Recht und die Pflicht, sie auszubreiten. Die Religion ist in ihrem Ursprung individuell, doch heftet sie sich gern an ein Gegebenes, an eine Offenbarung. — Erst nachdem so die subjective Seite der Religion festgestellt war, wurde die objective untersucht, das offenbarte Christenthum: und hier machte sich der rationalistische Geistliche geltend, nachzuweisen, wie trefflich es den Bedürfnissen der subjectiven Religion entgegenkam, wobei es mit dem Einzelnen freilich nicht genau genommen wurde.

Die Form der Untersuchung war analytisch, aber als Inhalt wurde ihr die individuelle Erfahrung eingewoben. Schleiermacher's Frömmig-

keit ging von den Herrnhutern aus, die sich dem Gemeinleben der Kirche entzogen hatten, keine großen Stürme und Leidenschaften der Kirche kannten und ihre Religiosität in die beschauliche Seele vertieften: sein Amt gehörte der reformirten Confession, die alles Extramundane fern hält; seine Bildung der deutschen Speculation und Dichtung, die ausschließlich das Individuum mit Gott, mit dem Heiligen, mit dem Ideal in Beziehung setzt.

Schleiermacher öffnet einen tiefen Blick in das Wesen der Religion, aber er zeigt nur einen Theil derselben: nur was in Herrnhut, in der reformirten Confession, in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts erfahren werden konnte.

Dieser Mangel wurde auch im nächsten Kreise seiner Freunde stark empfunden. Nur Novalis, der seiner Erziehung nach gleichfalls zu den Herrnhutern gehörte, hält unbedingt zu ihm, abgesehn von den Liedern an die Madonna, in welchen die „Stimmung des Gemüths" etwas stark ins Phantastische spielte. Goethe erwiderte mit der „ersten Walpurgisnacht", in welcher der urdeutsche Naturdienst das „dumpfe" Christenthum versöhnt; Schelling mit dem „Widerporst", der an Cynismus weit über Parny's „Götterkrieg" hinausgeht.

Allein der Letztere wurde schon nach einem Jahr bekehrt; er erkannte die Wichtigkeit der Religion für das Denken, und that sich mit Hegel zusammen, um dem Christenthum auf eine andere Weise beizukommen als Schleiermacher, dem der historische Sinn fehlte. In sein System werden fast alle Artikel aufgenommen, die in irgend einem christlichen Katechismus vorkamen, aber in der Form einer symbolischen Geschichte und in reine Gedanken übersetzt: ein höchst geistvoller Versuch, der aber das Leben der protestantischen Kirche weniger berührte als Schleiermacher's Werk, und erst durch die spätern Hegelianer in die allgemeine geistige Bewegung übergeleitet wurde.

In einem Punkt herrscht Uebereinstimmung zwischen Schelling und Schleiermacher: um die Religion oder das Christenthum richtig zu fassen, muß man alle Formen desselben, gelten lassen, wie Schleiermacher, begreifen, wie Schelling sagt. Schelling stellt sich als Betrachtender mitten in diese verschiedenen Formen, Schleiermacher als Geistlicher bleibt in seiner Kirche, aber er ist tolerant. Fr. Schlegel, der noch objectiver sein wollte, ging im Eifer so weit, daß er zum Katholicismus übertrat. Ein Schüler Hegel's und Schleiermacher's endlich kam zu dem

Endresultat: rechtgläubig ist, wer einsieht, daß beide Formen der Kirche gleich nothwendig sind.

Darin weicht Chateaubriand von der deutschen Bewegung himmelweit ab. Man kann nicht einmal sagen, daß er gegen den Protestantismus intolerant ist: er weiß gar nichts von ihm; wenn man sein Buch über das Christenthum liest, so würde man keine Idee haben, daß so etwas, wie der Protestantismus, in der Welt vorgekommen sei. Er kennt vom Christenthum nur den römischen Katholicismus, wie er im 17. Jahrhundert war.

Die Vorlesungen, in welchen Schelling zuerst seine Idee aussprach, wurden in demselben Jahr gehalten, in denen „le génie du Christianisme" erschien: dieser fällt zwischen die „Reden über die Religion" und die Vorlesungen „über die Methode des academischen Studiums."

Chateaubriand will den Franzosen der Revolution, welche ihre alte Kirche zerstört und halb vergessen haben, zeigen, was diese Kirche war; er will sie zeigen in ihrer ganzen Fülle und Herrlichkeit, um auf die Phantasie mächtig einzuwirken. Es kommt ihm auf die concrete Erscheinung an, man soll sie sehn; von Analyse ist keine Rede, und während Schleiermacher gleichsam ängstlich jedes naturalistische Moment ausscheidet, was dem christlichen Spiritualismus anhaftet, hebt Chateaubriand vielmehr mit besonderer Vorliebe das Sinnliche hervor, weil man dieses besser sieht. Er will zeigen, das ist das Erste; dann erst kommt der Nachweis, daß diese einzelnen Momente, wie er sie aus eigener Anschauung kennt, in jeder Weise brauchbar und nützlich seien: für den Einzelnen und die Familie, für den Sanguiniker und für den Melancholiker, für den Dichter und für den Philosophen, für sämmtliche Künste, Wissenschaften und Gewerbe, für den Luxus und für die Sparsamkeit. Nach dieser Brauchbarkeit wird Alles untersucht: die Glocken, die Architectur, die Musik der Kirche, die Processionen, die Bilder, die Gräber, das Mönchsthum, die Heiligen, die Hölle, die Ruinen (wie er sie in seiner Jugend gesehn, als ob diese zum Christenthum gehörten!) u. s. w. Nichts entgeht seinem spähenden Auge. Er pflanzt ohne weiteres das Kreuz auf, das historische, während die Deutschen sich auf das subjective Gefühl beriefen, und als Katholik konnte er eine Fülle von Bildern entwickeln, die im Protestantismus verloren gegangen war.

Die katholische Romantik ist so wenig pietistisch wie die katholische Kirche selbst und die katholische Ketzerei, sie geht nicht aus der Angst des

Gewissens hervor. — Die Aufklärung hatte in allen Dingen Klarheit und Bestimmtheit gesucht. Wozu? fragt Chateaubriand. Eigentlich lieben die Menschen die Mysterien; die schönere Hälfte der Menschheit, die Frauen, können ohne Geheimnisse nicht leben. Nur vor dem Verborgenen hat man Scheu. Statt mit dem Christenthum zu rechten, sollte man ihm dafür danken, daß es Dinge lehrt, die wir nicht verstehn, denn damit befriedigt es ein tiefes Bedürfniß der menschlichen Natur. Nicht ohne Sehnsucht kann man an die Schönheit der alten Zeiten zurückdenken, wo die Wälder nicht still, die Grotten nicht tief genug waren für die Gläubigen, welche darin über die göttlichen Geheimnisse nachdachten!

Während die protestantische Mystik in die einzelnen Dogmen die ganze Tiefe ihrer Speculation zu versenken sucht, spielt der reflectirte Katholicismus mit anmuthigen Bildern um dieselben herum. Am gefälligsten stellt sich die Gestalt der Mutter Gottes der halbsinnlichen Phantasie gegenüber: „Maria ist die Göttin der Unschuld, der Schwäche und des Leidens." Wie die Mysterien der Dogmatik, so bieten die Gebräuche des christlichen Cultus den Sinnen und der Phantasie eine unerschöpfliche Fülle von anmuthigen Bildern. „Diese Gebräuche sind schon darum von der höchsten Wichtigkeit, weil unsre Väter sie geübt, weil unsre Mütter sie an unsrer Wiege gesungen haben, weil sie das Grabmal unsrer Ahnen beschatteten, ihrer Asche Frieden verliehen."

Die Sacramente beglücken und heiligen das ganze Leben: mit der Geburt die Taufe, mit der erwachenden Pubertät die Confirmation, die Vermählung des Menschen mit dem Schöpfer. Dann folgt die Theilung in die ehelose und eheliche Welt (Priesterweihe, Ehe). Der Cölibat ist auch sittlich eine gute Einrichtung, weil sonst die Bevölkerung zu sehr zunähme! Ueberdies ist die Jungfräulichkeit die Vollendung der Schönheit. Ein Bienenstock wird der Gesellschaft als Muster vorgehalten; die tugendhaften Bienen bleiben keusch, ein einzelnes weibliches Individuum übernimmt die Last der Fortpflanzung. Das göttliche Wesen ist der freie Weise, ein Plato in der Wüste, nur mit dem Gedanken Gottes beschäftigt. Beichte, Abendmahl setzen das irdische Leben in beständigen Rapport mit dem himmlischen; die letzte Oelung läßt es darin aufgehn.

Die Aufklärung hatte im Namen der Kunst gegen den Spiritualismus des Christenthums protestirt; Chateaubriand sucht nachzuweisen, daß er vielmehr der Kunst sehr nützlich sei. Das Christenthum ist wie ein Wind, der die Segel der Tugend anschwellt, indem es die Stürme des

Gewissens um das Laster vervielfältigt. Es hat die Grundlage der Moral umgekehrt, indem es die Demuth als die höchste Tugend, den Stolz als das schlimmste Laster darstellte, und so den Blick in die Seele vertiefte. Es hat unsre doppelte Natur enthüllt und die Widersprüche unseres Wesens aufgedeckt, die Höhen und die Tiefen des Herzens gezeigt. Es ist selbst gleich uns der absolute Widerspruch: ein Kind regiert die Welt, der Schöpfer wird von einer Jungfrau geboren. — „Ne croyons pas toutefois qu'en nous découvrant les bases sur lesquelles reposent les passions, le christianisme ait désenchanté la vie. Loin de flétrir l'imagination, en lui faisant tout toucher et tout connaître, il a répandu le doute et les ombres sur les choses inutiles à nos fins; supérieur en cela à cette imprudente philosophie qui cherche trop à pénétrer la nature de l'homme et à trouver le fond partout. Il ne faut pas toujours laisser tomber la sonde dans les abîmes du coeur: les vérités qu'il contient sont du nombre de celles qui demandent le demi-jour et la perspective. C'est une imprudence que d'appliquer sans cesse son jugement à la partie aimante de son être, de porter l'esprit raisonnable dans les passions. Cette curiosité conduit peu à peu à douter des choses généreuses: elle dessèche la sensibilité, et tue pour ainsi dire l'âme. Les mystères du coeur sont comme ceux de l'antique Égypte: le profane qui cherchait à les découvrir, sans y être initié par la religion, était subitement frappé de mort."

„Non contente," fährt er fort, „d'augmenter le jeu des passions dans le drame et dans l'épopée, la religion chrétienne est elle-même une sorte de passion qui a ses transports, ses ardeurs, ses soupirs, ses joies, ses larmes, ses amours du monde et du désert." Das Jahrhundert nennt es Fanatismus, aber Chateaubriand entgegnet mit den Worten Rousseau's: „Le fanatisme, quoique sanguinaire et cruel, est pourtant une passion grande et forte, qui élève le coeur de l'homme, et qui lui fait mépriser la mort; qui lui donne un ressort prodigieux, et qu'il ne faut que mieux diriger pour en tirer les plus sublimes vertus; au lieu que l'irréligion, et en général l'esprit raisonneur et philosophique attache à la vie, efféмine, avilit les âmes, concentre toutes les passions dans la bassesse de l'intérêt particulier, dans l'abjection du moi humain, et sape ainsi à petit bruit les vrais fondements de toute société: car ce que les intérêts particuliers ont

de commun est si peu de chose, qu'il ne balancera jamais qu'ils ont d'opposé." Indem das Christenthum selbst eine Leidenschaft ist, verschafft es dem Dichter die reichsten Schätze. „Cette passion religieuse est d'autant plus énergique, qu'elle est en contradiction avec toutes les autres, et que, pour subsister, il faut qu'elle les dévore. Comme toutes les grandes affections elle a quelque chose de sérieux et de triste; elle nous traîne à l'ombre des cloîtres et sur les montagnes. La beauté que le chrétien adore est cette éternelle beauté, pour qui les disciples de Platon se hâtaient de quitter la terre. Elle ne se montre à ses amants ici-bas que voilée; elle s'enveloppe dans les replis de l'univers comme dans un manteau: car si un seul de ses regards tombait directement sur le coeur de l'homme, il ne pourrait le soutenir, il se fendrait de délices. Pour arriver à la jouissance de cette beauté suprême, les chrétiens prennent une autre route que les philosophes d'Athènes: ils restent dans ce monde afin de multiplier les sacrifices et de se rendre plus dignes, par une longue mortification, de l'objet de leurs désirs."

Das Christenthum ist ernst, aber ebenso ist es auch zart und mild gegen die Schwachen. „La religion des Hébreux, née au milieu des éclairs au Sinaï, avait je ne sais quelle tristesse formidable. La religion chrétienne, en retenant ce que celle de Moïse avait de sublime, en a adouci les autres traits. Faite four les misères et pour les besoins de notre coeur, elle est essentiellement tendre et mélancolique. Elle nous représente toujours l'homme comme un voyageur qui passe ici-bas dans un vallée de larmes et qui ne se repose qu'au tombeau. Le Dieu qu'elle offre à nos adorations est le Dieu des infortunés: il a souffert lui-même, les enfants et les faibles sont les objets de sa prédilection, et il chérit ceux qui pleurent." Zu dieser Einwirkung des Christenthums kam die Völkerwanderung. „Tous les liens qui attachent à la vie étant brisés à la fois, il ne reste plus que Dieu pour espérance, et les déserts pour refuge. Comme au temps du déluge, les hommes se sauvèrent sur le sommet des montagnes, emportant avec eux les débris des arts et de la civilisation . . . . Une prodigieuse mélancolie dut être le fruit de cette vie monastique; car la mélancolie s'engendre du vague des passions, lorsque ces passions, sans objets, se consument d'elles mêmes dans un coeur solitaire . . . Toutes ces diverses puissances

du malheur, de la religion, des souvenirs, des moeurs, des scènes de la nature, se réunirent pour faire du génie chrétien le génie même de la mélancolie." Und damit hat es der irdischen Poesie die tiefste und unerschöpflichste Quelle erschlossen.

Das Capitel „Harmonies poétiques et religieuses" handelt von der Poesie der Ruinen und der Gräber im Verhältniß zu der sie umgebenden Landschaft, und sucht nachzuweisen, daß durch die Glocken, die gothischen Kirchen, die Processionen, die Musik, selbst die lateinische Sprache beim Gottesdienste die innere Poesie des Gemüths mehr beschäftigt wäre als durch die sinnliche Feier der Alten. Schiller hatte zwei Jahre vorher in seiner Art dies Symbol der Glocke in seiner Beziehung auf Geburt, Leben und Tod beleuchtet; schön und würdig, nur wußte man kaum noch, woher der Ton der Glocke kam: Schiller hatte nicht blos, wie A. W. Schlegel ihm vorwarf, den Klöpfel, er hatte beinahe die Kirche vergessen. — Chateaubriand nimmt selbst die künstlerische Attitude des Erlösers mit unter die Rechtfertigungen des Christenthums auf. — Er zeigt den günstigen Eindruck der Kirche auf die Malerei — wie ein Jahr vorher A. W. Schlegel in dem Gedicht „Die Kirche und die Götter" ganz von demselben Standpunkt aus, da in der deutschen Romantik bereits katholisirende Tendenzen auftauchten: beide wissen eigentlich nur von der Renaissance, in der das Kirchliche bereits stark von der Antike, d. h. vom Heidenthum afficirt war, und verwechselte das künstlerische mit dem naiv religiösen Motiv. Freilich war die Renaissance, welche Correggio ebenso befähigte, die Leda und Jo wie die Madonna abzubilden, der neuen Romantik verwandt. — In dem Krieg der alten und neuen Götter stellt sich Chateaubriand, abweichend von Parny ganz auf Seite der neuen: er findet den christlichen Himmel viel poetischer als den Olymp, und der Tartarus hält vollends keinen Vergleich mit der Hölle aus: „la poésie des tortures et les hymnes de la chair et du sang" seien eine specifisch christliche Kraft.

Die späteren romantischen Dichter haben sich auf den gleichen Boden gestellt, nur haben sie in der Voraussetzung, daß die Kunst um der Kunst willen da sei, das Princip ihres Meisters noch übertrieben. Sie richteten dem Gott der Christen neben den heidnischen Göttern Altäre auf, und verfielen endlich in einen Pantheismus, in dem die abenteuerliche Form und die schreiende Farbe bei der Wahl der Götter den Ausschlag gab. Sie tauften ihre Wahnbilder mit christlichen Namen, aber sie stimmten

ihnen heidnische Dithyramben an, die den Sinnentaumel des Orients athmeten.

Die wichtigste Rechtfertigung des Christenthums lag in seiner Geschichte: es wurde der Welt verkündigt, als diese in das tiefste Elend und die tiefste Sündhaftigkeit verfallen war.

„Le peuple romain fut toujours un peuple horrible: on ne tombe point dans les vices qu'il fit éclater sous ses maîtres, sans une certaine perversité naturelle et quelque défaut de naissance dans le coeur . . . Quand Rome avait des vertus, ce furent des vertus contre nature" (eben jene Tugenden, welche die französische Tragödie verherrlicht hatte.). Alle ihrer Natur eingebornen Laster kamen zum Vorschein, sobald die Einfachheit der Lebensart verschwand. Es folgen nun die Suetonischen Schilderungen von der römischen Schwelgerei. „La mort faisait une partie essentielle de ces divertissements antiques. Elle était là pour contraste et pour rehaussement des plaisirs de la vie. Afin d'égayer le repas, on faisait venir des gladiateurs avec des courtisanes et des joueurs de flûte. En sortant des bras d'une infâme, on allait voir une bête féroce boire du sang humain: de la vue d'une prostitution, on passait au spectacle des convulsions d'un homme expirant. Quel peuple que celui-là, qui avait placé l'opprobre à la naissance et à la mort, et élevé sur un théâtre les deux grands mystères de la nature, pour déshonorer d'un seul coup tout l'ouvrage de Dieu!"

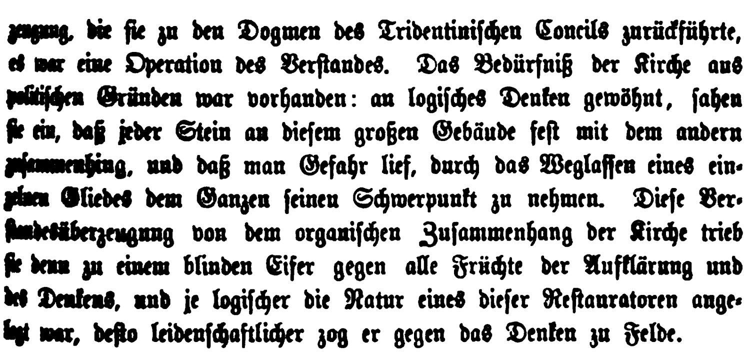
„C'est l'extinction absolue du sens moral qui donnait aux Romains cette facilité de mourir qu'on a si follement admirée. Les suicides sont toujours communs chez les peuples corrompus. L'homme réduit à l'instinct de la brute meurt indifféremment comme elle." — Das war nun freilich keine Empfehlung der christlichen Martyrien.

Aus dieser Verruchtheit des römischen Reichs konnte nur eine neue Offenbarung die Welt erretten. „Lorsque les liens politiques furent brisés à Rome et dans la Grèce, quel frein resta-t-il aux hommes? Le culte de tant de divinités infâmes pouvait-il maintenir des moeurs que les lois ne soutenaient plus? Loin de remédier à la corruption, il en devint un des agents les plus puissants. Par un excès de misère qui fait frémir, l'idée de l'existence des dieux, qui nourrit la vertu chez les hommes, entretenait les vices parmi les païens, et

... des amuseuses, d'impudiqu
Eigentlich liegt diesem modernen Heidenthum r
die classischen Schriftsteller Ludwig's XIV. zu G
rent à une si haute perfection que parce qu

Wenn Chateaubriand mit einer solch
und das Böse in der Geschichte des Heidenth
er auch gegen das Schwache und Böse in de
thums nicht blind sein sollen. Freilich darf ma
Werke so etwas schwer verlangen; aber hier ko
tracht. Indem Chateaubriand den römische
ganzen Integrität herstellte, machte er ihn dadurc
unfähig zum Fortschritt; ja er besprach mit bes
jenigen Institute, gegen welche sich die öffentlich
erklärt hatte, z. B. das Klosterwesen. „Man ha
die Unwiderruflichkeit der Gelübde declamirt"; g
sie zu rechtfertigen.

„L'homme est surtout malheureux par s
l'usage de ce libre arbitre qui fait à la fois
et qui fera sa condamnation. Il flotte
timent, de pensée en pensée; ses amours ont l
nions, et ses opinions lui échappent comme
quiétude le plonge dans une misère dont il ne
une force supérieure l'attache à un seul obj
porter avec joie sa chaîne . . . Le voeu per
soumission à une règle inviolabl...



zeugung, die sie zu den Dogmen des Tridentinischen Concils zurückführte, es war eine Operation des Verstandes. Das Bedürfniß der Kirche aus politischen Gründen war vorhanden: an logisches Denken gewöhnt, sahen sie ein, daß jeder Stein an diesem großen Gebäude fest mit dem andern zusammenhing, und daß man Gefahr lief, durch das Weglassen eines einzelnen Gliedes dem Ganzen seinen Schwerpunkt zu nehmen. Diese Verstandesüberzeugung von dem organischen Zusammenhang der Kirche trieb sie denn zu einem blinden Eifer gegen alle Früchte der Aufklärung und des Denkens, und je logischer die Natur eines dieser Restauratoren angelegt war, desto leidenschaftlicher zog er gegen das Denken zu Felde.

In heiligen Dingen hat ein solches Verfahren etwas Frivoles, und bei Chateaubriand tritt die Frivolität um so stärker hervor, da er sich wohl hütete, seinen eignen Verstand und seinen eignen Willen blindlings seinen Grundsätzen gefangen zu geben. Es bleibt bei ihm immer eine Art Spiel. — Er sagt es nicht gerade heraus, aber man liest es deutlich durch die Zeilen: die christliche Kirche würde ihm ebensoviel gelten, ihrer Erscheinung wegen, auch wenn der Grund, auf den sie gebaut, Sand wäre. Strauß' mythische Auslegung würde ihn nicht beirrt haben.

Es ist endlich noch ein sehr wesentlicher Gesichtspunkt hervorzuheben: Chateaubriand's Werk ist für die Franzosen berechnet und ganz in französischem Geist geschrieben. Das zeigt sich schon im ästhetischen Theil. Das Thema des Werks, die christliche Poesie übertreffe die heidnische, kommt in der Ausführung fast darauf hinaus: die französische Poesie ist die erste der Welt. Von den auswärtigen Poeten des Christenthums werden nur Dante, Tasso und Milton ausführlicher besprechen, und immer mit sehr bedingter Anerkennung; von Shakespeare ist garnicht die Rede, und Calderon, der ihm so recht zu Statten gekommen wäre, scheint er gar nicht zu kennen. „Paul und Virginie", die „neue Heloise" werden sehr gerühmt, Corneille mit Achtung, Racine mit Begeisterung besprochen; aber im höchsten Glanz erscheint ein Dichter, den man hier am wenigsten erwarten sollte — Voltaire!

Mit großer Vorliebe citirt Chateaubriand die Stellen Voltaire's, die sich dem Christenthum günstig äußern, ohne zu untersuchen, ob der Schelm nicht ironisch redet. Bei einer solchen Stelle setzt er hinzu: „wenn ich mich so stark ausdrückte, würde man mich für einen Fanatiker erklären!" „In seiner Geschichtschreibung begegnet ihm, was in seiner Poesie: c'est qu'en déclamant contre la religion, ses plus belles pages sont des

pages chrétiennes.“ Selbst die „Henriade“ wird sehr gelobt: „si un plan sage, une narration vive et pressée, de beaux vers, une diction élégante, un goût pur, un style correct, sont les seules qualités nécessaires à l'épopée, la Henriade est un poëme achevé.“ Aber freilich genügt das nicht, zum Epos gehört auch das Uebernatürliche, und davon hat Voltaire keinen Gebrauch zu machen verstanden. „Telle est néanmoins la puissance des idées religieuses, que l'auteur de la Henriade doit au culte même qu'il a persécuté les morceaux les plus frappants de son poëme épique, comme il lui doit les plus belles scènes de ses tragédies.“ Die „Zaïre“ erscheint ihm distinguirter als die „Iphigenie“, mit Entzücken führt er eine christliche Rede des alten Lusignan an, und setzt hinzu: „une religion qui fournit de pareilles beautés à son ennemi mériterait pourtant d'être entendue avant d'être condamnée: l'antiquité ne présente rien a cet intérêt, parce qu'elle n'avait pas un pareil culte.“ Ein ehrlicher Christ hätte vielmehr solche Reden im Munde eines Ungläubigen als Blasphemie gebrandmarkt, wie der Genuß des Sacraments denjenigen verdammt, der es ohne Glauben empfängt.

So ist überall in diesem Abriß der Literaturgeschichte Chateaubriand's Standpunkt der französische, und er nimmt keinen Anstand, das Zeitalter Ludwig's XIV. als das classische der christlichen Religion zu bezeichnen, weil Bossuet in ihm gelebt. Ja, mitunter sieht es so aus, als ob er kein anderes kennt.

Dieser französische Geist bestimmt nicht blos das Urtheil über die Literatur. Die Missionen der Jesuiten nach dem Orient (von denen er übrigens wunderliche Vorstellungen hat) werden hauptsächlich darum gerühmt, weil sie zu Frankreichs Größe beigetragen haben. Er faßt die katholische Politik gerade so auf wie Ludwig XIV. in seiner letzten Periode.

Wenn er das Sinken der französischen Kunst bekennt, so setzt er hinzu. „si notre siècle littéraire est inférieur à celui de Louis XIV., n'en cherchons d'autre cause que notre religion.“

Was waren die Ursachen: „qui dans le cours de quelques années dénaturèrent nos affections et effacèrat parmi nous la simplicité et la grandeur particulières au coeur de l'homme? — L'esprit de Dieu s'étant retiré du milieu du peuple, il ne resta de force que dans la tâche originelle qui reprit son empire comme au jour de Caïn. Quiconque voulait être raisonnable sentait en lui je ne sais quelle

impuissance de bien; quiconque étendait une main pacifique voyait cette main subitement séchée: le drapeau rouge flotte aux remparts des cités. Coupable envers les souvenirs, on foule aux pieds les institutions antiques; coupable envers les espérances, on ne fonde rien pour la postérité: les tombeaux et les enfans sont également profanés. Dans cette ligne de vie que nous fut transmise par nos ancêtres, et que nous devons prolonger au delà de nous, on ne saisit que le point présent; et chacun, se consacrant à sa propre corruption, comme un sacerdoce abominable, vit tel que si rien ne l'eût précédé, et que ne le dût suivre."

In diesen Zusammenhang gehört eine prachtvolle Stelle über die Königsgräber von St. Denis, welche im October 1793 von der tollgewordenen Revolution beschimpft und zerstört wurden. Ehemals strömten alle Fremden hinzu, und schon der heilige Gregor mußte ausrufen: „ce royaume est réellement le plus grand parmi les nations!" — Noch unter Ludwig XVI. lebte in diesem Todtenreich die ganze herrliche Vergangenheit Frankreichs. „Ecoutez le sourd travail du sépulcre, qui semble filer dans ces cercueils les indestructibles réseaux de la mort! Tout annonce qu'on est descendu à l'empire des ruines; et, à je ne sais quelle odeur de vétusté répandue sous ces arches funèbres, on croirait respirer la poussière des temps passés." — Und nun —! — „Elles ne sont plus, ces sépultures! Les petits enfans se sont joués avec les os des puissants monarques: St. Denis est désert; l'oiseau l'a pris pour passage, l'herbe croît sur ses autels brisés; et au lieu du cantique de la mort qui retentissait sous ses dômes, on n'entend plus que les gouttes de pluie qui tombent par son toit découvert, la chute de quelque pierre qui se détache de ses murs en ruine, ou le son de son horloge, qui va roulant dans les tombeaux vides et les souvenirs dévastés."

Bei allem Haß gegen die Revolution erinnert sich Chateaubriand aber stets, daß er Franzose ist, und freut sich des Ruhms, den das revolutionäre Frankreich davongetragen hat. „Tandis que cet esprit dévore intérieurement la France, un esprit de salut la défend au dehors. Elle n'a de prudence et de grandeur que sur sa frontière; au dedans tout est abattu; à l'extérieur tout triomphe. La patrie n'est plus dans ses foyers, elle est dans un camp sur le Rhin, comme au temps de la race de Mérovée." Das deutet augenscheinlich auf den Finger einer höhern Macht. „Si les puissances coalisées n'avaient

voulu que faire cesser les violences de la révolution, et laisser ensuite la France réparer ses maux et ses erreurs, peut-être eussent-ils réussi; mais Dieu vit l'iniquité des cours, et il dit au soldat étranger: Je briserai le glaive dans ta main, et tu ne détruiras point le peuple de St. Louis." So wirkte der Nationalstolz denn doch kräftiger als der Parteigeist. Es war indirect zugleich eine Anerkennung der Staatsform, die sich Frankreich nun gegeben hatte.

Der alte Emigrant hatte sich dem neuen Reich so vollständig als möglich unterworfen. In der Vorrede zum „Geist des Christenthums" — die er später unterdrückte — vergleicht er den ersten Consul mit Cyrus und läßt ihn sagen: „Jéhovah, le Dieu du ciel, m'a livré les royaumes de la terre, et il m'a commis pour relever son temple. Allez, montez sur la montagne sainte de Jérusalem, rebâtissez le temple de Jéhovah." — „A cet ordre du libérateur", fährt Chateaubriand fort, „tous les Juifs, et jusqu'au moindre d'entre eux, doivent rassembler des matériaux pour hâter la reconstruction de l'édifice. Obscur Israélite, j'apporte aujourd'hui mon grain de sable."

Es konnte nicht fehlen, daß Napoleon auf eine Schrift aufmerksam wurde, die seinen Absichten so gelegen kam. Es war eine Befestigung des Concordats in der öffentlichen Meinung; was der Wiederhersteller des Staats aus politischen Gründen eingeführt, schmeichelte sich hier der Einbildungskraft ein. Es war ein Christenthum, wie Napoleon es liebte: weltlich, fast frivol, aber von jener Poesie durchdrungen, mit der auch der Sieger an den Pyramiden gern seine Waffenthaten schmückte. Dazu kam noch ein weiterer Grund. Es gab ein Ideengebiet, vor dem der Gewaltige zagte: der Idealismus von 1789; in dem ursprünglichen Gedanken der Revolution sah er seinen unerbittlichen Feind. Diesen Idealismus leitete nun Chateaubriand in eine neue Richtung. Er führte die Franzosen in eine ihnen bisher verschlossene Welt von Ideen und Vorstellungen ein, die ein so empfängliches Volk bezauberten, und die doch ungefährlich waren.

Das Werk war zeitgemäß, echt französisch, ebenso unterhaltend als pikant: Grund genug, um dem Verfasser einen Ruf zu verschaffen, welcher bei der den Franzosen in diesem Punkt eignen Pietät auch dann noch fortdauerte, als man aufhörte es zu lesen.

Fontanes bezeichnete den „Génie du Christianisme" als die Morgenröthe einer neuen Poesie, was um so mehr sagen wollte, da er im Uebrigen behauptete, seit Racine sei nichts Großes geschrieben; seine

eignen Elegien waren in Chateaubriand's Werk mit Wärme besprochen. Noch wärmer Bernardin de St. Pierre, der sich nun auch Chateaubriand näherte, aber doch meinte: son imagination est trop forte. — Ganz begeistert war der bekehrte Laharpe; St. Martin unterstützte in seiner neuen Schrift: „Ministère de l'homme esprit", die Bestrebungen des Verfassers.

Mit großer Hingebung schloß sich Simon Ballanche (26 J.), der eben nach Paris kam, an diesen an. Er war damit beschäftigt, Lowth's Werk über die heilige Poesie der Hebräer neu herauszugeben, und dachte auch an eine geschmackvollere Uebersetzung der Bibel. In seiner frühern Schrift „über die Empfindungen" fanden Fontanes und Laharpe mehrfache Anticipationen der Ideen Chateaubriand's.

Die kirchliche Gesinnung war nicht ganz mit Chateaubriand einverstanden; man fand seine Art, das Christenthum poetisch aufzuputzen, einigermaßen frivol: „c'est nuire à la religion même, c'est en ravaler la dignité, c'est toucher au voile du sanctuaire, c'est profaner l'antre sainte" u. s. w. — Die einzige Antwort des Verfassers war: das Buch ist nicht für die Bekenner der Religion, sondern für die Gebildeten unter ihren Verächtern.

Selbst in der nächsten Umgebung des ersten Consuls war man nicht unbedingt einverstanden. Röderer hielt den „Geist des Christenthums" für einen romanhaften Einfall. In dem Lager der liberalen Opposition war die Abneigung noch größer. Ginguené (56 J.) gab in der „Decade" Auszüge aus dem Buch, die dasselbe sehr herabsetzten. Abbé Morellet vertheidigte mit Härte seine alten Ueberzeugungen von 1789, und in den „Nouveaux Saints", von denen auch Delille getroffen wurde, ging Jos. Chenier mit bittrer aber geistreicher Ironie der neugeweckten Religion zu Leibe. — Dies ist der Kreis der „Ideologen", die dem neuen Regiment gegenüber den Geist von 1789 vertraten.

VIII.

Die Opposition gegen den ersten Consul hatte ihren Mittelpunkt im Tribunat, welches bei der Oeffentlichkeit seiner Sitzungen allein unter allen Instituten befähigt war, Fühlung mit dem Volk zu behalten. Eben darum konnte es Bonaparte nicht ertragen; jedes lebhafte Wort, das gesprochen wurde, machte ihn ungeduldig. Wenn Chénier ausrief: „Unsre Armeen haben zehn Jahre gekämpft, damit wir Bürger würden; nun sind wir

wieder Unterthanen geworden!" so äußerte sich Bonaparte zornig: „sie mögen sich nur nicht einbilden, es noch mit Ludwig XVI. zu thun zu haben! Damals war die Nationalversammlung Vertreter des Volks, jetzt ist es die Regierung." Er war fest entschlossen, den Widerstand zu brechen: „bei uns ist die Regierung nichts, wenn die öffentliche Meinung gegen sie erregt wird". In demselben Sinn warnte Röderer (48 J.) vor der Nachahmung der parlamentarischen Sitten Englands: „En Angleterre on pèse l'injure; en France il faut la sentir .... En Angleterre l'injure intéresse quelque fois en faveur de celui qui la reçoit; en France elle avilit toujours celui qui la souffre .... En Angleterre les invectives n'ont point renversé le trône; en France elle ont renversé une royauté de quatorze siècles." Das war hauptsächlich gegen Benjamin Constant (35 J.) geschrieben, dem feurigsten und leidenschaftlichsten Redner des Tribunats. Röderer, der übrigens die neue katholisirende Wendung des Gouvernements mit Mißfallen ansah, erhielt 12. März das „Département de l'esprit": die Aufsicht über die Journale, sämmtliche Schulen, die Comédie française und die Oper.

Das Unterrichtswesen wurde 1. Mai durch ein Decret geordnet, das aber nur ganz nothdürftig für die dringendsten Bedürfnisse sorgte; dem ersten Consul kam es nur darauf an, brauchbare Beamten und gefügige Unterthanen zu erziehen; gegen unabhängige Schulen hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen.

Seine moralisch-intellectuelle Stütze hatte das Tribunat in der Gesellschaft von Auteuil, dem Gut des Baron Destutt de Tracy (48 J.), wo die „Ideologen" sich versammelten: der Name kommt von dem philosophischen Hauptwerk des Barons, „Les élémens de l'Idéologie", das eben im Erscheinen begriffen war. Dort sahen sich Cabanis, seine Frau und ihre Schwester, Frau von Condorcet, Garat, Chénier, Ginguéné, Daunou, Constant — fast sämmtlich Mitglieder des Tribunats — der junge Fauriel, der nun seinen Dienst bei Fouché quittirte und ganz der Literatur lebte; mitunter Sieyès; im Hintergrund stand Lafayette, der nun nach Frankreich zurückgekehrt war und auf seinem Gute lebte. Die Traditionen von Turgot, Franklin und Condorcet wurden in diesem Kreise cultivirt.

Destutt de Tracy war eine stattliche, vornehme Erscheinung. Von altem Adel (er stammte von der schottischen Leibgarde Ludwig's XI.), reicher Grundbesitzer, hatte er mit Auszeichnung in der Armee gedient; in der

Constituante war Lafayette sein Leitstern gewesen, er war aber nicht mit ihm ausgewandert. Aus dem Kerker des Wohlfahrtsausschusses hatte ihn der 9. Thermidor befreit, er lebte nun ganz der Philosophie. Unerschrocken, stolz ablehnend gegen jede Ungebühr, fest in seinen Ueberzeugungen: recht das Bild eines altfranzösischen Edelmannes aus der besten Zeit.

Es war nicht eine flüchtige Neigung, die ihn zu den Studien trieb, sondern ein tiefer Drang seines Geistes. „Es schien mir immer, als lebte ich in einem Nebel, der mir lästig war, und die äußerste Zerstreuung hatte nie völlig mein Verlangen unterdrücken können, zu wissen, was das ist, was uns umgiebt, wie wir es erkennen und worauf wir mit Sicherheit fußen können.“ Die außerordentlichen Fortschritte der Naturwissenschaft erregten die Hoffnung, auf diesem Wege die Räthsel des Lebens zu lösen. Tracy begann seine Studien mit Buffon, er ging dann zur Chemie über, die eben durch Lavoisier mit den merkwürdigsten Entdeckungen bereichert war, und die bereits so viel zerlegt hatte, daß man glaubte, durch sie Alles auf die Elemente zurückführen zu können. Die logischen Grundlagen dieser exacten Wissenschaft suchte er bei Locke und Condillac.

Mit mathematischer Schärfe leitete er aus der sinnlichen Empfindung alle Kräfte des Geistes her, auch der Wille war ihm nur eine umgestaltete Empfindung, die Tugend die Fähigkeit, die Begierden durch das richtige Maß der Mitte zu regeln; das Gesetz leitete er aus den Bedingungen der Natur, die Strafe aus der natürlichen Folge des Handelns her. Er war eine edle Natur, und fand in seiner Lehre die volle Befriedigung seines Gewissens; für die Menge war sie nicht gemacht.

Er hatte sich die Aufgabe gestellt, die Wissenschaft des Geistes auf die naturwissenschaftliche Methode zurückzuführen. Sein System zerfiel in drei Theile: 1) Histoire de nos moyens de connaître: Ideologie (Bildung unsrer Ideen), Grammatik, Logik; 2) Application de nos moyens de connaître à l'étude de notre volonté: a) von den Handlungen (Oekonomie), b) von den Gefühlen (Moral), c) von der Leitung beider (Politik); 3) Application de nos moyens de connaître à l'étude des êtres qui ne sont pas nous: a) Physik, b) Geometrie, c) Arithmetik. — Nur den ersten Theil hat Tracy vollständig durchgeführt. In seiner Politik bemüht er sich, eine Staatsmaschine zu erfinden, durch welche, mit Wahrung der individuellen Freiheit, die Bedürfnisse des Ganzen befriedigt werden. Eine Abhandlung über Montesquieu, die zur Versinnlichung

seiner politischen Ideen dienen sollte, wurde von Jefferson ins Englische übersetzt, und galt bei den Amerikanern als Autorität.

Wissenschaftlich viel bedeutender war der „Traité du physique et du moral de l'homme“ 1802, von seinem Freunde, dem berühmten Arzt Cabanis (45 J.), dem Vertrauten Mirabeau's in seinen letzten Tagen. Als Knabe war er die Verzweiflung seiner Lehrer, die ihn abrichten wollten, da er nur das in sich aufnahm, was er vollständig begriff; desto glänzender waren seine Fortschritte, als man ihn seinem angebornen analytischen Talent überließ. Nach Mirabeau's Tod hatte er sich thätig der Politik angenommen, sie aber während des Schreckens aufgegeben, und widmete sich nun ausschließlich theils seinem Beruf, theils wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich der Geschichte der Revolutionen in der Medicin. Er war ein stehender Gast in Auteuil, seine Gattin war eine Schwester der Frau von Condorcet (geb. v. Grouchy).

Nach seiner Lehre „tous les phénomènes de l'univers ont été, sont et seront toujours la conséquence des propriétés de la matière ou des lois qui régissent tous les êtres. C'est par ses propriétés et par ses lois que la cause première se manifeste à nous.“ — „La physiologie, l'analyse des idées et la morale ne sont que les trois branches d'une seule et même science qui peut s'appeler à juste titre la science de l'homme.“ Die Grundlage dieser Wissenschaft ist die physiologische Geschichte der Empfindungen: das Leben ist nichts als eine unabläßige Folge von Bewegungen, welche von den verschiedenen Organen ausgehen. Die Ideen entspringen aus der sinnlichen Empfindung, die Rechte aus den Bedürfnissen, die Pflichten aus den Interessen; die geistigen Kräfte reduciren sich auf den Kreislauf des Bluts, auf die Nerven u. s. w. Das Leben der Menschen ist nur dem Anschein nach ein doppeltes; das Urtheil über Wahr und Falsch, über Gut und Böse ist dasselbe Phänomen wie der sinnliche Widerwille und die sinnliche Begierde. Unser Gehirn denkt in derselben Weise, wie die Lunge athmet, wie der Magen verdaut. Die verdauten Stoffe geben das Material des Gedankens.

Die Anziehung und Abstoßung der Materie bringt die Harmonie des Weltgebäudes hervor. Aus der Anziehung wird in der Natur Begierde, aus der Begierde Wille u. s. w., und so erhebt sich allmälich die Materie zum Geist. Cabanis erklärt Alles, die ursprüngliche Schöpfung durch Geburt ohne Zeugung u. s. w.

Nur selten ist dem Menschen gegeben, ganz in der Abstraction zu verharren. Helvetius und die Verfasser des „Système de la nature“ haben diese Consequenz gehabt, Cabanis nicht. Schon die „Lebenskraft“ seines Systems streitet gegen den Mechanismus des ganzen Weltgebäudes; in einem nachträglichen Brief an Fauriel „sur les causes finales“ geht er noch weiter: unter dem Namen der Endursache führt er auch Gott wieder ein. Aus der Natur des menschlichen Geistes leitet er den Glauben an eine mit Macht, Willen und Weisheit ausgestattete Endursache her, „sie ist, weil sie ist, sie ist in sich selbst; dieser Glaube enthält zwar keine Gewißheit, aber er empfiehlt sich durch seine Wahrscheinlichkeit“.

Von diesem Punkt ausgehend gelingt es ihm nun, das Weltall, das er mit so vieler Mühe materialisirt, wieder zu vergeistigen. „L'intelligence est répandue partout, et tend sans cesse à s'organiser en êtres sensibles. La sensibilité est distribuée dans toutes les parties de la matière, puisque nous y remarquons distinctement l'action de causes motrices qui non seulement les tiennent dans une activité continuelle, mais qui tendent à les faire passer par tous les modes d'arrangement régulier et systématique, depuis le plus grossier jusqu' à l'organisation la plus parfaite. L'intelligence se trouve rassemblée en quantité suffisante dans les organisations particulières, dans ces existences qui sorties du réservoir commun de tout sensibilité, y rentrent sans cesse pour en ressortir encore, et qui pendant toute la durée de la combinaison, puisent de la personnalité de moi.“

Uebrigens spricht sich Cabanis in dem Brief an Fauriel über die positiven Religionen mit Geringschätzung aus: sie haben den Menschen mehr Böses als Gutes gethan, sie gehn aus einer mißverstandenen Philosophie hervor. Der menschliche Geist ist genöthigt, für jede Wirkung eine Ursache zu suchen und in diese Ursache das Bewußtsein eines Zwecks zu legen. Diese Ansicht ist dem Menschen natürlich, und nützlich für seine Moral wie für sein Glück; die Theologie fehlt nur darin, daß sie sich bemüht, das Unerforschliche zu durchdringen, um die Menschen durch dogmatische Behauptungen, die auf ungenügenden Schlüssen beruhen, irre zu führen. Die Regeln unseres Verhaltens müssen aus den Gesetzen unsrer Natur hergeleitet werden, und jedes denkende Wesen hat das Recht und die Pflicht, sich als den Ausdruck der Endursache zu betrachten, und

durch die Erfüllung seiner eignen Bestimmung die Erfüllung der Bestimmung des Weltalls vorzubereiten.

In demselben Brief sprach sich Cabanis, was ganz gegen die Richtung seiner Schule war, mit Anerkennung über die Geschichte der Philosophie aus, selbst über die Geschichte der kosmogonischen Träumereien: „Il ne serait même pas déraisonnable d'affirmer que l'histoire proprement dite (d. h. die politische) des différentes époques est moins instructive que leurs fables .... Il n'y a pas, et même il ne peut y avoir de folie qui n'ait son coin de vérité, qui ne tienne à des idées justes sous quelques rapports, mais mal circonscrites et mal liées à leurs conséquences.“ Auch der strengere Tracy, sonst nicht leicht zu Zugeständnissen geneigt, bestärkte Fauriel in seinen geschichtsphilosophischen Untersuchungen: „c'est un beau cadre, et sera un beau tableau, quand vous y aurez mis vos idées. Cela fera bien du bien; — à qui? — A un monde qui n'en vaut guère là peine, d'accord; mais nous n'en avons pas d'autre; et il n'y a moyen d'y exister qu'en rêvant à le rendre meilleur.“ — Der eigentliche Historiker der Schule war Gerando (30 J.), dessen Abhandlung „de la génération des connaissances humaines“ eben damals von der Berliner Academie gekrönt wurde. Vorangegangen war ein umfangreiches Werk: „Des signes et de l'art de penser, considérés dans leurs rapports mutuels“; es folgte gleich darauf die „Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines“, die erste auf gründliche Studien beruhende Geschichte, welche die Franzosen erhielten.

Eine kräftige Stütze hatten die Ideologen an den ausgezeichneten Naturforschern, die gerade damals mit großem Glanz hervortraten: Bichat (30 J.), Arzt im Hôtel Dieu, Verfasser der „Recherches sur la vie et la mort“ und der „Anatomie générale“ — er starb leider schon 30. Juli 1802; und Broussais (30 J.), Schüler von Cabanis, der eigentliche Begründer der „physiologischen Medicin“, der alle Vorurtheile der Ueberlieferung über den Haufen warf, der Kunst eine wissenschaftliche Grundlage gab und mit dem ganzen Feuer der Jugend das System des Materialismus bekannte. Die Wissenschaft war seine Leidenschaft: die Augenblicke, da er mit dem Tode rang, benutzte er noch, an sich selbst wissenschaftliche Experimente anzustellen. In seinen Folgerungen war er weit kühner als Cabanis.

Einen entschiedenen Anhänger glaubte die Schule an Maine de

Biran (36 J.) gewonnen zu haben, dessen Abhandlung „sur l'influence de l'habitude" damals gekrönt wurde. Der Verfasser hatte früher in der adligen Leibgarde gedient, als Liebling der feinen Welt; er hatte während der Revolution Vater, Mutter und zwei Brüder verloren, war durch den Staatsstreich des 18. Fructidor vertrieben, und lebte nun, glücklich verheirathet, auf einem Landgut seinen Studien. Von seinen Eltern hatte er eine zarte Constitution geerbt, ein Temperament, welches sich durch die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit der Eindrücke auszeichnete. Seine Seelenstimmung war den Einflüssen des Wetters ausgesetzt, und in seinen Tagebüchern finden wir die Beschaffenheit desselben sorgfältig aufgezeichnet. Nichts lag ihm aber ferner, als ein wissenschaftliches Studium der Natur; er beobachtete ihre Erscheinungen nur, insofern sie auf seine Seele bestimmend einwirkten. „Wenn man nur wenig Leben oder nur ein schwaches Gefühl des Lebens in sich trägt, ist man um so eher geneigt, die inneren Phänomene zu beobachten, deshalb bin ich so früh Psycholog geworden." Die Aufgabe seines Lebens war eine Analyse der eignen Zustände. „Dès l'enfance je me souviens que je m'étonnais de me sentir exister; j'étais déjà porté, comme par instinct, à me regarder en dedans pour savoir comment je pouvais vivre et être moi."

Eine zarte, schüchterne, allen guten Gefühlen zugängliche und leicht verletzte Natur, ein mädchenhafter Character, der in der mehr und mehr um sich greifenden Verwirrung sich fremd vorkommen mußte. Die Revolution erregte ihm Grauen und Abscheu. Er vertiefte sich mit einer Art von Wuth in das Studium der Philosophie, um sich von diesen beängstigenden Gedanken zu befreien. „Von der Welt isolirt, fern von den bösen Menschen, habe ich nicht nöthig, Zeuge von dem Elend meines Vaterlandes zu sein, und begehre nichts weiter, als unbekannt in meiner Einsamkeit zu leben." Was seine Studien betrifft, so betrachtete er die Mathematik und die Classiker nur als Mittel, seine analytische Fähigkeit zu schärfen. Im Geist der Zeit legte er sich die Frage vor: wo ist das Glück, und wie können wir es erreichen? Daran schloß sich die zweite: was vermögen wir, wie viel hängt von unserm freien Willen ab? Nicht blos die Analyse, sondern seine Neigung fand die Antwort: das Glück liegt nicht in den äußern Umständen, nicht in der Macht und den Bewegungen der Leidenschaften, sondern in jenem ruhigen Wohlbefinden, welches aus dem Gleichgewicht der verschiedenen Lebensfunctionen hervorgeht. Zu diesem Zweck müssen zunächst alle Ueberschreitungen vermieden

werden. Sein Ideal ist die Ruhe der Einbildungskraft und des Gedankens, die aus der Ruhe der Sinne und der Reinheit des Gewissens hervorgeht.

Maine de Biran bekennt sich in seinem Werk als Anhänger Condillac's; er will nur dessen Principien auf eine bestimmte Frage anwenden. — Die Natur des Verstandes ist nichts anderes als das Ensemble der ersten Gewohnheiten des Central-Organs. Sobald sich der Geist von der sinnlichen Quelle aller Erkenntniß entfernt, kommt er zu unbestimmten Abstractionen (Substanz, Essenz). Er spricht sich geringschätzig über die Griechen, über Descartes und Leibnitz aus, und sieht den echten Fortschritt der Philosophie nur in Bacon, Hobbes, Locke und Condillac.

Aber schon die eigenthümliche Sprache ist nicht in der Art der Sensualisten: sie ist steif, schwerfällig, von unruhigen Abstractionen angefüllt; sie erinnert an die Scholastik. Sodann merkt er manche Widersprüche des Systems an, über die man früher leicht hinweggegangen war. Die Wahrnehmung, daß Wiederholung die reinen Empfindungsausdrücke abschwächt, während sie die Elemente der Erkenntniß bestimmter macht, erklärt er daraus, daß der Mensch activ sei in der Erkenntniß, passiv in der Empfindung. Statt wie bisher die abstracte Empfindung als einzige Quelle aller Erkenntniß zu betrachten, soll die Psychologie durch wirkliche Analyse die active nund passiven Momente der Seele scheiden: dadurch wird sie, über die einzelnen Phänomene hinaus, zu einem wirklichen Subject kommen.

Im Wesentlichen erklärte sich Benjamin Constant mit der Theorie seines Freundes Cabanis einverstanden. Er kann sich spiritualistische Ideen als Grundlage gesellschaftlicher Einrichtungen nicht denken, er hält sie auch zur Begründung der Moral nicht für nöthig, er findet daß sie meist von Heuchlern ausgebreitet werden und Heuchler machen. „Mais il a une partie mystérieuse de la nature que j'aime à conserver comme le domaine de mes conjectures, de mes espérances.“ Diesem seelischen Bedürfniß zu genügen, machte er sehr ernste Studien über Religionsphilosophie, worin ihm der gelehrte Beistand Fauriel's sehr zu statten kam. In der Mitte wildester Zerstreuungen nährte er seinen Geist durch eine ernste und substantielle Lecture. Als Redner war er glänzend, und bei allem Wankelmuth seiner Natur kannte er keine Furcht; nur wurde seine Wirkung bei der Menge stark beeinträchtigt durch die Voreiligkeit seiner Zunge, durch den Unglauben und die Menschenverachtung, die er oft zur Schau trug.

Dieser Mann stand in einem eigenthümlichen Verhältniß zu Frau von Staël: es war höchst stürmisch; sie liebten sich, konnten sich aber ebenso wenig entbehren, als mit einander vertragen. Eben hatte sie ihren Roman „Delphine" veröffentlicht und ihren Mann verloren, den sie trotz ihrer Entfremdung in seiner letzten Krankheit treulich gepflegt. Anfang Mai folgte ihr Constant: seine plötzliche Abreise aus Paris wurde als eine politische Demonstration aufgefaßt, und Fouché, der besorgt war, durch einzelne Besuche bei Frau von Staël das Mißtrauen Bonaparte's erregt zu haben, ließ ihm rathen, überhaupt nicht zurückzukehren: welcher Rath wie ein Verbot aussah. Constant suchte dann bei Fauriel um eine Vermittelung nach.

Der Brief, den er an diesen, 9. Mai, aus Vittaux schrieb, ist sehr interessant. „Si je vous entretenais de ce que j'éprouve, et du dégoût profond que m'inspire la vie, je vous ennuierais beaucoup, vous qui êtes au sein du calme et du bonheur. Je suis loin de l'un et de l'autre, et je crois que j'achète la peine au prix de l'agitation Cela arrive à beaucoup de gens qui ne s'en doutent pas, et même, comme vous voyez, à ceux qui s'en doutent. Il y a une complication de destinée qu'il est impossible de débrouiller, et avec laquelle on roule en souffrant, sans jamais prendre terre pour regarder autour de soi. Peut-être au reste le bonheur est-il presque impossible, du moins à moi, puisque je ne le trouve pas auprès de la meilleure et de la plus spirituelle des femmes. Je m'aperçois que le superlatif est malhonnête, et je le rétracte pour l'habitante de la Maisonnette" (Frau von Condercet, der Fauriel ergeben war). „Je veux cesser mes tristes exclamations, et vous parler de vous qui, au milieu des nuages de toute espèce qui couvrent notre horizon, m'offrez un point de vue consolant et doux. Oh! soignez bien cette plante rare qu'on nomme le bonheur! c'est si difficile à acquérir, et c'est peut-être impossible à retrouver!" — Weiter über Frau von Staël: „c'est une des personnes ... que je voudrais le plus voir heureux. Il y a dans mon coeur trop de découragement, dans mon âme trop de sentiments divers, mon imagination est trop décolorée pour que je puisse, moi, faire le bonheur de personne, et je ressemble avec inquiétude, pour les objets de mon amitié, tous les moyens de bonheur que je découvre ou que j'imagine."

In demselben Brief meldet er, daß er sein Werk über die Religionen

zum vierten Mal umgeschrieben habe: „je désire le rendre le moins imparfait possible: il faut qu'il ait assez de mérite pour le soutenir durant cette époque de dégoût pour les sujets dont je traite, de manière à se retrouver lorsque ce dégoût sera passé.“

Mit der Abneigung des Zeitalters gegen religiöse Untersuchungen war es nicht so gefährlich: wenig Tage nach diesem Brief empfing Constant die Nachricht von dem gewaltigen Erfolg des „Genié du Christianisme“. Aber das war nicht der Weg, den er in seinen Forschungen zu gehn gedachte.

„Was mich wundert, ist nicht, daß der Mensch einer Religion bedarf, sondern daß er sich jemals stark genug, jemals hinlänglich gesichert vor dem Unglück fühlt, um den Muth zu haben, irgend eine zu verwerfen: er müßte, dünkt mich, in seiner Schwäche geneigt sein, die Hülfe aller anzurufen. Giebt es in der dichten Finsterniß, welche uns umhüllt, einen Lichtschimmer, den wir könnten zurückstoßen wollen? giebt es in dem Wirbel, der uns mit sich fortreißt, einen Ast, an den wir nicht versuchen sollten, uns festzuklammern?“ — Die Stelle steht im „Adolphe“, einem Buch, das zwar viel später erschien, seiner Genesis nach aber hierher gehört.

In einem Brief drückt er sich noch härter aus. „Auch ich finde im Grund der Seele bei den Revolutionsmännern Arglist und Raserei. Aber ich ziehe die Arglist und Raserei, welche sämmtliche religiösen Träumereien auf gleichen Fuß mit einander stellt, der Arglist und Raserei vor, welche jene elende Mißgeburt der barbarischen Stupidität der Juden, die auf die barbarische Unwissenheit der Vandalen gepfropft ist, erhalten und canonisiren will.“ Er erklärt sich also für Parny gegen Chateaubriand: auch erklärte er sich mit Ginguené's Kritik ganz einverstanden. Gleich Chateaubriand sehnte er sich nach einem gegebenen Halt für das Schwanken seines Gemüths, er hatte die Sehnsucht nach dem Glauben ohne die Kraft des Glaubens: der Unterschied war, daß er seine Skepsis nicht durch lyrische Exaltation zu beschwichtigen verstand.

Chateaubriand warnte einmal vor zu ängstlicher Section, weil dadurch der Zusammenhang und das Glück des Lebens gefährdet wird; diese Warnung konnte aber bei B. Constant nicht anschlagen, da er damit die eigentliche Kraft und Richtung seines Talents hätte aufgeben müssen. Seine Virtuosität lag gerade in der Zersetzung, und sein „Adolphe“

ist der erste bedeutende Versuch, gleichsam eine Naturgeschichte der Leidenschaft zu entwickeln.

Der herkömmliche Roman nahm die Liebe als etwas Einfaches an, das keiner weitern Zersetzung fähig sei. Zwei Wesen sind für einander prädestinirt; sobald sie sich berühren, ist wie durch einen Zauber oder einen chemischen Proceß das Phänomen fertig, und es kommen dann nur äußerliche Hemmungen und Schicksale in Betracht.

Die Gewohnheit der Analyse warf sich nun auch auf das scheinbar einfache Gefühl. Die Liebe ist durch andere Elemente nicht blos gleichsam legirt, sondern sie ist an sich etwas Zusammengesetztes, das chemisch aufgelöst werden kann. Der Philosoph könnte diesen Proceß mathematisch anstellen, der Roman kann nur zeigen, wie das Phänomen sich entwickelt, wie es verläuft und wie es endet. In beiden Fällen wird die Illusion aufgehoben und es tritt die Ernüchterung ein.

„Adolphe" ist der Typus einer bestimmten Zeit. Die neue Jugend ist aufgewachsen, da die Ideale des Lebens ihre Probe schlecht bestanden; der Schimmer ist abgestreift, die Vorgänge des Lebens traten ihnen nackt vor die Augen, sie selbst sind nüchtern und frühreif. — Adolphe ist den Jahren nach noch jung, und hat im Ganzen wenig erlebt; aber durch Lectüre angeregt, hat er der Erfahrung vorgegriffen, und alle möglichen Gefühle vorweggenommen; er hat sich an diesen Gefühlen berauscht, sein Wollen ist in Belletäten ausgegeben, er glaubt sich frei von allen Illusionen. Er ist ein naher Seitenverwandter von W. Lovell und Roquairol.

Nun tritt er plötzlich in das Gewühl der großen Welt. Er fühlt eine tiefe Leere in seinem Herzen; er verachtet die hergebrachten Meinungen und die kleinlichen Interessen der Gesellschaft, er langweilt sich in der Mitte rauschender Feste, aber er findet in sich selber nichts, was ihn entschädigen könnte. Die Erzählungen seiner Freunde regen seine Eitelkeit an, auch er will den Valmont spielen, die Liebe soll seine Menschenkenntniß bereichern, seinen Kräften einen Spielraum geben, seinem schwankenden Selbstgefühl eine Stütze sein.

So begegnet ihm Eleonore: nicht ein junges Mädchen, die auch für seine Bedürfnisse nichts bieten könnte, sondern eine Frau von 30 Jahren, die in schweren Schicksalen ihr Gemüth zu einem interessanten Gegenstand ausgearbeitet hat. Sie ist dem Hause ihrer vornehmen und reichen Eltern entflohn, um ihrem Geliebten zu folgen — nicht als dessen Gattin. Die Gesellschaft hat sie ausgestoßen und verhöhnt, aber ihr Stolz hält sie auf-

recht; sie will durch Treue gegen ihren Geliebten ihre Schuld sühnen. Da wird sie gewahr, daß dieser sie nicht mehr liebt, und nun hält auch ihre eigne Leidenschaft nicht Stand.

So trifft sie Adolphe, den viel jüngern Mann. Anfangs will er sie nur als kalter Beobachter studiren, aber da sie widersteht, wird seine Eitelkeit zur Leidenschaft; sie zeigt alle Phänomene rasender Liebe; sie geht in Anbetung über. Endlich ergiebt sie sich, sie will dem Schicksal trotzen und dennoch glücklich werden. Von seiner Seite erfolgt zunächst eine glühende Begeisterung; aber bald empfindet er das ungesetzliche Band als drückende Fessel; sie kann ihn keinen Augenblick entbehren, er fühlt, daß er dadurch würdigen Beschäftigungen entzogen wird. Nun treten die äußern Conflicte ein: der Hohn der Welt, die Nothwendigkeit, den frühern Geliebten zu betrügen; es ist ein qualvolles Dasein. Er wird cynisch in seinen Ausdrücken wie in seinen Empfindungen. Noch einmal lodert das alte Feuer auf, als Trotz, als seine Eltern sich dazwischen legen; aber auch das zweite Stadium der Leidenschaft ist eine Reihe von Gewittern. Er beschließt endlich, sich loszureißen; neue innere Kämpfe; sie erfährt seine Absicht durch einen Brief, der ihr in die Hände gespielt wird, fällt in ein hitziges Fieber und stirbt, bis zum letzten Augenblick voll von ihrer Leidenschaft.

Nun hat er seine Freiheit, aber er weiß nicht, was er mit ihr anfangen soll, und sehnt sich nach den alten Fesseln zurück.

Das Buch erregt ein tief schmerzliches Gefühl, weil jeder Zug der menschlichen Natur abgelauscht ist. Die Analyse zeugt nicht blos von Scharfsinn und Gestaltungskraft, sondern von einer Reihe bittrer schmerzlicher Erfahrungen. Die Erzählung ist durchsichtig, ohne allen Prunk; die Sprache energisch, bestimmt, frei von allen Phrasen. Die kleine Novelle ist ein Meisterstück, neben René am meisten geeignet, das Empfindungsleben jener Zeit der Nachwelt zu überliefern.

„Das leidenschaftliche Gefühl vermag nicht wider die Ordnung der Dinge zu kämpfen; die Gesellschaft ist allzu stark. Sie macht die Liebe, welche sie nicht gebilligt und geheiligt hat, allzu bitter. Wehe daher dem Weibe, das seine Stütze in einem Gefühl sucht, das zu vergiften alles sich verbündet, und gegen das die Gesellschaft sich mit allem wappnet, was am Schlechtesten im Menschenherzen ist, um alles Gute zu Boden zu schlagen." So zieht B. Constant die moralische Summe seines Romans.

Ganz ähnlich klingt das Motto, welches seine Freundin Frau von

Staël ihrem Roman „Delphine" vorsetzt: „Ein Mann muß der öffentlichen Meinung zu trotzen verstehn, ein Weib, sich ihr unterzuordnen." Dies Motto drückt aber nicht Ergebung aus, sondern Trotz: so soll es nicht sein, aber so ist es.

In dem Roman erkennt man im Guten wie im Schlimmen das Vorbild der „Neuen Heloïse" heraus. Auch die Briefform ist beibehalten, nicht zum Vortheil der Composition: die handelnden Personen müssen in den unpassendsten Momenten die Feder ergreifen, um angeblich ihre Vertrauten, eigentlich aber den Leser von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, und in der Characteristik drängt sich eine unangenehme Absichtlichkeit hervor, da bei jeder neu eingeführten Figur alles, was für ihr Verständniß von Bedeutung sein kann, gleich auf einmal angebracht wird. Im gewöhnlichen Leben schreibt man die meisten Briefe der Sache wegen: eine Correspondenz, in der sich jeder Theil unausgesetzt bemüht, seinen Character zu entwickeln, wird zuletzt unerquicklich und unmöglich. Dieser Fehler tritt um so unangenehmer hervor, da Frau von Staël selbst der Neigung, ihre eigne Seele zu beobachten, mehr als billig nachgiebt. Die Menschen, die sie schildert, haben nichts Andres zu thun, als zu empfinden und ihre Empfindungen in Briefen und Tagebüchern aufzuzeichnen, sie haben ein zu ausführliches Bewußtsein über sich selbst, um durchweg wahr, d. h. unbefangen und von der Natur bestimmt zu sein. Frau von Staël hat ihre Modelle aus dem wirklichen Leben genommen und so characteristische Farben angewendet, daß die Zeitgenossen überall nach Portraits suchten. Aber die Reflexionen sind ihr die Hauptsache. Die Gedanken sind stets geistreich, zuweilen bedeutend, in der Erfindung der Ereignisse hingegen herrscht eine große Monotonie, Zufälle und Mißverständnisse kreuzen sich in einer ermüdenden Wiederholung, und man sieht, daß sie nur aufgesucht sind, um ein moralisches oder psychologisches Problem zu erörtern. Die Absicht bei der Characterzeichnung wie bei der Ausmalung der Seelenzustände ist fast durchweg dichterisch, aber Frau von Staël hat nicht genug sinnlichen Inhalt, um sie vollständig auszuführen; sie hat sich ihre Charactere vorher genau zurechtgelegt und durchdacht, aber sie nur selten unmittelbar empfunden: das Leben tritt nicht mit der Gewalt zwingender Nothwendigkeit in die Bewegung der Seele ein. Die Charactere sind unermüdlich, bei kleinen Dingen ihre Auffassungen, Urtheile und Schlüsse zu analysiren, aber in den großen Momenten handeln sie nicht selten aus einem ganz unverständlichen Motiv.

Die Stimmung, welche dem Buch zu Grunde liegt, ist Haß
Geringschätzung gegen das, was man gewöhnlich als öffentliche Mein
bezeichnet. Es sind die schlechtesten Personen der Gesellschaft, in de
Händen sich die Fäden des Gewebes vereinigen, das, aus dem elende
Material gesponnen, dennoch stark genug ist, den besten und mächtig
Willen zu lähmen. Durch die blinde Furcht vor dieser geheimnißvo
Macht hat sich in die Gesellschaft ein Pharisäerthum eingeführt, wel
der Außenseite zu Liebe alle freien, edlen und großen Regungen im
erstickt. Zuweilen tritt es in der Maske der Tugend auf, seit der le
Zeit in der Maske des rechtgläubigen Christenthums. Die knechtisch
Verehrung vor dem Buchstaben ist so recht für kleinliche, unfreie Seelen
gemacht, die in der Gewohnheit eines wohlfeilen Gehorsams sich überheben,
und die edleren Naturen entweder als unglückliche, von Gott verlassene
Menschen beklagen, oder sie als Abtrünnige hassen. Frau von Staël
schildert in der hauptsächlichen Vertreterin dieser Richtung nicht eine kalte,
engherzige Natur, sondern das Opfer einer mißverstandenen Pflicht. Der
Leser fühlt sich zuerst geneigt, Mathilde zu verabscheun, welche in den
unbedeutendsten Angelegenheiten des Lebens die Ausübung einer Pflicht
sieht, und in dem Bewußtsein, selber den Geboten des Himmels unbedingte

Problem ist gut zurecht gelegt, aber die Ausführung ist verfehlt: einen Mann zu schildern, will Frau von Staël nicht gelingen. Bei dem entscheidenden Entschluß, Mathilden seine Hand zu reichen, wird man trotz aller sorgfältigen Vorbereitungen unangenehm überrascht, und die handgreifliche Absurdität widerlegt alle Sophismen des Raisonnements.

Diesen unfreien Menschen steht das Ideal der Dichterin, Delphine gegenüber, die starke und freie Natur, welche die Richtschnur ihres Handelns in sich selbst findet, und die, von den edelsten und stärksten Empfindungen erfüllt, den festen Entschluß gefaßt hat, sich nur von den Eingebungen ihres Gefühls leiten zu lassen. Trotz ihrer Willenskraft wird sie endlich durch die Macht der öffentlichen Meinung erdrückt. In ihren heiligsten Empfindungen getäuscht, von einer Entsagung in die andre, von einer Seelenqual in die andre getrieben, muß sie sich endlich für besiegt erklären, ohne deshalb ihrem Grundsatz zu entsagen. Die Macht der Thatsachen erkennt also die Dichterin an, es bleibt die Frage, ob sie ihr Princip einer reiflichen Erwägung unterzogen hat. In Delphinens Handlungsweise bleibt Vieles bedenklich, nicht blos nach der Bestimmung aller ächten Moral, daß jede Handlung des Einzelnen stillschweigend eine Maxime für Alle in sich schließen muß, sondern auch wenn man sich ganz auf den subjectiven Standpunkt hält. Diese Bedenken hat Frau von Staël zwar gefühlt, aber nicht richtig erkannt. Daß sie es fühlt, zeigt die melancholische Stimmung des Buchs, die vielleicht grade seinen größten Reiz ausmacht. — „Adieu! êtes-vous heureux? Avec un esprit si supérieur n'allez-vous pas quelque fois au fond de tout, c'est à dire jusqu'à la peine?“

Der Hauptvorwurf, der dem Romane gemacht wurde, war, daß er die Heiligkeit der Ehe antaste und verleugne. Darin liegt aber oft ein Mißverständniß. Denselben Vorwurf hat man der „Neuen Heloise“ und den „Wahlverwandtschaften“ gemacht. Goethe wies ihn sehr ernst zurück, und versicherte, er habe für die Heiligkeit der Ehe plaidiren wollen, was man ihm wohl glauben muß, obgleich man hinzusetzen darf, daß es ihm nicht sonderlich gelungen ist. Was Rousseau betrifft, so muß man die Zeit in Anschlag bringen, in der er schrieb. Alle Romane der Zeit stellten den Ehebruch als etwas ganz Natürliches dar, von dem nicht viel Aufhebens zu machen sei; Rousseau dagegen wollte es mit dem sittlichen Institut ernst nehmen, so wie er an die Stelle der Galanterie die Leidenschaft

setzte: nur freilich betrachtete er die Treue nicht als eine äußerlich a
erlegte Pflicht, sondern als Tugend.

Rousseau, Goethe und Frau von Staël waren Protestanten.
Protestantismus erkennt die Ehe als Sacrament nicht an, wenn auch
strengere Richtung desselben das Gesetz dem Spruch unterwirft: was G
zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden! — Bei den Katholiken
die Frivolität, mit der man den Ehebruch betrachtete, zum Theil da
zu erklären, daß man für ein Uebel, gegen welches es keine gesetz li
Abhülfe gab, wenigstens ein Ventil gestattete. — Seitdem nun die S che
dung durch das Preußische Landrecht wie durch das Gesetzbuch der Re
volution erlaubt war, wurde die Praxis ebenso leichtsinnig wie die Gr nd.
sätze, und in ihren Folgen höchst bedenklich. Denn die Familie bleib die
Basis der sittlichen Welt, und die Lockerung ihres Zusammenhangs wirkt
ins Weite. Die Art, wie der sonst so sittliche Jean Paul im „Sieben-
käs" die Ehe löst, wirkt heute ebenso abstoßend als abgeschmackt.

Im Verhältniß zu dieser Praxis, in einer Gährungszeit, welche ein
neues, auf feste sittliche Fundamente gegründetes Recht suchte, muß man
Bücher wie die „Delphine" betrachten, um sie richtig zu würdigen. Sie
wollten keineswegs die Heiligkeit der Ehe antasten, sie verlangten vielmehr,

Lucinde. Am verfänglichsten schien ein Brief, den Henri de Lebensei — ein Porträt von B. Constant — an Delphine schrieb, als ihre Neigung zum verheiratheten Leonce fortdauerte.

„Der, welchen Sie lieben, ist Ihrer noch immer würdig, allein weder sein noch Ihr Gefühl vermag etwas wider die Lage, in welche ein unglückliches Schicksal Sie beide versetzt hat. Es bleibt nur ein Mittel, Ihren Ruf herzustellen und das Glück wieder zu gewinnen. Leonce ist nicht unwiderruflich an Mathilde geknüpft, er kann noch Ihr Gatte werden: die Ehescheidung wird innerhalb eines Monats von der constituirenden Versammlung zum Gesetz erhoben werden .... Die Unauflöslichkeit disharmonischer Ehen macht das Leben zu einer Reihe hoffnungsloser Leiden. Man sagt freilich, es gelte hier nur jugendliche Neigungen niederzukämpfen; aber man vergißt, daß die niedergekämpften Neigungen der Jugend der ewige Kummer des Alters werden. Inmitten einer civilisirten Gesellschaft, welche nichts gegen Convenienz-Ehen oder gegen Ehen einwendet, die in einem Alter geschlossen werden, wo man unmöglich die Zukunft voraussehn kann; einer Gesellschaft, deren Gesetze weder die Eltern strafen können, die ihre Autorität mißbrauchen, noch die Gatten, die sich schlecht gegen einander betragen: in einer solchen Gesellschaft ist das Gesetz, das die Scheidung untersagt, nur hart gegen die Opfer, deren Fesseln es fester schnürt, ohne doch auf die Umstände einwirken zu können, welche dieselben leicht oder schwer erträglich machen. Es scheint zu sagen: ich kann euer Glück nicht sichern, ich will wenigstens die Dauer eures Unglücks garantiren."

Wenn dieser Brief den leitenden Grundsatz des Romans enthalten sollte, so drückte er sich allerdings stark genug aus. Aber Delphine verwirft diese Grundsätze, sie verschmäht den Rath, und nimmt sogar (sie ist Katholikin), um zwischen sich und Leonce eine neue Kluft zu stellen, den Schleier. Daraus geht freilich ein neuer Conflict hervor: Mathilde stirbt, und Lebensei (der Protestant ist) räth nun dringend seiner Freundin, das Klostergelübde zu brechen, was nach dem neuen französischen Gesetz erlaubt sei: das höchste Wesen kenne die menschliche Natur zu gut, um unwiderrufliche Gelübde anzunehmen. — Hier wie durchweg im Buch bleiben die Angriffe gegen die anerkannte Sitte in den Rathschlägen, sie gehn nicht in die Thatsachen über.

Sehr zu bemerken ist noch ein Brief, den Delphine an Leonce schreibt: „Ich glaubte nicht, bei Ihnen eine solche Gleichgültigkeit für die religiösen Ideen zu finden. Ihre Moral ist nur auf die Ehre begründet; Sie würden

cher gewesen sein, wenn Sie die einfachen Principien angenommen
, welche unser Handeln dem Gewissen unterwerfen. Meine Erziehung
weit entfernt, meinen Geist zu knechten, ihn eher allzu unabhängig
ht; vielleicht stimmen sogar abergläubische Vorstellungen besser mit
estimmung des Weibes überein als Geistesfreiheit; diese schwachen
schwankenden Geschöpfe bedürfen nach allen Richtungen der Stütze,
ie Liebe ist eine Art Leichtgläubigkeit, welche vielleicht geneigt ist, sich
llen andern Arten von Leichtgläubigkeit und Aberglauben zu verbinden."
Der Vorwurf einer Tendenz gegen die Religion und Sittlichkeit
den Roman in keiner Weise; nicht so leicht ist er gegen die Auflage
Skepticismus zu vertheidigen. Was objectiv Gut und Recht ist, bleibt
nklaren, und das subjective Gefühl, das an die Stelle desselben zu
unternimmt, wird durch die Thatsachen unterdrückt. Vielleicht liegt
Grund dieses Skepticismus nicht blos in der allgemeinen Gährung
eit, sondern darin, daß Frau v. Staël die Protestantin für ein
isches Publikum schrieb und Katholiken darstellte: die Motive der
Religion mischen sich in die der andern, und sie verwirren sich
eitig.

Die Frage, welche der Roman behandelt, war auch practisch von

moins d'apprendre aux hommes ce qu'ils ignorent, que de les faire convenir de ce qu'ils savent, et surtout de le leur faire pratiquer." — So dachten auch Kant und Fichte. — „Ce sont moins les connaissances qui nous manquent, que le courage d'en faire usage." — „Une conduite déréglée" (das geht auf Frau von Staël) „aiguise l'esprit et fausse le jugement." — „Le beau en tout est toujours sévère."

„Des sottises faites par des gens habiles; des extravagances dites par des gens d'esprit; des crimes commis par d'honnêtes gens, voilà les révolutions." — Die Stelle steht in der „Legislation primitive", die gleichzeitig mit der Schrift über die Scheidung erschien. — Bonald stellt die einzelnen Sätze wie Artikel eines Gesetzbuchs schroff nebeneinander. Die biblischen Sätze von der Schöpfung des Menschen, von dem Sündenfall und der Erlösung stehn ihm unumstößlich fest, und außer ihnen giebt es keine Wahrheit. Gott hat dem Menschen unmittelbar das Wort gegeben, mit ihm den Gedanken. Ebenso hat er die Grundregeln der Moral für alle Ewigkeit festgestellt; eine Fortbildung von Innen heraus ist nicht denkbar. Es giebt keinen andern Fortschritt, als die unbedingte Rückkehr zur ursprünglichen Offenbarung. Von dem endlichen Sieg der katholischen Religion über alle andern Religionen, der monarchischen Verfassung über alle andern Verfassungen ist er ebenso fest überzeugt, wie von der Gleichheit der Durchmesser eines Kreises, denn das Gegentheil wäre in dem einen Fall so absurd wie in dem andern.

Beide Schriften wurden von Chateaubriand glänzend besprochen; die beiden Schriftsteller näherten sich einander, weil sie für dieselbe Sache wirkten, aber der strenge Gesetzgeber konnte eine gewisse Geringschätzung gegen den genialen Belletristen nicht verleugnen: „c'est un très-grand coloriste, et surtout un très-habile homme pour soigner ses succès."

Von der conservativen Seite wurde die „Delphine" mit Erbitterung verfolgt, während die Liberalen — allen voran wieder die „Decade" — ihr Beifall zollten. Im „Journal des Débats" sprach sich Feletz (35 J.), ein Edelmann mit legitimistischem Anstrich, aus der besten Gesellschaft, in den Formen geschmeidig und elegant, bitter über die Unchristlichkeit des Werks aus; Fontanes über die Unweiblichkeit der Verfasserin. Michaud im „Mercure": „Delphine spricht von der Liebe wie eine Bacchantin, von Gott wie ein Quäker, vom Tode wie ein Grenadier, von der Moral wie ein Sophist." F. H. Jacobi: „die Erwartungen, welche die Vor-

rede erregt, werden fast in nichts erfüllt. Nur die egoistischen Personen sind meisterhaft und hie und da in unnachahmlicher Laune dargestellt; die andern sind da, wo sie am erhabensten erscheinen sollen, abgeschmackt, verkehrt, unausstehlich. Nichts für die Entwickelung der Begebenheiten Bedeutendes trägt sich zu, wie es unter wirklichen Menschen von gesundem Verstand und wahrem Gefühl sich zutragen könnte. Den Roman als Roman hat die Eitelkeit geschrieben und verdorben. Aber kaum wüßte ich ein Werk, das einen größern Schatz der feinsten, tiefsten und scharfsinnigsten Betrachtungen enthielte."

Sehr warm für Frau von Staël trat Sophie Liottier ein, geb. de Lavallette (26 J.), die junge Wittwe eines reichen Banquiers, dem sie ihr Vater sehr früh vermählt hatte. Eine schöne Frau, vereinigte sie alle Modetalente jener Zeit, sie sang, componirte und machte Verse; die geistvollsten Männer der Zeit waren ihre Anbeter, das Leben des Directoriums hatte sie in reichster Fülle gekostet. Eben hatte sie den Roman „Laure d'Estell" geschrieben, um ihre Familie zu unterstützen. Die leichte aber gutmüthige Moral des Buchs characterisirt die Zeit seines Entstehns; es zeichnet sich durch einen lebhaften Stil aus und wimmelt von Portraits, unter denen die Staël und die Genlis hervortreten. — Gleich darauf heirathete sie den General-Einnehmer Gay in Aachen, wo sie wieder ein großes Haus machte.

Frau von Genlis (56 J.) machte boshafte Bemerkungen über den Zusammenhang der Theorie mit der Praxis in der „Delphine". Sie war seit einem Jahr aus Berlin nach Paris zurückgekehrt, und hatte eine junge Schönheit mitgebracht, in der sie in vieler Beziehung ein Ebenbild ihrer eignen Jugend erkannte, nur daß sie sich ihr geistig überlegen fühlte, die Enkelin der Karschin, Helmine v. Hastfer, im 19. Jahre von ihrem ersten Mann geschieden — unter zwei Scheidungen that es die poetische Familie nicht —. Die beiden Damen entzweiten sich bald und gingen auseinander. Eben erschien von der berühmten Frau der Roman „Mademoiselle de Clermont."

Als gefeierte Schönheit glänzte Julie Recamier (25 J.) in Paris; Lucian, der Bruder des ersten Consuls, gehörte zu ihren zahlreichen Verehrern, wurde aber nicht erhört: sie verhielt sich überhaupt meist ablehnend gegen diejenigen, welche sie erst gereizt, wußte sie dann aber durch wirkliche Güte aus Anbetern in Freunde zu verwandeln. Darunter waren Bernadotte und zwei Montmorency; der erstere wußte ihren Vater aus

den Klauen Fouché's zu befreien, der über die Dame ungehalten war, weil sie sich geweigert, in den Hofstaat der Kaiserin zu treten. In ihrem Salon vereinigten sich alle Fremde von Distinction, Foy, Erskine u. s. w.; Chateaubriand hatte sie erst einmal bei Frau von Staël getroffen.

Sehr gesucht war der Salon der Frau von Remusat (22 J.) in der mit besonderer Auszeichnung Talleyrand verkehrte; auch der erste Consul unterhielt sich gern und vertraulich mit ihr. Bei Frau von Beaumont, der Freundin Chateaubriand's, war hauptsächlich Joubert zu Hause. — Die schriftstellende Gräfin Flahault (42 J.) heirathete eben den portugiesischen Gesandten de Souza und verfaßte einen neuen Roman „Charles et Marie."

Juni 1802 kamen unter andern Fremden Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen und Fr. Schlegel mit Dorothea Veit, die er nach vollzogener Scheidung von ihrem Mann nun civilrechtlich heirathete, nach Paris. Die Scheidung war damals unter den „schönen Seelen" Deutschlands noch mehr zu Hause als in Frankreich.

Die kolossalen und zum Theil prächtigen Neubauten von Paris imponirten den Fremden. Unter den geraubten Kunstschätzen, die der Pariser allmälig zu betrachten gewohnt war, als wenn sie ihm gehörten, war u. A. die Venus von Milo, die Pallas von Velletri, Correggio's heiliger Hieronymus, Raphael's Transfiguration, Dominichini's Abendmahl.

„Die Kunstsachen", schreibt Frau von Wolzogen 16. Juni an ihre Schwester, „freuen mich unaussprechlich, man fühlt sich in eine andre Welt entrückt und vergißt die Verzerrungen der Societät." — „Angenehm sind die Franzosen in ihrem Vaterland, sehr höflich und zuvorkommend, besonders gegen Frauen und Leute mit Titel. In der fremdesten Gesellschaft wird man artig aufgenommen, und alles Bornirte und Berechnete, wie bei uns, was einer wohl hat oder gilt oder in was für Connexionen er steht, kümmert Niemand. Von dem Travers, von Literatur oder Wissenschaft zur Unzeit zu reden, hat hier Niemand einen Begriff; man kann von Allem und mit Allen reden, und die sogenannten gelehrten Damen haben's hier prächtig. Auch giebt's davon sehr viel, und sie haben eine große Bonhommie." — „Wahre Originale giebt's hier; von einer Form des Umgangs, von einem herrschenden Ton ist keine Rede; alles schickt sich, alles geht an."

„17. Juli war ich in einer Séance du Lycée, wo alles hinläuft, was sich mit Literatur abgiebt oder so aussehn will. Aber welche Platt-

heiten man da hört, ist unbegreiflich; Dinge, die sich bei uns ein Schüler zu sagen schämte, bringen sie mit der Prätension der Neuheit vor." — Die Deutschen sind sehr geachtet in Wissen und Kunst, und benutzen auch die Sammlungen fleißiger und besser als die Eingebornen. Sonst ist alles, was man von Kennern der deutschen Literatur hier rühmt, eine Lüge; sie können uns durchaus nicht begreifen, und schätzen nur den Namen auf blinden Glauben."

29. Juli. — „Die Männer kleiden sich hier besser als die Frauen; die Spuren der Tanzkunst zeigen sich in allen Stellungen und Bewegungen."

Sehr interessant sind ihre Bemerkungen über das Theater. „Eben wurde „Don Pédro" aufgeführt, das letzte Stück, mit dem sich Arnault (35 J.) versuchte: er trat dann in die Verwaltung ein. Unter den Lustspielen zeichnete sich aus: „Monsieur de Crac" (der Lügner und sein Sohn) von Colin d'Harleville und „les maris en bonne fortune." — „Die Ballets sind eine wahre Zauberei, alle Bewegungen und Formen malerisch; keine einzige Gaucherie unterbricht, alles ist leicht und graciös. Aber der Gesang ist schändlich, und auch die Bewegungen im Tragischen fatal und grotesk." —

„27. Juli traf ich Talma (39 J.). In ruhigen Situationen ist's, als wenn man eine antike Statue vor sich wandeln sähe; im Rasen ist er, wie Alle, eine Carricatur. — Wie ich aber fühlte, was unsre Tragödie durch Schiller geworden ist, wie hoch wir stehn, und welche Kinder im Ausdruck der Leidenschaft die Franzosen sind! Nur Schauspieler fehlen uns, um das aller Welt zu zeigen." — 28. Juli sah sie „Cinna". — „Das Ensemble der französischen Tragödie hat mich über alle Erwartung frappirt. In der Declamation liegt eine gewisse Harmonie oder Melodie vielmehr, die mir diesen Morgen noch in den Ohren tönt. Nur die leidenschaftlichen Accente gehn in Mißlaute über und werden oft ein Gebrüll, das immer allgemeinen Beifall erregt. — Durchaus kein Wort läßt die französische Declamation fallen; jedes wird gewürdigt, und von der Lässigkeit, mit der ganze Stellen bei uns abgehaspelt werden, zeigt sich keine Spur. Alles ist Leben und Bewegung um den Redenden, keiner läßt den Antheil, den er seiner Stelle nach zu nehmen hat, auch nur einen Moment aus den Augen. — Talma hat ein vortreffliches Organ; nur in der Raserei wird es unangenehm; aber in der ruhig zergliedernden Rede, in der zurückgehaltenen Leidenschaft ist seine Sprache

Musik. Auch seine Stellungen und Bewegungen haben, so lange sie in dieser Grenze bleiben, etwas sehr Edles; langsam entwickelt sich die gegenwärtige aus der vorigen. Er hat die Antiken studirt. Sein Mienenspiel ist vortrefflich. Er nimmt bei Corneille's großen Worten nie den Mund voll. Das Edle und Hohe scheint ohne Anstrengung aus seiner Seele zu fließen. — Das Publikum ist immer rege und warm, alles schlägt an und wird gefaßt."

IX.

„C'est une superbe volonté qui saisit tout . . . On finit par considérer cette volonté comme un ordre de la nature." — So äußerte sich Necker (70 J.), der in den „dernières vues de politique" (1802) der Nation gewissermaßen sein Testament schrieb, über Bonaparte.

„Man glaubt im Ganzen", schreibt Frau von Wolzogen, 16. Juni, „der jetzige Zustand sei nur eine Windstille. Aber alles was Regierung heißt, ist mit unglaublicher Feinheit ganz versteckt; man denkt nicht daran und wird durch kein plattes Verbot daran erinnert. Keine Spur des Mißtrauens zeigt sich, und das beweist mir doch, daß Bonaparte ein sehr großer, oder wenigstens sehr kluger Mann ist."

2. August 1802 trat nun die neue Wendung zur Monarchie ein: Bonaparte's Consulat wurde durch Senatsbeschluß und Plebiscit (3½ Millionen Stimmen) auf seine Lebenszeit verlängert. Jetzt begann die königliche Pracht des neuen Regiments, Schaustellungen, die den Pariser blenden mußten: die Hauptstadt zeigte schon durch ihren äußern Anblick, daß die Franzosen wieder die erste Nation der Welt geworden waren.

Die letzten republikanischen Elemente der Verfassung wurden völlig beseitigt; die Mitglieder des Tribunats auf die Hälfte zurückgeführt, und sämmtliche „Ideologen" daraus entfernt. Zu den Gemaßregelten gehörten auch die Dichter Andrieux (43 J.) und J. Chénier (37 J.), dessen politische Laufbahn nun beschlossen war. Er hatte unter dem Directorium an dem leichtsinnigen Leben der Zeit stark theilgenommen, und war jetzt arm wie zu Anfang der Revolution. Seine dramatischen Erfolge waren vergessen, dagegen hatte er durch seine Satiren einen guten Namen erworben: es herrscht darin ein fester, kühner und männlicher Ton.

Auch Volney, früher sehr in Gunst bei Bonaparte, wurde aus dem Tribunat ausgestoßen. Er hatte sich heftig gegen das Concordat erklärt, und als der erste Consul ihm bemerklich machte, daß Frankreich eine Religion wolle, erwiderte er rasch: Frankreich will die Bourbons! Der Wuthausbruch Napoleon's war furchtbar, und das gute Verhältniß wurde nicht wiederhergestellt. — Dasselbe Schicksal traf Daunou.

Röderer, bisher der vertraute Secretär des ersten Consuls, gab mit seiner „Metaphysik“, mit seinem geringen Verständniß für die religiös-monarchischen Neuerungen, für den classischen Schulunterricht und die Ehrenlegion, Anstoß; er wurde (September 1802) dem Senat überwiesen oder, wie er sich selber ausdrückte, „ad patres geschickt.“ Dort entschädigte ein kolossaler Gehalt die politisch Kaltgestellten. So oft Napoleon den alten Vertrauten sah, fragte er ihn immer spöttisch: „was macht die Metaphysik?“ — Daß seine Diener Verstand hatten, war ihm recht, aber nun war die Zeit gekommen, wo er auch Imagination von ihnen verlangte, wo sie begreifen sollten, daß man auf die Phantasie der Franzosen wirken müsse, und dahin konnten ihm die Männer von 1789 nicht folgen: die Natur hatte ihnen von dieser Gabe zu wenig verliehn.

Am meisten Aufsehn machte 12. September die Absetzung Fouché's: der erste Consul meinte doch, daß der alte Jacobiner ihm gefährlich werden könne, der sich ohnehin zu stark in das Vertrauen Josephinens eingeschlichen hatte. — Das Verhältniß zu England war bereits wieder bedenklich geworden; Bonaparte war außer sich über die Ungezogenheiten der brittischen Presse. — Die Annexion Piemont's machte den Grafen de Maistre (48 J.) heimathlos; er wurde nun von seinem vertriebenen Souverän als Gesandter in St. Petersburg bevollmächtigt, wo sein Bruder Xavier Officier war; aber ohne Gehalt, so daß er sich sehr kümmerlich behelfen mußte. Er verwandte seine Zeit zu fortgesetzten, sehr gründlichen Studien.

Um diese Zeit reiste Frau von Wolzogen ab. „Paris“, schreibt sie aus Stuttgart, „hat mir unendlich neue und vielfache Ansichten gegeben, und mir ist, als wäre ich wieder muthig und stark und frei, wie man sich in der ersten Jugend träumt. Unter all dem Häßlichen ist das Ensemble von Paris unaussprechlich anziehend; alle andern Städte kommen mir leer vor. — Das Gouvernement ist schändlich, jetzt kann ich's schreiben. Frankreich ist gar kein Staat, sondern ein erobertes Land, wo der Eroberer despotisirt. Keine öffentliche, legale

Verwaltung, keine Spur von Rechtlichkeit; Alles stiehlt. Es wird auch nicht lange dauern, fürchte ich, und Bonaparte lebt immer in Todesfurcht. . . . . Frankreich kann sich nicht halten, wie es jetzt ist, und nach allem was die Menschen ertragen, können sie den Despotismus, der jetzt herrscht, nicht ruhig ansehn. Eigentlich ist es mir lieb, daß Bonaparte sie gar nicht achtet."

— Duval, ein beliebter Schauspieler, hatte ein Stück geschrieben „Edward in Schottland"; Bonaparte, ehe er die Erlaubniß zur Aufführung gab, ließ es sich erst vorlesen, und hörte mit großem Interesse den Irrfahrten des verbannten Prinzen zu; aber als die Theilnahme der andern Zuschauer sich in übermäßigem Beifall äußerte, wurde er kopfscheu; das Stück wurde verboten, und der Dichter „aus Gesundheitsrücksichten" nach Rußland geschickt.

Ein satirische Ode „la Napoléone" machte Aufsehn; man schrieb sie den Royalisten zu, bis der Verfasser sich selber angab. Es war Charles Nodier (22 J.), aus Besançon, erst Advocat, dann Militär, dann Bibliothekär; jetzt schriftstellerte er in Paris, studirte die deutsche Literatur und Shakespeare und legte sich auf Naturwissenschaft. Seine damaligen Schriften: „Stella ou les proscrits". „Méditations du cloître", „le dernier chapitre de mon roman" zeigen einen wild phantastischen Character, eine Unreife, die aber etwas versprach. In der Politik schwankte er von einem Extrem zum andern. Auch sein Talent hatte etwas Convulsivisches, und selbst sein wissenschaftliches Treiben war bizarr: er hatte namentlich für die Sprachen eine ungewöhnliche Gabe, aber seine Forschungen auch nach dieser Seite hin, waren fast ebensoviel Grillen. Uebrigens ein durch und durch liebenswürdiger Mensch, theilnahmvoll für alles jugendlich Strebsame, geistreich und anregend in der Unterhaltung. Früher als irgend ein anderer Franzose erkannte er den Genius in Goethe und Shakespeare. — Seiner Ode wegen zu flüchten genöthigt, ging er erst nach dem Jura, dann nach der Schweiz, wo er sich mehrere Jahre als Corrector ernährte.

Was Fr. Schlegel in Paris wollte, hatte er sich selber nicht klar gemacht. Er hoffte die französische Regierung zur Errichtung einer deutschen Academie zu bewegen und in dieser eine Stelle zu finden; zu diesem Zweck wollte er ein philosophisches Buch französisch schreiben. Zunächst vertiefte er sich in orientalische Studien. „Es sind", schreibt er 13. Sept. an Tieck, „ungeheure Quellen und Hülfsmittel hier, ein Reich-

thum von orientalischen Manuscripten, über den selbst die erstaunen, die aus Benares kommen; Persisch und Sanskrit. Ich habe große Lust, beides zu lernen." — 10. Nov. „Im Persischen bin ich schon ziemlich weit, und ganz erstaunt, daß es in dem Grade dem Deutschen nicht ähnlich, sondern durchaus das Deutsche selbst ist."

„Die schönsten Stunden," schreibt Dorothea 21. Nov. an Schleiermacher, „bringen wir bei den Gemälden und Kunstsachen zu. Friedrich hält eine deutsche Vorlesung über Literatur, wir leben fast unter lauter Deutschen, denn wie dumm die Franzosen sind, das ist unglaublich."

Einen eifrigen Theilnehmer an seinen Studien fand Schlegel an Claude Fauriel (30 J.), der mit ihm bei Hamilton Sanskrit, bei Silvestre de Sacy Arabisch hörte: früher im Staatsdienst, hatte er nach dem Concordat seine Entlassung gegeben und widmete sich ganz der Literatur. — Gleichfalls zu dem Kreise gehörte der Orientalist Chézy, der kurze Zeit darauf Helmine v. Hastfer heirathete: die Berichte, welche diese in Schlegel's „Europa" und andere Zeitschriften über französische Zustände schrieb, sind äußerst wunderlich.

Indeß schritt die Organisation des neuen Reichs rüstig weiter. 25. Februar 1803 war der Friede von Luneville vollständig durchgeführt. In dem Territorialbestand des südwestlichen Deutschland war alles drunter und drüber geworfen; die neuen Dynasten, durch keine Bande der Liebe und des Vertrauens mit ihren Unterthanen verknüpft, waren auf die Gunst Frankreichs angewiesen.

Im März wurde der „Code civil" abgeschlossen; die besten Juristen Frankreichs, Tronchet (der Vertheidiger Ludwig's XVI.), Portalis, Thibaudeau u. A. hatten daran gearbeitet. Wenn auch manche Capitel, z. B. das Erbrecht, zu stark in die Richtung von 1789 fielen, so zeichnet sich das neue Gesetzbuch durch seine durchsichtige Klarheit und die Schärfe seiner Bestimmungen wissenschaftlich vor den meisten seiner Vorgänger aus. Portalis vertheidigte es geistreich gegen die Angriffe des legitimistischen Grafen Montlosier.

In derselben Zeit begründete Bapt. Say (36 J.) durch den „Traité d'économie politique" die Schule Adam Smith's in Frankreich: das Buch ist in Europa populärer geworden als seine eigentliche Quelle, weil es die Gedanken des Freihandels eleganter und faßlicher formulirte. In demselben Sinn sprach sich damals Sismondi (30 J.) aus, der später andern Ansichten huldigte, in den „Principes d'économie politique ap-

pliqués à la legislation du commerce". Ein geborner Genfer, Freund der Frau von Staël, hatte er fünf Jahre in Toskana die Gesetze des Ackerbaus studirt, und lehrte nun in Genf. In demselben Jahr begann er seine Arbeiten über „die Geschichte der italienischen Republiken im Mittelalter".

Schon lange hatte Bonaparte über die Angriffe der englischen Presse gegrollt; im März erklärte er, er sehe, daß die Engländer zum Krieg entschlossen seien; 20. Mai brach der Krieg aus, gleich darauf wurde Hannover besetzt und auf dem Canal große Vorbereitungen zu einer Invasion in England getroffen.

Eine glänzend ausgestattete Oper von Esmenard (33 J.), „Le triomphe de Trajan", gab dem kriegerisch-monarchischen Geist der Periode einen sinnlichen Ausdruck.

E. M. Arndt schreibt in „Germanien und Europa" über den ersten Consul: „Ich gestehe, es liegt etwas in ihm, was große Menschen immer charakterisirt hat: eine kühne und classisch gehaltene Weise zu handeln und zu sprechen, eine gewaltige Naturkraft, welche die Herzen bezwingt und selbst den Widerstrebenden zum Gehorsam zügelt, und bisher alles vor ihm niedergeworfen hat. In diesem Sinn verdient er die Achtung eines jeden Menschen, und — wenn er sie auch nicht verdient, so erzwingt er sie von Jedem". Ueber den Ausgang ist er zweifelhaft. — Sehr eifrig studirte Graf Schlabernsdorf diesen Charakter, und gab Reichardt, der sich gerade in Paris aufhielt, Materialien zu seiner Beurtheilung.

Chateaubriand war zum Gesandtschaftssecretär beim Cardinal Fesch in Rom ernannt worden, wo der Papst den Verfasser des „Génie" sehr ehrenvoll aufnahm. Kurz vorher hatte er St. Martin kennen gelernt, der ihn sehr verehrte; der „unbekannte Philosoph" starb 13. Oct. 1803 (60 J.). In Rom lebte er mit Bertin zusammen, der wegen royalistischer Gesinnung aus Paris ausgewiesen war. Im Sommer folgte ihm seine Freundin Frau v. Beaumont nach Rom, sehr leidend, um bald darauf zu sterben. „Ma vie intime", schreibt sie ihrem verlassenen Freund Joubert, „va tout entière se passer entre le ciel et moi. Mon âme conservera ses habitudes, mais j'en ai perdu les délices."

Der wiedererwachte royalistische Geist regte auch das Interesse am Mittelalter an. Chateaubriand hatte das Ritterthum verherrlicht, ein wenig in der Manier Fouqué's: nun gab Vanderbourg, Jacobi's Freund, Redacteur der „Archives littéraires", eine Sammlung mittelalterlicher

Dichtungen heraus, als deren Verfasserin Clotilde de Surville genannt wurde. Die Sammlung war mit einer geschmackvollen gothischen Vignette versehn — es war dieselbe Zeit, wo in England W. Scott und Andere die Jagd auf alte Wappen, Rüstungen und Volkslieder begannen — sie machte Glück und mitten unter den Antiken tauchten in der Mode geharnischte Recken auf. Erst mehrere Jahre später entdeckte Nodier die Fälschung. — Ueberhaupt war man noch nicht sehr kritisch gestimmt: Ossian galt als der echte Repräsentant des nordischen Alterthums; Chateaubriand und Fauriel waren die Einzigen, die von der Unechtheit wußten. Chateaubriand war in London in die kritischen Untersuchungen eingeweiht, und wies sehr fein nach, wie modern alle Empfindung im sogenannten Ossian ist: es war zugleich ein Trumpf, den er gegen Frau v. Staël ausspielte. Diese glaubte an Ossian, und wollte aus ihm nachweisen, daß auch ohne das Christenthum der Norden die tiefste Melancholie erzeugt; Chateaubriand erwiderte: „Ossian ist ja ein Christ, er heißt Macpherson“.

Michaud (36 J.) veröffentlichte das beschreibende Gedicht „le printemps d'un proscrit“, welches er während seiner Verbannung im Jura geschrieben hatte. Die Widmung an Delille enthält einen lebhaften Kampf gegen die Philosophie. Er erinnert an das Wort des alten Fontanelle: „Je suis effrayé de l'horrible certitude que je trouve à present partout“. „So sprach“, setzt er hinzu, „Fontanelle mit 80 Jahren; so können jetzt unsre zwanzigjährigen Jünglinge sprechen. Mit dieser Vernichtung aller Mystik gehn die mächtigsten und sittlichsten Motive des Lebens verloren. La société doit avoir son côté mystérieux comme la religion, et j'ai toujours pensé qu'il fallait quelque fois croire aux lois de la patrie comme on croit aux préceptes de Dieu. Dans le cours ordinaire de la vie, et même sur la scène politique, il est des choses qu'on fait mieux lorsqu'on ne songe point à la cause qui nous fait agir: l'homme est souvent porté à la vertu et à l'heroïsme par un moment irréfléchi.“

Der royalistisch-christliche Sinn wurde äußerst betroffen, als nach langem Sträuben die Academie sich entschloß, den Dichter des frivolen „Götterkriegs“, Parny (50 J.), aufzunehmen. Die feierliche Reception 28. Decbr. 1808, war ein Ereigniß. Garat, der ihn zu begrüßen hatte, sprach von allen möglichen Dingen, erwähnte den Götterkrieg ganz flüchtig, pries das kürzlich von Delille verherrlichte Mitleid, ebenso warm die

t Philosophie, und fing plötzlich an gegen den Fanatismus zu decla-
n, der allein den Frieden zwischen den beiden Parteien verhindere;
indem er immer heftiger wurde, verglich er den Fanatiker mit Catilina,
dem, als er in den Senat eintrat, durch eine instinctive Bewegung alle
atoren sich abwandten, so daß er auf seiner Bank sich allein fand,
reckt und wüthend über solche Einsamkeit. — Die Zuhörer sahen sich
allen Seiten um, wo Catilina sei: und im „Journal des Débats"
rte Feletz darauf hin, eigentlich habe der neue Academiker die Be-
nung verdient, wegen seines Gedichts „honteusement célèbre". —
Schluß der Sitzung trug Fratanes einen Kriegsgesang gegen die
länder vor, mit Musikbegleitung von Paesiello.

Gegen Ende des Jahrs erschien der Roman „Valérie ou lettres
Gustave de Lynar à Erneste de G." von Frau Juliane von
ldener, geb. v. Vietinghoff (37 J.). In Riga zu Hause, kam sie
mit ihren Eltern nach Paris, wo sie in einer glänzenden Gesellschaft
h ihre Schönheit wie durch ihren Witz Aufsehn erregte; daneben hatte
Anwandlungen von Frömmigkeit und Mysticismus. Im 14. Jahr
einem viel ältern Mann verheirathet, der sie als Gesandter nach Ko-
hagen und Venedig führte, wurde sie im 25. von ihm getrennt: sie
sich zu mannigfachen Verirrungen hinreißen lassen. Sie kehrte ins
s ihrer Eltern zurück; aber auch hier trieb sie die Unruhe bald weiter;
ebte abwechselnd in Paris und St. Petersburg, in Zerstreuungen,
sgeschichten und Verlegenheiten. Im 30. Jahr war sie die anbetende
angebetete Freundin Jean Paul's, auch in Weimar angesehn.
1802 wirklich Wittwe, hatte sie sich ganz in Paris angesiedelt: unter
eichen Verehrern war Michaud der leidenschaftlichste.

Der Roman, abgesehn von einigen antiquirten Einfällen und Stil-
nungen, gehört auch heute zu den interessantesten, in denen sich das
llige Leben krystallisirt. Er zerfällt, wie der „Werther", in zwei
le, von denen der erste die wirklichen Schicksale der Dichterin erzählt,
rend der zweite erfunden ist. Der erste Theil spielt 1784—1786:
Geschichte hat das Originelle, daß der junge blöde Liebhaber seine Er-
ng — dem Ehemann macht. Die Liebe eines jungen Mannes zu
: verheiratheten Frau, einer glänzenden Weltdame, die ihm nur
t Freundschaft gibt, ist mit einem Parfum der Sinnlichkeit dargestellt,
man in der „Delphine" vergebens suchen würde. Der zweite Theil
iedigt weniger: weder in der Sophistik der Leidenschaft noch der psy-

chologischen Schärfe kommt Frau von Krüdener ihrer berühmten Rivalin gleich. — Uebrigens sprach sie sich über die Genfer Damen mißbilligend aus: „elles n'ont ni les charmes de l'innocence ni **les graces du péché.**"

Ohne starksinnliches Temperament hatte sie einen unstillbaren Ehrgeiz des Herzens: sie war eine spiritualistische Coquette, die Welt sollte sich mit ihr und ihren Empfindungen beschäftigen; darum sprach sie gern von der Liebe, gleichviel der irdischen oder himmlischen. „Elle a", sagt Joubert von ihr, „de la grace et quelque chose d'Asiatique; elle a du naturel dans l'exagération. L'extrême sensibilité ne va pas sans un peu d'exaltation." Oft wird man bei ihr an das Wort von St. Evremont erinnert: „Les dames galantes qui se donnent à Dieu lui donnent ordinairement une ame inutile qui cherche de l'occupation, et leur dévotion se peut nommer une passion nouvelle, où un coeur tendre, qui croit être répentant, ne fait que changer l'objet de son amour."

In derselben Zeit, wo „Valerie" erschien, trat in dem Schicksal der Frau von Staël ein Wendepunkt ein. Napoleon, theils durch ihre Epigramme, theils durch angebliche Indiscretionen in Necker's „Dernières vues de politique et de finances" beleidigt, sprach das Decret der Verbannung über sie aus.

14. December 1803 kam sie (38 J.) in Weimar an. Es war den deutschen Dichtern doch nicht gleichgiltig, wie man jenseit des Rheins über sie dachte. Goethe wich ihr nach Jena aus, und überließ Schiller die Vertretung der „Hyperboräer". — „Ihr Auge ist schön und geistreich aber ihr Gesicht etwas mohrenartig. Sie ist von mittler Größe und etwas dick, schwarze Augen und Haare."

„Es ist", berichtet ihm Schiller 21. December 1803, „alles aus einem Stück und kein fremder, falscher, pathologischer Zug in ihr. Das macht, daß man sich trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, und daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sich rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Philosophie, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialen Vermögen. Sie will alles erklären

und ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen. Das einzige Lästige ist die ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Französischen, leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie eine sehr leichte Communication mit ihr haben."

Sie selbst erzählt: „Ich vertheidigte mit Wärme die Ueberlegenheit unsers dramatischen Systems über alle andern; Schiller verschmähte nicht, mich zu bekämpfen, und unbekümmert über die Schwierigkeiten des Französischen fand er Worte innigster Ueberzeugung. Anfangs bediente ich mich französischer Waffen, der Lebendigkeit und des Spotts, bald aber entdeckte ich in dem, was Schiller sagte, mitten durch die Hemmnisse des Worts so viel Ideen; diese Charactereinfalt, die einen Mann von Genie einen Kampf unternehmen ließ, in dem es seinen Gedanken an Worten fehlte, machte einen solchen Eindruck auf mich; ich fand ihn so bescheiden und so unbesorgt, was seine eignen Erfolge betraf, so stolz und erregt in der Vertheidigung dessen, was er für Wahrheit hielt, daß ich ihm von diesem Augenblick bewunderungsvolle Freundschaft weihte."

„Den Herzog," schreibt Frl. v. Knebel, „ergötzt die Staël sehr, er glaubt einen seltnen Mann zu hören, so schnell, richtig und umfassend ist ihre Rede . . . . Sie hat durchaus nicht das Preciöse und Pedantische, was unsre gelehrten Weiber oft so fatal macht, nichts Ueberspanntes, Dalbreifes, sondern gesund bei aller ihrer Freiheit . . . . Ihr Sprechen ist wirklich das seltenste Talent, das mir noch vorgekommen ist; nie etwas Schneidendes, Decidirtes, was eine Frau besonders oft lästig und ungraciös macht; ebenso weit ist sie aber von affectirter Nachgiebigkeit und Koketterie entfernt — und doch weiß niemand besser als sie nachzugeben und einzulenken. Das Kennzeichen ihres Talents ist, daß ihr Gespräch nur ermuntert, nie ermüdet, und wenn unsereins aus Trägheit oder Ungewohntheit sich ihr den andern Tag mit etwas Widerwillen nähern könnte, so fühlt man sich leicht emporgehoben, und die innere Unzufriedenheit verschwindet." „Eigentlich spricht sie nichts an, als was Wärme und Gefühl hat. Wenn sie leidenschaftlich ist, so ist sie es doch mit Liebens-

würdigkeit, auch selbst wenn sie sagt: qu'on est toujours indécis dans tout ce qu'on entreprend, quand on n'est pas entrainé par la passion". ... „Sie sagte neulich von Lavater, als der Herzog sie fragte, ob er gut französisch gesprochen hätte: il s'exprimait comme tous les gens d'esprit, on se comprend. Sie ist wirklich äußerst gut und liebenswürdig, und ich kann mir kein Jahrhundert denken, das noch so eine Frau hervorgebracht hätte."

4. Januar 1804 kam B. Constant an. Endlich mußte sich doch auch Goethe entschließen, nach Weimar zu kommen und ihr Rede zu stehn. „Ihre Gegenwart hatte wie in geistigem so in körperlichem Sinn, etwas Reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben. Auch sagte sie einst: ich habe niemals einem Mann vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre. — Mit entschiedenem Andrang verfolgte sie ihre Absicht, unsre Zustände kennen zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Einzelnen so viel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeinen Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt zu durchdringen. Dann aber wollte auch sie gekannt sein, und suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, das Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mängel sie uns vorwarf. Da sie keinen Begriff hatte von dem was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden. Sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten, war ihre eigentliche Leidenschaft. Natürlich trieb sie es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu den Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie, als Frau und Französin, immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren, und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andre sagte. Durch das alles war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte, und sie durch hartnäckige Gegensätze oft in Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebens-

g war, und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die
ndste Weise darthat. Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen
chte Gespräche mit ihr, wobei sie jedoch auch nach ihrer Weise lästig
indem sie über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augen-
stilles Nachdenken erlaubte, sondern leidenschaftlich verlangte, man
bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen
schnell bei der Hand sein, als wenn man einen Federball aufzu-
ı hätte."

24. Februar 1804 reiste Frau von Staël nach Berlin ab: „Mir
Muth," schreibt Schiller, „als hätte ich eine große Krankheit
anden."

In Berlin electrisirte sie nun die ganze Gesellschaft. Das glänzendste
machte die noch immer schöne Herzogin Dorothee von Kur-
. Dort fand sich Prinz Louis Ferdinand mit der berühmten
den zusammen; Fichte, der Jacobi auf sie einlud, Joh. Müller,
rühmte Don Juan Graf Tilly, von dem Rahel meint, in der
eines verderbten Weltmanns habe ein Kind in ihm gesteckt; die
, A. W. Schlegel.

Der Aufenthalt in Berlin wurde durch die Nachricht von der plötz-
Erkrankung ihres Vaters unterbrochen. 24. April war sie wieder
eimar; A. W. Schlegel, den sie als Hauslehrer ihrer Kinder en-
, brachte sie mit. Hier traf sie die Nachricht von Necker's Tod;
soll in einem wahrhaft fürchterlichen Zustand sein, und weiß ihren
erz keineswegs zu bezähmen." 30. April reisten sie weiter, nach
t.

Es war charakteristisch, daß einem eisernen Despotismus gegenüber
ein Weib mit Ausdauer und Entschlossenheit die Idee der indivi-
n Freiheit durchzuführen wagte, und daß Napoleon im Vorgefühl
er Bedeutung dieser Idee, die einst seinen Sturz herbeiführen sollte,
Weib einer ausdauernden und erbitterten Verfolgung würdigte. An
her Erfindung wird Frau von Staël von vielen andern Frauen
offen, an Stärke des Geistes steht ihr keine gleich, und wenn man
esonnenheit ihrer Beobachtung mit dem Feuer ihres Enthusiasmus
menstellt, so würde man sich mitunter versucht fühlen, ihr einen
lichen Geist zuzuschreiben, wenn sie nicht in allen charakteristischen
ı des Lebens das Weib verriethe, das Weib mit all seinen Schwächen
seinem wunderbaren Zauber. Als die Zeit des Enthusiasmus vor-

über war, hat das widerwärtige Bild der späteren emancipirten Frauen dieser großen Erscheinung in den Augen der Nachgeborenen einen Anstrich von Lächerlichkeit gegeben und man kann eine leise Färbung davon aus ihrem Leben in der That nicht wegwischen. Diese Frau, die mit dem Gefolge einer Monarchin und mit der Unruhe einer Französin alle Länder Europas durchstreift, um die verborgenen Schätze des Geistes auszugraben, und die doch von einem krankhaften Heimweh nach der glänzenden Hauptstadt verzehrt wird, die ihr verschlossen ist, und wo sie allein sich glücklich fühlen würde; diese Frau, die in ihren Disputationen mit den Philosophen, Künstlern und Dichtern, in ihren politischen Intriguen und in den gelehrten Studien, die sie gegen alles Herkommen mitten in der Gesellschaft treibt, im Grund nichts Andres sucht als das höchste Glück des Weibes, das sie beständig flieht — wenn man dies Schicksal nicht zu einem tragischen Eindruck zusammenfassen kann, so erregt es unzweifelhaft ein gewisses Lächeln: aber dies Lächeln darf nicht mit der leisesten Spur von Geringschätzung verbunden sein.

In Coppet sammelte sich um sie eine Colonie von Dichtern und Gelehrten, wie sie in der Literatur noch nicht vorgekommen war. A. W. Schlegel, B. Constant, Bronstetten, Sismondi waren die stehenden Gäste; an schönen Frauen fehlte es nicht: Madame Recamier und Therese Tallien. In dieser Gesellschaft wurde die Literatur mit einem gewissen Ungestüm betrieben: alle Abende kam man zusammen, und Jeder mußte etwas Geistreiches zu Tage fördern. Das stille andächtige Studium geht in einem solchen Treiben unter, doch war es sehr anregend für Alle, die daran Theil nahmen.

Besonders wichtig war die Aufmerksamkeit, mit der man in diesem Kreis die Bewegung der fremden, namentlich der deutschen Literatur verfolgte. Charles Villers, Constant's Freund, damals in Göttingen, einer der wenigen Franzosen, die des Deutschen gründlich mächtig waren, vollendete damals seinen „Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation", in dem er nachzuweisen suchte, daß der Protestantismus für den Fortschritt der Menschheit unumgänglich nothwendig gewesen sei. Fauriel zeigte das Werk an. Er arbeitete damals an einer Geschichte der Stoiker und verkehrte darüber mit Cabanis. Frau von Condorcet, die sein Bedürfniß nach Liebe und Freundschaft ausfüllte, hatte ihn auf ihrem Landsitz aufgenommen. — Fauriel hatte sich ganz ernsthaft mit dem Deutschen beschäftigt; aber, wenn auch liberal in religiösen Dingen, blieb

er doch Katholik, und ihm mißfiel die mit der Hinneigung zu Deutschland verbundene Hinneigung zum Protestantismus; da konnte er sich mit Fr. Schlegel viel besser verständigen! Er warf Villers vor, Deutschland zum Nachtheil Frankreichs über alles Maß zu preisen; das sei eine unphilosophische Parteilichkeit. „Si je trouvais votre projet de faire connaître en France tout ce qui tient à la littérature et au génie de l'Allemagne, moins intéressant et moins digne d'un homme de talent, zélé pour le progrès des lumières, je vous assure que j'aurais été beaucoup moins frappé de ce qui me paraît capable d'en diminuer le succès." Villers entgegnete, daß seine Hinneigung zur moralischen und intellectuellen Cultur Deuschlands „un sentiment de préférence très motivé" sei, „fondé sur dix ans d'études et d'observations."

Diese deutsch-französischen Wahlverwandtschaften sind das Interessanteste an jener Periode der Literatur. In Paris hörte man nichts als Säbelgerassel, Janitscharenmusik, Decorationsoper und Ballet, wüste Tänze und gleichgültige Possen; in dem allgemeinen Lärm kamen nur die Lobredner und Mathematiker zu Wort. Aber in abgelegenen Gegenden traten Erscheinungen hervor, die einen andern Geist bekundeten. Zu den merkwürdigsten gehört April 1804 der „Obermann" von Etienne von Sénancourt (34 J.). Um die Richtung dieses Buchs zu begreifen, muß man vergleichen, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung" aussagt, etwa sieben Jahre nach der Zeit, von der hier die Rede ist. Er spricht von dem Geschlecht des Werther, welches durch Young's „Nachtgedanken", durch den Hamlet und Ossian angeregt und in Verwirrung gesetzt war.

„Von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von Außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin .... Hier ist von solchen die Rede, denen aus Mangel an Thaten, im friedlichsten Zustand von der Welt, durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet."

„Unser physisches sowohl als geistiges Leben, Philosophie, Religion, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen. So manches was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach Außen hervorbilden; was

wir von Außen zur Ergänzung unsres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, was uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsre Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben.... Diese schwere Aufgabe zu lösen, kommt uns der Leichtsinn zu Hülfe, der uns unzerstörlich verliehen ist. Wir können dem Einzelnen in jedem Augenblick entsagen, wenn wir nur im nächsten nach etwas Neuem greifen dürfen; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern .... alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß Alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, gotteslästerlichen Spruch .... Nur wenige Menschen giebt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen, und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein- für allemal im Ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden."

Zu einer solchen Resignation, die auf Begriffsbildung beruht, gehört aber Entschlossenheit und Geistesstärke; der Verfasser des „Obermann" giebt ein anderes Bild.

Ein Pariser Kind, kränklich, halb verzogen und halb unterdrückt, zeigte er früh ein gedämpftes Lebensgefühl, das er durch die Lectüre der materialistischen Philosophen theils zu nähren theils zu bekämpfen suchte. Schon früh entwickelte er ein sinniges und lebhaftes Gefühl für die Natur; es ist rührend, wie er seine Spaziergänge in den Wald von Fontainebleau erzählt.

„Plusieurs fois j'étais dans les bois avant que le soleil parût; je gravissais les sommets encore dans l'ombre, je me mouillais dans la bruyère pleine de rosée; et quand le soleil paraissait, je regrettais la clarté incertaine qui précède l'aurore; j'aimais les fondrières, les vallons obscurs, les bois épais; j'aimais les collines couvertes de bruyère; j'aimais beaucoup les grés renversés, les rocs ruineux; j'aimais bien plus ces sables vastes et mobiles dont nul pas d'homme ne marquait l'aride surface sillonnée çà et là par la trace inquiète de la biche ou du lièvre en fuite."

Im 19. Jahr entfernt er sich plötzlich aus Paris und findet sich am

Genfer See wieder; auch auf seine Lebensanschauung wirkt der ungeheure Eindruck der Alpen, welcher die ganze Schule Rousseau's belebt. Er wird Landschaftsmaler. Eine eigentliche Nervenkrankheit entwickelt sich bei ihm, die sein ganzes Dasein unruhig macht. Im 20. Jahr heirathet er, nicht aus Liebe, sondern aus Pflichtgefühl; die Frau ist beständig krank, er hat mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Die Eltern verliert er früh. So erscheinen 1799 die „Rêveries sur la nature primitive de l'homme."

Es soll nur ein Fragment sein, enthält aber eine fertige Anschauung von der Welt. Das Leben wird durch eine unbedingte Nothwendigkeit beherrscht. Die Lehre der Stoa von der Nichtigkeit des Schmerzes hält der Prüfung nicht Stand; die Weisheit lehrt, dem Willen zu entsagen, sich in den Schooß der Natur zu tauchen, um ein Stück von ihr zu werden. Aber nicht in den gewaltigen Bildern der Natur findet der Geist seine Ruhestätte.

„Je ne m'asseoirai point auprès du fracas des cataractes ou sur un tertre qui domine une plaine illimitée; mais je choisirai, dans un site bien circonscrit, la pierre mouillée par une onde qui roule seule dans le silence du vallon, ou bien un tronc vieilli, couché dans la profondeur des forêts, sous le frémissement du feuillage et le murmure des hêtres que le vent fatigue pour les briser un jour comme lui. Je marcherai doucement, allant et revenant le long d'un sentier obscur et abandonné, je n'y veux voir que l'herbe qui pare sa solitude, la ronce qui se traîne sur ses bords, et la caverne où se réfugièrent les proscrits, dont sa trace ancienne est le dernier monument. Souvent au sein des montagnes, quand les vents engouffrés dans leurs gorges pressaient les vagues de leurs lacs solitaires, je recevais du perpétuel roulement des ondes expirantes le sentiment profond de l'instabilité des choses et de l'éternel renouvellement du monde. Ainsi livrés à tout ce qui s'agite et se succède autour de nous, affectés par l'oiseau qui passe, la pierre qui tombe, le vent qui mugit, le nuage qui s'avance, modifiés accidentellement dans cette sphère toujours mobile, nous sommes ce que nous font le calme, l'ombre, le bruit d'un insecte, l'odeur émanée d'une herbe, tout cet univers animé qui végète ou se minéralise sous nos pieds; nous changerons selon ses formes instantanées, nous sommes mus de son mouvement, nous vivons de sa vie." In der Vorzeit war das Versenken in die Natur leichter, durch die Bildung ist Ent-

dung und Abschwächung eingetreten; es kommt eine Zeit, wo die
r ganz aufhört. „Hommes forts, hâtez-vous! le sort vous a
is en vous faisant vivre tandis qu'il en est temps encore dans
ieurs contrées; hâtez-vous! les jours se préparent rapidement où
e nature robuste n'existera plus, où tout sol sera façonné, où
homme sera énervé par l'industrie humaine.“

Das Buch blieb unbeachtet. Sénancourt kam von Zeit zu Ze
ohne Gefahr, nach Paris. Sein „Obermann“ war einige Ja
1804 geschrieben, ungefähr gleichzeitig mit „René“. Die Schick
Autors sind eingewebt, das Ganze hat das Ansehn einer Reisebeschr
mit zahlreichen Reflexionen. Der Glaube an das Schicksal ist eine
rn Skepticismus gewichen. Es sind — wie der Verfasser selbst sa
Aeußerungen eines Geistes, der fühlt aber nicht arbeitet. Er gehö
Goethe's problematischen Naturen, „die keiner Lage gewachsen sind, i
sie sich befinden, und denen keine genug thut.“ Unfähig, sich zu b
nken, in einem bestimmten Amt für den Tag zu wirken, verzehre
ich in der Unermeßlichkeit ihrer flüchtigen Wünsche und Ideale; ih
nsucht, ihre Empfindlichkeit kennt keine Grenzen, aber das Bestimmt
affen, fehlt ihnen der Entschluß, sie kommen überall zu spät; so ver
delt sich der Blüthenreichthum der Welt in eine Wüste. Ihr eigne

jenen bleichen Schimmer, an das Pfeifen in den Bäumen, welche zitternd sich beugen, an jenes schrille Geheul, dessen schneidender Laut furchtbaren Klagen gleicht: das war meines Lebens Morgen. Zur Mittagszeit kältere und anhaltendere Stürme, gegen Abend düsteres Dunkel — und des Menschen Tag ist zu Ende."

Hier haben wir nicht den wilden Lebenshaß Renés, der den Kelch geleert hat und in der Neige Bitterkeit und Ekel findet; Obermann ist ein sonnenloses, trübes Dasein, das in der Erwartung sich verzehrt und in der Hoffnungslosigkeit endet. Wiederholt trägt er sich mit dem Gedanken des Selbstmords; er macht auch einige Male den Versuch. Aber er entschließt sich zu leben. „Laßt uns alles das als bedeutungslos betrachten, was verschwindet und vergeht, laßt uns im großen Spiel der Welt ein besseres Loos suchen." — Der Tod ist die Wahrheit des Lebens, aber man gewinnt ihn nicht durch Schuld. — „Der Mensch ist vergänglich, das mag sein; aber laßt uns im Widerstand zu Grunde gehn, und wenn das große Nichts uns vorbehalten ist, dann laßt uns nicht so handeln, daß dies als eine Gerechtigkeit erscheinen soll." — Es ist Weisheit, den Willen zum Leben zu verneinen, sich zu heilen von der Manie d'être; aber der Wille soll nicht That werden.

Das trübe Gefühl dieser gänzlichen Einsamkeit gewinnt nur dann eine kräftige Farbe, wenn es sich in die gewaltige Alpennatur taucht. Das folgende Bild der Einsamkeit auf den Firnen kann mit dem schönsten von Ramond wetteifern.

„Der Tag war heiß, der Horizont in Nebel, die Thäler von Duft umraucht. Das Funkeln der Gletscher erfüllte die niedere Atmosphäre mit leuchtendem Widerschein, aber eine ungewohnte Reinheit schien der Luft eigen, die ich einathmete. In dieser Höhe unterbrach keine Ausdünstung von niedern Stätten, kein Licht aus einer menschlichen Wohnung die unendliche dunkle Tiefe des Himmels. Seine Farbe war nicht mehr das blasse Blau, das sanfte Kuppeldach der Ebene: der Blick durfte sich in eine Unendlichkeit ohne Grenzen verlieren und inmitten des Sonnenglanzes andre Sonnen suchen, wie in der Nacht. Unendlich stiegen die Dünste der Gletscher auf und bildeten Wolken zu meinen Füßen. Der Schneeglanz blendete nicht mehr meine Augen, der Himmel ward dunkler und tiefer. Die Schneekuppe des Montblanc erhob ihre unbewegliche Masse über diesem grauen reglosen Meer, über diesen zusammengeballten Nebeln, in welche der Wind sich hinein bohrte und welche er in unförm-

lichen Wellen emportrug. Ein schwarzer Punkt zeigte sich in diesen Abgründen; er stieg schnell hinan und kam gerade auf mich zu. Es war der Adler der Alpen: seine Schwingen waren feucht und seine Augen wild, er suchte eine Beute; aber beim Anblick eines Menschen entfloh er mit einem unheimlichen Schrei und stürzte sich in die Wolken. Dieser Schrei wiederholte sich zwanzigmal, aber mit trockenem Laut ohne Nachhall. Dann versank wieder alles in absolutes Schweigen, als hätte die Eigenthümlichkeit der Körper, zu tönen und zu klingen, aufgehört. Nie kennt man die Stille in den lärmenden Thälern; nur auf den kalten Höhen herrscht die Reglosigkeit, jenes andauernde feierliche Schweigen, das keine Zunge auszudrücken, keine Phantasie sich vorzustellen vermag. Ohne die Erinnerungen, welche der Mensch aus den Ebenen mitbringt, würde er hier oben nicht glauben können, daß es außen um ihn her irgend eine Bewegung in der Natur gebe; selbst die Bewegung der Wolken scheint ihm unerklärlich. Da jeder gegenwärtige Augenblick sich ihm fixirt, hat er nur die Gewißheit, aber durchaus nicht die Empfindung, daß alle Dinge auf einander folgen; alles scheint ihm ewig erstarrt. Ich wünschte, ich hätte sicherere Spuren meiner sinnlichen Wahrnehnung in jenen stummen Regionen bewahrt; die Einbildungskraft kann sich im täglichen Leben kaum einen Gedankengang zurückrufen, welchen alle Umgebungen zu verneinen und abzuweisen scheinen. Aber in solchen Augenblicken ist man nicht im Stand, sich mit der künftigen Zeit oder andern Menschen zu beschäftigen; man denkt nicht einmal daran, den Moment zu benutzen, man verlangt nicht von seinem Geist, sich in einen Stoff zu vertiefen, verborgene Dinge zn enträthseln. Der Gedanke ist nicht mehr activ und an Regeln gebunden, sondern passiv und frei; man träumt, man giebt sich hin, man ist tief ohne Witz, groß ohne Begeistrung, energisch ohne Willen.

Auch dieses Buch wurde wenig gelesen, der Verfasser lernte resigniren: es sei nicht nöthig, bei Lebzeiten anerkannt zu werden. Doch gewann es einige leidenschaftliche Verehrer: Rabbe, Santelet u. s. w., in den Zeiten der spätern Romantik wurde es aus dem Schutt der Vergangenheit wieder ausgegraben und sehr in Ehren gehalten. Sénancourt's Weltschmerz klärte sich allmälig ab, seine „Libres Meditations“ sprechen eine gemäßigte Ansicht vom Leben aus; er legte sich — wie unser Plessing — auf mythologische und kosmogonische Studien, die freilich stark mit Träumerei versetzt waren.

Im Sinn des „Obermann“ und „Werther“ erschienen gleichzeitig

noch einige Schriften, deren Verfasser sämmtlich unter den Eindrücken der Alpennatur standen: „le peintre de Salzburg“ von Nodier, „la famille du Jura“ von Lemontey (42 J.), eine der anmuthigsten Novellen der Zeit. Verwandt im Stoff aber entgegengesetzt in der moralischen Richtung ist die kleine Erzählung „Lina ou les enfants du ministre Albert“ von Droz (31 J.), der bisher in Besançon moralische Vorlesungen gehalten, in welchen er die Philosophie des vorigen Jahrhunderts bekämpfte, weil sie Rechte verlangte ohne Pflichten gelten zu lassen. Ungetrübter als in irgend einem Moralisten des Jahrhunderts lebte in ihm der Glaube an die Güte der menschlichen Natur. Er war nun nach Paris gekommen, wo er hauptsächlich mit Cabanis verkehrte, der ihn auch zur Herausgabe jenes Buchs bestimmte. Es ist in Briefform, im Geschmack Richardsons, uud soll nachweisen, daß nur Freiheit von den Leidenschaften und Gewohnheit des Maaßes glücklich macht: harmonische Cultur sämmtlicher Seelenkräfte ist die Bedingung des Glücks.

Wenn das Theater nicht kühner von der alten Ueberlieferung sich losriß und die Bahn der Engländer und Deutschen einschlug, so hatte zum Theil die Censur daran Schuld. Lemercier (31 J.), ein Dichter von dem entschiedensten Talent, der schon manche kühne Neuerungen mit Erfolg gewagt, reichte 1804 seinen „Richelieu ou la journée de dupes“ ein; es wurde auch angenommen, mußte aber auf höhern Befehl wieder zurückgelegt werden und erschien erst viele Jahre darauf. Damals fiel es Goethe in die Hände, der es mit dem Tartuffe verglicht: „Nur hat Richelieu keine bösen Absichten. Er regiert und will im Regiment bleiben, weil Niemand unter den Mitlebenden es zu führen im Stande ist. Durch ihn wird Niemand beschädigt; der König findet sich gesichert gegen innere und äußere Feinde. Freilich ist beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakonisch, doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältnisse, auf einer so hohen Region mit Heiterkeit behandelt, erhalten uns in einem fortwährenden genügsamen Lächeln. Der König bedarf eines solchen Rathgebers, er fühlt es, er folgt ihm; nur daß er durch die fortstürmenden schwankenden Wogen der Leidenschaften, Velleitäten und Intriguen seiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unsicher und verlegen wird. Die Verschworenen sind durchaus von der Art, daß der Leser kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weise ihre Partei ergreifen, wie er doch sonst wohl in Schauspielen dieser Art auf Seiten der Unzufriedenen zu sein beliebt;

vielmehr pflichtet er immer dem Cardinal bei, an dem er sich nicht geirrt hat, denn das Stück endet vollkommen befriedigend, die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die sie bisher glücklich geführt, und selbst die Dupes könnten zufrieden sein, wenn sie einzusehn verständen, daß, wenn ihr Plan gelungen, sie sich in dem Augenblick unter einander entzweit, und durch unbezwingliche Leidenschaft, Unzulänglichkeit, Selbstsucht und Leichtsinn sich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten."

Ganz im Sinn des altfranzösischen Theaters war, daß der Dichter aus dem tragischen Stoff ein geschicktes Intriguenspiel gemacht hatte; moderner schon, daß er die Theilnahme nicht für die Opfer der Staatsklugheit, sondern für den kaltblütigen Maschinisten forderte, aus dessen Ueberlegenheit in der Intrigue man schließen sollte, daß er auch für die Leitung der Staatsgeschäfte geeigneter sei als seine Gegner. Ganz neu war der kühne Griff in eine naheliegende Periode der französischen Geschichte, wodurch die ganze Begebenheit ein lebendigeres Relief gewann. Vielleicht lag gerade darin der Grund, daß auch diesmal der Dichter die Aufführung nicht durchsetzte. Noch 1822 schließt Goethe seine Anzeige mit der Bemerkung: „Zu bedauern möchte nur sein, daß dies Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten, wo man es versteht, wird es verfänglich erscheinen, und wo man es nicht versteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Interesse ermangeln."

Napoleon machte seinen Theaterdichtern das Leben sauer, er wollte die Kunst ebenso in Uniform stecken, als das wirkliche Leben. Sein Absolutismus hatte einen weitern Umfang als selbst der Ludwig's XIV.: auch in der Literatur wollte er ausschließlich alles leiten. Er verlangte im Drama wie auf allen übrigen Gebieten strenge Ordnung und Disciplin, energische Durchführung eines einheitlichen Ideals, würdige und streng monarchische Gesinnungen, äußern Glanz und vornehme Haltung; ein anstößiger Vers machte ihm das ganze Stück zuwider.

Eine solche Erfahrung machte auch Chénier, bei dem Fouché in Erwartung der zunächst bevorstehenden Ereignisse ein Stück bestellte, das mit einer Krönung schließen sollte. Chénier brachte den „Cyrus", konnte sich aber nicht enthalten, dem künftigen Kaiser einige wohlgemeinte Rathschläge zu ertheilen. Eine vollständige Ungnade war die Folge.

Im Augenblick stand das französische Theater entschieden hinter dem deutschen zurück. Neu geschrieben waren hier in den letzten vier Jahren: Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau, die Braut von Messina, Tell;

die natürliche Tochter; Jon und Alarkos; die Söhne des Thals, die Familie Schroffenstein, Lacrimas u. A. Im Pult lagen die Anfänge zu Demetrius, zu den Maltesern, zu Robert Guiscard, zur Weihe der Kraft; die ältern Stücke Lessing's und Goethe's wurden mit Erfolg erneuert, Shakespeare mit immer wachsendem Beifall gespielt. Auch in diesem Zweige der Literatur durften die Deutschen sich rühmen, sie seien eine im Aufsteigen begriffene Nation, wie sehr sie zugestehen mußten, daß sie politisch immer tiefer sanken.

X.

Eine ernste royalistische Verschwörung bedrohte das Leben Napoleon's. Sie wurde entdeckt, 15. Febr. 1804 General Moreau verhaftet, 28. Febr. General Pichegru. 10. März stellte Bonaparte im Staatsrath den Antrag, auch gegen den Herzog von Enghien vorzugehn, den er gleichfalls im Verdacht hatte, den Erben der Condé's. Zwei Tage vorher hatte Talleyrand dazu gerathen, weil es von Wichtigkeit sei, den Royalisten den Wahn zu benehmen, der erste Consul könne die Rolle Monk's spielen. Die Verhaftung wurde 15. März vollzogen, Enghien nach Paris gebracht und 21. März erschossen. Es war wohl nicht blos falsch rechnende Staatsklugheit; das corsische Blut hatte sich wieder einmal geregt, der Groll des Parvenu, daß er bei aller Größe des Willens und der Macht in diesem einen Punkt, der Legitimität, mit der verbannten Familie nicht wetteifern konnte.

Eben befand sich Chateaubriand in Paris, der seines Botschafterpostens in Rom bereits satt war und eine diplomatische Stellung in der Schweiz erhalten hatte. Augenblicklich reichte er seine Entlassung ein. Für seine politische Stellung war der Moment entscheidend, erst jetzt wurde er Legitimist von Profession. „La mort du duc d'Enghien eut pour moi l'avantage, en me jetant à l'écart, de me laisser suivre dans la solitude mon inspiration particulière, de m'empêcher de m'enrégimenter dans l'infanterie régulière du vieux Pinde: je dus à ma liberté morale ma liberté individuelle." Er zog sich mit seiner Frau nach der Schweiz zurück; dort machte er mit Ballanche (28 J.), der gleichfalls über Enghien's Tod empört war, verschiedene Alpenwanderungen.

In demselben Jahr traf ihn ein schwerer Verlust: seine Schwester Lucile starb, das einzige Wesen, dem er mit inniger Neigung ergeben war. „Elle m'a quitté, cette sainte de génie! Elle aimait à se cacher, je lui ai fait une solitude dans mon coeur.“ Ihr Verehrer, der legitimistische Dichter Chênedollé (35 J.), schreibt: „Auprès de cette femme céleste je n'ai jamais formé un désir. J'étais pur comme elle, j'étais heureux de la voir, heureux de me sentir près d'elle. C'était l'espèce de bonheur que j'aurais gouté auprès d'un ange .... Cette femme me paraissait si jeune et si céleste que je ne puis me faire à l'idée qu'elle n'est pas morte vierge .... Son visage exprimait toujours la plus profonde mélancolie et ses yeux se tournaient naturellement vers le ciel, comme pour lui dire: pourquoi suis-je si malheureuse?“ — Er war ursprünglich durch Bernardin de St. Pierre zu seinen poetischen Studien angeregt, zu denen er nur ein mäßiges Talent brachte; dann, nachdem er bei den Emigranten gedient, während seines Aufenthalts in Hamburg, 1795—1797 durch Klopstock. In der Schweiz verkehrte er im Kreise der Staël, doch war er den größten Theil des Jahrs in Paris.

Ein furchtbarer Wuthausbruch folgte in der englischen Presse dem Tod Enghiens; er steigerte sich noch, als Pichegru 17. April auf geheimnißvolle Weise im Gefängniß umkam.

Der Antrag auf Errichtung des Kaiserreichs wurde 25. April eingebracht, 18. Mai durch einen Senatsbeschluß zum Gesetz erhoben, 20. Mai durch ein Plebiscit (3½ Millionen Stimmen) bestätigt. Die Huldigungen, die dem neuen Herrscher zu Theil wurden, grenzten schon damals ans Asiatische. Eine neue Etikette ward eingeführt, weit gründlicher ausgearbeitet als unter dem Ancien Regime; die Kaiserliche Familie mit besondern Ehren bedacht, Reichsmarschälle eingesetzt. Jede freie Bewegung der politischen Körper hörte auf; der Kaiser war die Vorsehung für jeden einzelnen Unterthan, und die revolutionäre Gesetzgebung mit ihren Proscriptionen hatte dafür gesorgt, daß jeder Einzelne ihn bedurfte. Die Presse durfte nur mittheilen, was ihr vom Hof eingegeben wurde. Bertin (38 J.) durfte aus Italien zurückkehren und erhielt sein Eigenthum am Journal des débats, das nun „Journal de l'Empire“ hieß, wieder, aber er mußte Fiévée zum Redacteur nehmen und ihm ein ungeheures Gehalt zahlen. Fontanes (47 J.), der gewandteste Lobredner, dabei in seinen Formen sehr respectabel, wurde Präsident des Corps lé-

gislatif; Daunou (43 J.) erhielt die Oberaufsicht über die Archive, David (50 J.) wurde Hofmaler.

Der Kaiser gab jedem seine Stelle. Die Königsmörder wurden seine Polizeispione, die Emigranten seine Kammerherrn. Eine anrüchige Vergangenheit war eine Empfehlung, wenn der Mann sich sonst brauchbar erwies, denn sie garantirte die unbedingte Ergebung; aber auch für redliche Männer fanden sich Beschäftigungen, und Handel und Erwerb genossen Schutz und Sicherheit.

Um diese Zeit verließ Fr. Schlegel Paris, um in Köln, jetzt einer französischen Stadt, eine Anstellung zu suchen. Mehr und mehr hatte er sich in katholische Anschauungen eingelebt, hauptsächlich durch die Brüder Boisserée angeregt, zwei Jünglinge, die seine Vorlesungen über deutsche Literatur und Kunst hörten, und ihm über die letztere manches Neue zu sagen wußten. Zu seinem näheren Verkehr gehörten Henriette Mendelssohn und Schlözer's Tochter; Helmine v. Hastfer, von Madame Recamier begünstigt, mußte der übrigen Gesellschaft, die ein ziemlich abgeschlossenes Leben führte, Nachrichten aus der großen Welt mittheilen. In der Zeitschrift „Europa" wurde dann das verarbeitet.

„Was haben Sie nur gegen Paris?" schreibt er an Paulus, als er in Köln angekommen war. „Hätten Sie einmal mit uns bei Naudet Schildkrötensuppe gegessen, hätten Sie einmal auf dem Theater St. Martin schöne Pferde mit halbnackten Actricen durcheinander spielen sehn, Sie würden kaum wieder weg wollen. Paris hat den einzigen Fehler, daß ziemlich viel Franzosen da sind; doch werden diese im Ganzen dort schlecht behandelt und sind allgemein verachtet, nämlich von sich selber, so daß ein ehrlicher Mann sich garnicht die Mühe zu geben braucht, es außerdem zu thun."

Trotz des unbedingten Despotismus wußte Napoleon sein Reich noch immer an die alten revolutionären Erinnerungen zu knüpfen. Die feierliche Ertheilung der Ehrenlegion fand am Tage der Einnahme der Bastille, 14. Juli, statt. Ein ungeheures militärisches Fest wurde 16. August in Boulogne gefeiert: Napoleon saß auf dem Thron, in der Mitte von 80,000 Mann. An die Legionen wurden die Adler vertheilt. Speichellecker der niedrigsten Art drängten sich um den Kaiser, es war ein wüster Wetteifer der Unterthänigkeit. Fouché wurde wieder Polizeiminister, das System der Spione erhielt eine Ausdehnung, wie sie noch nie dagewesen war. Dann folgte eine Rundreise, erst durch die Seestädte,

dann auf dem linken Rheinufer. Napoleon wollte gern die Erinnerungen an Karl den Großen aufrühren, als dessen Nachfolger er sich betrachtete. In Köln, 13. Sept., wurde der Kaiser wie ein Abgott empfangen, Bürger zogen seinen Wagen nach dem Palast. 21. Sept. war er in Mainz; der Moniteur gab in byzantinischem Stil Details über die Huldigungen, die dem Kaiser und der Kaiserin dargebracht wurden. Die Fürsten des deutschen Südens und Westens fanden sich zur Parade vor dem neuen Lehnsherrn ein: er empfing sie mit einer Etikette, die den Ueberlieferungen des alten Hofs von Versailles entlehnt war. Nur die Kurfürsten wurden zur kaiserlichen Tafel zugezogen; den Fürsten von Nassau, Ysenburg u. s. w. wiederfuhr die gleiche Ehre bei der Kaiserin. Es war bereits ein Vorspiel zum Rheinbund.

17. Sept. 1804 reiste Fr. Schlegel aus Köln zu seinem Bruder nach Coppet. Ueber die Staël schrieb er seiner Frau, „sie sei zwar ganz und gar Französin, aber von der besten Gattung; sie scheine sinnlich und veränderlich zu sein, aber nicht von der wüsten Coquetterie, die sonst bei ihnen so gewöhnlich ist." — „Eitel ist sie freilich, aber auf eine natürliche Weise, und die Narrheit liegt nur obenauf; im Grund ist es eine rechtschaffene tüchtige Frau."

Da sie sich zur Reise nach Italien anschickten, ging Nov. 1804 Fr. Schlegel wieder nach Paris, während Dorothee in den drückendsten Nahrungssorgen in Köln zurückblieb. Helmine hatte eine Zuflucht bei Me. Recamier gefunden; sie schwärmte jetzt für Napoleon.

Napoleon (35 J.), als Nachfolger Karl des Großen, mußte auch vom Papst gekrönt werden. Der Greis mußte im Winter aus Rom nach Paris kommen, der Kaiser empfing ihn im Jagdrock im Walde zu Fontainebleau. Wegen der Formalien hatte er die Annalen Ludwig's XIV. studirt. Die Krönung erfolgte 2. Dec. 1804 in Notre Dame; einen Tag vorher hatte Josephine, gegen den Willen ihres Gemahls, dem Papst offenbart, daß sie kirchlich noch nicht verheirathet sei, und auch diese Ceremonie mußte nachgeholt werden. „Von Jugend auf", sagte der Kaiser, „ist der Ruhm Frankreichs mein einziger Gedanke gewesen. Meine Nachkommen werden lange auf dem Thron sitzen; im Feldlager werden sie den Armeen voranschreiten." Die äußere Pracht dieser Festlichkeiten ließ selbst den Parisern nichts zu wünschen.

Ein glänzend gemaltes, wenn auch in seinem Stoff abschreckendes

Bild von J. A. Gros: „Napoleon bei den Pestkranken in Jaffa" erregte in dem Augenblick die Begeisterung der Pariser für den Künstler wie für den Helden. Eine eigene Ironie! Das Mitleid, welches das Gesicht des Kaisers zeigte, verrieth nicht, daß er eben den Kranken Gift hatte geben lassen, freilich um sie vor den Mißhandlungen barbarischer Feinde zu retten.

Es liegt in der Natur dieses gewaltigen Menschen nicht blos etwas Dämonisches, sondern geradezu etwas Unheimliches. In gewissem Sinn erfüllte er die höchsten Wünsche der Nation, indem er ihr eine einheitliche und geordnete Verwaltung gab; nicht minder, indem er den Ueberschuß an Kräften zur Erweiterung des äußern Ruhms anwandte. Aber dieser Ueberschuß wurde so rasch verbraucht, daß die Kraft selbst sich verzehrte, und mit der Freiheit wurde auch das eigentliche Leben des Volks niedergedrückt; es erstickte in gemeinem Materialismus. Die Denkwürdigkeiten seiner Helfershelfer, z. B. des Herzogs von Rovigo, werfen ein abscheuliches Licht auf dies System absoluter Willkür. Die Ideologen waren ihm auch darum verhaßt, weil sie an die Güte der menschlichen Natur glaubten: die meinte er besser zu kennen.

Seine Menschenverachtung war groß, und dennoch war er lüstern nach dem Beifall der Menge. Ihr zu Gefallen spielte er Komödie. Im Grund verabscheute er die Bildung, aus der er selbst hervorgegangen war, weil sie die Autorität untergrub; und von dem äußern Zwang, den er über die Geister ausübte, keineswegs befriedigt, suchte er überall nach äußern Hülfsmitteln, seine Herrschaft der Phantasie und dem Gemüth des Volks einzuprägen. In seiner großartigen Geringschätzung der sittlichen Mächte verstand er doch sehr gut, ihre Wirkung auf die Menge zu berechnen.

Man sagt, Talma sei der Lehrer des Kaisers gewesen, und dieser habe ihm sowohl die Majestät als die Anmuth seiner Haltung zu danken. Wenn das eine Fabel ist, so ist sie wenigstens gut erfunden. Obgleich geborner Italiener, hatte Napoleon genug vom Franzosen in sich, den Werth der Action zu schätzen, und mit der Macht seines Temperaments verband sich hinlänglich Kälte des Herzens, um ihn selbst in kritischen Momenten zur Durchführung einer Rolle zu befähigen. In den zahlreichen Aufzeichnungen, die wir von ihm selbst wie von seinen nächststehenden Dienern haben, tritt eine merkwürdige Doppelnatur hervor. Er weiß sehr einfach, offen und natürlich zu sprechen, offener als irgend einer

von seinen Umgebungen; dann aber wirft er in einem großen Augenblick plötzlich die römische Toga um die Schultern, und führt dem Volk, ja selbst seinen treuen Vasallen ein Schauspiel auf: auch darin, wie in Allem, was er that, ein Künstler ersten Ranges. Alfred de Vigny ist in dem Gemälde: „Grandeur et servitude militaires" sehr bitter, aber es ist ein starker Kern von Wahrheit darin. Daraus erklärt sich auch die doppelte Richtung seiner Politik. Der scharfblickende General, der unerbittliche Dialektiker, dem keine Illusion die Thatsachen verstellt, denkt sich zuweilen in die Seele eines Diocletian, eines Karl des Großen: er möchte allen Glanz, der in den Gedenkbüchern der Kirche und der Künste aufgezeichnet liegt, um seinen Thron vereinigen. Unendlich viel hätte er darum gegeben, wenn diejenige Kunst, die am meisten in die Augen fällt, die dramatische, wiederum mit den Leistungen aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. hätte wetteifern können, und sein Ausspruch, er hätte Corneille, wenn er unter ihm gelebt, zum Prinzen gemacht (nicht zum Minister wie man ihn falsch verstanden hat), war ganz ernst gemeint.

Napoleon schmeichelte sich, in allen Fragen der Kunst und Literatur ein Kenner zu sein. Er legte auf den Stil ein großes Gewicht: schon als er einen zweiten Consul wählen mußte, ließ er sich erst die Schriften desselben vorlegen, um die Widmungen anzusehn. Wer fortkommen wollte, mußte sich darauf legen, mit Anstand zu schmeicheln. Da man bei den Jacobinern jedes Ding nicht blos mit seinem Namen genannt, sondern den unziemlichsten Ausdruck geflissentlich gesucht hatte, so mußten die Dichter der Kaiserzeit sich hüten, in die natürliche Sprechweise zu verfallen: für jedes Ding war eine academische Umschreibung vorgeschrieben, ohne welche sie in der Poesie nicht geduldet wurde. Die Poetik berechnete genau die Zahl der Bilder, welche die Dichtung ertragen könne; sie maß dem Dichter nicht blos seine Metaphern zu, sondern auch seinen Antheil an Ideen, Empfindungen, Liebe und Religion. Lehrgedichte, wie z. B. Esménard's „la navigation", charakterisiren die poetische Richtung der Periode insofern, als gar nichts darüber zu sagen ist; excentrische Figuren, wie Granville, Verfasser des Gedichts „le dernier homme", der 1. Febr. 1805 in Amiens durch Selbstmord endete, sehn wie krankhafte Auswüchse aus.

Anfang 1805 ging Frau v. Staël mit A. W. Schlegel nach Rom. Ihre Freundin, Therese Tallien (30 J.), die gefeierte Schönheit des Directoriums, hatte in Coppet den Fürsten von Chimay kennen

gelernt, mit dem sie sich vermählte und lange in zufriedener Ehe lebte. In Rom waren eben Thorwaldsen und Canova im Aufblühen. Ballanche hielt sich dort auf, Frau v. Beaumont lag im Sterben.

Febr. 1805 kam unter andern Fremden auch Savigny nach Paris, um auf der Bibliothek zu studiren, er brachte Jacob Grimm mit und verweilte über ein Jahr.

18. März wurde Napoleon als König von Italien in Mailand gekrönt. Einige Tage vorher war Fr. Schlegel aus Paris, wo er in großer Noth gelebt, zu seiner Gattin nach Cöln zurückgekehrt. „Unsre Herren in Paris haben sich gut gegen mich gezeigt. Aber alles Gallische ist doch nur wie auf leichten Sand gebaut. Man glaubt nicht daran, wenn es schon geschehen ist, und die Leute hier wissen auch gar nicht, wie man sich gegen die Franzosen benehmen muß . . . Sie haben Unrecht, zu glauben, daß ich französisch denke. Ich war niemals halsstarriger und stupider deutsch als jetzt. Die alten Deutschen, Vandalen u. s. w. liebe ich mehr als Alles und lebe nur darin. Was aber unsere jetzigen Deutschen betrifft, da Alles mit den Franzosen in Niederträchtigkeit gegen den großen Allerwelts-Brentano wetteifert, so sehe ich nicht ein, was ich an diesen Deutschen Besonderes hätte, die, wenn sie nur den hundertsten Theil so deutsch wären als ich, wohl ganz anders handeln würden. Nicht einmal der kleine Kurfürst von Aschaffenburg kümmert sich um mich! . . . Doch genug davon! daß ich bitter werde, ist eben keine Gefahr; wohl aber ist mir Leben und Welt und vorzüglich ich selbst meist so gleichgültig geworden, daß es mich einen Entschluß kostet, an etwas Antheil zu nehmen . . . Einzig mit meinem indischen Werk ist mir's eigentlich unter allen übrigen Späßen ganz völliger Ernst."

14. Mai 1805 erregte die Tragödie „les templiers" einen Beifallssturm, wie man ihn seit Lemercier's „Agamemnon" nicht erlebt. Der Verfasser, Raynouard (44 J.), ein Provençale, ursprünglich Advocat, hatte auf verschiedenen Gebieten der Literatur Beifall gesucht, erst jetzt schlug er durch. Er hatte noch einige Dramen im Pult, „Eléonore de Bavière" und „les états de Blois", die aber durch die Censur beanstandet wurden. Napoleon war mit dem Erfolg nicht ganz einverstanden, er warf dem Dichter die Abweichung von der Geschichte vor, da doch der wirkliche Stoff eine echt dramatische Wendung zugelassen hätte: den Kampf eines entschlossenen gewaltthätigen Souveräns mit einer höchst

gefährlichen exclusiven Aristokratie. Es macht einen wunderlichen Eindruck, wenn man dies Drama mit den „Söhnen des Thals“ vergleicht, in denen Zach. Werner zwei Jahre vorher den Stoff behandelt hatte. Bei dem französischen Dichter sucht man vergebens nach einer mystischen Wendung, das Stück sieht wie das Plaidoyer eines geschickten Advocaten aus, der die Thatsachen so zu gruppiren weiß, daß sein Client als unschuldig erscheint. Die Thatsachen gehn nicht auf der Bühne vor, sondern werden erzählt, alles ist auf Declamation gerichtet, Sprache und Anordnung ganz Corneille. Aber die Stichwörter werden in der Exposition verständig vorbereitet, die Gesinnungen sind gut, man freute sich an dem Edelmuth des jungen Marigny, der, ein Sohn des bittersten Feindes der Templer, sich für diese Unschuldigen aufopfert. Zudem war man der antiken Stoffe müde, und fühlte sich heimisch in der französischen Ritterzeit.

Darin lag auch das Interesse, das der neue Roman von Sophie Cottin (32 J.) erregte: „Mathilde, Mémoire des croisades“, zu welchem der Geschichtschreiber Michaud eine historische Einleitung giebt.

In einem neuen Drama: „Tiberius“ erreichte Chénier die Höhe seiner Kunst; es erinnert an Alfieri. Die Form ist ernst, würdig, wenn auch etwas nüchtern. Napoleon ließ sich das Stück durch Talma vorlesen, und konnte ihm seine Bewunderung nicht versagen; aber er verbot die Aufführung, und Talma mußte diesen Bescheid seinem alten Freunde überbringen. Entsetzliche Dinge kamen allerdings darin vor, z. B.:

Mais tout prince absolu, s'il ne veut s'affaiblir,
Doit punir les talents qu'il ne peut avilir.

Die glückliche Entwickelung des deutschen Theaters wurde durch Schiller's vorzeitigen Tod unterbrochen. Hätte er länger gelebt, so würde er nicht blos durch eigne Stücke die Bühne bereichert, sondern auch die andern Dichter zum Wetteifer angeregt und zugleich das Maß gewiesen haben: es hätte sich ein nationaler Stil der Tragödie bilden können. Nun löste eine romantische Verirrung die andre ab; am schlimmsten wirkte Calderon; eigentlich aber beherrschten Iffland und Kotzebue die Bühne.

Für den Augenblick trat die deutsche Dichtung stark hinter die Speculation zurück; ein System verdrängte das andere: Fichte, Schelling, Jacobi, Hegel, die Kantianer, sie waren, obgleich sämmtlich Idealisten, in dem leidenschaftlichsten Hader gegen einander. Der Idealismus schien nun auch in Frankreich Boden zu gewinnen.

In dem „Mémoire sur la décomposition de la pensée" (1805) sagte sich **Maine de Biran** (39 J.) vom Sensualismus los; trotzdem wurde die Schrift von demselben Institut gekrönt, welches ihm vor drei Jahren für eine entgegengesetzte Ansicht den Preis gegeben. Wieder hatte ihn ein psychisches Motiv bestimmt.

Er hatte seine geliebte Gattin verloren, eine immer dunklere Melancholie bemächtigte sich seines Lebens. „Ich bin nicht glücklich in meiner Imagination, mein Leben entfärbt sich mehr und mehr; wo finde ich einen Halt?" — Er fand ihn, wo auch Kant ihn suchte. „An das muß man sich halten, was in uns frei ist; alle übrigen Güter hängen nur bis zu einer gewissen Grenze von uns ab, von ihnen dürfen wir unser Glück nicht erwarten; aber in der Welt des Handelns sind wir frei, und nur durch sie können wir soweit glücklich sein, als es Menschen gegeben ist." Während die bisherige Philosophie die Natur zum Ausgangspunkt machte, gründete **Biran** die seinige auf die Idee der Freiheit. Die Freiheit ist für ihn nicht blos eine innere Thatsache neben anderen, sie ist die Thatsache, die allem Selbstbewußtsein zu Grunde liegt. Der Mensch ist frei seinem Wesen nach, weil er Mensch ist nur durch seinen Willen. Von allen Seiten durch äußere Anfechtungen bestürmt, ist es seine Aufgabe und der Grund seines Bürgerrechts in der Welt der Geister, durch eigne Kraft über alle Impulse der thierischen Natur zu triumphiren. Nach diesem Grundgedanken formen sich alle weiteren Beobachtungen. Aber was ihn von den Gleichstrebenden unterscheidet, er stellt sie nicht an, auf die Welt zu wirken, sondern nur um sich selbst zu befriedigen. In vielen Fällen gehen die Systeme der Metaphysik lediglich aus dem Raisonnement hervor und haben mit dem Gefühl entweder nichts zu schaffen oder widerstreben ihm wohl gar. Bei ihm drückt das System die Totalität seiner Natur aus. Er beobachtet nur sich selbst, er beobachtet nur für sich selbst.

Der Sensualismus verletzt das menschliche Gefühl, indem er ihm das Bewußtsein der Freiheit nimmt: dies war das Motiv, welches **Biran** bestimmte, ihn zunächst wenigstens zu ergänzen. Die persönliche Thätigkeit ist nicht blos eine umgestaltete sinnliche Empfindung, sondern ein eignes bestimmendes Princip, welches Erscheinungen einer andern Natur hervorbringt, auf die sinnlichen Empfindungen zurückwirkt, sie durch einander corrigirt und sich so mit ursprünglicher Kraft der Einwirkung der äußern Mächte entgegensetzt. Der Charakter der sinnlichen Empfindung ist die Passivität und die Flüchtigkeit; wenn man aus ihr allein den Menschen

construirt, wird er zu einer flüchtigen Erscheinung der Natur herabgesetzt. Wenn also Cartesius mit dem Grundsatz: Ich denke, also bin ich, der Wissenschaft eine neue Wendung gegeben hatte, so glaubte Biran mit dem Grundsatz: Ich will, also bin ich, einen ebenso wichtigen Fortschritt gemacht zu haben. Später glaubte er auch die Thatsache gefunden zu haben, auf die sich dieses Axiom stützt, nämlich das unmittelbare Bewußtsein von der Herrschaft des Willens über den menschlichen Körper. Hier sei der Entschluß des Willens, die Bewegung des Körpers, die Wirkung und das Bewußtsein darüber vollkommen identisch. Diese Beziehung ist nicht erst aus einer Abstraction hergeleitet, sondern ein unmittelbarer Inhalt des Bewußtseins. In allen andern Fällen vermuthen wir nur die Kraft; wir sehen zwei Thatsachen, den Zusammenhang legen wir erst hinein. In diesem einzigen Falle entdecken wir mit unmittelbarer Gewißheit „ce je ne sais quoi qui s'applique aux corps, pour les mouvoir, les pousser, les attirer, élément ou ingrédient particulier, vraiment inexplicable ou ineffable, lorsqu' on veut chercher des exemples et des moyens d'explications hors du fait même de la conscience.“ Wenn wir von Kräften in der Außenwelt reden, so leiten wir diesen Begriff nur aus der Kraft her, die wir in uns selbst wissen. Der Physiker sieht nur die Oberfläche der Erscheinungen, der Psycholog dringt in das Innere ein und durchforscht die geheime Werkstätte der Dinge. Alle Kraft ist geistiger Art; die Materie ist ein leerer Begriff, denn sie drückt keine Kraft aus. Alle causa efficiens in der physischen Ordnung ist eine immaterielle Kraft. Die Ausdehnung ist nichts als eine Form, in der unsre Sinnlichkeit sich die Phänomene vorstellt. „Les êtres sont des forces, les forces sont des êtres: il n'y a que les êtres simples qui existent réellement à leur titre de forces; ce sont aussi les véritables substances existantes.“ Und dieser Welt von Kräften tritt nun als ebenbürtig die Freiheit des Willens entgegen. „La volonté n'est pas différente de moi. Le moi s'identifie de la manière la plus complète et la plus intime avec cette force motrice qui lui appartient . . . . Le moi identique et constant s'attribue à lui-même les modes variables et successifs de l'activité qui le constitue. Personne une, individuelle, et libre, je ne suis pour moi-même ni un pur abstrait ni un assemblage de sensations, quand j'aperçois et juge la sensation, quand je fais sa part et la mienne propre.“

Während so für den späteren Idealismus der erste Grund gelegt

wurde, trug Laromiguère den Sensualismus mit Auszeichnung vor. Broussois (32 J.), der große Physiolog, war in der Blüthe seines Schaffens: er war jetzt in der Armee. Sept. 1805 stellte der Astronom Laplace (56 J.) als Kanzler des Senats den Antrag, von dem revolutionären Kalender wieder zum Gregorianischen überzugehn. Der Antrag wurde angenommen und so der Zusammenhang mit der europäischen Cultur wiederhergestellt. In demselben Augenblick war in der Politik ein furchtbarer Zusammenstoß erfolgt.

XI.

Das Kaiserreich warf die Strahlen seines Glanzes weit auch nach Außen hin. „Welche Versuche auch von Frankreichs Feinden gemacht werden mochten, die alte Polyarchie herzustellen, sie mißlangen durch wunderbare Fügungen. In dem Staatschef selbst flossen Gemüth und Geist immer mehr zusammen, und wenn er noch vor Kurzem im Licht eines Ehrgeizigen erschienen war, so zeigte sich von dem Augenblick an, wo er sich auf seinem erhabnen Standort befestigt hatte, daß alle Leidenschaft in ihm ausgestorben war; sein Verfahren wurde das einer Intelligenz, welche über unermeßliche Kräfte gebietet. Je mehr er seiner großen Bestimmung nachdachte, desto mehr wuchsen seine Ideale" u. s. w. Die Stelle ist aus dem „Neuen Leviathan", einem Buch, das 1805 von Fr. Buchholz in Berlin herausgegeben wurde.

Es fehlte nicht an Anzeichen, daß die Ueberwindung der Leidenschaft noch nicht vollständig war. Immer gehässiger wurde das Verhältniß zum Papst. Napoleon's Bruder Jerome hatte eine nicht ebenbürtige Ehe geschlossen; der Kaiser verlangte vom Papst, er solle sie scheiden. Dieser weigerte sich: er war überhaupt ungehalten, daß im neuen Königreich Italien ohne weiteres der „Code" eingeführt war, welcher das Recht der Ehescheidung feststellte. — Bedenklicher aber drohten von Italien aus die Verwicklungen mit den östlichen Großmächten. Auch die Schweiz war in französische Hände gefallen.

Man war allgemein gespannt, was Oestreich thun werde. „Jetzt kommt das Ultimatum," schreibt Johannes Müller 10. April an Gentz, „nun soll über Europa entschieden werden." „Jetzt gedenke man keines Feindes als des allgemeinen. Auf den ergieße man allen Haß. Alle

unsre Studien, unsre Verbindungen, unsre Freundschaften, Alles sei dem einigen Zweck geweiht. Man hat nicht mehr Zeit, an entferntere wenn auch schöne Sachen zu denken; man wirft sich das Bücherschwelgen vor wie einen Rausch, getrunken zu einer Zeit, wo man im Rath sein sollte." — 5. Sept.: „Was es mir sein muß, das Land, welchem ich einen so großen Theil meines Lebens geweiht, in der Pfütze des bonapartischen Kaiserthums endigen zu sehn, können Sie sich denken, und die Wuth meines Hasses. Zeugen der Wahrheit hat es noch, und wagte er sich hin, vielleicht noch Telle!" — „Kann man literarisch wirken, wenn Bonaparte despotisirt? Er ist nicht August; in welchem Maße er kleiner wird, in demselben erhöht sich meine Verehrung dessen, der Horazen und Virgil fühlte. Die Lumpigkeit der Literatur ist auch Folge der Abspannung, die das Gefühl hervorbringt, es sei nun einmal keine andre nützliche Kunst, als ihm zu gefallen; welches nur durch armsdicke Weihrauchkörner geschehn kann."

25. Sept. 1805 gehn die Franzosen über den Rhein; Oestreich hat sich endlich zum Krieg entschlossen. „Jetzt, wo Sie frei sind," schreibt J. Müller an Gentz, „reißen Sie jede Maske dem Feind weg; zerstören Sie die Illusion seines Glücks, die Lügen, die Prahlereien. Man sollte alle Tage einen Nagel schlagen, der bleibe. Bald seine Heuchelei enthüllen und lächerlich, bald seine kindische Eitelkeit verächtlich, und alle Nationen der Erde davon überzeugt machen, daß er das Geschöpf ihres Kleinmuths ist."

Es folgen die östreichischen Niederlagen, die mit der Uebergabe bei Ulm, 17. Oct. endigen. „Wir sind geschlagen!" schreibt Gentz. „Wie dieser Schmerz mich trifft, vermag ich nicht zu sagen. Nicht gesiegt zu haben, in einem Augenblick, wo aller Werth des Lebens am Siege hing!" 8. Nov. entwich er mit seinen Vorgesetzten aus Wien. „Der König von Preußen ist jetzt der Schiedsrichter über Leben und Tod von Europa. Wenn er auch nur wankt, so geht Alles zu Grunde, und diesmal gewiß, ohne je wieder aufzustehn. Eine preußische Armee geschlagen! Dies ist ein Gedanke, wogegen mir der, daß morgen die Franzosen in Wien einziehn, noch süß und lieblich vorkommt."

Die Franzosen haben auf ihrem Zug widerrechtlich preußisches Gebiet berührt; Haugwitz ist Napoleon nachgeschickt, um ihn zur Rechenschaft zu ziehn: Heinrich von Kleist schreibt an seinen Freund Rühle von Lilienstern, damals Officier im Massenbach'schen Corps: „Wie die

Dinge stehn, kann man kaum auf mehr rechnen als auf einen schönen Untergang ... Sicher werden die Franzosen uns angreifen, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzugs aus Oestreich zu stehn. Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen Reaction begegnen! ... Die Zeit scheint eine neue Ordnung herbeiführen zu wollen; wir werden nichts als den Umsturz des Alten erleben. Es wird sich aus Europa ein einziges großes System von Reichen bilden, und die Throne mit neuen von Frankreich abhängigen Fürstendynastien besetzt werden ... Warum sich nicht einer findet, der diesem bösen Geist eine Kugel durch den Kopf jagt! Die Kunst muß verhungern; wo soll die Unbefangenheit des Gemüths herkommen in Augenblicken, wo das Elend jedem in den Nacken schlägt!"

Haugwitz wird von Napoleon hingehalten, bis in der Schlacht bei Austerlitz 2. Dec. Oestreich und Rußland zu Boden geworfen sind.

Die Dreikaiserschlacht und die Sonne von Austerlitz war wieder ein wichtiges Moment in der Napoleonischen Poesie. Ein junger aufrichtiger Enthusiast, Pierre Lebrun (20 J. — nicht der Pindar) sang:

Suivez, suivez Napoléon,
Mes chants, de rivage en rivage,
Et que puisse ainsi d'âge en âge
Mon nom accompagner son nom!

Que puisse ma muse fidèle
A sa gloire à jamais s'unir!
Aigle, je m'attache à ton aile:
Emporte moi dans l'avenir.

Damals stellte J. A. Gros (35 J.) das prachtvolle Bild aus: "Die Schlacht bei Abukir".

Es war nicht blos der mathematisch-militärische Geist, was die Entwickelung der französischen Lyrik beeinträchtigte, nicht blos die academische Regel und der Classicismus. Welcher Jüngling hätte damals von dem Lorbeer des Dichters träumen mögen, wenn er sah, wie Männer von kaum 30 Jahren mit dem Marschallstab von Frankreich geschmückt wurden, wie es den Söhnen des Volks in die Hand gegeben war, durch ihre Tapferkeit sich zum Rang von Königen zu erheben! Wo der Rausch glorreicher Schlachten eine ganze Nation fortreißt, wird man schwer darauf kommen, den stillen Empfindungen des Herzens nachzugehn und eine

Traumwelt zu suchen, die doch schattenhafter bleiben mußte, als was sich den Augen unmittelbar aufdrängte. Es mußten einige Jahre des Friedens und des Müssiggangs vorübergehn, ehe man sich dem Glauben hingeben konnte, ein Vers sei ein höherer Anspruch auf die Unsterblichkeit als eine gewonnene Schlacht.

Das Heer, mit seinen Erinnerungen an die republikanischen Siege der frühern Jahre, war ganz in den Händen des Kaisers. Ueber den Grund spricht sich bei Erckmann der alte Capitän Rochart aus.

„Wenn du mich fragst, wie diese Bauern, Handwerker, kleine Bürgersleute, die sich in Masse erhoben hatten, um die Freiheit zu vertheidigen, Männer, die gern ihren letzten Blutstropfen für die Republik vergossen hätten, wie diese Leute sich dem Kaiserreich fügten, um Vernichtungsschlachten zu liefern gegen solche, die nichts Andres verlangten als Frieden; wie sie nur an Ehrenstellen, Würden und Reichthümer dachten; wie sie vollständig den Begriff der Menschenrechte verloren, und die Hälfte der Welt unter das Joch eines Soldaten beugen wollten: — wenn Du mich fragst, wie diese Dinge möglich waren? so antworte ich Dir: das Alles kam von der unmäßigen Liebe der Franzosen für den Ruhm."

„Bonaparte hatte die Republik umgeworfen, ohne welche er nie etwas Andres geworden wäre als einfacher Artillerie-Capitän; er hatte den Adel, den Clerus, die Majorate wieder hergestellt; er hatte die besten Bürger ohne Recht und Urtheil ins Elend geschickt; er hatte die Revolution stückweise zerstört. Aber da die Glocken und Kanonen nicht aufhörten, von unsern Siegen zu erzählen, so fand die Nation das sehr gut."

„Wir Alten von der Rhein-Armee wurden verwirrt, wenn wir auf den Weg zurückblickten, den wir gegen unsre eignen Ideen eingeschlagen hatten. Wir mußten uns betasten, um zu wissen, ob wir noch dieselben Menschen wären. Es lief uns kalt über den Rücken. Aber der Eine oder der Andre rief dann aus: es stand einmal so geschrieben! oder wer recht klug sein wollte bemerkte: nur Schwächlinge bleiben immer auf demselben Fleck."

„Vor allen Dingen aber — es regnete und schneite, man mußte seinen Posten beziehn; man hatte grade eine Stunde übrig, um sich in seinem Mantel am Feuer des Bivouaks hinzustrecken; mit Anbruch des Tages ging es vorwärts. Man dachte an gar nichts mehr! — Was willst du? Der Kaiser hatte die Last auf sich genommen, für alle Welt zu denken, und so hinderte ihn nichts mehr und uns auch nichts."

„So lange die Dinge gut gingen, war Vater, Mutter, Weib, Kind, Alles war vergessen. Kaum hörte man hin und wieder: ich muß doch einmal nach Hause schreiben. Der Anblick des Kaisers mit seinem kleinen Hut und grauen Rock, hoch zu Roß, ersetzte uns die Familie, man riß den Mund bis an die Ohren auf um zu schreien: es lebe der Kaiser! Er gab gar nicht mehr Acht darauf, es schien ihm ganz natürlich.“

„Der Regen, der Schmutz, die Wunden, die Kameraden, die an unsrer Seite fielen wie die Fliegen, nichts konnte unsern Enthusiasmus abkühlen. Der Soldat hat für glückliche Generale eine unbedingte Hingebung: wenn freilich ein andrer General kommt, der ebenso groß ist, so folgt er ihm auch.“

Der Schlacht bei Austerlitz folgte 26. Dec. 1805 der Friede mit Oestreich, der alle französischen Eroberungen anerkannte. Haugwitz wurde verächtlich behandelt, und mußte, um für Preußen den Frieden zu erhalten, Bedingungen eingehn, die anscheinend vortheilhaft, in der That der politischen Moral des Staats ein schimpfliches Zeugniß ausstellten: es mußte Hannover übernehmen, da es doch im Frieden mit England war, und dafür die fränkischen Fürstenthümer an Bayern abtreten.

Würtemberg und Bayern wurden zu Königreichen erhoben. „Hoch lebe Napoleon!“ schreibt 1. Januar 1806 die Staatszeitung in München, „der Wiederhersteller des bayrischen Königthums!“ Es sei durch die Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß die Würde des Herrschers in Bayern ihren alten Glanz wieder erreicht habe. Es wurde eine Nationalcocarde eingeführt, „bei der bayrischen Nation den Gemeinsinn wieder anzufachen und ihr den eigenthümlichen Nationalcharakter wiederzugeben, der sie immer ausgezeichnet hat“. Der Servilismus feierte seine tollsten Orgien, als Napoleon persönlich nach München kam.

12. Juli 1806 wurde der Rheinbund abgeschlossen, das Reich war vernichtet. 6. August legte Kaiser Franz seine Würde nieder: was sollte noch der Name!

„Man darf,“ schreibt E. M. Arndt im „Geist der Zeit“, „den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten thun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein Andrer so thun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht

zeugt der Vulkan und jede seltene Naturkraft, und sie kann man auch ihm nicht versagen. Geh nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römergeschichten und versetze das Alte mit neuer Geistigkeit, mit größerm Prunk der Worte, mit etwas politischer Sentimentalität, so findest du, was der Mann ist und wohin du ihn stellen sollst. Die ernste Haltung des Südens tiefversteckteś Feuer, das strenge erbarmungslose Gemüth des corsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eignen Brust; der große Aberglaube des großen Menschen an seine Sterne und sein Glück — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit ergriffen und vom Glück emporgehalten — wie mußten sie siegen! Bonaparte wird nur besiegt werden, wenn man ihn mit seinen eignen Instrumenten angreift."

In dieser Weise führte nun allerdings Preußen den Krieg nicht, zu dem es sich endlich entschlossen hatte. Das Ende war die Schlacht bei Jena, 14. October 1806.

Nach der Schlacht wurde Jena von den Franzosen besetzt; der akademische Senat beeiferte sich, mit hündischer Devotion den großen Tag zu feiern. Hegel — der gerade die letzten Bogen seiner „Phänomenologie" in die Druckerei schickte, schreibt über den Einzug Napoleon's, dieser „Weltseele": „es ist eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einem Punkt concentrirt, über die Welt übergreift und sie beherrscht." In der Geschichte dieses Tages sah er den Beweis, „daß Bildung über Roheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davon trägt!" „Wie ich schon früher that, so wünschen nun Alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschied von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann."

14. Oct. wurde Weimar geplündert. In Halle zogen die Franzosen 16. Oct. ein. Die Unbesonnenheit eines Studenten gab Veranlassung, die Universität ganz zu schließen; von Seiten der Professoren geschah viel Hündisches, leider hielt sich auch F. A. Wolf nicht rein. „Die allgemeine Auflösung ist schrecklich," schreibt Schleiermacher, „und man sieht von allen Seiten einen Abgrund von Feigheit und Niederträchtigkeit, aus welchem nur wenige Einzelne hervorragen. Der alte Schaden ist gewaltsam geöffnet, die Cur ist verzweifelt, aber die Hoffnung ist noch nicht aufzugeben, und ich wende die Augen noch nicht ab von Preußen."

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" ermahnte General Schulenburg seine Berliner 17. Oct., als er ihnen den Verlust der Schlacht anzeigte. 24. Oct. waren die ersten Franzosen in Berlin; die Berliner gewöhnten sich bald an sie und machten Witze über die „Löffelgarde"; manche Dame war zufrieden, ihren Kindern jetzt umsonst Unterricht im Französischen geben lassen zu können. Bald fanden sich feile Journalisten, die im Dienst der Fremden schrieben, es wurden schändliche Bilder gegen die Königin Luise in Umlauf gesetzt. 27. October hielt Napoleon seinen Einzug. J. Müller sieht in dem allgemeinen Umsturz zunächst nur seine eigne Gefahr. „Gewaltig hat es mich ergriffen: kaum daß die Beine mich zu tragen, kaum daß ich eine Zeile zu schreiben vermochte. Aber obwohl so viele mir anlagen, wegzugehn, und ich selbst eine Weile zweifelhaft war, ich bleibe. Ich habe den Kaiser nie persönlich angegriffen; in dieser letzten Zeit häufig aufgefordert, schwieg ich; es war, als ob eine unsichtbare Kraft meine Hand zurückhielt. Nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben, eine lange Periode der Universalgeschichte geschlossen ist, so ergebe ich mich ohne Heuchelei noch Zurückhaltung." „Ich war in den ersten Tagen wie physisch gelähmt. Unermeßlich ist das Unglück; ruit alto a culmine Troja; der Name, die Hoffnungen selbst. Alles Alte ist hin; siehe, etwas Neues wird; die große Periode der mancherlei Reiche seit dem Untergang des römischen ist geschlossen." — „Ich finde in der Geschichte, daß, wenn zu einer großen Veränderung die Zeit da war, Alles dawider nichts half; die wahre Klugheit ist Erkenntniß der Zeichen der Zeit; wer sich selbst nicht vergißt, wer durch Geschicklichkeit und Muth Werth hat, den wird auch der Weltherrscher nicht verachten." — „Da nun entschieden, daß das Alte in Europa als unhaltbar vergangen, daß etwas Neues wird, und kein Staat mehr existirt, der es hindern könnte, so muß man sich fügen wie unser Freund Horaz. Ich, wenn der König reich genug bleibt, um die literarischen Institute aufrecht zu halten, werde dessen froh sein; wo nicht, ein andres Nestchen suchen. Rom, Paris, die Schweiz reizen wechselweise." — „Wer kann dem entfliehn, den die Hand des Höchsten über schlaftrunkne Völker führt!" „Où m'enfouir, sans le trouver? D'ailleurs je n'ai jamais craint un homme supérieur; je me fiais en lui." — 8. Nov. „Vom Kaiser habe ich nichts Anderes erfahren, als was mich zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Gott, ich sehe es, hat ihm die Welt gegeben. Da das Alte, Unhaltbare, Verrostete einmal untergehen sollte, so ist das

das größte Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften, mehr als andre, Empfänglichkeit und Schätzung hat. So wenig Cicero, Livius, Horaz dem großen Cäsar oder dem glücklichen August verborgen haben, daß sie vormals wider ihn gewesen, so wenig habe ich verhehlt, bisher von einer andern Partei oder vielmehr in einer andern Ansicht gewesen zu sein, die ich, da nun Gott entschieden, willig aufgebe, bereit, bei der großen Weltumschaffung wo nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unparteiisch zu beschreiben. Es ist eine unaussprechlich erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den ganzen Zusammenhang der Universalgeschichte zu werfen, die Ursachen der Dinge aufzusuchen, und kühn den Schleier ein wenig lüpfen, der die wahrscheinliche Zukunft deckt. Es sind mir ehrenvolle und sehr angenehme Vorschläge gemacht worden, und ich erwarte zu vernehmen, wiefern sie vom Kaiser bestätigt werden dürften."

20. Nov. ließ Napoleon ihn kommen. — „Der Kaiser," erzählt er seinem Bruder, „fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie vollenden solle. Er gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir uns in nichts Fremdes mischen. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Geschichte über, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen, die entgegengesetzten Charactere der Araber und der tartarischen Stämme (welches auf die für alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte) —; von dem eigentlichen Werth der europäischen Cultur; alsdann wie alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation, von dem Grund aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist, und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die deutsche) und unerträgliche Belastungen der Staaten durch die übergroßen Armeen hervorgerufen worden. Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich bis an sein Gesicht bücken mußte und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde). Ganz un-

parteiisch und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntniß, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große, umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, sowie seine Manier mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Nach anderthalb Stunden ließ er das Concert anfangen, und ich weiß nicht, ob zufällig oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren zumal eines auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kuhreigen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei Friedrich hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben. Friedrich war etwas voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Ton viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Mund etwas ebenso Einnehmendes, wie bei Friedrich. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert." — „Plusieurs jours après, quand une idée me frappait, mon regret fut, de n'y avoir pas pensé ce soir, pour en avoir son avis. En un mot, je ne pus quitter cet homme unique, sans l'aimer extrêmement ... Cet homme a dû venir! Nous voyons le commencement d'un nouvel ordre; un développement est possible, qui soit le plus grand bienfait pour le genre humain."

An Böttiger schreibt J. Müller, er sei mit einer Rücksicht behandelt worden, welche die innigste Dankbarkeit verdiene. Ueber das Schicksal der preußischen Monarchie sei er zu seiner Tagesordnung übergegangen, d. h. er arbeite wieder seine 16 Stunden. Die an das morsch gewordene Alte nutzlos verschwendeten Kräfte müßten auf das Neue übertragen werden; man müsse sich umdenken; Gott sei es ja, der Regierungen einsetze. „Auf dies Land läßt sich kein sicherer Plan machen. Es muß abgewartet werden, ob der, dem Alles gegeben ist, etwa auch über mich gebeut, in welchem Fall nicht zu widersprechen ist."

24. Nov. brach Napoleon nach der Weichsel auf. 8. Dec. erließ er eine drohende Erklärung, Preußen habe selbst sein Schicksal gewählt; einige Tage darauf wurde Frieden mit Sachsen geschlossen, das zum Königreich erhoben wurde.

Die Eintreibung der Contributionen in Berlin hatte Daru zu besorgen, der elegante Uebersetzer des Horaz, der vor Kurzem in die Academie aufgenommen war: er that es mit aller Härte eines Napoleonischen Beamten, versäumte aber nicht, während der Zeit die Correspondenz mit den

Pariser Freunden fortzusetzen, und über jedes Lehrgedicht und jedes Madrigal sein wohl erwogenes Gutachten abzugeben.

Nach der Schlacht bei Eylau 8. Februar 1807 bot Napoleon noch einmal den Frieden; der König blieb fest. Aber nach der Schlacht bei Friedland, 14. Juni, verloren die Russen alle Lust, den Krieg fortzusetzen; 25. Juni kam man in Tilsit zusammen, Napoleon wußte den russischen Kaiser mit Schmeicheleien und Verheißungen zu umgarnen, 7. Juli wurde der Friede geschlossen. Preußen war völlig verrathen, es blieben ihm nur 5 Mill. Ew., und auch das wurde ihm in den schimpflichsten Formen als ein Gnadengeschenk zugeworfen; zudem hielten bis auf Weiteres die Franzosen den größten Theil auch dieses Restes besetzt.

17. Juli zog Napoleon in Dresden ein; Hof, Beamte, Volk wetteiferten in Huldigungen und unterwürfigen Schmeicheleien; die leipziger Universität beschloß, eine Sterngruppe im Orion fortan die Sterne Napoleon's zu nennen. Aehnliche Kundgebungen fanden in Bayern statt; die deutsche Kloake war durch die Unruhe des Kriegs völlig geöffnet worden und verpestete die Luft.

XII.

Während Napoleon Deutschland der französischen Botmäßigkeit unterwarf, machte Frau v. Staël einen Eroberungszug nach Italien: nachdem sie sich dort mit A. W. Schlegel ein halbes Jahr aufgehalten, erschien als Frucht ihrer Reise der Roman „Corinna“.

Bisher war Italien die Domäne der Deutschen gewesen. Winkelmann hatte die Kunst den Deutschen erschlossen, und jene Begeisterung erweckt, die als schönstes Erbtheil unsrer geistigen Vergangenheit uns bleiben wird. Heinse, Moritz, Goethe, Herder, Stolberg, viele Andere waren gefolgt. Goethe's „italienische Reise“, das ideale Bild, von dem wir alle zehrten und zehren werden, war noch nicht erschienen, aber seine mündlichen Erzählungen und zum Theil auch seine Papiere hatten den ganzen Kreis elektrisirt: A. W. Schlegel war ganz voll von der Bedeutung der Kunst für das Studium der Geschichte. Die deutschen Künstler strömten, um von der Quelle zu kosten, nach Rom, wo auch Canova und Thorwaldsen ihre glänzende Laufbahn antraten. Schon regten sich, im Gegensatz zu dieser Richtung, auch die Nazarener, zuerst von Fr. Schlegel angeregt.

der Vertreter Goethe's und der deutschen Bildung in Rom war
Wilhelm v. Humboldt, der preußische Gesandte. Seine Stellung
ilien ist bekannt. „Unsre neue Welt ist eigentlich gar keine: sie be-
los in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und einem ungewissen
n nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten
Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt, und
ihn nur hier." Die Verwahrlosung des Landes stört ihn nicht.
wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so
sche Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr
ist, als dies ganze Geschlecht."— Mit Hülfe Humboldt's und
Wolf's hatte Goethe vor Kurzem seine Schrift über Winckelmann
gegeben, durch welche diese Studien eigentlich erst in Deutschland
r wurden.

Humboldt war A. W. Schlegel's Jugendfreund: in seinem
ien Haus verweilten die Reisenden am liebsten, und die Ansichten
Kreises wurden die Atmosphäre, in welcher die Ideen der Frau
aël über Italien und die Kunst sich entwickelten. Aus diesem
hatte zum Theil auch ihr Freund Sismondi seine Anregung
ft, von dessen „Histoire des républiques italiennes au moyen
eben der erste Band erschien. — Napoleon hatte auf seinen Feld-
die italienischen Kunstschätze massenhaft nach Paris geschleppt, aber
r's Epigramm traf ins Schwarze:

> Was der Griechen Kunst erschaffen,
> Mag der Franke mit den Waffen
> Führen nach der Seine Strand,
> Und in prangenden Museen
> Zeig' er seine Siegstrophäen
> Dem erstaunten Vaterland:
>
> Ewig werden sie ihm schweigen,
> Nie von den Gestellen steigen
> In des Lebens frischen Reihn.
> Der allein besitzt die Musen,
> Der sie trägt im warmen Busen;
> Dem Vandalen sind sie Stein.

Das Verdienst, diese Statuen vom Gestell heruntergelockt und der
lischen Bildung zugeführt zu haben, kommt der „Corinna" zu.

A. W. Schlegel sucht auch die innere Wahr
zu rechtfertigen. „Ein heiterer Himmel, eine bald
aber immer milde Natur; der beständige Anblick d
eine im Ohr und Sinn des Volks lebende Mu
dichterische Sprache; eine mehr inbrünstige als str
bräuchen prächtige Religion; die Erinnerungen an
neben der heutigen Unthätigkeit; endlich die sorglos
wie alles dies das Gefühl und die Phantasie ma
anregt und einen reichbegabten Geist nicht auf be
richtet, noch in sein Inneres versenkt, sondern ihn
von Jugendfülle und Lebenslust, seine glühenden A
willkürlich um sich her zu verbreiten: das wird nic
rühmt, sondern man fühlt es, man athmet gleic
rauschenden Luft."

Corinna tritt auch auf der Bühne auf, a
mis: aus einem Bericht A. W. Schlegel's an
mann wissen wir, daß Frau v. Staël in dieser
portraitirte.

Die Beschreibung der römischen Kunstwerke a
naissance erfolgt nun dergestalt, daß Corinna ihr
Oswald, der in ästhetischen Dingen ganz unerfahr
ohne Anlage ist, jedes einzelne vorstellt und erläuter
sind vortrefflich, führen aber, auch in der Art der
deutsche Quellen, hauptsächlich auf Winkelmann. D

würde nicht im Stande sein, mit dieser Freiheit über den Gegensatz zwischen der leichtfertigen Anmuth der katholischen und dem Ernst des protestantischen Cultus zu reflectiren. Es ist eine romantische Vision, von einer Protestantin für die Badauds der Rue du Bac zubereitet.

Räumlich hat in dem Roman Italien den Vorzug; was aber die Intensität der Theilnahme betrifft, so handelt es sich doch mehr um die Natur der Liebe. Der Vorzug der Italiener wird u. a. auch darin gesucht, daß sie diese Natur richtiger würdigen. „In Italien nimmt man am meisten Rücksicht auf das Glück des Weibes. Die Männer haben sich dort eine Art Moral für die Verhältnisse gebildet, welche eigentlich außerhalb der Moral fallen, ein Tribunal des Herzens. Die Verirrungen des Herzens flößen hier mehr als anderswo ein nachsichtiges Mitgefühl ein. Sprach Christus nicht zu Magdalena: ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt? Diese Worte wurden einst unter einem ebenso schönen Himmel wie der italienische gesprochen, demselben Himmel, der uns wie damals das göttliche Erbarmen verheißt."

Das ist hauptsächlich im Gegensatz gegen die französischen Sitten gesagt. „In Frankreich sind die zärtlichen Gefühle von einer Schwäche angekränkelt, von der Furcht vor dem Urtheil der Gesellschaft. Die französische Liebe ist fast lauter Eitelkeit. Bei jeder Handlung, bei jedem Gefühl legt man sich die Frage vor: qu'en dira-t-on? Diese Furcht vor der Lächerlichkeit ertödtet in Frankreich alle Originalität in Sitten, Tracht und Sprache, und beraubt das Gefühl des natürlichen Ausdrucks. Es verwandelt sich in Epigramme statt in Poesie. Corinna fragt den Grafen d'Erfeuil, den Repräsentanten der französischen Nationalität: „soll man denn beständig für das leben, was die Gesellschaft über einen sagt? Wäre es so, sollten wir immer und ewig einander gegenseitig nachahmen, weshalb ist denn dem Einzelnen eine Seele zu Theil geworden? Die Vorsehung hätte sich den Luxus sparen können."

In England wieder wird das Weib der Familie geopfert; sie ist nicht frei, sondern an die Sittlichkeit gebunden. Corinna's Verhängniß ist nun, daß sie einen Engländer liebt, eben jenen Lord Oswald, der in Bezug auf das Recht des Weibes ebenso ein Barbar ist, wie in Bezug auf die Freiheit der Kunst. Es kommt bald an den Tag, wie wenig die beiden für einander geschaffen sind, und während Corinna an ihrer Leidenschaft untergeht, findet Oswald die passende Lebensgefährtin in der sittlich

erzogenen Engländerin Lucile, die, wie sich später ergiebt, Corinna's Halbschwester ist.

Abstrahirt man von der Farbe des Romans, so tritt auch hiemal in der Erfindung, die im Wesentlichen das Problem der Delphine wiederholt, eine gewisse Armuth an den Tag. Corinna, Lucile und Oswald sind die Wiederholungen von Delphine, Mathilde und Leonce. Man kann nicht einmal sagen, daß die Charaktere vertieft sind, doch sind sie im Detail feiner ausgeführt. Am schlechtesten kommt Oswald weg. Schon Leonce erschien schwächlich genug, aber die Mystik der Ehre hatte doch immer noch etwas Vornehmes und Anziehendes, wenn man es mit diesem Gespenst der conventionellen Sittlichkeit vergleicht, das Oswald unfähig macht, auch nur einen Augenblick einen freien und selbstständigen Entschluß zu fassen. Frau v. Staël spricht selbst ein Urtheil aus, welches dem Anschein nach die Sache erledigt: „L'amour, dans un caractère incertain et faible, trompe à demi, la raison éclaire à demi, et c'est l'émotion présente qui décide laquelle des deux moitiés sera le tout". Aber dies Urtheil reicht noch lange nicht aus, denn die Form der Convenienz, durch welche Oswald sich bestimmen läßt, macht geradezu einen komischen Eindruck. Er fragt bei jedem ernsthaften Schritt seines Lebens, was wohl sein verstorbener Vater dazu sagen würde? und verurtheilt sich selbst auf eine höchst raffinirte Art zu einer ewigen Unmündigkeit. Der Eindruck wird um so peinlicher, da Oswald keineswegs im Licht eines Narren erscheinen soll. Im gewöhnlichen Sinn des Worts erscheint Lucile ebenso wenig liebenswürdig, wie Mathilde; der Leser nimmt im Anfang entschieden für ihre glänzende Schwester Partei, es werden von ihr sogar Züge angeführt, die an's Gehässige streifen. Und doch wendet sich im Lauf der Erzählung diese Stimmung, und man überzeugt sich nicht blos, daß die in der strengen Zucht der Sittlichkeit aufgewachsene Jungfrau geeigneter ist, den Mann glücklich zu machen, als die stolze Künstlerin, die mit der vollen Gewalt, ja man möchte sagen mit der Wuth der Leidenschaft auf ihn eindringt, sondern auch daß sie auf die Dauer mehr befähigt ist, ihn anzuziehn. „Lucile lui plaisait comme le mystère, comme l'inconnu; il se sentit doucement flatté par cet innocent intérêt si timidement et si sincèrement exprimé." Es war keineswegs nöthig, Oswald als einen unselbstständigen Charakter darzustellen, um ihn so empfinden zu lassen. Eine Sappho, eine Corinna, eine Frau von Staël kann wohl vorübergehend eine glühende Leidenschaft einflößen, aber keine bleibende

Liebe. Corinna hat das Buch selbst geschrieben, sonst würde sie wohl bei Lucile noch mehr liebenswürdige Eigenschaften, in ihrem eignen Bild mehr Schwächen herausgefunden haben. Man muß an diese Einsamkeit des Herzens denken, die Corinna quälte, um bei der glänzenden Laufbahn der Schriftstellerin Aussprüche wie den folgenden zu begreifen: „De toutes les facultés de l'âme que je tiens de la nature, celle de souffrir est la seule que j'aie exercée tout entière.“ Frau von *Staël* hat in ihrem eignen Leben manchmal Oswald begegnet, der nur Oswald wurde, weil auch ihm der Gedanke, den die Verfasserin wohl ausspricht, gegen den sich aber ihr Gefühl sträubt, als peinliche Nothwendigkeit vorschwebte: daß des Mannes nur *eine* Existenz würdig ist, die Handlung mit einem bestimmten Zweck. Die Liebe, welche Corinna fordert, schließt diese Existenz aus.

Mit Begeisterung zeigte A. W. *Schlegel* das Werk seiner Freundin in der Jenaischen L. Z. an. „Recensent hatte Gelegenheit, die erste Wirkung des Werkes in Frankreich zu betrachten, wo es das Publikum auf das lebhafteste beschäftigt. Indeß haben die französischen Journalisten, welche sogleich in dem literarischen Anhang der politischen Blätter Bericht erstatten müssen, eine ziemlich komische Rolle gespielt. Gezwungen zu loben, um nicht zu sehr gegen die öffentliche Meinung zu verstoßen, und doch unfähig, den Geist des Ganzen zu ahnen, hängen sie sich an Einzelheiten. Sie beschweren sich über die Métaphysique du Sentiment, sie sind in Verlegenheit, daß sich aus dem Roman kein baares Resultat ergeben will, keine triviale Sittenlehre. Daß dieselbe Person in ihren Meinungen und ihrer Handlungsweise zuweilen Recht, zuweilen Unrecht hat; daß einem zugemuthet werden kann, einen Roman so zu lesen wie man in einen Kreis ausgezeichneter Menschen tritt, wo der scharfe Beobachter die feinsten Beziehungen wahrnimmt, während der Ungewitzigte weggeht wie er gekommen ist; das geht über ihren Horizont. Wie Graf d'Erfeuil beurtheilen sie eine echt poetische Composition nach gesellschaftlichen Convenienzen, und erklären diesen für das eigentliche Muster eines gebildeten Mannes. Das Ausland so günstig zu schildern wie hier geschieht, England in Ansehung der sittlichen und bürgerlichen Ordnung, Italien von Seiten der künstlerischen Anlagen, scheint ihnen auch ein seltener Eigensinn des Geistes; und bei einigen literarischen Ketzereien, die nur leicht hingeworfen werden, trauen sie kaum ihren Augen, daß man wagen könne, so etwas auszusprechen.“

„In Italien wird Corinna einen freudigen Enthusiasmus erwecken. Die Italiener fühlen es mit Bitterkeit, daß ihre Nation unter dem Druck der Meinung Europas steht; sie sind sehr dankbar dafür, wenn sie einer wohlwollenden Beurtheilung begegnen. Wir Deutschen sind nur in den Noten mit Lob bedacht. Wenn wir anders nicht für eine unromantische oder ganz und gar unpraktische Nation zu achten sind, so möchten wir die berühmte Verfasserin ersuchen, uns das nächste Mal in den Text aufzunehmen."

A. W. Schlegel wußte natürlich, was seine Freundin vorhatte. Uebrigens war das Urtheil über Corinna in Deutschland keineswegs ungetheilt: namentlich Jean Paul sprach sich mit bitterm Hohn darüber aus.

Frau von Staël lebte nun in der alten Weise in Coppet weiter. Ihre geistvolle Freundin Sophie Cottin (34 J.) war eben gestorben, nachdem ihr Roman „Elisabeth ou les exilés de Sibérie". den entschiedensten Beifall des Publicums gefunden. Bonstetten hatte die „Recherches sur la nature de l'imagination" geschrieben, ganz im Sinn seiner Freundin, die in Coppet lebhaft besprochen wurden. Die schöne Madame Recamier (30 J.) hielt sich in Coppet auf, angeschwärmt vom Prinzen August von Preußen, der seiner Leidenschaft mitunter einen husarenmäßigen Ausdruck gab. Diese Verhältnisse schildert Frau von Genlis (61 J.), die sich nun zu Frau von Staël freundlich stellte, in dem Roman „Athénais" im Ganzen mit Wohlwollen.

Etwas Unbeständiges breitete sich doch über diese reich bewegte Existenz. Vor allen Dingen krankte Frau von Staël an einer unbezwinglichen Sehnsucht nach Paris, das ihr versagt war. Sie umkreiste die ihr gesteckte Grenze in unruhiger Hast und wagte sogar einmal, sich heimlich in Paris einzuschleichen. Bei dem Mißtrauen gegen alle freieren Regungen wurde man auch in politischer Beziehung auf sie und ihr Gefolge aufmerksam. Ihr Freund A. W. Schlegel wagte 1807 den Kampf gegen den französischen Classicismus mitten im feindlichen Heerlager fortzusetzen. Er schrieb in classischem Französisch eine Abhandlung über Racine's Phädra, in der er nachzuweisen suchte, daß der Dichter sein griechisches Vorbild entstellt habe. Nun stützte sich damals der französische Patriotismus auf nichts mit so großem Selbstgefühl, als auf die Erinnerungen seiner classischen Literatur, und gerade weil sich unter den Dichtern selbst die dunkle Ahnung regte, daß die Regeln, an deren Unumstößlichkeit man bisher geglaubt, doch dem Fortschritt der Zeiten nicht widerstehn würden, zürnte man über die Dreistigkeit des fremden Barbaren, der sich über Dinge des

feinsten Geschmacks ein Urtheil anmaßte. Man war über das innige Verhältniß zwischen Schlegel und Frau von Staël unterrichtet und deshalb nicht abgeneigt, die gefährliche Schriftstellerin des Einverständnisses mit den fremden Mächten zu zeihen.

In den Vorlesungen über dramatische Literatur, welche A. W. Schlegel ein Jahr später hielt, ist wohl der Höhepunkt der deutschen Abneigung, obgleich Schlegel mitunter andeutet, Lessing sei in seiner Verurtheilung zu weit gegangen. In der That enthalten seine Vorlesungen gegen Lessing nichts Neues, und ihr Tadel ist um so empfindlicher, da sie nicht, wie die „Dramaturgie", aus praktischen Gründen polemisiren, sondern historisch darstellen wollen.

Freilich soll der Kampf nicht eigentlich der poetischen Individualität der Franzosen gelten: „nur ihre Anmaßung, sich aus ihrer Einseitigkeit heraus zu Gesetzgebern des Geschmacks für das ganze menschliche Geschlecht aufzuwerfen, muß mit gehörigem Nachdruck zurückgewiesen werden." Derselbe Grund, der Lessing vor vierzig Jahren zu seiner Härte bestimmt hatte.

Der Hauptkampf gilt den sogenannten drei Einheiten; bei der Gelegenheit wird auch Aristoteles stark mitgenommen, den Lessing viel tiefer gewürdigt hatte. In der Sache selbst wird man beiden Kritikern recht geben, und die Schärfe der Kritik wird durch die Härte des Vorurtheils bedingt. „In Frankreich beschränkt sich der Eifer für die Reinheit der Gattung nicht auf die gelehrte Welt, es scheint eine allgemeine Angelegenheit der Nation zu sein. Jeder Franzose, der seinen Boileau mit der Muttermilch eingesogen hat, hält sich für einen geborenen Verfechter der dramatischen Einheiten."

Historisch die Bedeutung der französischen Dramatiker zu erläutern, fällt Schlegel ebenso wenig ein als den französischen Kritikern. Der Einfluß des spanischen Theaters auf das französische ist mit Recht hervorgehoben, aber über die Art desselben hat Lessing in der kurzen Stelle, die davon handelt, mehr gesagt als Schlegel.

„Wir können", sagt Schlegel, „den französischen Kritikern überlassen, die Alterthümer ihrer eignen Literatur gehörig herabzuwürdigen, was sie zwar blos in der Absicht thun, um das nachfolgende Zeitalter Richelieu's und Ludwig's XIV. dagegen desto glorreicher zu erheben. Es ist wahr, ihre Sprache hat sich erst in dieser Zeit aus einem unsäglichen Wust von Geschmacklosigkeit und Barbarei herausgearbeitet . . . . Es ist

lso nicht zu verwundern, daß die Franzosen einen so großen Werth auf
lle negativen Vorzüge legen, und daß dieses aus Furcht vor einem
Rückfall seitdem die allgemeine Richtung ihrer Kritik geworden ist." In-
em er also die französischen Kritiker zu tadeln scheint, macht er es genau
vie sie.

Der Haupttheil der Vorlesung ist die Analyse der einzelnen Stücke
von Corneille, Racine und Voltaire. Corneille kommt ganz schlecht weg,
ngefähr wie bei Lessing, nur daß dieser immer noch die große Kraft des
Dichters gelten läßt. Die Anhänger Racine's können zufriedener sein,
nd auch bei Voltaire werden manche gute Eigenschaften hervorgehoben:
r hat nicht ohne Glück neue Wirkungsmittel gewagt; er hat größere
Rührung hervorgerufen als seine Vorgänger; er hat die neuere, namentlich
französische Geschichte und das Ritterthum wieder auf die Bühne gebracht.
Endlich, ähnlich wie Chateaubriand: „Da er als erbitterter Gegner
des Christenthums bekannt war, so ersann er den Triumph für seine
Eitelkeit, in der Zaïre und Alzire dennoch durch christliche Gesinnungen
u rühren; und hier beschämt einmal sein bewegliches und wenigstens in
augenblicklichen Aufwallungen für das Gute empfängliches Herz die ein-
gewurzelten Tücken seines Verstandes: es gelang ihm wirklich, und diese

diese wiederum nach den Moden eines glänzenden Hofs richtete." — Daher das Ansehn der französischen Literatur in der „guten Gesellschaft" Europas.

„Das französische Trauerspiel hatte sich seit Richelieu unter Begünstigung des Hofs entwickelt; seine Scene sogar hatte die Gestalt eines Vorzimmers. In einer solchen Atmosphäre werden die Zuschauer dem Dichter leicht den Gedanken aufdrängen, als gehöre die Höflichkeit mit zu den ursprünglichen Bestandtheilen der Menschheit. Aber im Trauerspiel werden die Menschen mit dem Unglück handgemein, von der Beobachtung keiner gesellschaftlicher Rücksichten sind sie durch ihre Lage losgesprochen; so lange sie noch Besonnenheit genug haben, diese nicht zu verletzen, kann die innigste Rührung nicht eintreten . . . Eine gewisse sorgfältig gepuzte Schönheit verträgt sich nicht mit dem wahrhaften Ausdruck der Poesie. Und diese Schönheit wird von dem Stil eines französischen Trauerspiels gefordert. Etwas liegt schon in der Beschaffenheit ihrer Sprache und ihres Versbaus. Die französische Sprache ist mancher Kühnheiten durchaus unfähig, sie hat wenig dichterische Freiheit, sie trägt die ganze grammatische Gebundenheit der Prosa in die Poesie über . . . Aber die Hauptsache liegt in einem Nationalzug, in dem geselligen Bestreben, sich nie in Gegenwart Andrer zu vergessen, sich immer so vortheilhaft zu zeigen als möglich . . . Ihre tragischen Reden sind selten so beschaffen, als ob die Personen ganz unbefangen allein oder unter einander sprächen und handelten, man wird meistens etwas darin entdecken, wodurch sie mehr oder weniger merkbar gegen den Zuschauer hinausgekehrt sind . . . Rhetorik, und zwar Rhetorik in Hoftracht, herrscht allzusehr in vielen Stellen französischer Trauerspiele . . ."

„Die gesellige Ausbildung waltet in der gesammten wissenschaftlichen und künstlerischen Cultur der Franzosen vor. Gesellige Ausbildung schärft den Sinn für das Lächerliche, und darum wird sie, bis zur Ueberverfeinerung getrieben, für den Enthusiasmus tödtlich. Denn für den Unempfänglichen hat aller Enthusiasmus, alle Poesie neue lächerliche Seiten. Wenn nun eine solche Denkart bei einer Nation allgemein geworden ist, so wird eine gewisse negative Kritik eintreten. Tausenderlei muß man vermeiden, und darüber wird das höhere vergessen, was man eigentlich leisten sollte. Die Furcht vor dem Lächerlichen ist das Gewissen der französischen Dichter; sie hat ihre Flügel beschnitten, ihren Schwung gelähmt."

„Die französischen Dramatiker haben es mit einem sehr ungeduldigen Publikum zu thun. Das hat auf den Bau ihrer Stücke zum Theil einen

vortheilhaften, zum Theil auch nachtheiligen Einfluß gehabt. Vortheilhaft, insofern es sie genöthigt, alles Ueberflüssige wegzuschneiden, ohne Umschweife zur Hauptsache zu kommen, klar zu sein, zusammen zu drängen, jeden Augenblick so sehr als möglich geltend zu machen. Nachtheilig, insofern selbst Bewegung, Raschheit, Unterhaltung der Spannung, ununterbrochen fortgesetzt, einförmig werden und ermüden . . . Ich finde zu wenig Ruhepunkte in ihren Trauerspielen . . . Die Heiligkeit des Moments finde ich nicht genug verehrt: der Handelnde, wie der Zuschauer, wird immer gleich zum folgenden fortgetrieben . . . Die Ungeduld ist überhaupt keine gute Stimmung für die Empfängniß des Schönen. Auch die dramatische Poesie hat ihre contemplative Seite, und wo diese vernachlässigt wird, da erzeugt die Darstellung, statt der innern Musik, welche sie begleiten sollte, eben durch ihre Lebhaftigkeit nur ein betäubendes Geräusch in unserm Gemüth."

Dagegen dürfen sich die französischen Theaterdichter alles erlauben, was einmal durch das Herkommen sanctionirt ist, so hart es auch allen echten Begriffen der Poesie widerspricht. „Eben jenes Publicum, dessen Ungeduld die Dichter und Schauspieler unter so scharfer Zucht hält, besitzt doch Langmuth genug, sich in weitläufigen Abhandlungen auseinandersetzen zu lassen, was sich anschaulich unter seinen Augen entwickeln sollte."

„Die Franzosen haben ihr Trauerspiel nach einer strengen Idee zu bilden gesucht, sie haben aber statt dessen nur einen abstracten Begriff aufgefaßt. Sie verlangten tragische Würde und Größe, tragische Situationen, Leidenschaften und Pathos, ganz nackt und rein, ohne allen fremdartigen Zusatz. Durch diese Entrückung aus seinen Umgebungen mußte alles dies an seiner Wahrheit, Tiefe und Eigenthümlichkeit viel einbüßen, das Ganze ihrer Composition aber den lebendigen Reiz der Mannigfaltigkeit und einer freien Ausmalung entbehren, wie auch jene hinreißenden Wirkungen, die nur das leise Vorbereitete und allmälig unter freiwilligem Nachlassen Anwachsende auf uns macht. Sie stehn in der Theorie der tragischen Kunst ungefähr auf dem Punkt, wo sie in der Gartenkunst zur Zeit des Lenotre standen. Das ganze Verdienst wird in einen der Natur durch die Kunst abgerungenen Triumpf gesetzt; die Regelmäßigkeit begreifen sie blos als eine abgezirkelte Symmetrie schnurgerader Baumgänge, beschnittener Hecken u. s. w."

„Seit Voltaire ist die Verfassung der tragischen Bühne der Franzosen ungefähr dieselbe geblieben. Noch ist kein Talent aufgestanden, das Kraft genug gehabt hätte, die Kunst um einen Schritt vorwärts zu führen und

verjährte Vorurtheile durch den Erfolg siegreich zu widerlegen. Mancherlei Versuche sind gemacht, die sich aber meist bald an dies, bald an jenes unter dem bisher Geleisteten anschließen, ohne es zu übertreffen. Die Bemühung, mehr historischen Umfang in die dramatische Darstellung zu bringen, scheitert an den hergebrachten Einschränkungen." Die Versuche, die eben Lemercier (34 J.) machte, die dramatische Form zu erweitern: das Drama „la démence de Charles VI." und das historische Lustspiel „Pinto" waren Schlegel unbekannt.

„Da die Pariser Theater jetzt wieder an gewisse Gattungen gebunden sind, und die Poetik hierin einen Berührungspunkt mit der Polizei hat, so bleiben die mancherlei Misch- und Neuerungs-Versuche meist auf die untergeordneten Bühnen verwiesen. Die Melodramen nehmen darunter eine große Stelle ein, d. h. Schauspiele, wo in emphatischer Prosa irgend etwas Wunderbares, Abenteuerliches, oder auch sinnliche Handlungen nebst den dazu gehörigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hiezu ließe sich etwas Besseres bauen; denn leider sind die meisten Melodramen bis zur Abgeschmacktheit roh, und gleichsam Fehlgeburten des Romantischen."

Dies ist nun die Grille, von der aus man allein Schlegel's ebenso einseitige wie oberflächliche Darstellung des französischen Lustspiels begreift. Er ließ die ganze Form nicht gelten, er wollte phantastische Stücke in der Weise des Aristophanes, Shakespeare oder Gozzi; er zog allenfalls die Posse dem Intriguenstück vor. Nun aber begegnete ihm, Calderon's Lustspiele zu verherrlichen, und diese stehn auf demselben Boden wie die französischen. Die Franzosen: Molière, Regnard, Lesage, Beaumarchais — bis auf Scribe, kann man nur mit Terenz und Calderon vergleichen, und hier ist es selbst dem Eingenommenen augenscheinlich, daß Schlegel einen ganz verkehrten Werthmesser anlegt. Ueber die französische Tragödie werden wir Deutsche, wenn auch nicht so hart, doch ähnlich uns ausdrücken wie Schlegel; was aber das Lustspiel betrifft, hat er die schreiendste Ungerechtigkeit begangen, denn darin gebührt den Franzosen noch heute der Vorsprung. Was er über Molière sagt, ist ganz unglaublich; er findet nicht einmal geistreiche Gründe, womit man doch auch falsche Urtheile stützen kann; er urtheilt wie der reine Spießbürger. Mit „Mangel an Würde" brandmarkt er das Komische, und wie er gar Alceſt dem Misanthropen gravitätisch vorwirft, eine so herzlose Coquette lieben zu können, da wird er selber komischer Dichter, aber auf seine Unkosten. Auch die Versuche

von Diderot und Beaumarchais werden ganz oberflächlich abgefertigt. Und doch war das Lustspiel noch in blühendem Leben: eben wurden: „Brueys et Palaprat“ von Etienne (29 J.) und „l'avide héritier“ von Jouy (43 J.) mit großem und völlig gerechtfertigtem Beifall gegeben.

Wohlwollender drückte sich Schlegel über die Schauspielkunst aus, als deren unerreichtes Muster er freilich Frau von Staël feierte, die in ihrem Schloß ein glänzendes Liebhabertheater errichtet hatte.

„Die Schauspielkunst ist in Frankreich seit lange zu einem hohen Grad von Ausbildung gediehen. An äußerm Anstand, Gewandtheit, Sicherheit des Gedächtnisses und ungemeiner Uebung im richtigen und zierlichen Vortrag der Verse dürften die bessern französischen Schauspieler schwer zu übertreffen sein . . . Auch das ist für ihre Kunst vortheilhaft, daß so viel classische Werke, welche man sich doch niemals müde sieht, seit Menschenaltern im Besitz der Bühne sind. Da die Zuschauer diese beinahe auswendig wissen, so kann ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Ausführung gerichtet sein, und jede verfehlte Sylbe wird gerügt.“

„Ich zweifle aber, ob die Dichter aus dem 17. Jahrhundert in den jetzigen Darstellungen sich wieder erkennen würden. Die tragische Mimik und Recitation schwankt zwischen zwei entgegengesetzten Aeußersten, wovon das erste allerdings durch den herrschenden Ton der Stücke veranlaßt wird, das zweite vielmehr im Widerspruch damit zu stehen scheint: zwischen abgezirkelter Förmlichkeit und ausschweifendem Ungestüm. Jene mochte ehedem überwiegend sein, dieser ist es jetzt. Ich fand zuweilen selbst im Spiel der vortrefflichsten heutigen Schauspieler plötzliche Sprünge von der feierlichen Abgemessenheit in der Recitation und dem Geberdespiel, die der Ton der Composition im Ganzen fordert, zu einem wirklich convulsivischen Ungestüm der Leidenschaft, ohne daß dieser Abstand durch die Mittelgrade gehörig vorbereitet und verschmolzen wäre. Es leitet sie wohl dabei ein dunkles Gefühl, daß die conventionellen Formen der Poesie meistens die natürliche Bewegung hemmen; wenn der Dichter sie nun irgendwo davon freiläßt, so entschädigen sie sich, und laden dem seltenen Augenblick der Hingerissenheit gleichsam das ganze Uebermaß von Leben auf, das zurückgedrängt worden war, und gleichmäßig über das Ganze verbreitet sein sollte. Ueberhaupt betrachten sie ihre Rollen mehr wie eine Mosaik von glänzenden Stellen, sie suchen jedes Einzelne unabhängig vom Andern zu machen, als daß sie auf den unsichtbaren Mittelpunkt des Charakters zurückgehen.

Schlegel hatte das zuerst auf Hörensagen angenommen, wahrscheinlich aus dem Munde seiner Freundin (in einem Briefe an seine alte Berliner Freundin, die Unzelmann), er ließ es aber stehen, nachdem er in Paris vielfach Gelegenheit gehabt, sich durch den Augenschein zu überzeugen; er muß es also bestätigt gefunden haben.

Mit besonderem Glanz wurde schon damals in Paris die Oper kultivirt: eben erregten zwei große Werke die Aufmerksamkeit des Publikums „Joseph in Aegypten" von Méhul (45 J.), und „die Vestalin" von Spontini (28 J.), der sich seit einigen Jahren in Paris aufhielt. — „Joseph", im reinsten und edelsten Stil gehalten, lebt heute noch in derselben Kraft wie in jenen Tagen; die Vestalin, musikalisch von geringerem Werth, war mehr für den Augenblick berechnet. Das Textbuch war von Jouy (43 J.); die Partitur hauptsächlich durch die Vermittlung der Kaiserin Josephine, gegen Lesueur, erhielt den ausgesetzten Preis von 100,000 Livres und elektrisirte auch die Menge. Hier war Alles vereinigt, was man von der neuen Kunstform erwartete; die Handlung war im höchsten Grade einfach und kam auf das Motiv heraus, welches zu Anfang der Revolution von den Theaterdichtern so häufig ausgebeutet war, eine Nonne, bei der die Stimme der Natur das düstere Gebot der ihr künstlich aufgelegten Pflicht zum Schweigen bringt. Die Leidenschaft hatte einige wirklich kräftige Momente, der Fanatismus der Priester war grade soweit ausgemalt, als nöthig schien, um über den Ausgang Bangen zu erregen, dann aber wurde der Patriotismus, die Religion und die Natur gleichmäßig befriedigt. Die Hauptsache war der militärische Pomp. Der Triumphzug eines glorreichen Kriegers, der die Feinde des Vaterlandes zu Boden geschlagen und die gefangenen Barbaren-Fürsten vor seinem Wagen hertrieb, erinnerte lebhaft an das glänzende Schauspiel, welches das Herz aller Franzosen erfüllte. Die Musik war sehr einfach, leicht verständlich, im Stil Gluck's; nur war an Stelle der feinen Nuancen in der Instrumentation jene Massenwirkung eingetreten, die alle Sinne ergriff. Die Kunst mußte ihre Stimme sehr laut erheben, wenn sie sich in dem Kriegslärm vernehmlich machen wollte.

Von diesen und ähnlichen modernen Versuchen wollte A. W. Schlegel nichts wissen, er hielt sich vielmehr an die altfranzösische Opernform. „Man tadelte an Quinault das Spielende im Ausdruck der Empfindungen. Ist es billig, von einer leichten Gaukelei die Strenge des tragischen Kothurns zu fordern? Warum sollte die Poesie nicht auch ihre

Arabesken haben? Wie tief stehen die heutigen französischen Opern sowohl in der Erfindung wie Ausführung hinter den seinigen! Man hat auf das Heroische und Tragische gedrungen in einer Gattung, wo die erste Wirkung dessen doch nicht zu erreichen steht. Statt mythologische Stoffe oder aus den Ritter- und Schäferromanen entlehnte mit phantastischer Freiheit zu behandeln, hat man sich an historische nach dem Zuschnitt des Trauerspiels gebunden; und durch diesen schwerfälligen Ernst und die Pedanterie der Regeln hat man es dahin gebracht, daß die Langeweile in der Oper mit bleiernem Scepter regiert."

Gegen diese heroische Oper nahm er eher die nationale Spielart in Schutz. „Die Vaudevilles sind wie die Mücken, die an einem Sommerabend summen, manchmal auch stechen, immer aber fröhlich herumschwärmen, so lange ihnen die Sonne der Gelegenheit scheint. Ein Stück wie „die Verzweiflung des Jocrisse", das nach Jahren noch gegeben werden kann, gilt unter diesen Ephemeren schon für ein classisches Werk." Er schloß aus dieser Spielart und mit Recht, daß bei den Franzosen gutmüthige Fröhlichkeit die Grundlage des komischen Witzes ausmacht. „Besonders in den unteren Ständen kommt diese Eigenschaft überall zum Vorschein, wo angekünstelte Verderbtheit sie nicht verdrängt."

Kiesel aus Sparta, ein Paar Rosenkränze, Wasser aus dem Jordan und dem todten Meere, Schilf vom Nil, einen Marmor aus Karthago und eine Gypsarbeit aus der Alhambra. Ich hatte 50,000 Franc ausgegeben und meine Wäsche und meine Waffen im Stich gelassen."

Im „Mercure", den er gekauft, erschien bald darauf das Kühnste, was gegen Napoleon in der Vollgewalt seiner Souveränetät gesagt worden ist. 4. Juli 1807, in einem Bericht über die spanische Reise Delaborde's erklärte Chateaubriand: „Lorsque dans le silence de l'abjection, l'on n'entend plus retentir que la chaîne de l'esclave et la voix du délateur, lorsque tout tremble devant le tyran et qu'il est aussi dangereux d'encourir sa faveur que de mériter sa disgrâce, l'historien paraît chargé de la vengeance du peuple. C'est en vain que Néron prospère; Tacite est déjà né dans l'Empire; il croît inconnu auprès des cindres de Germanicus, et déjà l'intègre Providence a livré à un enfant obscur la gloire du maître du monde".

Die Stelle machte ungeheures Aufsehen: die officiellen Federn sträubten sich vor Schreck. Doch wurden gegen Chateaubriand, der sich auf sein Landgut Valdeloup in der Nähe von Paris zurückzog, um ungestört an seinem Heldengedicht über die christliche Religion zu arbeiten keine Maßregeln ergriffen. Die Redaction des „Mercure" wurde purificirt und die „Décade philosophique" auf höhern Befehl durch Amaury Duval mit ihm vereinigt; dem „Journal de l'Empire" wurde in der Person des Lustspieldichters Etienne ein neuer Redacteur gegeben. Dieser überließ einen Theil der literarischen Kritik an Hofmann, welcher durch leichte Hinneigung zu Voltaire die einseitige literarische Orthodoxie der übrigen Recensenten ergänzte. Er debutirte mit den „Lettres champenoises", einer muntern halb dramatischen Schilderung der Pariser Zustände. Sein Urtheil war freier als das Godefroy's, seine Belesenheit außerordentlich; zu höheren Gesichtspunkten der Poesie konnte er sich nicht aufschwingen. — In jener Zeit war Pauline de Meulan (34 J.), die im „Publiciste" für die freiere Richtung gewirkt, Gegenstand leidenschaftlicher Angriffe; der junge Guizot nahm sich ritterlich ihrer an.

Guizot (20. J.), von protestantischer Familie aus Nismes, nach dem Tode seines Vaters auf dem Schaffot in Genf erzogen, lebte als Hauslehrer des schweizer. Gesandten in Paris, und wurde von Suard für den „Publiciste" benutzt. Im Deutschen, Englischen, Spanischen und

Polnischen zu Hause, studirte er neben der Rechtswissenschaft Geschichte und ließ sich von seinem Freunde Stapfer, dem Uebersetzer des „Faust“, in die Mysterien der Kant'schen Philosophie einweihen. August 1807 erhielt er Erlaubniß, Frau von Staël in Coppet aufzuwarten; er recitirte ihr jene Stelle von Chateaubriand, die halb Paris auswendig wußte. Sie rief entzückt, er sei zum Schauspieler geboren und wollte ihn sogleich in Costüm stecken, was den jungen Puritaner doch etwas verdutzte. Aber das Liebhabertheater war die einzige Passion von Coppet und die Herrin des Schloßes der Bewunderung nie so sicher, als im Theater-Costüm.

„Frau von Staël“, erzählt Guizot in späteren Jahren, „était une personne passionnée et sincère, qui avait sincèrement à coeur ses sentiments et ses idées, et en même temps un représentant fidèle du 18. siècle dans ses plus nobles et meilleures aspirations. Il ne s'est peut-être jamais rencontré une nature si vraie, formée au milieu d'une société si factice, ni un si brillant mélange de la vie de l'âme et de la vie des salons, d'émotions intimes et d'impressions mondaines. Elle restait attachée à 1789; elle touchait par là à des fibres toujours vives, même là où elles semblaient émoussées; les nombreux lecteurs de ses écrits se plaisaient à y retrouver, ceux-ci leurs souvenirs et l'image, les moeurs, le ton de cette ancienne société qu'ils avaient connu; ceux-là leurs espérances et encore une foi vive aux principes de cet avenir quils avaient rêvé pour leur patrie: pour tous, il y avait matière soit à la sympathie, soit à la critique, soit aux commentaires; et chaque nouvel ouvrage de Me. de Staël était, dans le monde lettré, dans les salons, même dans le public dispersé et lointain, un événement intellectuel, une source de conversation, de discussions, de réminiscences ou des perspectives pleines de mouvement et d'intérêt.“

Der Kreis, in dem Guizot lebte, stand Frau von Staël wenigstens nahe. „L'enivrement de 1789 avait complètement disparu; la société, tout occupée de se rasseoir, ne songeait plus à s'élever en s'amusant; les spectacles de la force avaient remplacé pour elle les élans vers la liberté. La sècheresse, la froideur, l'isolement des sentiments et des intérêts personnels, c'est le train et l'ennui ordinaires du monde; la France, lasse d'erreurs et d'excès étranges, avide d'ordre et de bon sens commun, retombait dans cette orniére.“

Gegen diesen Materialismus bildeten nun die Salons eine gesunde

Opposition. „C'étaient les débris du monde philosophique et de l'aristocratie libérale du 18. siècle, les derniers représentans de ces salons qui avaient librement pensé à tout, parlé de tout, mis tout en question, tout espéré et tout promis, par mouvement et plaisir d'esprit plutôt que par aucun dessein d'intérêt et d'ambition. Les mécomptes et les désastres de la révolution n'avaient point fait abjurer aux survivants de cette brillante génération leurs idées et leurs désirs; ils restaient sincèrement libéraux, mais sans prétentions pressantes, et avec la réserve de gens qui ont peu réussi et beaucoup souffert dans leurs tentatives de réforme et de gouvernement. Ils tenaient à la liberté de la pensée et de la parole, ils détestaient et critiquaient vivement le despotisme, mais sans rien faire pour le réprimer ou le renverser. C'était une opposition de spectateurs éclairés et indépendants qui n'avaient aucune chance ni aucune envie d'intervenir comme acteurs." Napoleon galt ihnen so unbedingt als das Schicksal, daß sie es den jungen Leuten ihres Kreises durchaus nicht verdachten bei ihm in Dienst zu treten, daß sie vielmehr dazu aufmunterten.

„Société charmante! . . . Seuls ils conservaient deux des plus nobles et plus aimables dispositions de leur temps, le goût désintéressé de plaisirs de l'esprit et cette promptitude à la sympathie, cette curiosité bien vieillante et empressée, ce besoin de mouvement moral et de libre entretien, qui répandent sur les relations sociales tant de fécondité et de douceur." Suard, Morellet, der Marquis Boufflers, Frau von Remusat, Frau von Houdetot u. A. gehörten dazu. Guizot, von ihnen geleitet, las mehr Herder, Kant und Schiller, als Condillac und Voltaire.

Auch Chénier stand dieser Gesellschaft nahe. Sein Abriß der neueren französischen Literaturgeschichte machte mehr Glück als die Vorlesungen von Laharpe; den entschiedensten Beifall aber erwarb seine „Epistel an Voltaire", auch stilistisch sein Meisterstück. Ein concentrirter Haß gegen die Willkürherrschaft weht auf allen Seiten der Schrift; das Gedicht wimmelt von Anspielungen.

„Tacite en traits de flamme accuse nos Séjans,
Et son nom prononcé fait pâlir les tyrans."

Nun war unter allen Schriftstellern der Alten keiner dem Kaiser

so verhaßt als Tacitus, und die folgende Stelle sprach noch handgreiflicher:

„Nous conservons le droit de parler en secret“!

Im Interesse der öffentlichen Moral wurde dem Dichter die Stelle entzogen, von der er bis jetzt gelebt, die Journale überhäuften ihn mit Beschimpfungen, und die äußerste Noth zwang ihn zuletzt, mit dem Kaiser Frieden zu machen.

24. Nov. 1807 wurde Raynouard (46. J.) in die Academie aufgenommen. In der Antrittsrede, welche Corneille verherrlichte, bewunderte man eine für den damaligen Geschmack äußerst kühne Wendung: er erzählte von Scaurus, in dessen Tragödie die Angeber politische Anspielungen witterten: „Scaurus empfing den Befehl zu sterben und unterwarf sich demselben mit Muth; Tiber regirte!“ Die letzten Worte, die er sehr nachdrücklich betonte, wurden als Stichelei aufgefaßt und sehr beklatscht; sie waren indeß nicht so schlimm gemeint, denn in der folgenden Lobrede auf seinen Vorgänger Lebrun den Pindar setzte Raynouard ausdrücklich hinzu. „Le chantre de Napoléon l'aurait représenté d'après l'histoire, grand au-dessus des rois, tel qu' Homère, d'aprés la fable, a représenté Jupiter grand au-dessus des dieux; gouvernant l'univers par l'autorité de sa pensée toujours prêt à saisir de sa main toute-puissante l'une des extrémités de la chaîne des destins si tous les ennemis ensemble osaient s'attacher à l'autre, et toujours de les entraîner tous!“ — Der alte Bernardin de St. Pierre (70. J.) hatte ihn und zwei Andere zu begrüßen; nach der Anzeige von Feletz im „Journal de l'Empire“ langweilte er sehr das feine Publikum durch eine lange Homilie zu Ehren der Philosophie, „trés-digne d'être prêchée dans un temple de Théophilantropes.“

Es zeigt sich in der ganzen französischen Literatur des Moments eine gewisse Unreife, die auch in den äußeren Verhältnissen wohl ihre Begründung fand.

Seit dem 29. Juli 1807 war Napoleon wieder in St. Cloud, mit Entwürfen beschäftigt, die bestimmt waren, seinem Leben eine neue Wendung zu geben.

Der einzige ernsthafte Krieg, der nach der Besiegung Preußens und Rußlands noch auf ihm lastete, war der mit England; ihn zu führen, wußte er kein anderes Mittel, als die Sperrung der continentalen Häfen gegen die brittischen Waaren. In dieser Beziehung war Portugal einer

der wichtigsten Punkte, und da die dortige Regierung sich weigerte, wurde schon 30. September der Krieg erklärt, und 18. October überschritt ein französisches Heer die Bidassoa.

Die spanische Regieung hatte ihre Einwilligung gegeben, sie war ganz von Napoleon abhängig. Dieses Land, Jahrhunderte lang durch Absolutismus und Bigotterie bis ins Mark ausgesogen, hatte ein Menschenalter hindurch redliche Anstrenguugen gemacht, sich zu heben; seit 1788 war es unter einem Joch, wie es verächtlicher nicht gedacht werden kann. König, Königin, Prinzen und Prinzessinen wetteifernd mit einander an Feigheit, Aberwitz, Bosheit und Niedertracht; eine Günstlingsherrschaft, die das Land entehrte: ein cynisches Lasterleben mit Frömmelei verwebt, und eine wahnsinnige Verschwendung. Diese Dynastie wurde zuweilen frech gegen Napoleon, aber mit dem Aufheben eines Fingers konnte er sie jeden Augenblick zu Allem nöthigen, was ihm eben einfiel.

Nun hatte aber Ferdinand, der Prinz von Asturien, vom Günstling bedroht, 11. Oct. sich an Napoleon um Schutz gewendet. Als er wegen anderer Vergehungen 28. Oct. verhaftet wurde, war es nur die Furcht vor Napoleon, welche die Regierung bewog, die Untersuchung fallen zu lassen. Das Günstlings-Regiment war im Volk verhaßt, und da es nun auch die Geistlichkeit gegen sich aufbrachte, schienen die Wurzeln der ganzen Dynastie so untergraben, daß an Napoleon die Versuchung herantrat, tiefer in diese Verhältnisse einzugreifen.

Vorerst war er die letzten Monate des Jahres in Italien beschäftigt; gleich nach seiner Rückkehr, 1. Januar 1808, ordnete er so ungeheure Rüstungen an, daß alle Welt in Bestürzung gerieth. 20. Januar verfügte er die Absetzung des Hauses Braganza in Portugal. Weder der französische Gesandte in Madrid, noch Murat, der commandirende General, waren unterrichtet, was er eigentlich vorhabe; wenn sie in ihn drangen, vertröstete er sie damit, er wisse es selber noch nicht. In Madrid sprachlose Angst; 17. März Aufstand des Volks, der mit Abdankung des Königs endigt. Ferdinand, von dem das Volk nichts weiter wußte, als daß er vom Günstling angefeindet sei, wird vom Volk mit unermeßlichem Jubel als der neue Regent angebetet. Indeß rückt 23. März Murat in Madrid ein, und gerirt sich als Gebieter.

Bis dahin war Napoleon wirklich unentschlossen: wir haben noch vom 29. März ein wichtiges Documeut, worin er sich über die schweren Bedenken des spanischen Unternehmens ausspricht. Nun plötzlich tritt

eine neue Wendung ein. Napoleon läßt die ganze Königsfamilie, einen nach dem andern, nach Bayonne verlocken, wo er seit dem 4. April auf der Lauer lag, und veranlaßt sie, theils durch Ueberredung und Drohung, theils auch durch offene Gewalt, 5. Mai, daß sie sämmtlich abdanken und ihre Rechte an ihn übertragen.

Bei dieser Verhandlung ist noch eins psychologisch merkwürdig: die raffinirt schimpfliche Art, wie er Ferdinand behandelt. Zum Theil ist es Politik, ihn einzuschüchtern; aber mehr noch Liebe zur Sache; er freut sich, endlich ein Exemplar vor sich zu haben, wie es glänzender nicht gedacht werden kann, um die Niederträchtigkeit der menschlichen Natur mit Füßen zu treten. Es geschieht mit einer Virtuosität, gegen welche die späteren Romanschreiber der sogenannten infernalen Schule wahre Stümper sind; und man kann nicht leugnen, der Gegenstand war der Behandlung würdig.

Mit der Dynastie war man fertig, auch die Reichsbehörde fügte sich nach einigem Sträuben dem Befehl, einen kaiserlichen Prinzen zum Regenten zu verlangen. Aber nun erhob sich der alte spanische Nationalstolz, der bereits durch das freche Treiben der französischen Truppen gereizt war, gegen die Gewaltthat, die ein fremder Emporkömmling gegen das alte Herrscherhaus wagte. In allen Provinzen, in den Städten und auf dem Land bildeten sich Junten, um den Volkskrieg zu organisiren.

Um diese Zeit erschien Chateaubriand's Novellette „Der letzte Abencerage“: es soll sein eigenes Abenteuer in der Alhambra durchschimmern; im Wesentlichen ist es ein Nachklang der alten Historia dellas guerras civiles, aus der schon Herder die besten seiner Romanzen geschöpft; die Spanier fingen an, für Europa wieder ein interessantes Volk zu werden.

Der gefährlichste Feind aber in Spanien wurde für Napoleon die Geistlichkeit, die in allen Kirchen gegen ihn predigte, als den Antichrist, der gekommen sei, die Religion auszurotten und mit Gewalt den Protestantismus in das älteste Reich der Kirche einzuführen. Merkwürdig, daß ihm hier nicht einfiel, den Papisten zu spielen, wie in Aegypten den Muselmann.

Solche Stimmen blieben auch in Frankreich nicht ohne Anklang. Von einem jungen Abbé Lamennais (26 J.) erschienen die „Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le 18. siècle et sur la situation actuelle.“ — „Die Kirche hat nichts zu fürchten“ heißt es am

Schluß dieser Schrift; „die Jahrhunderte werden vergehen, die Zeit selbst verschwinden, aber die Kirche wird bleiben. Unabwendbar auf den Allmächtigen gerichtet, werden sich ihre Geschicke vollenden trotz der Menschen, trotz des Hasses, der Wuth und der Verfolgung, und die Pforten der Hölle werden nichts gegen sie ausrichten.“ — Zwar wurde in der Vorrede Napoleon als der Wiederhersteller der Kirche gepriesen — welches Lob in den späteren Ausgaben wegblieb. Gleichwohl wurde die Schrift von der kaiserlichen Polizei confiscirt.

Mehr und mehr neigte sich der Ultramontanismus der Legitimität zu. Fr. Schlegel, der in diesen Tagen zur alleinseligmachenden Kirche übertrat, that es doch zum Theil mit der Aussicht auf eine Anstellung in Oestreich, die ihm Metternich eröffnet hatte: damals war er ganz erfüllt von Haß gegen den Welttyrannen, ebenso wie gegen die Freigeister. Sein Bruder A. W. Schlegel, der sich mit Frau von Staël ein halbes Jahr in Wien aufgehalten, hatte dort bedeutende Verbindungen angeknüpft: dort wurden vor einem vornehmen Publikum die berühmten Vorlesungen über dramatische Literatur gehalten, in welchen den Franzosen so übel mitgespielt war. Aber die Deutschen kamen im Grund nicht viel besser weg, und die Begeisterung für die Griechen und für Shakespeare war keine Paradoxie mehr: parador nur vor allem die Bewunderung Calderon's, nicht obgleich, sondern weil er ein streng katholischer Dichter war. Hatte Schlegel als Uebersetzer des Dichters auch ein durch ästhetische Gründe vermitteltes persönliches Interesse daran, so schimmerte die politisch-religiöse Tendenz kenntlich genug durch: die Spanier wurden nicht blos gegen Godefroy, sondern ebenso gegen Napoleon ausgespielt, es war eine Fronde gegen den Erben der Revolution.

28. Mai kam Frau von Staël auf der Rückreise aus Wien, begleitet von A. W. Schlegel und Sismondi, in Teplitz mit Gentz zusammen. „Die Staël“, schreibt dieser, „hat mich entzückt, ich sage es Ihnen gerade heraus. Eine solche Universalität und Tiefe des Geistes mit einer solchen Leichtigkeit, Gewandtheit, Gutmüthigkeit und Grazie der Conversation habe ich in der Welt nicht gefunden.“ Gentz begleitete sie bis in die Nähe von Dresden, und „ließ sich“ (Tagebuch) „von ihren geistreichen Schmeicheleien, die zuletzt einen wirklich leidenschaftlichen Character annahmen und ihrer beiden Begleiter Eifersucht rege machten, in hohem Grade berauschen.“ Zu Adam Müller, den sie 31. Mai in Dresden aufsuchte, sagte sie, Gentz sei der interessanteste Mann Deutschlands.

„Sie ist mir eine bedeutende Erscheinung. Da ist wirklich südlicher Tumult des Bluts, Geistesbeweglichkeit und Sicherheit vor allem Altwerden: dies ehre ich. Man müßte wenig von Ton, Blick und Empfindung verstehen, um nicht zu fühlen, wie ihre Natur, welches das Schönste ist, vom eigentlichen Leben erweicht und vom Leiden durchschmolzen ist: dies liebe ich. Könnte ich ihr einiges von ihrer beständigen Selbstzeugenschaft nehmen, so würde ich auch sagen, sie wäre weiblich."

12. bis 23. Juni war Frau von Staël mit A. W. Schlegel, auf dem Wege nach Coppet, in Weimar. „Man kann nicht anspruchloser, unbefangener, genügsamer, mit einem Wort liebenswürdiger sein", schreibt der alte Wieland. „Diese Frau kann Alles sein, was sie will. Wie sie schreibt, so spricht sie; und wenn sie nicht so unsäglich schnell spräche, daß ein armer Allemand der unsäglichsten Aufmerksamkeit ungeachtet ein Viertel von ihrer Conversation verlöre, so möchte man sie Tage lang reden hören. Alle ihre Geisteskräfte wirken fast immer zugleich mit einer unbegreiflichen Lebhaftigkeit, und sind alle in einem hohen Grade gebildet. Sie ist nichts weniger als schön, ihre Augen abgerechnet; und dennoch ist über diese plumpe Person eine gewisse französische Grazie ausgegossen, die ihre Wirkung nicht leicht verfehlt; und da sie ebensoviel Feuer und Leidenschaft als Witz und Geist und dazu ein sehr angenehmes Organ besitzt, so ist sie in Momenten zum Bezaubern."

Indeß reifte die Gährung in Spanien. Napoleon nöthigte seinen Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, sehr zu dessen Kummer, die Krone Spaniens zu übernehmen. 9. Juli überschritt er die Grenze, es wurden einige Spanier zusammengetrieben, die mit ihm die neue Verfassung vereinbarten; er bildete ein liberales Ministerium, an dem auch Cabarrus betheiligt war, der Vater der schönen Therese vom Thermidor, der jetzigen Fürstin von Chimay, und zog 20. Juli in Madrid ein, nachdem vorher die Insurgenten bei Rioseco zerstreut waren.

Aber bald wendete sich die Sache. Ein französisches Heer mußte 24. Juli in Baylen, in der Sierra Morena, die Waffen strecken, Saragossa widerstand heldenmüthig den stürmenden Franzosen, und Joseph sah sich genöthigt, 31. Juli aus Madrid zu flüchten. In England erhob sich laute und jubelnde Begeisterung für die Sache der Spanier.

Bei diesen stieg das Selbstgefühl schnell ins Unermeßliche. Die Junta von Sevilla, in deren Händen gewissermaßen die Regierung lag, erließ 3. August ein Manifest, worin sie behauptete, daß von dem Heldenmuth

der Spanier weder Rom noch Griechenland eine Vorstellung gehabt. Ein anderes Manifest sagte: „Zittre, corsische Brut, Fluch der Natur! Wir werden 500,000 spanische Löwen gegen Euch rücken, Tod und Verderben bringend! Theben, Jerusalem und Palmyra werden sehr schwache Bilder dessen sein, was über euch kommen wird. Die Fremden, die euch suchen, werden erstaunt rufen: Hier war einst Frankreich? was ist geworden aus der ersten der Nationen?" — Dieser Uebermuth stieg, als 21. Aug. auch in Portugal eine französische Armee von den Engländern zur Capitulation genöthigt wurde. Die Thatsachen entsprachen nicht ganz diesem Selbstgefühl: die Zustände waren chaotisch, wüste Abenteurer führten das große Wort, die wirkliche Activität lag hauptsächlich in den Händen der Geistlichkeit, die den Fanatismus schürte. „Die Finanzen sind ohne Verwaltung und überall raubt die Habsucht unter dem Vorwand des Gemeinwohls; die Justiz ist der Willkür preisgegeben!" so bekennt eine der wenigen ehrlichen Behörden, die sich noch erhalten hatten.

Aber für Napoleon war die Sache sehr ernst, da im Osten noch immer Gefahren drohten. Er wußte, daß in Preußen Stein rührig an einer Erhebung arbeitete; daß in Oestreich Stadion heimlich rüstete. Darüber hatte er 15. Aug. eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Metternich, dem östreichischen Gesandten, die bis an die Grenzen des Bruchs ging, von der er aber überzeugt war, sie habe vorläufig die Gefahr beseitigt.

Im Rheinbund ging Alles nach Wunsch. Bayern, von Montgelas nach französischem Muster organisirt, Würtemberg, Sachsen, schwärmten für den Protector; es kostete keine Mühe, von hier Truppen für Spanien zu erlangen. Das Königreich Westphalen, von französischen Abenteurern überschwemmt, schien schon ganz zu Frankreich zu gehören. Johannes Müller, früher Agitator gegen Napoleon, spielte jetzt die traurige Rolle eines westphälischen Staatsraths.

21. August hatte J. Müller den westphälischen „Reichstag" zu schließen: „Celui devant qui le monde se tait, parce que Dieu lui a donné le gouvernement du monde, voyant dans la Germanie l'avant-garde et le rempart de l'Ouest et du Sud, se sentant supérieur aux idées vulgaires, a voulu consolider l'Allemagne. Il lui a donné ses lois, ses armes, ses grandes leçons; de vingt provinces il a fait un royaume. Que pouvait-il de plus? Il lui a donné son frère." — Die Stände, indem sie die Fundirung der Schuld genehmigten:

„vous avez donné la première et la plus forte preuve que vous vous sentez Westphaliens, que vous formez une nation qui dès ce jour pendant le laps incommensurable des générations futures, partagera une même fortune. — Heureuse nation, pour laquelle naîtront des jours de gloire, si l'esprit public, fils de l'antique probité, après un essor aussi subit et aussi élevé, se fixa à jamais dans son caractère. Un roi, une loi, un trèsor, une dette, un intérêt, sans parler de l'origine et des destinées communes, ne sont-ils pas les gages impérissables d'un esprit public! Le roi le veut, la loi l'ordonne: vous serez une nation; — Aprés les huit siècles d'une indépendance sauvage et isolée, qui s'écoulèrent depuis Arminius jusqu'à Charlemagne, et aprés les mille ans d'obèissance à la longue hiérarchie de seigneurs spirutuels et temporels, il est venu un temps nouveau et un autre Charlemagne, qui appelle tous les ordres de la société à la nouvelle loi de l'égalité de tous les droits et de tous les devoirs."

Während der Unglückliche, halb aus Furcht, halb in schmählicher Selbsttäuschung so radotirte, schienen für Deutschland neue Hoffnungen zu erwachen. Die Gährung des Volks stieg von Tag zu Tag, und der Spott, mit welchem 8. Sept. der „Moniteur" die Bestrebungen Stein's besprach, suchte umsonst Zuversicht zu heucheln.

Um sich zu sichern, beschloß Napoleon die Allianz mit Rußland fester zu knüpfen. Er beschied den Kaiser Alexander zu einem Congreß nach Erfurt, und dieser gab Gelegenheit, das französische Wesen mit den Spitzen der deutschen Kultur in Berührung zu bringen.

27. September kam Alexander in Weimar an. Goethe mußte dem Hof nach Erfurt folgen. 2. Oct. ließ Napoleon ihn kommen: gleichzeitig verhandelte er mit Daru über Contributionsangelegenheiten. Die stattliche Figur des Dichters imponirte dem Kaiser, und er verhehlte das nicht. Daru erwähnte die Uebersetzung des Mahomet, Napoleon erklärte das Stück für schlecht, es sei unschicklich, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache; er forderte Goethe auf, ein Stück zur Verherrlichung Cäsars zu schreiben. Er hatte viel im Werther gelesen, und tadelte darin die Vermischung der Motive des Ehrgeizes und der Liebe; von einem solchen Manne eine Kritik vernommen zu haben, blieb für Goethe zeitlebens eine schmeichelhafte Erinnerung. Napoleon verwarf die Schicksalstragödie, die einer dunklern Zeit angehöre; jetzt sei die Politik das Schicksal. In einem späteren Gespräch forderte

Napoleon ihn dringend auf, nach Paris zu kommen: „Sie werden da eine größere Weltanschauung gewinnen, und ungeheure Stoffe für ihre dichterischen Schöpfungen finden." Goethe hat sich die Sache vielfach im Kopf herumgehn lassen.

„6. Oct.", schreibt der alte Wieland, „kamen alle diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen nach Weimar, wo zu ihrem Empfang Alles drunter und drüber ging. Der französische Kaiser hatte seine Comödiens von Erfurt kommen lassen, und auf ein großes Treibjagen und ein großes Diner folgte la mort de César von Voltaire, und auf diesen ein glänzender Ball." Wieland wollte sich nicht zeigen, aber er wurde gefordert. „Napoleon sagte mir sehr leutselig das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf in's Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick wegzuhaben, in einem höheren Grade besessen. Er sah, daß ich meiner leidigen Celebrität zum Trotz ein schlichter alter Mann war, und da er einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern und anspruchlosern Menschensohn gesehen; er unterhielt sich wie ein alter Bekannter mit seinesgleichen, anderthalb Stunden lang. . . Da ich ein sehr ungeübter, schwerzüngiger Orateur bin, so war es glücklich, daß er grade in der Laune viel zu sprechen war, und die frais de la conversation fast ganz allein auf sich nahm." — Napoleon erklärte, Cäsar würde der größte Kopf der Weltgeschichte gewesen sein, wenn er nicht einen einzigen, aber unverzeihlichen Fehler gemacht hätte; und als Wieland darüber nachdachte: „Cäsar kannte ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schafften, und so hätte er sie auf die Seite schaffen müssen!" Ueber römische Kriegskunst und Politik sprach er sich sehr lobend aus; desto geringschätziger über die Griechen. „Aus diesem ewigen Zank einer Menge kleiner Republiken um wahre Erbärmlichkeiten, was kann da herauskommen? Die Römer aber hatten ihren Sinn auf's Große gerichtet, und da kam auch das Große heraus." In der Poesie schätzte er nur das Starke, Erhabene, Pathetische, und meinte, die andere Gattung spanne nur ab und mache weichlich: „wobei er," setzt Wieland hinzu, „freilich nicht wissen mochte, daß er mir selbst eine Ohrfeige gab." Einmal fragte ihn Wieland, warum er den von ihm restaurirten Kultus nicht dem Geist der Zeit mehr angepaßt habe? Napoleon lachte: „Ja

mein lieber Wieland! Für Philosophen ist er auch nicht gemacht! Die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinen Kultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und lassen." Bei der Gelegenheit sprach er Zweifel an der historischen Existenz Christi aus.

Dann ging der Zug wieder nach Erfurt, auch Wieland wurde 9. October dahin beschieden. Er kam zu Napoleons Frühstück; drei Stunden mußte man antichambriren: „ein Paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut wie wir andern. Die immer artigen Franzosen impressirten sich, ihre Altessen und Excellenzen mit meiner Celebrität au niveau zu setzen, und nach uud nach folgten auch die deutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiel." Endlich öffnet sich die Thür, und man sieht Napoleon frühstücken. „Hastiger kann wohl kein gätulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein Dejeuner verzehren. Der Kaiser, der ganz andere Dinge im Kopf zu haben und nicht bei sonderlicher Laune zu sein schien, adressirte bald an diesen bald an jenen eine kurze unbedeutende Frage; sein Bruder war unter den Umstehenden: il avait l'air de ne pas s'amuser infiniment du rôle qu'il jouait." — So enge, wie Kaiser Alexander sich das Bündniß vorgestellt, kam es nicht zu Stande, doch wurde es abgeschlossen, und so Napoleon für die spanische Expedition der Rückeu gedeckt. 14. Oct. ging der Congreß auseinander.

Indeß hatte die Malerei hauptsächlich mit Verherrlichung des Kaiserreichs zu thun. Der Salon von 1808 enthielt u. A. die „Schlacht bei Eylau" von J. A. Gros (37 J.) und „Napoleon empfängt die Schlüssel von Wien" von Girodet (41 J.); aber der letztere stellte auch ein romantisches Gemälde aus „Atalas Begräbniß", süßlich in der Form wie sein Vorbild, aber ohne das Dämonische in der Tiefe; und ein junger bedeutender Künstler, Ingres (28 J.), gab mit drei Bildern: „Venus", „Oedipus" und „die Badende" der classischen Schule einen neuen Aufschwung.

Die alten Poeten arbeiteten ohne viel Erfolg weiter; Parny's „Rosenkreuzer" fielen entschieden durch, doch bewahrte man gegen Delille (70 J.) die alte Pietät; seine „les trois règnes de la nature" wurden von berühmten Naturforschern commentirt. Einige Aufmerksamkeit erregte das schauerliche Heldengedicht des jungen Millevoye (28 J.) „Belzunce ou la peste à Marseille."

In der Philosophie herrschte noch ziemlich unangefochten der Sensualismus. Nach Cabani's Tod, 5. Mai 1808, wurde sein Freund

und Gesinnungsgenosse Destutt de Tracy (54 J.) in die Academie aufgenommen. Aber, damals wenig bemerkt, trat eine Richtung auf den Schauplatz, die später eine Macht werden sollte.

Napoleon hatte dem Institut die Frage vorgelegt: welche Fortschritte die Wissenschaft seit 1798 gemacht habe? — Unter den Preisschriften war auch die „Introduction aux travaux scientifiques du 19. siècle.“ Statt zu zeigen, was die Wissenschaft bisher geleistet, zeigte sie, was sie noch leisten müsse, wenn die Welt nicht untergehn solle. Der alte Glaube, welcher bisher den Frieden unter den Menschen erhalten, sei im Absterben, und es werde sich ein Krieg Aller gegen Alle erheben, wenn nicht durch die Wissenschaft der Welt eine neue Idee verliehen würde.

Verfasser dieser Schrift war Claude Graf v. St. Simon (48 J.), Enkel des bekannten Herzogs. In Paris geboren, wurde er schon im frühsten Alter durch d'Alembert zu philosophischen Studien angeregt. Siebzehn Jahre alt, betheiligte er sich an der Expedition seiner Landsleute nach Nordamerika, verließ die amerikanische Fahne und legte dem Vicekönig von Mexiko den Plan zu einer Verbindung der beiden Weltmeere durch einen Kanal über den Isthmus von Panama vor. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er zum Oberst befördert, und reiste nach Holland, um eine französisch-holländische Expedition nach dem britischen Ostindien zu betreiben. Als man sich auch auf dies Unternehmen nicht einlassen wollte, ging er nach Spanien und legte dem dortigen Hof den Plan zu einem Canal vor, der Madrid mit dem Meer verbinden sollte. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er von der republikanischen Anarchie ebenso abgestoßen, wie früher von den alten Zuständen. Schon damals trug er sich mit der Idee einer welthistorischen Bestimmung. „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu thun.“ Mit diesen Worten ließ er sich seit seinem siebzehnten Jahre täglich von seinem Bedienten wecken. Um zur Ausführung dieser Ideen, die chaotisch in seinem Kopfe gährten, die materiellen Mittel zu gewinnen, speculirte er und erwarb ein Capital von 144,000 Livres. Mit diesem Augenblick begann eine neue Periode seines Lebens. Er suchte sich die Wissenschaft auf Art der großen Herren anzueignen, indem er die Lehrer zu sich kommen ließ. Er lud Physiker, Astronomen, Physiologen, Mediciner ꝛc. zu seiner Tafel ein und studirte zum Champagner die Anfangsgründe dieser schwierigen Wissenschaften. Dann machte er eine Reise durch England und Deutschland. In dieser Periode besuchte er Frau v. Staël und machte

ihr den Vorschlag, sich mit ihm zu verheirathen: die größte Frau des Jahrhunderts mit dem größten Mann. Nach diesem drolligen Einfall heirathete er eine Andre, und gab, um schneller zu leben und sich die nothwendige Weltkenntniß anzueignen, in der kurzen Frist eines Jahres sein ganzes Vermögen in den tollsten Verschwendungen aus. Sein Antrag, eine Nationalsubscription für große Männer zu eröffnen, um sie der Knechtschaft der gemeinen Arbeit zu entheben, blieb unbeachtet, auch die Preisschrift fand keinen Anklang, und so lernte er die Noth in der schlimmsten Form kennen.

Von ihm unbemerkt, erschien gleichzeitig eine Schrift in verwandter Richtung: „Théorie des quatre mouvements“. Der Verfasser, Charles Fourier (36 J.), aus Besançon, war Arbeiter in einem bescheidenen Geschäft, wo er bis zu Ende seines Lebens die Ankunft eines Millionärs erwartete, um ihm die Mittel zur Veränderung der Welt zu verschaffen. Die „vier Bewegungen“, in denen die allgemeine Weltanziehung sich äußert, sind die materielle, die organische, die instinctuelle und die sociale; später kam als fünfte die aromale hinzu. Wenn diese Kräfte zu ihrem Recht kommen, wird daraus die Gliederung der Menschheit in Phalangen hervorgehn. Es sind in der Erstlingsschrift dieses später so einflußreichen

Freilich war Fr. Schlegel katholisch und fromm geworden. — Fourier betrachtet jede Strafe als ein Verbrechen, weil die Natur immer gut sei. Er behauptet, daß im Naturzustand eine Collision der Leidenschaften nicht stattfinde; er beruft sich auf die Glückseligkeit der Thiere, die den göttlichen Instinct noch nicht bekämpfen. Er scheint aber ganz vergessen zu haben, daß die Thiere einander fressen. — Die Thorheit jener Behauptung ist so augenscheinlich, daß eine andere Fassung nahe liegt: die Größe der Leidenschaft bezeichnet die Größe der Kraft, und die Kraft bestimmt das Recht. „Les attractions sont proportionelles aux destinées." Diesen Satz Fourier's stellen seine Anhänger als die Devise ihrer gesammten Wirksamkeit auf, und einer der Eingeweihtesten commentirt ihn folgendermaßen: „Tout être, homme, plante, animal ou globe, a reçu une somme de forces en rapport avec sa mission dans l'ordre universel .... Puisque les astres s'attirent, les hommes doivent également s'attirer; pourquoi se fatiguer à peser la moralité des actions, à réglementer la propriété et le mariage? Qu'on mette les hommes en des conditions convenables d'attraction, et l'harmonie s'établira nécessairement sur la terre, de même qu'elle existe déjà dans les cieux .... Il faut croire que Dieu fait bien tout ce qu'il fait; doncque l'homme ou ses passions sont bonnes, puisque les passions sont les forces qui le constituent." — Es wird vorausgesetzt, daß Ehrgeiz, Neid, Eifersucht und vor allen Dingen das dem Menschen immanente Streben, nach eigner Willkür zu handeln, augenblicklich aufhören werden, sobald man die Neigungen nicht mehr zu bekämpfen sucht!

Persönlich befreundet mit Fourier, aber entgegengesetzt in seinen Ueberzeugungen, sprach Simon Ballanche (32 J.) in Lyon, halb angeregt von Chateaubriand, halb von St. Martin, in derselben Zeit in einer Sammlung von Fragmenten sehr abweichende Ansichten über die menschliche Glückseligkeit aus. „Nous serions biens moins étonnés de souffrir, si nous savions combien la douleur est plus adaptée à notre nature que le plaisir. L'homme à qui tout succède selon ses voeux oublie de vivre. La douleur seule compte dans la vie, et il n'y a de réel que les larmes." — „Montrez-moi celui qui a pu arriver à trente ans sans être détrompé! — Vous riez en gémissant! Vous ne savez où trouver cette créature exceptée de la commune loi; c'est qu'en effet elle n'existe point, elle n'a jamais

existé.“ Auch in Ballanche lebt tröstend das sinnige und tiefe Naturgefühl, das Sénancourt und Ramond für manche innere Widersprüche entschädigte. Er begleitete damals ein sechzehnjähriges Mädchen, das später seine Muse wurde, auf den Mont Cindre, und schrieb auf die dortige Einsiedelei die Worte ein: „cet ermitage rapelle assez bien les destinées humaines: resserré dans les bornes étroites, on y jouit d'une étendue immense.“ Er sprach gern von der Magie der Worte und Zeichen.

Denselben Sinn athmen Nodier's damalige Schriften: „Tristes ou mélanges tirés des tablettes d'un suicide.“. Er lebte in Dôle, verkehrte viel mit B. Constant, und stand durch ihn mit Frau v. Staël in Verbindung. — Zu dieser pilgerte 14. Oct. nach Coppet ein wunderlicher Heiliger, unser Zacharias Werner, der Dichter der „Söhne des Thals“ und der „Weihe der Kraft“; er arbeitete an einem neuen Trauerspiel, „die heilige Kunigunde“, und man lauschte den Einfällen des deutschen Mystikers mit einer Andacht, die etwas unendlich Komisches hat. Auch der nüchterne A. W. Schlegel radodirte nach Kräften über die höhere Magie, und empfahl Werner, den St. Martin zu lesen, „der tiefe durch Jacob Böhme erleuchtete Einsichten habe.“ Außerdem war auch der dänische Dichter Oehlenschläger da, Henriette Mendelssohn, der Bildhauer Tieck, Sismondi, Bonstetten und B. Constant. Der Letztere trug seine Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein“ vor, über die sich Napoleon später sehr mißbilligend aussprach: „Ces gens — là veulent écrire et n'ont pas fait les premières études de littérature. Ce n'est pas arbitrairement que la tragédie borne l'action à 24 heures: c'est quelle prend les passions à leur maximum, à leur plus haut degré d'intensité, à ce point où il ne leur est possible ni de souffrir de distraction ni de supporter une longue durée. Il veut qu'on mange dans l'action; il s'agit bien de pareilles choses! Quand l'action commence, les acteurs sont en émoi; au troisiéme acte ils sont en sueur, tout en nage au dernier.“

8. Nov. kam Werner zu Frau von Staël, um Abschied zu nehmen. „Diese große und seltene Frau, die mich die ganze Zeit mit unendlicher Güte und Theilnahme behandelt hatte, ist in äußerster Rührung. Ich lasse einige Worte über das Prophetische ihres gestrigen Schauspiels fallen“ (sie hatte die Sunamith gespielt), „kniee vor ihr nieder, Alles in tiefster Rührung, wir trennen uns beide in Thränen, und

ich muß sagen, dies Weib ist in ihrer Art einzig, und würde ein Rüstzeug, wenn die Gnade ihr Herz ergriffe. Gang zu B. Constant. Wir, die wir uns nie genähert, sind beide beim Abschied bis zu Thränen gerührt; ich empfehle ihm, die Religion in Frankreich auszubreiten, er sagt: was ist mit diesem Volke zu machen! Ich sage zu ihm: verlassen Sie die arme Frau, die Staël, nicht! Er verspricht es mit Hand und Mund."

Als Zacharias Werner von Coppet nach Paris ging, war Napoleon bereits in Spanien. 5. November kam er im Hauptquartier von Vittoria an, 10. 11. Nov. wurden die Insurgenten in zwei großen Schlachten auseinandergetrieben, 30. Nov. wurdedie Sierra Morena reingefegt, 4. Dec. zog Napoleon in Madrid ein, 17. Dec. unterwarf sich auch Barcelona.

Aber immer bedrohlicher zog sich auf der anderen Seite des Welttheils das Unwetter zusammen. 16. Dec., von Madrid aus, erklärte Napoleon den Freiherrn von Stein („le nommé Stein") in die Acht, der eben seine Entlassung genommen hatte. 2. Jan. 1809, auf dem Wege nach Astorga, erhielt er eine Depesche, daß die östereichischen Rüstungen ernst und eilig betrieben würden. Joseph, dessen Rolle immer trauriger wurde, da Spanien jetzt ganz militärisch verwaltet werden sollte, und da kein Marschal nach ihm fragte, bot seine Entlassung an; sie wurde verweigert und er 11. Januar genöthigt, wieder in Madrid zu residiren. Da 13. Januar eine neue spanische Armee bei Tarancon aufgehoben wurde, schien das Land vollständig unterworfen und Napoleon eilte 17. Januar von Valladolid zu Pferde nach Paris, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Von Paris aus wurde der ganze Rheinbund aufgeboten, Truppen zu dem gewaltigen Krieg zu stellen, der sich nun vorbereitete; und er fügte sich willig und sogar mit Begeisterung.

XIII.

Wenn es in Frankreich mehr und mehr zum guten Ton gehörte, sich über die deutsche Poesie beifällig zu äußern, so entsprach die Entwicklung derselben seit Schiller's Tod keineswegs den Hoffnungen, die man auf sie gesetzt. Fratzenhafte Figuren wie Zacharias Werner waren wirklich typisch für diese Zeit. Nur die Musik war noch in

einem gewaltigen Aufschwung begriffen: es war die Blüthezeit Beethoven's.

Dagegen tritt in England eine Schule auf, die mit den Ueberlieferungen des 18. Jahrhunderts bricht und einen neuen dichterischen Frühling zu verkünden scheint. Sie wird zur Romantik gerechnet, weil der Name einmal in Deutschland in Gebrauch gekommen war: mit größerem Recht konnte man sie als gothisch bezeichnen. Denn sie lehnt sich nicht, wie die deutsche Schule, an romanische Vorbilder, sie geht auf die Vorzeit des eigenen Volkes zurück, die in den Rechtsinstitutionen eigentlich noch immer fortlebte. Die alten Volkslieder in den drei Königreichen wurden wieder hervorgesucht, mit alten und neuen Melodien versehen und volksmäßig nachgebildet. — Robert Burns, Walter Scott, James Hogg, Thomas Moore. — Die Dichter in der Weise des Mittelalters wurden neu herausgegeben, man baute gothisch und bemühte sich, gothisch zu empfinden. Es waren sehr große Talente, die sich von der französischen Regel losmachten: Cooleridge, Woardsworth, Southey. Am beliebtetsten wurde die Gattung des epischen Gedichts, das sich aus Romanzen zusammensetzte: so „Thalaba" und „Kehama" von Southey, „Getrud of Wyoming" von Campbell, 1808 (dem Stoff nach mit Chateaubriand's „Natchez" verwandt). Die erste Stelle in der öffentlichen Gunst nahm unbestritten Walter Scott ein: „Lay of the last minstrel" 1805; „Marmion" Februar 1808; „Lady of the lake" 1810. Allen diesen Dichtungen war gemein, daß, im Gegensatz gegen den Geist des 18. Jahrhunderts, die ritterliche Gesinnung verherrlicht wurde.

In dieser Beziehung stand Chateaubriand mit ihnen auf gleichem Boden, dessen großes Gedicht „die Märtyrer oder der Triumph der christlichen Religion" April 1809 fertig wurde. Es sollte eine Ergänzung seines „Génie" sein. Er hatte sieben Jahre daran gearbeitet, große Reisen dazu gemacht und sehr gründliche Studien angestellt, so daß er später seinen Kritikern, die Einzelheiten anfochten, zurufen konnte: „Franchement, je suis plus fort que mes ennemis en tout ceci; et puisqu'ils m'y ont forcé par l'attaque la plus bizarre, je suis obligé de leur prouver qu'ils ont parlé de choses qu'ils n'entendent pas." Der Uebelstand war nur, daß er seinem Bericht fast ausschließlich die kirchlichen Schriftsteller zu Grunde legte, und nicht die Methode besaß,

historische Kritik auszuüben. Aber in jener Zeit war man überhaupt darin noch ziemlich unschuldig.

Gegen die Engländer stand er schon darin im Nachtheil, daß er keinen Vers vorfand und sein Gedicht in Prosa schreiben mußte. Von dem Alexandriner konnte bei seiner Idee, das tiefste Innere und das härteste Aeußere plastisch zum Ausdruck zu bringen, nicht die Rede sein. Die Engländer schlossen sich möglichst an die Weise des Volkslieds an und wußten es geschickt durch Vermittlung der Romanze oder der Rhapsodie zum Epischen zu erweitern. Die Form war populär, bequem zu behandeln und sehr ausdrucksfähig.

Auf der anderen Seite wollte Chateaubriand doch die Ansprüche an das Epos, die er von Virgil abstrahirt, nicht aufgeben. Sein Gegenstand war die Christenverfolgung unter Diocletian, seine Absicht, bei dieser Gelegenheit die Zustände der ganzen damaligen Welt zu schildern; also etwas Aehnliches, was Kingsley in unsern Tagen in der „Hypatia" durchgeführt hat. Aber einfach darzustellen, schien ihm unerlaubt, zur Dichtung gehörte ihm das Wunderbare und die Maschinerie der Götterwelt. Wenn ihm auf der einen Seite Fénélon's „Telemach" und noch näher die „Reise des jungen Anacharsis" als Vorbilder vorschwebten, so konnte er auf der andern Virgil und Milton nicht aus den Augen lassen, und so hat das Werk ein unruhiges, unfertiges und widerspruchvolles Aussehen.

Es beginnt in Messenien. Eine junge Priesterin der Musen, Cymodocée, aus dem Homeridengeschlecht, singt mit ihren Gespielinnen den Hymnus an die weiße „Jungfrau" — Diana — Luna — Hekate. — „Formez, formez la danse légère! Doublez, ramenez le choeur, le choeur sacré!" So endeckt sie den schlafenden Eudorus, hält ihn für Endymion oder irgend einen verkleideten Gott; er dagegen, als er erwacht, hält sie für einen Engel, denn er ist Christ. So stoßen gleich zu Anfang die Religionen auf einander.

Chateaubriand läßt seine heidnischen Griechen in der Weise empfinden, sich Vorstellungen bilden und ausdrücken, wie er es aus Homer gelernt, der freilich weit über tausend Jahre vor Diocletian lebte. Dieser Anachronismus ist schon damals gerügt worden, und wenn Chateaubriand sich mit der Licentia poëtica entschuldigte, so paßt das nicht für ein Gedicht, welches eine Weltperiode schildern will. Ein Heidenmädchen

aus dem dritten Jahrhundert nach Christus witterte nicht in jedem vorübergehenden Jüngling einen geheimen Gott.

Die beiden jungen Leute besuchen erst den Vater des Mädchens, Demodocus den Homeriden, dann in Arkadien den Vater des Jünglings. Hier wird das christliche Familienleben, die Hausandacht u. s. w. gezeigt. Cymodocée singt die Rhapsodien aus der Ilias, Eudorus ein episches Gedicht über die Genesis. Der Bischof Cyrill muntert ihn ausdrücklich dazu auf, er soll zeigen, daß auch in der Poesie das Christenthum keineswegs zurücksteht.

Nun aber erhebt sich das Gedicht plötzlich in höhere Regionen und steigt in den Himmel.

Im Centrum der erschaffenen Welten, mitten unter zahllosen Gestirnen, die ihr als Wälle, Vorhallen und Zugänge dienen, schwimmt die unermeßliche Stadt Gottes, deren Wunder die Zunge eines Sterblichen nicht aufzuzählen vermag. Der Ewige legte selber die zwölf Grundsteine und umgab sie mit jener Mauer von Jaspis, welche der vielgeliebte Schüler von einem Engel mit goldenem Zollstabe messen sah. Nicht von weitem dürfen sich die Bauwerke der Erde mit dieser heiligen Stadt vergleichen! Der Reichthum des Stoffs wetteifert mit der Vollendung der Form. Galerien von Saphir und Diamant, Triumphbogen von Sternen, Säulenhallen von Sonnen, die sich endlos im Firmament verlieren, wie die Säulen von Palmyra im Sand der Wüste. Diese Architectur ist lebendig. Nichts ist Materie in den Wohnungen des Geistes, nichts todt in den Orten des ewigen Lebens. Die Worte von Staub, welche die Muse anwenden muß, sind falsch, sie bekleiden mit einem Leib, was nur wie der göttliche Traum eines glücklichen Schlummers besteht. — Köstliche Gärten breiten sich in das strahlende Jerusalem aus. Ein Fluß entspringt unter dem Thron des Allmächtigen; er befeuchtet das himmlische Eden und rollt in seinen Wellen die reine Liebe und die Weisheit Gottes u. s. w. u. s. w. — Das Licht, welches diese glückliche Einsiedelei erhellt, ist aus den Rosen des Morgens, der Flamme des Mittags und dem Purpur des Abends gemischt. Kein Stern erscheint an dem glänzenden Firmament, keine Sonne geht auf oder unter; wie ein zarter Thau senkt sich von allen Seiten eine unaussprechliche Klarheit herab. — Die Seligen sind beständig in dem köstlichen Zustand eines Menschen, der eben eine tugendhafte That gethan, eine geniale Idee gefunden, sich einer legitimen Liebe bewußt geworden u. s. w. Gott, von

m eine ununterbrochene Schöpfung ausgeht, läßt ihrer heiligen Neugier
ne Ruhe, sei es, daß er an dem entferntesten Rande des Raums eine alte
elt zerbricht, sei es, daß er mit seiner englischen Armee Ordnung in
t Schooß des Chaos trägt. — Alle diese schönen Seelen sind in einem bestän-
jen Hallelujah vereinigt. David ist der Capellmeister. Muse, wie würde es
möglich sein, diese Concerte zu beschreiben! Maria, die unbefleckte,
t auf dem Thron der Reinheit. Auf geheimen Wegen steigen alle
ufzer der Erde zu derselben auf. . . . sie legt zu den Füßen ihres
ohnes, auf den Altar der Parfums, das Opfer unsrer Thränen, und
scht, um es wirksamer zu machen, einige ihrer göttlichen Thränen dar-
ter. Kleine Engel bedienen sie auf den Knieen, und schwingen beständig
ldene Rauchfässer vor ihr, die melodisch steigen und fallen, uns denen
leichtem Dampf die Düfte der Liebe und Unschuld sich verbreiten. —
n Sanctuarium des Worts sitzt der Sohn vor einem mystischen Tisch.
enn er sich in einer intimen Vision offenbart, fallen auch die Seligen
e todt vor seinem Antlitz nieder. — Hinter diesem Sanctuarium breiten
h endlose Räume von Feuer und Licht aus. Der Vater wohnt im
rund dieser Tiefen des Lebens. Dort sind die Quellen der im Him-
el selbst unbegreiflichen Wahrheiten verborgen: dort erfüllt sich, fern von
m Auge der Engel, das Mysterium der Dreieinigkeit. Der Geist, welcher
abläßig vom Vater zum Sohn auf- und absteigt, vereinigt sich mit ihnen
diesen unergründlichen Tiefen. Ein feuriger Triangel erscheint alsdann
im Eintritt des Allerheiligsten! Die Sonnenbälle stehen still aus Scheu
d Furcht, das Hosiannah der Engel verstummt, das unsterbliche Heer
ciß nicht, ob nicht der Dreimalheilige auf der Erde wie im Himmel
e materiellen und göttlichen Formen vertauschen, oder ob er nicht die
rincipien zu sich rufen und die Welten zwingen wird, in seinen Schooß
rückzukehren. — Die Wesen trennen sich, der feurige Triangel ver-
hwindet, das Orakel öffnet sich, und man sieht die drei Mächte. Ge-
agen von einem Wolkenthron, hält der Vater einen Compaß in der
and, ein Zirkel ist unter seinen Füßen; der Sohn, bewaffnet mit dem
litz, sitzt zu seiner Rechten, der Geist steht wie eine Feuersäule zu seiner
nken. Jehovah macht ein Zeichen und die Zeit geht ihren Lauf. Alles
rt aufmerksam zu u. s. w.

Diese höllischen und himmlischen Mächte mischen sich beständig in
e Handlungen der Erde, ganz wie im Virgil, nur werden die Götter
s Meeres u. s. w. durch Engel des Meeres ersetzt. Maria sendet den

poleon's Mutter, die dem Kaiser die Hand küßte) ne peut-elle rien changer à la rigueur de vo
kann da widerstehn!

Alle diese Bilder sehen so parsümirt aus, da
Erfindungen halten möchte; mit einiger Veränderu
Lavater's „Messias", der vor „den Märtyrern",
lings „Geisteskunde", die wenig Jahre nachher
daß er das französische Werk kannte, ganz ähnlic
haben alle aus derselben Quelle geschöpft, aus de
Propheten, hauptsächlich dem Ezechiel, nur hat si
Visionen auf eigene Weise zurechtgemacht. Chate
dem sehr stark den „Milton" benutzt, und sich
manche Allegorien, sondern selbst ganz unfranzös
geeignet.

Dieser christliche Olymp drängt sich nun das
in das Gewühl der Sterblichen. Bei den Griech
den Skandinaviern läßt man sich die Kämpfe mit
fallen, sie sind zwar sehr stark, aber die Sterbliche
stand leisten. Der christliche Himmel dagegen ist all
der ganze Kampf eine Spiegelfechterei.

Wie Aeneas vor Dido, erzählt Eudorus im
milien seine bisherigen Abenteuer. Darnach glieder

Er schildert den Hof des Diocletian — den
rechtfertigten Gründen nach Rom verlegt — die Ei

singt u. a. folgende Lieder: „Loin d'ici, bandelettes sacrées, ornements de la pudeur, et vous, longues robes qui cachez les pieds des vierges! Je veux célébrer les larcins et les heureux dons de Vénus! Qu'un autre traverse les mers, qu'il amasse les trésors du Gange, ou qu'il cherche de vains honneurs dans les périls de la guerre: pour moi, je mets toute ma renommée à vivre esclave de la beauté qui m'enchante."

Ein Besuch bei dem Einsiedler am Vesuv, der ihm erzählt, auf welche Weise er bekehrt sei, macht Eudorus nachdenklich. — Die Kaiserin Prisca und ihre Tochter Valeria treten zum Christenthum über, Galerius in der äußersten Wuth, zeigt sie an, — Eudorus wird nach dem Norden geschickt, als Offizier im Feldzug gegen die Deutschen. Diese Reise giebt mehrfach zum Ausdruck kräftiger Naturempfindung Gelegenheit. — Als er über die Apenninen nach der Lombardei kommt: „Le ciel devint d'un bleu plus pur, et je cherchai vainement sur les montagnes cette espèce de pluie de lumière qui enveloppe les monts de la Grève et de la haute Italie. J'aperçus de loin la cime blanchie des Alpes; je gravis bientôt leurs vastes flancs. Tout ce qui vient de la nature dans ces montagnes me parut grand et indistructible, tout ce qui appartient à l'homme me sembla fragile et misérable." — Dann, jenseits der Alpen: „Mais lorsque, jetant les yeux autour de nous, nous apercevions les horizons noirs et plats de la Germanie, ce ciel sans lumières qui semble nous écraser sous sa voûte abaissée, ce soleil impuissant qui ne peint les objets d'aucune couleur, quand nous venions à nous rappeler les paysages éclatants de la Grèce, l'azur velouté d'un ciel où se joue une lumière dorée," da wurden sie von Heimweh erfaßt. — Nun folgt der Zug in das eigentliche Land der Barbaren, das nordwestliche Deutschland.

„La France est une contrée sauvage et couverte de forêts. Les peuples qui habitent ce désert sont les plus féroces des barbares: ils ne se nourrissent que de la chair des bêtes sauvages: ils ont toujours le fer à la main; ils regardent la paix comme la servitude la plus dure dont on puisse leur imposer le joug. Les vents, la neige, les frimas font leurs delices; ils bravent la mer, ils se rient des tempêtes; et l'on dirait qu'ils ont vu le fond de l'Océan à découvert, tant ils connaissent et méprisent ses écueils."

Der Römische Heerzug sammelt sich, die verschiedenen Truppentheile

werden prächtig vorgeführt, man glaubt sich in einem Napoleonischen Feldlager. Die meiste Aufmerksamkeit ziehn die Gallier auf sich, bei denen Chateaubriand wohl mehr an die modernen Gallier zu denken scheint. „L'instinct de la guerre est si naturel chez eux, que souvent, dans la mêlée, les soldats deviennent des généraux" — wie so viele ruhmvolle Beispiele des 19. Jahrhunderts zeigen! „Rien n'égale l'impétuosité de leurs attaques: tandis que le Germain (d. h. der Preuße und der Oestreicher) délibère, ils ont franchi les torrents et les monts; vous les croyez au pied de la citadelle, et ils sont au haut du retranchement emporté. En vain les cavaliers les plus légers voudraient les devancer à la charge, les Gaulois rient de leurs efforts, voltigent à la tête des chevaux, et semblent leur dire: Vous saisiriez plutôt les vents sur la pleine ou les oiseaux dans les airs!" . . . „L'épée du Gaulois ne le quitte jamais; mariée à son maître, elle l'accompagne pendant la vie et descend avec lui au tombeau."

Nun aber treten die Franken auf, denen der Krieg gilt. „Parés de la dépouille des ours, des veaux marins, des urochs et des sangliers, les Francs se montraient de loin comme un troupeau de bêtes féroces . . . Leur chevelure blonde, ramenée en avant sur leur poitrine et teinte d'une liqueur rouge, est semblable à du sang et à du feu. La plupart ne laissent croître leur barbe qu'au dessus de la bouche, afin de donner à leurs lèvres plus de ressemblance avec le mufle des dogues et des loups." (In der Napoleonischen Zeit waren die Schnurrbärte nicht Mode.) — „A leurs casques en forme de gueules ouvertes ombragées de deux ailes de vautour, à leurs corselets de fer, à leurs boucliers blancs, on les (die fränkischen Reiter) eût pris pour des fantômes, ou pour ces figures bizarres que l'on aperçoit au milieu des nuages pendant une tempête."

Jede der Nationen stimmt ihren Schlachtgesang an.

Vor allem hebt sich der Schlachtgesang der Franken hervor: „Pharamond! Pharamond!" Ein wirklich schönes Lied, sehr glücklich dem Todesgesang des Regner Lodbrog nachgebildet. Wir haben ein sehr willkommenes Zeugniß, wie dies Lied in der Seele eines vierzehnjährigen, allerdings hochbegabten Knaben wiederhallte.

In der Vorrede zu den Merovingern erzählt Augustin Thierry: „Ich hatte in unserm Schulbuch gelesen: „Die Franken oder Franzosen, in deren Gewalt schon Tournai und die Ufer der Schelde waren, hatten

sich bis zu der Somme ausgebreitet. Chlodwig, Sohn König Childerich's, bestieg den Thron im Jahr 481 und befestigte durch seine Siege die Grundlage der französischen Monarchie." Meine ganze Wissenschaft des Mittelalters bestand aus diesen Sätzen und einigen andern von derselben Tragweite, welche ich auswendig gelernt hatte. Franzosen, Thron, Monarchie, das war mir Anfang und Ende unserer Nationalgeschichte. Nichts hatte mir eine Vorstellung von jenen entsetzlichen Franken Chateaubriands gegeben, geschmückt mit der Hülle der Bären, der Meerkälber, der Auerochsen und der Eber, von diesem Lager, verschanzt hinter ledernen Schiffen und mächtigen Stiergespannen, von diesem in einem Dreieck aufgestellten Heere, in dem nichts zu unterscheiden war, als ein Lanzenwald, Thierfelle und nackte Leiber. Wie sich nun allmälig dieser so dramatische Gegensatz des wilden Kriegers und des civilisirten Soldaten entwickelte, wurde ich mehr und mehr hingerissen. Das Kriegslied der Franken gab mir einen elektrischen Schlag. Ich sprang von meinem Sitz auf, und von einem Ende des Saals zum andern schreitend, wiederholte ich mit lauter Stimme, indem ich meine Tritte auf dem steinernen Boden klingen ließ:

Pharamund, Pharamund, wir kämpften mit dem Schwert.

Wir schleuderten die zweischneidige Streitaxt, Schweiß troff von der Stirn der Krieger und rieselte ihre Arme entlang. Die Adler und die Raubvögel mit gelben Füßen stießen ein Freudengeschrei aus, der Rabe schwamm im Blut der Todten, der Ocean war nur eine Wunde, die Jungfrauen weinten lange.

Pharamund! Pharamund! wir kämpften mit dem Schwert.

Unsre Väter fielen in den Schlachten, alle Geier haben sie beseufzt, denn unsre Väter sättigten sie mit Fleisch. Laßt uns Weiber wählen, deren Milch Blut ist und die mit Muth das Herz unsrer Söhne erfüllen. Pharamund! das Lied ist aus, die Stunden des Lebens verrinnen, wir werden lächeln, wann's an's Sterben geht.

So sangen vierzigtausend Barbaren, ihre Reiter hoben und senkten die blanken Schilde im Takt und schlugen bei jedem Rundreim mit dem Eisen der Wurfspieße an die eisenbedeckte Brust.

Dieser begeisterte Augenblick war vielleicht entscheidend für meine künftige Laufbahn."

So urtheilt ein Mann, dem gewiß in einem Richterspruch über die historische Kunst eines Werks, namentlich über das Colorit, die erste Stimme zukommt. Was wir heute als Fehler empfinden, die Ueber-

treibung des Costüms, die Neigung, jede einzelne Volksschicht so reden zu lassen, als sei ihr Wörterbuch nur aus seltenen archäologischen Ausdrücken, aus solchen zusammengesetzt, die sich in keiner andern Sprache vorfinden, war für jene Zeit farbloser Abstractionen eine Tugend. So ist es auch mit Chateaubriand's historischen Studien; sie sind nirgend erschöpfend, selten orginell, gegen die innere Wahrheit läßt sich viel einwenden: aber der Geschmack an den alten Chroniken giebt ihm einen Stil, eine sinnliche Wahrheit, die durchgreifender wirkte, als wenn er das Gesetz der Wahrscheinlichkeit zu Rathe gezogen hätte.

Noch dreißig Jahre später, wenn Thierry jene Stelle wieder aufschlug, fand er die alte Erregung wieder. „Voilà ma dette envers l'écrivain de génie qui a ouvert et qui domine le nouveau siècle littéraire. Tous ceux qui, en divers sens, marchent dans les voies de ce siècle, l'ont rencontré de même à la source de leurs études, à leur première inspiration; il n'en est pas un qui ne doive lui dire comme Dante à Virgile:

Tu duca, tu signore, et tu maëstro.“

Eudorus fährt in seinem Bericht fort: — Die Franken werden geschlagen, aber Eudorus wird als Gefangener in den Teutoburger Wald mitgeschleppt. Die deutschen Sitten werden geschildert: er macht ein Fest der Hertha mit, wo stark Bier gezecht wird. Schon klopft das Christenthum an: die Königin Chlotilde ist heimliche Bekennerin.

Nach einiger Zeit wird er freigelassen, und macht den Feldzug in Britannien mit; die dortigen Urwälder werden geschildert. Nach Beendigung desselben wird er Präfect in Armorica. Hier folgt die anmuthigste Episode des ganzen Gedichts.

Er belauscht bei Mondschein eine junge Druidin, Velleda, welche zuerst schreckliche Zauberformeln in die Nacht streut, und dann die versammelten Gallier zur Empörung gegen die Römer aufruft. Ein Greis soll als Opfer geschlachtet werden. Eudorus kommt der Verschwörung zuvor und läßt Velleda gefangen setzen.

„Cette femme était extraordinaire. Elle avait, ainsi que toutes les Gauloises (d. h. wie alle Pariserinnen), quelque chose de capricieux et d'attirant. Son regard était prompt, sa bouche un peu dédaigneuse, et son sourire singulièrement doux et spirituel. Les manières étaient tantôt hautaines, tantôt voluptueuses; il y avait dans toute sa personne de l'abandon et de la dignité, de l'innocence et de l'art...

L'orgueil dominait chez cette barbare, et l'exaltation de ses sentiments allait souvent jusqu' au désordre." — Sie war aus altem Priestergeschlecht, sie verstand Griechisch.

Sie hielt sich für eine Fee, und glaubte Stürme beschwören und sich in alle Dinge verwandeln zu können. „Dis moi", sagt sie zu Eudorus, zu dem sie bald eine leidenschaftliche Hinneigung fühlt, „as-tu entendu, la dernière nuit, le gémissement d'une fontaine dans les bois, et la plainte de la brise dans l'herbe qui croît sur ta fenêtre? Eh bien! C'était moi qui soupirais dans cette fontaine et dans cette brise."

Eudorus erwiedert die Leidenschaft nicht: „Velléda manquait pour moi de ce charme secret qui fait le destin de notre vie;" aber „sie war jung, schön, leidenschaftlich, und wenn die glühenden Worte aus ihrem Munde strömten, geriethen alle meine Sinne in Verwirrung."

Er lehnt ihre Bekenntnisse ab, aber sie muß sich aussprechen, sie muß sich an ihren eignen Worten berauschen. „Ah! si tu m'aimais! Nous trouverions pour nous exprimer un langage digne du ciel: à présent il y a des mots qui me manquent, parce que ton âme ne répond pas à la mienne."

Einmal trifft er sie in der Tiefe des Waldes, wilde Rosen im Haar, eine mit Epheu bekränzte Guitarre in den Händen: „Je savais que je t'attirerais ici; rien ne résiste à la force de mes accents." Sie will noch stärkere Zauberformeln suchen: „alors rien ne pourra me résister. Je me glisserai chez toi sur les rayons de la lune; je prendrai la forme d'un ramier, et je volerai sur le haut de la tour que tu habites." In Rom mißkennt man die Anmuth der Französinnen. „Ne sais-tu pas que nos pères, nos frères, nos époux, trouvent en nous quelque chose de divin? Une voix mensongère t'aura peut-être raconté que les Gauloises sont capricieuses, légères, infidèles: ne crois pas ces discours. Chez les enfants des druides les passions sont sérieuses, et leurs conséquences terribles."

Immer tiefer wird ihr Eindruck auf ihn: „Tel est le danger des passions, que, même sans les partager, vous respirez dans leur atmosphère quelque chose d'empoisonné qui vous enivre." Endlich fällt er. Die Folgen sind schrecklich: ihr Vater erregt einen Aufstand gegen die Römer, sie tödtet sich selbst, weil sie ihr priesterliches Gelübde gebrochen hat.

Eudorus geht zu Diocletian nach Aegypten, und berichtet über die dortigen Wunder. Er sieht Alexandria; „cette superbe ville périra comme son fondateur: un jour, dévorée par les trois déserts qui la pressent, la mer, les sables et la mort la reprendront comme un bien, envahi sur eux, et l'Arabe reviendra planter sa tente sur ses ruines ensevelies!" Er macht eine Nilfahrt und kommt in die Wüste. „La lune éclairait le désert vide: on n'apercevait, sur une solitude sans ombre, que l'ombre immobile de notre dromadaire, et l'ombre errante de quelques troupeaux de gazelles, . . . Le soleil se leva dépouillé de ses rayons, et semblable à une meule de fer rougie." Es kommt der Samum, trefflich geschildert.

In einer Grotte erlebt er den Tod des Anachoreten St. Paulus. Ueber Jerusalem kehrt er nach Griechenland zurück. — Damit endet seine Erzählung, und mit ihr der eigentliche Reiz des Gedichts.

Die nun folgende Liebe zwischen Held und Heldin macht schon darum einen matten Eindruck, weil es ihm zunächst darauf ankommt, sie zum Christenthum zu bekehren. Während der Hochzeit singt man von der einen Seite das Hohelied Salomonis, von der andern den Hymenäus! der Bräutigam ist nicht dabei, er liegt in Sack und Asche auf dem Boden der Kirche, öffentliche Buße zu thun wegen seines frühern Abfalls. Dann wird er nach Rom beschieden, wo im großen Senat vor dem Kaiser die Angelegenheit der Christenverfolgung entschieden werden soll. Die Parteien stellen ihre besten Redner, es wird in gutem Ciceronianischen Stil gesprochen. Der böse Galerius bewirkt endlich die Verfolgung. Eudorus wird mehrere Tage hinter einander gemartert, endlich den Löwen vorgeworfen; vorher aber muß er, um ganz reines Opfer zu sein, seine Kirchenbuße zu Ende erdulden. Die Erzählung ermüdet zuletzt aufs Aeußerste, es scheint, als ob es Chateaubriand nur darauf angelegt hätte, die 24 Gesänge zu füllen. — Nur ein Zug von Mänaden zu Ehren des Bacchus bringt gegen das Ende einige Abwechselung. — Eudorus wird in den Himmel eingeführt, Galerius und Hierokles in die Hölle gestoßen. — Zum Schluß wendet sich Chateaubriand wie Klopstock an seine Muse: „O Muse, qui daignas me soutenir dans une carrière aussi longue que périlleuse, retourne maintenant aux célestes demeures! J'aperçois les bornes de la course; je vais descendre du char, et pour chanter l'hymne des morts je n'ai plus besoin de ton secours: quel Français ignore aujourd'hui les cantiques fu-

nèbres! qui de nous n'a mené le deuil autour d'un tombeau, n'a fait rétentir le cri des funérailles! C'en est fait, ô Muse! encore un moment et pour toujours j'abandonne tes autels! Je ne dirai plus tes amours et les songes séduisants des hommes: il faut quitter la lyre avec la jeunesse."

Einige Jahre nach Veröffentlichung dieses Gedichts gab Chateaubriand die Beschreibung der Reise, welche demselben zu Grunde lag, unter dem Titel „Itinéraire de Paris à Jerusalem" heraus. Es kreuzen sich darin zwei verschiedene Elemente. Wo er einfach erzählt, entwickelt er zuweilen einen bezaubernden Sarkasmus und eine Macht der Phantasie, die mehr den Dichter verräth als viele Stellen seiner Epopöen. Wie farblos steht dagegen die „Reise des jungen Anacharsis" aus, wie trocken erscheint die Beschreibung Volney's! Was sie dunkel gewollt, hatte der Dichter glänzend ausgeführt. Jetzt erst gewann man ein Bild von dem wirklichen Griechenland, das die älteren Schriftsteller nur durch die Brille der Philanthropie gesehn. Sein Blick ist schnell und scharf, seine Hand fest und sicher, seine Farbe blendend. Eine Reihe Genrebilder von den verschiedenen Nationen, denen er begegnet, geben der Schilderung, die überdies das Gepräge der Wahrheit trägt, einen seltnen Reiz. Ueberall kehrt er mit Stolz den Franzosen heraus, den Unterthan des mächtigen Cäsar, den Eroberer. Dann aber erinnert er sich wieder daran, daß er ein heiliges Werk vorhat, er exaltirt sich zu andächtigen, sehnsuchtsvollen Stimmungen. Er wird um so mehr daran erinnert, da er sich den Türken, die eine Reise aus Neugier nicht begreifen, als Pilger vorstellen muß. Er beweint das Schicksal der Griechen, und die Eitelkeit alles Irdischen tritt in Salomonischen Farben vor seine Seele. Er legt sich am Eurotas nieder, um prophetisch zu träumen. Ein Pilgerzug von Gläubigen erfüllt ihn mit geheimnißvollen Hoffnungen für die Zukunft des Christenthums, „Qui n'aurait béni la vie, en songeant que ces 200 hommes si heureux dans ce moment, étaient pourtant des esclaves, courbés sous un joug odieux? Ils allaient au tombeau de Jésus-Christ oublier la gloire passée de leur patrie et se consoler de leurs maux présents. Et que de douleurs secrètes ne déposeraient-ils pas bientôt à la crèche du Sauveur! Chaque flot qui poussait le vaisseau vers le saint rivage, emportait une de nos peines." Er hat nach seiner Versicherung Alles, was über das heilige Land geschrieben ist, gelesen, die Schriften der Rabbiner mit inbegriffen. Diese Erinnerungen erfüllen

seine Seele, als er am Jordan niederkniet und mit seinem Wasser jene Flasche füllt, die später zur Taufe des Herzogs von Bordeaux dienen muß. Die Begeisterung erreicht ihren Gipfel, als er Jerusalem vor sich sieht. Als er sich aber auch die Ritterweihe geben, sich mit dem Schwert Gottfried's von Bouillon umgürten läßt und feierlich die fromme Nachtwache hält, da drängt sich die Erinnerung an den Ritter von La Mancha unsrer Phantasie auf, und aus René's dämonischer Natur wird ein komisches Bild.

Chateaubriand steht noch darin sehr im Nachtheil gegen Don Quixote, daß er in seiner Begeisterung nicht naiv ist: seine Visionen „kommen nur bei Nord-Ost." Das gilt von ihm als Dichter wie als Denker und Politiker. Dichter wie Homer und Dante, in geringerem Grad auch Milton konnten, wenn sie sich auch der Mitwirkung ihres Schaffens wohl bewußt waren, dennoch von einer Inspiration durch die Muse reden: die Muse war der Geist ihres Volks, dem sie lauschten, und der nirgends so vernehmlich zeugte, als in ihrem Innern. Chateaubriand war nur Erfinder, auch wo er seine Erfindung auf Gelehrsamkeit stützte; er kämpfte gegen den Geist des Volks, und für ein Ideal, das tiefer stand, als dieser Geist; der Gott, den die „Märtyrer" bekennen, ist ein Abgott, und bei dem höchgebildeten Mann merkt man es durch, daß er sich den Glauben nur einredet.

Später wollte er meinen, er habe im Galerius Napoleon schildern wollen; dieser habe es wohl gemerkt, und ihn deshalb verfolgt. — Da nun Galerius nicht die leiseste Aehnlichkeit mit Napoleon, und dieser den Dichter nie verfolgt hat, kam mir zuerst der Verdacht einer bewußten Unwahrheit, und es hat mich wahrhaft gefreut, aus den Briefen an Guizot vom Mai 1809 zu entnehmen, daß ihm schon damals solche Ideen durch den Kopf gingen: er wurde von den liberalen Recensenten scharf mitgenommen und vermuthete, der Kaiser stecke dahinter. Mit seinem Größen-Wahnsinn war ein wenig Verfolgungs-Wahnsinn verknüpft.

Der treue Fontanes pries die „Märtyrer" noch lauter als den „Geist des Christenthums", und Guizot, ein leidenschaftlicher Verehrer Milton's und des religiösen Epos überhaupt, wußte Suard, den Redakteur des „Publiciste", der eigentlich Chateaubriand nicht hold war, zur Aufnahme einer sehr warmen und anerkennenden Recension zu bestimmen, die freilich Chateaubriand lange nicht genug that. Gleichzeitig trat er lebhaft für Shakespeare, selbst für seine phantastischen

Lustspiele, die dem Franzosen noch ferner lagen als die Tragödien, und für die Deutschen ein, die er nicht blos oberflächlich kannte.

Dagegen sprach sich Daunou (28 J.) in der Vorrede zur Gesammtausgabe seines Lieblings Boileau sehr wegwerfend über die Nachahmung der Fremden aus und hielt rigoristisch am classischen Standpunkt fest. Derselbe schrieb gleich darauf in höherem Auftrage den „Essay historique sur la puissance temporelle des papes". Gegen diese Macht war der Kaiser wieder im schroffsten Gegensatz.

A. W. Schlegel verfolgte mit wachsendem Interesse die Versuche der französischen Theaterdichter; namentlich auf Lemercier (36 J.) machte er jetzt die Kenner aufmerksam. „Dieser talentvolle Mann strebt die bisherigen Grenzen nach allen Seiten hin zu durchbrechen, und liebt seine Kunst so leidenschaftlich, daß er sich nicht abschrecken läßt, wiewohl fast jede neue Unternehmung von ihm das Parterre in einen wahren Kriegszustand versetzt. Durch die Aufführung seines „Cristophe Colomb" (1809) ist ein solcher Tumult entstanden, daß mehrere Vorfechter des Boileau in ihrem Beruf zerbläute Glieder davon trugen. Sie hatten Recht, wie Verzweifelte zu kämpfen, denn machte das Schauspiel Glück, so schien es um die geheiligten Einheiten und um den guten Geschmack in Sonderung des Heroischen und Niedrigen geschehn zu sein. Der erste Aufzug spielt im Haus des Columbus, der zweite am Hof der Isabella, der dritte und letzte auf dem Schiff in der Nähe der neuen Welt. Der Dichter hat darstellen wollen, wie der Erfinder eines großen Gedankens überall durch die Beschränktheit und Gemeinheit der Menschen gehemmt wird, aber durch seine Begeisterung gestärkt Alles überwindet. In seinem Haus und bürgerlichen Cirkel hält man den Columbus für verrückt, am Hof erlangt er nur laue Unterstützung; auf seinem Schiff droht eine Meuterei auszubrechen, als man eben die gesuchten Küsten erblickt, und der Ruf „Land! Land!" das Stück endigt. Alles dies ist sehr künstlerisch gedacht und entworfen, in der Ausführung möchte noch manches zu wünschen übrig sein."

Weitaus aber das Wichtigste, was in Kritik und Literaturgeschichte geleistet wurde, war 1809 das „Tableau de la littérature française au 18. siècle".

Der Verfasser, Prosper de Barante (27 J.), aus einer alten und vornehmen Beamtenfamilie der Auvergne, hatte kaiserliche Dienste genommen und war im Augenblick Präfect der Vendée; übrigens bei

Hof nicht wohl angeschrieben, wegen seiner häufigen Besuche in Coppet, seiner Arbeiten im „Publiciste“ und seines Verkehrs mit Frau von Laroche-Jacquelin, der Wittwe eines der berühmtesten Häuptlinge der Chouans.

Das kleine Buch ist von einer Reife, wie sie in einem solchen Alter zu den größten Seltenheiten gehört. Ueberhaupt ist Barante bei uns noch lange nicht hinreichend gewürdigt: über die großen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, Voltaire, Rousseau u. s. w. ist in späterer Zeit wenig gesagt worden, was bei ihm nicht schon angedeutet wäre; nur gegen Diderot ist er merkwürdig ungerecht. Noch viel bedeutender aber ist, was er über den Zusammenhang der Literatur mit dem Leben sagt, namentlich über ihren Einfluß auf die Revolution. Vieles von dem, was Tocqueville durch gründliches Studium der Archive feststellte hat, Barante, durch geniale Divination schon vorweggenommen, wie denn auch sein späteres größeres Werk über die Revolution eine sehr wichtige Vorstudie für Sybel ist. — Das „Tableau“ hat viele Auflagen erlebt; der Verfasser hat nicht nöthig gefunden, etwas zu ändern.

Für Barante beginnt die Pathologie der französischen Literatur bereits mit der eigenthümlichen Art, wie sie die Alten nachahmte.

Bei den Alten spielte die Dichtung eine ganz andre Rolle als bei uns: „elle faisait une partie essentielle de moeurs et presque de leur langage; elle exprimait des sentimens habituels; elle s'occupait d'usages journaliers, elle représentait les faits tels qu'on les croyait, les lieux tels qu'on les avait sous les yeux; elle adorait les dieux que célébrait le culte public: en un mot, elle était pleine de réalité et n'était point un langage de convention.“ Bei uns dagegen: „la poésie, et nous dirions même presque toute la littérature, n'est pas sortie de notre propre fonds. Si elle n'avait pas reçu d'importations étrangères et antiques, si elle était restée la fille de nos vieux fabliaux, de nos romans de chévalerie, de nos anciens mystères, de nos gothiques superstitions, elle eût peut-être végété long-temps dans l'enfance, mais elle eût gardé un caractère national et vrai, une liaison intime avec nos moeurs, notre religion, nos annales.“ Es kam aber anders. „Vers le 16. siècle nos écrivains, au lieu de perfectionner les lettres gauloises, se portèrent pour héritiers de la Grèce et de Rome. Ils adoptèrent des dieux qui n'étaient point les nôtres; de moeurs qui nous étaient étrangères, et

répudièrent tous les souvenirs français. On commença à copier ou à travestir les modèles antiques, et à repousser les inspirations de la vie habituelle.“ Die Poesie fiel ganz den Gelehrten in die Hände. „Malgré la longue habitude, malgré que l'éducation nous ait presque identifiés avec ce système, la poésie a toujours conservé quelque chose d'apprêté et d'éloigné de nos moeurs. C'est toujours par une sorte de convention tacite que nous nous transportons dans son domaine.“

Dies Gemachte zeigt sich namentlich in der französischen Logik: selbst J. B. Rousseau „est quelquefois guindé, et son enthousiasme ne part pas toujours du fond du coeur: défaut qu'il est peut-être impossible d'éviter complètement dans la poésie lyrique française.“

Diese antikisirende Richtung warf sich im 18. Jahrhundert noch auf ein andres Gebiet. Abbé Mably ging sonst gar nicht Hand in Hand mit den Philosophen des Tags: „il montra constamment du dédain pour les moeurs du siècle; il s'indigna du désordre et de la frivolité qui régnaient autour de lui.“ Diese Verachtung dehnte sich auf die ganze moderne Geschichte aus und was ihr vorausging; er fand sie des Studiums unwerth. „Il se refuse à entrer dans l'esprit de nos formes de gouvernement; il ne semble pas comprendre l'histoire de sa patrie. Il est un des premiers qui aient élévé la voix pour déclamer contre les souvenirs français, qui aient accoutumé nos oreilles à entendre taxer de barbarie, de despotisme ou d'anarchie, des institutions nécessaires dans leur temps, et qui, se modifiant successivement, ont donné à la France, pendant la durée des siècles, quelquefois le bonheur, toujours la gloire. Il n'a pas su voir tout ce que le caractère national a pu présenter de noble et d'honorable durant les anciens temps; et parce que les compagnons de Saint Louis avaient eu pour descendants les courtisans de Louis XV., il a cru ne pouvoir rien trouver d'admirable qu'à Rome ou dans la Grèce.“

„Le gouvernement et les moeurs des Grecs et des Romains devinrent classiques comme leurs poésies. L'enfance apprit à balbutier les noms d'Epaminondas et de Caton longtemps avant qu'on songeât à lui parler de Duquesclin et de Bayard. Il était libre à chacun de trouver grande et poëtique la guerre de Troie, mais

admirer les croisades eût été une chose inouie. De cette sorte, on se trouva peu à peu isolé de l'histoire du pays; la tradition des souvenirs fut dédaignée et interrompue."

Ueberhaupt war die Geschichtschreibung die schwächste Seite des 18. Jahrhunderts; es fehlten den Schriftstellern alle Vorbedingungen dazu. „Ceux qui exposent l'histoire de temps anciens . . . doivent se dépouiller de l'esprit de leur siècle, se transporter par l'érudition dans le passé, et se faire contemporains. On ne pouvait guère exiger une telle complaisance d'un littérateur du 18. siècle. Il voyait l'époque présente trop au-dessus de toutes celles qui l'avaient précédée pour vouloir en descendre un instant. Il aurait cru se fausser le jugement et se fasciner la vue s'il eût essayé de partager ou même de concevoir les sentiments de ses devanciers." Man gab nur trockne Auszüge, ohne Datum und ohne Localfarbe, nur um mit Daten die herrschende Ansicht zu unterstützen.

Das 18. Jahrhundert in Frankreich gewinnt seinen Character u. a. durch die ganz eigenthümliche Stellung und schon die große Zahl der Literaten. „Le siècle de Louis XIV., en établissant une littérature qui était devenue classique, avait formé le goût de la nation. Il était devenu plus facile d'écrire, les lettres se répandaient chaque jour davantage; consequemment elles recevaient de plus en plus l'influence de la société, et la société reconnaissait de plus en plus la domination des lettres. Déjà se formaient ces réunions où l'on s'honorait de rassembler les écrivains, où l'on exaltait leur amour-propre par une continuelle flatterie, où ils s'habituaient à substituer les aperçus rapides, les expressions fines et fugitives de la conversation, aux opinions mûries et discutées intérieurement par la réflexion et le travail; où ils se créaient, par le charme de leur esprit, un rang et un pouvoir facilement acquis et imprudemment exercé."

Wenn ursprünglich die Schriftsteller gearbeitet hatten, sich selbst zu genügen, wurde nun das Publikum eine Macht und die Wechselwirkung zwischen beiden das Entscheidende für den Gang der allgemeinen Bildung. „Ce public se composa des hommes à qui leur situation permettait le loisir. Ce fut d'abord pour les princes et les courtisans que la littérature commença à descendre des hauteurs de l'érudition; les écrivains, cherchant à plaire à des hommes si élevés au dessus

d'eux, n'étaient point humiliés de cette infériorité de positions: ils recherchaient les applaudissements avec déférence et respect."

„Lorsqu' ensuite, par l'effet de la civilisation, la classe oisive fut devenue plus nombreuse, lorsqu' un public plus étendu eut recherché, comme un besoin, les jouissances intellectuelles et littéraires, et qu'en même temps la cour eut perdu une partie de sa considération, les hommes de lettres conquirent une position plus indépendante; le sort de leurs ouvrages et de leur personne ne fuit plus attaché à la faveur du pouvoir. Dès lors, ils commencèrent à s'apercevoir qu'ils occupaient dans l'état une place inférieure; leur orgueil s'en offensa, et leurs opinions furent par là modifiées."

Das gilt nicht allein von den Literaten: „tout homme qui se trouve dans une position indépendante et cependant inférieure, éprouve presque toujours en lui-même un sentiment de révolte contre cette inégalité, dont la nécessité ne semble plus indiquée par l'ordre des choses." In allen Klassen der Gesellschaft „on aurait pu voir l'esprit d'égalité croissant rapidement avec la civilisation, et résultant du changement dans la manière de vivre, de la communication entre les hommes, du progrès de leur réflexions, et surtout de la nullité politique des premiers ordres de l'état. — On aurait pu observer la différence des rangs devenant de plus en plus pesante, parce qu'elle n'avait plus des fondements réels, et qu'elle semblait porter à faux." Dieser Groll gegen alles Ungleiche in der äußern Stellung stieg bis zum Krankhaften: „Qui entreprendrait l'histoire de la vanité en France, découvrirait bientôt une grande portion des causes de la révolution que la France a éprouvée."

Gewaltig wirkten auf die sociale Stellung der Literaten die Huldigungen, die Friedrich und Katharina ihnen entgegenbrachten. „Ils crurent voir renaître ces jours où les sages de la Grèce étaient appelés à la cour des rois pour y donner des conseils, et dans les républiques pour y faire des lois. Alors rien n'arrêta plus leur essor; tout devint de leur domaine: la morale, la politique, la religion furent soumises à leur révision." So wurden sie auch in politischen Dingen eine Macht.

„Le gouvernement luttait avec faiblesse et irrésolution contre cette influence; mais comme la cour était sans dignité, les moeurs sans pudeur, l'état sans lois, les défenseurs de la religion sans bonne

foi, l'opinion publique se tournait entièrement du côté d'une philosophie qui flattait tous les amours-propres, qui dégageait de tous les liens, et érigeait en système le mépris du pouvoir, qu'il était en effet difficile de respecter. — Un monarque indolent et egoiste, qui cherchait le plaisir avec des maitresses avilies; des grands seigneurs qui professaient l'immoralité avec impudence; des généraux qui avaient appris l'art militaire dans les salons; l'influence des femmes reconnue comme principe; toutes les vanités en conflit les unes contre les autres; tous les droits contestés, conseqnemment tous les devoirs contestables: voilà, certes, des garants bien plus terribles d'une révolution que ne l'étaient des philosophes orgueilleux et imprudents; et la guerre de Sept-Ans nous a approchés de la catastrophe plus que l'Encyclopédie."

Diese letztere sollte eigentlich einen conservativen Character haben, sie nahm aber eine entgegengesetzte Richtung an. „L'Encyclopédie qui fut orgueilleusement conçue pour donner aux siècles à venir une haute idée des progrès immenses que l'on croyait apercevoir dans les connaissances humaines, les envisagea sous un point de vue nouveau, et dans un esprit qui fit changer le caractère à presque toutes les sciences. En effet, ont avait cru découvrir un nouveau cours à leur source commune; on avait tracé la marche des opérations de l'âme humaine sur une route nouvellement adoptée."

Die Encyclopädie war für den Ungelehrten berechnet; schon dadurch wurde sie genöthigt, in einer andern Form als früher zu denken und zu lehren; die kleinen Bedürfnisse des Publikums waren ihre Richtschnur. Die alten Philosophen Descartes, Pascal, Malebranche, Leibnitz gingen auf's Große: „Peut-être se perdaient-ils quelquefois dans les nuages des hautes régions où ils avaient pris leur vol; mais du moins ils suivaient une direction élevée, leur doctrine était en rapport avec les pensées qui nous agitent, quand nous réfléchissons profondément sur nous-mêmes. Cette route . . . supposait dans ceux qui la cultivaient un génie élevé et de vastes méditations."

Nun aber behandelte man ihre Ideen als Träumereien und beschäftigte sich ausschließlich mit der Natur des Erkenntnißvermögens, wie es durch äußere Gegenstände bestimmt wird. „La métaphysique alla toujours se rabaissant, au point que maintenant elle se confond presque avec la physiologie."

Die Encyclopädisten machten diese Auffassung populär, Condillac brachte sie in ein System. „Il réduisit à la portée du vulgaire la science de la pensée, en retranchant tout ce qu'elle avait d'élevé. Chacun fut surpris et glorieux de pouvoir philosopher si facilement; et on eut une grande reconnaissance pour celui à qui l'on devait ce bienfait. On ne s'aperçut pas qu'il avait rabaissé la science, au lieu de rendre ses disciples capables d'y atteindre."

Diese neue Methode übertrug sich auf alle Wissenschaften. „Ce fut une révolution d'autant plus importante, que les idées et les opinions qu'elle a répandues sont, pour ainsi dire, devenues classiques en France, et nous isolent maintenant de la philosophie antique et des écoles étrangères."

Die exacten Wissenschaften gewannen bei dieser Methode, nicht so die Wissenschaften vom Geist. Das Princip der Religion ist eine innere Offenbarung der Seele. „Mais la métaphysique des sensations ne peut prendre pour base de ses raisonnements des notions inhérentes à l'âme, puisqu'elle en fait une puissance constante et neutre, un tableau décoloré, où viennent, à travers les sens, se peindre les objets extérieurs: elle est donc contrainte à faire, pour chaque théorie, ce qu'elle a fait pour l'homme lui-même, à s'examiner par le dehors, au lieu de pénétrer dans son intimité; à chercher comment les sensations et le mécanisme physique ont pu donner naissance à telle ou telle tendance de l'esprit humain. De la sorte elle prend l'habitude de considérer par les applications les choses qui doivent être vues par le principe."

„Cette façon de procéder, cette analyse qui s'exerce hors de l'âme, tandis que les faits à observer se passent sur ce seul théâtre, est donc toute convenable pour détruire et pour dissoudre; car ayant dès l'abord caché le principe fondamental, il est facile d'attaquer pièce à pièce tout ce qui en est dérivé."

„Ce fut ainsi que, ne voulant plus, pour établir la morale, partir du sentiment de justice et de sympathie qui vit dans l'âme de tous les hommes, on chercha à la fonder sur un fait commun à toute la nature animale, le besoin de la conservation et du bien-être, d'où dérive l'amour de son propre intérêt."

Mit diesem veränderten Princip der Philosophie verwandelte sich auch die Methode des Philosophirens. „Autrefois, le nom de philosophe

appartenait à des hommes austères qui, épris d'une forte passion pour la vérité, dévouaient leur vie à la rechercher." Ganz in ihre Forschungen vertieft, dachten sie aber wenig daran, wem dieselben zu Statten kämen.

Ganz anders war es im 18. Jahrhundert in Frankreich. „Ce ne sont plus des hommes sérieux, érudits, nourris de réflexions et d'étude, cherchant un point de vue général, procédant avec méthode: ce sont des écrivains vivant au milieu d'une société frivole, animés de son esprit, organes de ses opinions; excitant et partageant un enthousiasme qui s'appliquait à la fois aux choses les plus futiles et aux objets les plus sérieux; jugeant de tout avec facilité, conformément à des impressions rapides et momentanées; dédaigneux du passé et de l'érudition; enclins à un doute léger, qui n'était point l'indécision philosophique, mais bien plutôt un parti pris d'avance de ne point croire. Enfin le nom de philosophe ne fut jamais accordé à meilleur marché." Dieses setzt die Bedeutung der Philosophie herab, es entschuldigt aber zugleich ihre schädlichen Wirkungen.

„La philosophie du 18. siècle est un esprit universel de la nation, qui se retrouve dans les écrivains; c'est un témoignage écrit de la tendance et des opinions des contemporains. Il y a, dans tous les temps, une liaison nécessaire entre la littérature et l'état de la société; mais quelquefois ces rapports demandent à être recherchés avec sagacité, et développés soigneusement pour être rendues sensibles et évidents. Ici, ils sont tellement directs et immédiats, qu'il n'est pas besoin d'une observation subtile pour les démêler. Les livres n'ont pas seulement reçu l'influence du public; ils sont, pour ainsi dire, écrits sous sa dictée. On vit même des hommes dont les talents semblaient annoncer une carrière illustre, dissiper leur vie et leurs facultés à obtenir chaque jour les succès séduisants de la conversation, et bornant à cet emploi la vivacité d'une belle imagination, ne laisser aucun résultat après eux: tant était absolue la domination de la société sur les littérateurs!"

Bei den andern Völkern führte die Entwicklung der Philosophie zu einer innern Wiedergeburt. Hume störte die Beruhigung, welche der Sensualismus dem Denken zu geben schien. Sein Resultat war „le doute complet, universel, la suppression de la vérité et de la cer-

titude.“ Weiter hinaus ging er nicht: „il se reposa sur cette ruine de l'intelligence humaine.“ „Ce fut alors que se forma dans sa patrie cette école de philosophie écossaise“ (Reid), „qui pensa que, puisqu'on était arrivé à l'absurde, c'est qu'apparemment on s'était trompé. Un véritable esprit d'observation fut apporté dans l'étude des faits intellectuels. On ne se crut plus le droit de supposer l'âme inerte et passive. On distingua la nature de ses opérations; on lui reconnut des facultés diverses, une action propre. On examina les phénomènes moraux, parce qu'ils sont évidemment les seules éléments de la science, et parce que tout ce qui se passe au dehors ne nous est connu que par la conscience de ce qui se passe en nous. — Vers le même temps la philosophie allemande travailla aussi à relever l'édifice qui s'était écroulé devant les raisonnements sévères de Hume. Kant rechercha les règles que suit constamment l'intelligence humaine dans ses procédés. Il reconnut que l'âme est inséparable d'un certain nombre de lois qui existent en elle, de vérités qui lui sont données par sa propre nature.“

Aber in Frankreich blieben diese neuen Forschungen unbeachtet. „Tandis que les nations voisines recueillaient ainsi le glorieux héritage de la haute philosophie, dédaigné par les compatriotes de Descartes, la philosophie française s'applaudissait elle-même, et suivait en toute assurance la route tracée par la science des sensations.“

Allein diese dreiste Oberflächlichkeit des Denkens hätte nicht vermocht, das Bestehende ernstlich zu gefährden, wenn dieses nicht bereits unendlich unterwühlt gewesen wäre. In Frankreich „l'ordre s'était rétabli, mais rien n'avait été réglé; tout était incertain, quoique tout fût en repos. Aucune classe de citoyens, aucune autorité ne savait au juste ni ses prérogatives ni ses obligations; il ne se formait aucune habitude parce qu'il n'y avait rien de fixe ni d'assuré. Dans cette incertitude la plupart de ceux qui s'occupaient de politique étaient portés à raisonner d'une manière générale, à chercher les principes primordiaux de toute espèce de société: ils trouvaient plus simple de construire un édifice tout nouveau, en détruisant les restes des vieux fondements.“ Die Modeschriftsteller wußten von den thatsächlichen Verhältnissen nichts und bewegten sich daher in abstracten Allgemeinheiten, und eben da sie in der Mode den Ton angaben, wurden auch die Geschäftskundigen, selbst

die Behörden verführt, in ihrer Art zu raisonniren: „il parraissait pédant et gothique d'aller chercher des démonstrations hors des principes généraux de la nature des sociétés."

„Des notions confuses de gouvernement, de législation, d'économie politique, faisaient fermenter toutes les têtes; il y avait dans la nation un désir vague de perfectionnement, une ivresse des lumières qu'on croyait avoir acquises, un dédain superbe pour le passé, enfin une effervescence qui allait toujours croissant."

„La littérature était regardée comme l'instrument universel dont chacun croyait nécessaire de s'armer; être un écrivain, c'était occuper un rang dans l'état. Les opinions se répandaient promptement dans toute la nation; chaque classe, par amour-propre ou par imitation se hâtait d'adopter les idées de la classe supérieure. Les journaux avaient acquis des lecteurs sans nombre. Le plaisir de communiquer ses idées à mesure qu'elles naissaient, de leur donner plus de rapidité, et de jouer plus vite et plus complètement de leur effet, avait propagé ce mode de communication. Les journaux mirent la conversation en commun entre des milliers d'hommes."

„Cet esprit public tendait de plus en plus au changement sans trop savoir ce qui devait être changé. Depuis le trône jusqu'au dernier rang du peuple, tous voulaient un ordre nouveau; il y avait une discordance complète entre les institutions et les opinions. On essaya de faire fléchir les institutions; les circonstances s'y opposèrent; la chose parut impossible: les institutions s'écroulèrent."

Das Verhängnißvolle dieser Tendenz lag eben in ihrer Unbestimmtheit. Ganz anders war es in England 1689, in Nordamerika 1778 gewesen: „ce sont là les heureuses révolutions: on sait ce qu'on veut, on marche vers un terme précis, on se repose quand il est atteint. Mais il est d'autres révolutions qui dépendent d'un mouvement général dans l'esprit des nations. Par les cours des opinions les citoyens sont arrivés à se lasser de ce qui est, l'ordre actuel les blesse dans sa totalité; une ardeur, une activité nouvelle s'emparent de tous les esprits. Chacun est impatient de la place qui lui est assignée; tous en veulent une nouvelle; ils ne savent ce qu'ils désirent, et ne sont plus susceptibles que de mécontentement et d'inquiétude. Ce sont là les symptômes de ces longues crises dont on ne saurait assigner la cause précise et directe, qui semblent le résultat de mille

circonstances simultanées, mais d'aucune en particulier; qui allument tout autour d'elles, parce que tout est prêt à s'embraser; qui enfin seraient un enchaînement éternel de malheurs, de révolutions et de crimes, si le hasard et plus encore la lassitude ne venaient pas les terminer . . . Ce sont des époques critiques de l'esprit humain, qui proviennent de ce qu'il a perdu son assiette habituelle; et dont il ne sort qu'après avoir changé totalement de caractère et de physionomie."

So waren in Frankreich die Stimmungen, als die Revolution sich näherte. „Ce fut une impatience d'autant plus forte dans ses attaques qu'elle était vague dans ses désirs, qui produisit le premier ébranlement. Chacun s'abondonnait librement à ce sentiment sans réserve et sans remords. On s'imaginait que la civilisation et les lumières avaient amorti toutes les passions, adouci tous les caractères; il semblait que la morale était devenue facile à pratiquer, et que la balance de l'ordre social était si bien établie que rien ne pourrait la déranger. On avait oublié que ce n'est jamais impunément que l'on met en fermentation les intérêts et les opinions des hommes. Le calme et les longues habitudes étouffent dans le coeur humain un egoïsme actif, une ardeur qui se rallument lorsqu'il se trouve chargé personellement de défendre ses intérêts, lorsque le désordre de la société les remet en problème, lorsqu'ils ne sont plus protégés et maintenus par des règles fixes; quand ces règles sont détruites, l'homme se trouve, comme auparavant, âpre et hostile. Cette mansuétude sociale que lui avait donnée le repos, fait place aux vices et aux crimes. Il avait été moral par harmonie avec l'ordre établi, il retrouve toute sa force en entrant dans la carrière du mal."

„Une autre cause accroissait la chaleur et l'imprudence des opinions, c'est la certitude que chacun y attachait. Les temps étaient paisibles et uniformes; les idées et les systèmes avaient un libre cours, rien ne venait les contrarier ni les démentir; on manquait d'expérience, et l'on donnait toute confiance à la théorie. Mais quand viennent les moments orageux; quand à chaque instant des événements nouveaux et imprévus attestent la faiblesse des raisonnements ou des prédictions; quand tous les jours on s'abuse sur les hommes et sur les choses, pour être désabusé le lendemain par une

lumière soudaine, alors on devient moins hardi dans ses calculs, on craint de se tromper, et l'on ne veut rien hasarder sur les assurances fragiles de sa propre raison."

„Ainsi on ne devait attendre ni prudence ni modération, même des hommes. L'idée d'un renouvellement complet ne les effrayait pas, ils voyaient la chose comme facile et le résultat comme heureux; aucune hésitation ne les arrêtait; l'objet de leurs voeux n'était pas seulement de modifier l'ordre existant, ils voulaient en créer un autre. Aussi en peu de temps la destruction fut totale; rien n'échappa à cette ardeur de démolir. On ne se doutait pas que renverser ainsi toutes les lois, toutes les habitudes d'un peuple, décomposer tous ses ressorts, la dissoudre dans ses principes, c'est lui ôter tous les moyens de résistance contre l'oppression: pour qu'il puisse la combattre, il faut qu'il trouve de certains points d'appui, des centres d'agrégation, des enseignes pour se rallier; on lui ôta tous ces secours. La nation fut mise en poudre, et livrée, sans défense, à toutes les tyrannies. Tel est l'inconvénient des révolutions entreprises, non pas pour un but certain, mais pour la satisfaction d'un sentiment vague. Lorsque des hommes demandent à grands cris la liberté, sans y attacher aucune idée fixe, ils ne font autre chose que préparer les voies au despotisme, en renversant tout ce qui pourrait l'arrêter."

Dennoch verdient die erste Nationalversammlung durchaus nicht die Geringschätzung, die man jetzt gegen sie zur Schau trägt. Es war der einzige Moment, in dem Frankreich eine öffentliche Beredtsamkeit kannte. „Tâchons de nous transporter, par la pensée, dans ce temps, qui commence à nous paraître bien éloigné, où les âmes, pleines de ressort et d'énergie, avaient besoin d'occupation et de mouvement où leur flamme se portait sur tous les objets, où leurs facultés étaient ambitieuses de s'exercer tout entières: et si nous reconnaissons que dans une telle disposition les esprits sont susceptibles d'erreur et d'illusion, peut-être penserons-nous aussi qu'ils n'ont pas pour cela moins de force et moins de puissance."

„Au milieu des crimes et des calamités publiques, la littérature ne peut jouer qu'un rôle bien secondaire. On doit remarquer toutefois une circonstance qui semble particulière à un temps civilisé: aucun parti, aucune autorité ne voulut renoncer à couvrir ses actes et ses

sentiments d'un vernis de raisonnement. Le plus fort voulut toujours prouver qu'il avait raison, autrement que par la force. . Le sophisme et la déclamation furent sans cesse aux ordres de chaque domination."

Diese Uebung in der Sophistik brachte nun eine Mißstimmung, eine Unsicherheit, einen Unglauben an die Ideen hervor, die sich in seltsamen Erscheinungen äußerte: hauptsächlich in der Verwirrung zwischen dem Reich der Imagination und der Wirklichkeit. — Das Folgende bezieht sich zwar zunächst auf Rousseau, ich zweifle aber nicht daran, daß Barante zugleich „René", „Delphine" und ähnliche Figuren im Auge gehabt hat.

„Rousseau voulut faire marcher l'homme à la vertu non par respect pour les devoirs, mais par un élan libre et passionné. Une telle route est mal sûre; il en est peu qui ne s'y égarent... C'est en vain que l'imagination est enflammée pour tout ce qui est noble et honnête ... C'est une chose particulière aux temps civilisés que ces caractères nourris d'illusions, qui, en s'isolant des circonstances réelles, vivent dans les sentiments les plus sublimes." Sie halten sich für gut und edel, weil sie nur ihre Empfindungen sehen und nicht ihr Handeln: „les sentiments leur paraissent avoir plus de réalité que les actions."

Diese Stimmung übt auch auf den Geschmack ihre Rückwirkung; man schätzt nur diejenigen Schriftsteller, die einen tiefen Blick in das Elend und die Nichtigkeit des menschlichen Lebens zu eröffnen, die alten Illusionen zu zertreten scheinen: jene Schriftsteller, die das Gefühl einer verwilderten Zeit wiedergeben. „Attristée par les révolutions notre âme trouve conformes à ses sentiments les auteurs qui ont vécu au milieu des déchirements et des malheurs des peuples. Eux seuls nous paraissent vrais et profonds. Le mépris des hommes, les réflexions d'où rien ne peut sortir de consolant, voilà ce que nous retrouvons avec un triste plaisir dans les historiens et les philosophes. Nous nous consolons en imaginant que le passé n'a été ni plus heureux, ni plus digne de l'être."

Barante findet diesen Pessimismus durch das Kaiserreich keineswegs beseitigt; der Grundfehler der Revolution ist seitdem vielmehr auf die Spitze getrieben.

Als Rousseau die Theorie des Gesellschaftsvertrags aufstellte, „il ne vit aucun inconvénient à ce que chacun abdiquât, par ce contrat

tous ses droits individuels au profit de la société, sauf à la rompre du moment qu'on ne la trouverait plus convenable. De là sortit le principe de la souveraineté du peuple. Rousseau ne vit pas que de cette sorte il donnait à la tyrannie l'arme la plus puissante. Le gouvernement qui exerce cette souveraineté, n'est pas un être abstract: par son essence, il doit être le réprésentant de la société, et en ce sens il ne pourrait rien faire que pour elle; en réalité, il est un homme ou plusieurs hommes animés d'intérêts personnels, agités de passions et sujets à des erreurs. Mais comme la société l'a investi du pouvoir souverain, il en use pour fausser le contrat. La volonté du plus grand nombre souvent ne suffit pas pour le rompre; le souverain, armé de forces qu'on lui a confiées, la peut tenir long-temps oisive et presque muette. Ainsi la doctrine de la souveraineté du peuple conduit à ne pas prendre de précaution contre le pouvoir, et par là elle est pernicieuse à la liberté."

Die Anspielung auf das Napoleonische Regiment, welches sich auf das suffrage universel stützte, ist so deutlich, daß man Barante wohl glauben darf, wenn er zwanzig Jahre später versichert: „il s'était fait peu

quelles moeurs, quelles opinions politiques ou morales pourront naître au milieu de tous les éléments, que cette nouvelle composition n'a pas encore combinés entièrement. Les esprits ne changent pas aussi rapidement que les événements; tant d'agitation et d'incertitude ont pu troubler les âmes, et les laisser pour long-temps inquiètes et douteuses dans leurs sentiments, leurs désirs ou leurs opinions. Ceux qu'a rompus un long désordre ne peuvent pas devenir meilleurs tout à coup; les idées ne sauraient être assises et fixes quand elles ont manqué si longtemps de centre où se rattacher, les habitudes se forment difficilement chez les hommes qui, pendant plusieurs années, n'ont pu compter sur le lendemain. Enfin, le calme peut être rétabli dans le monde physique, s'il est permis de nommer ainsi l'ensemble d'une nation et les rapports publics des hommes entre eux, tandis qu'un triste chaos peut régner encore dans le monde moral."

Frau von Staël gab eine lobende Anzeige von dem Buch, doch mit einigen Reserven. Sie lobt seine französische Gesinnung. „Ce qui domine avant tout dans ce discours, c'est l'esprit français, l'amour de la patrie: on sent que le mot de France est tout-puissant sur celui qui l'écrit; il se le prononce à lui-même avec délice. La vieille France parle à son imagination; la France de Louis XIV. satisfait sa fierté; la France du 18. siècle occupe sa pensée, et la France des premiers jours de la révolution lui simple s'élever à la hauteur de l'éloquence et de l'enthousiasme de peuples libres. Ce patriotisme de sentiments et d'idées fortifie l'esprit public et donne au talent d'écrire une puissance nationale." Es ist die Frage, ob Barante, der die Schwächen und Sünden Frankreichs keineswegs beschönigte, sich dies Lob hätte unbedingt aneignen mögen.

Sie lobt ferner die enthusiastischen Stellen, sie findet in dem ganzen Buch „une force contenue, une réserve animée, des réflexions, des connaissances qu'on aperçoit, et autres en plus grand nombre qu'on devine." Doch hätte sie gewünscht „que l'auteur s'abandonnât plus souvent à ses propres mouvements. Se retenir n'est pas toujours de la force; et, bien qu'on sente dans l'ouvrage de M. de Barante plus de chaleur qu'il n'en montre, on voudrait qu'il dît plus souvent ce qu'il laisse deviner son coeur et ces principes sont extrêmement religieux, mais sa manière de voir semble quelquefois empreinte de la

octrine de la fatalité: on dirait qu'il ne croit pas à l'influence de 'action. Il est possible que le 19. siècle prenne ce caractère de ésignation à la force des circonstances, que les faits tout-puissants ont nous avons été les témoins peuvent inspirer. Néanmoins, uand un homme s'annonce avec la supériorité de M. de Barante, n est tenté de lui demander une direction positive.“ Diese Richtung atte nun freilich Barante zu geben gesucht, soweit es einem Hi- toriker möglich ist.

„Le 18. siécle,“ fährt sie fort, „énonçait les principes d'une anière trop absolu; peut-être le 19. commentera-t-il les aits avec trop de soumission. L'un croyait à une nature de hoses, l'autre ne croira qu'à des circonstances; l'un voulait com- ander l'avenir, l'autre se borne à connaître les hommes.“ Wie reffend ist das, wenn man an die Hegel'sche Philosophie und ähnliche Er- cheinungen denkt, von denen Frau von Staël doch noch nichts wußte! „L'auteur du discours est peut-être le premier qui ait vivement pris a couleur d'un nouveau siècle. Il se détache et s'élève au dessus es temps qui ont été contemporains de son enfance; il est la ostérité dans ses jugements; mais quand il voudra créer à

wieder den Componisten Napoleon's, dem es bereits in der Introduction gelang, durch den wilden bacchantischen Cultus der Mexikaner die Phantasie so zu bethören, daß sie sich später Alles gefallen ließ. Hatte man sich in der Vestalin mit einem feierlichen Triumphzug begnügen müssen, so sah man hier den Marsch eines ganzen Heeres, man sah vollständige militärische Evolutionen auf der Bühne, man hörte den Kanonendonner von Wagram, oder auch von der spanischen Grenze.

Die Centraljunta in Sevilla schloß 14. Januar 1809 zu London einen förmlichen Bundesvertrag mit England ab; von den amerikanischen Colonieen liefen reichliche Silbersendungen ein, den Bedürfnissen des Krieges zu genügen. Eine offne Feldschlacht wagte man nicht mehr, aber das ganze Land war mit Guerillas angefüllt, die dem Kampf einen entsetzlichen Charakter gaben. Als die Franzosen 20. Februar in Saragossa einzogen, nachdem die Stadt sich 14 Tage lang Haus für Haus vertheidigt, waren diese wilden Soldaten selbst entsetzt über das Elend, das sie antrafen: einen solchen Krieg hatten sie noch nicht gesehn. Die Geistlichkeit bezeichnete Napoleon als den Abgesandten Satans: gegen ihn sei jeder Mord gerechtfertigt. Die Marschälle, die nicht mehr die starke Hand des Kaisers über sich fühlten und vor Joseph gar keinen Respekt hatten, legten sich auf Raub, Plünderung und nebenbei auf eigne industrielle Erwerbszweige. Als Soult 29. März Oporto eingenommen hatte, wurde diese reiche Stadt sein Capua; in der Idee, dort für sich ein Königreich zu gründen, ließ er sich auf die bedenklichsten Intriguen ein.

Der Volkskrieg schien sich auch nach Deutschland zu übertragen. Gleichzeitig mit der östreichischen Kriegserklärurg erfolgte 9. April die Erhebung in Tyrol, 22. April Dörnberg's Verschwörung in Westphalen, 28. April Schill's Auszug aus Berlin. Aber 17. April kam Napoleon bei der Armee in Donauwörth an, in wenig Wochen waren die Oestreicher von der obern Donau vertrieben, 13. Mai zogen die Franzosen in Wien ein.

Nun freilich nahm Wellington, Oberkommandant der brittischen Armee in Portugal, 12. Mai Oporto durch Ueberfall und trieb Soult's Armee in jämmerlichem Zustande nach Spanien zurück, und 21. 22. Mai in den Schlachten von Aspern und Eßling verlor, obgleich sie wenig entschieden, Napoleon zuerst den Ruf des Unbesieglichen. Aber die Hoffnungen, welche dieser Erfolg in Deutschland erweckte, wurden durch die Schlacht von Wagram 6. Juli vereitelt.

Bedenklich standen die Sachen dennoch für den Kaiser. Die Maßlosigkeit seines Ehrgeizes hatte ihn nach einer dritten Seite engagirt: 6. Juli wurde der greise Papst, der sich der Einverleibung des Kirchenstaats widersetzte, in Rom gefangen genommen und nach Savona abgeführt. Der Bruch mit der ultramontanen Partei durch ganz Europa wurde dadurch definitiv.

Aber nicht minder gefährlich war die Gegnerschaft der Liberalen, die, seltsam genug, zuerst in Spanien laut wurden. Geleitet von Quintana, Jovellanos, Andrada u. s. w. bildete sich eine kräftige, regsame und talentvolle liberale Partei, deren Schriften durch die Vermittlung Englands auch nach Europa drangen, so ängstlich die kaiserliche Polizei Alles, was aus Spanien kam, überwachte. Wellington's Sieg bei Talavera, 28. Juli, drängte die Gefahr näher.

So entschloß sich Napoleon 14. October, den Frieden mit Oestreich zu Wien auf leidliche Bedingungen abzuschließen. Gleich darauf ging es in Spanien besser; die Spanier wurden in zwei Schlachten, Ocanna und Alba de Torres, 14. 28. November geschlagen, Joseph nahm 26. Januar 1810 Cordova und 1. Februar Sevilla ein, so daß die Insurgenten sich auf Cadix beschränkt sahen. Aber diese Erfolge wurden paralysirt durch eine merkwürdige Umgestaltung, die sich im Gemüth des Kaisers vollzog. Die Phantasie hatte sich völlig zum Herrn über sein Denken gemacht; die Grenzen des Möglichen schienen sich ihm zu verwischen, mit seiner Menschenverachtung steigerte sich der Glaube an seinen Stern; er griff zum Ungeheuren, um seine Allmacht zu erproben. „Napoleon", schrieb damals sein Landsmann Pozzo di Borgo an den Freiherrn von Stein, „regiert nicht, er spielt auf dem Erdkreise: mit der Welt zu spielen, ist aber nur Gott erlaubt." „Des Kaisers Wille muß geschehn! des Kaisers Wille ist das Schicksal, dem man sich unterwerfen muß." Das war das täglich laut ausgesprochene Glaubensbekenntniß seiner Diener.

Als Signal für diese Wendung betrachten die Franzosen, nicht mit Unrecht, die Scheidung von Josephine, 15. December 1809; es war das stärkste Band seines Gemüths, er zerriß es um seiner Dynastie willen. Verhängnißvoll wurde es auch darum für ihn, weil es die Entfremdung mit Rußland herbeiführte; er glaubte, eine russische Prinzessin würde es als eine Ehre betrachten, wenn er ihr seine Hand böte und erlebte mit Groll die Enttäuschung.

In Frankreich war das Land durch die ewigen Conscriptionen er-

schöpft; um die wachsende Unzufriedenheit zu dämpfen, wurde 5. Februar 1810 die Censur in einem Umfang hergestellt, wie kaum je unter der alten Monarchie. Die Druckereien wurden auf eine bestimmte Zahl herabgesetzt, die Drucker wie Beamte ernannt und vereidigt; ebenso die Buchhändler. Die Censoren strichen nicht nur, sie änderten nach Belieben. In jedem Departement durfte nur ein Tagblatt unter Autorität des Präfekten erscheinen. Im Rheinbund wurde dies System schon früher durchgeführt. — Gleichzeitig wurden die Lettres de cachet wieder hergestellt; es wurden acht Staatsgefängnisse hergerichtet, in die man gebracht werden konnte ohne richterliches Urtheil, und festgehalten nach einem freisprechenden Urtheil; „man soll", befahl der Kaiser, „dies Gesetz durch zwei Seiten liberaler Erwägungen einleiten."

Das System der großen Vasallenstaaten wurde mehr und mehr aufgegeben: es sollte einfach annectirt werden. Ein Dekret vom 8. Februar 1810 entzog dem König Joseph fast alle Macht und stellte die Annexion des Landes bis an den Ebro in Aussicht. Jeder Marschall handelte nach Gutdünken; die Wuth des Guerillakriegs nahm zu, 17. Februar wurde der Kirchenstaat definitiv einverleibt.

Während die Unterhandlungen über die östreichische Heirath am Abschluß waren, wurde 20. Februar, trotz der Fürbitten des Hofs der edle Hofer erschossen und ein neues Gemälde von Fr. Gerard (40 J.) die „Schlacht bei Austerlitz" ausgestellt: vier colossalle allegorische Figuren, la gloire, l'histoire, la victoire und la poésie entrollten das Bild von der Größe des Kaisers.

Das stolze Haus Oestreich hatte sich gefügt; Stadion wurde durch Metternich ersetzt. Die Vermählung Napoleon's mit Marie Luise erfolgte 2. April: die Liebe Josephinens fand er nicht bei der jungen Cäsarentochter. Der alte Legitimist Cardinal Maury, der die Macht des Kaisers fest gegründet glaubte, übernahm bei dieser Veranlassung die Administration des Erzbisthums Paris und fiel darüber beim Papst in Ungnade.

Der jämmerliche Ferdinand von Spanien benutzte die Gelegenheit zu einer neuen Niederträchtigkeit. „Mein glühender Wunsch", schrieb er 4. April, „ist, von dem Kaiser, unserm Herrn, adoptirt zu werden. Ich glaube, eine solche Wohlthat verdient zu haben, sowohl wegen meiner Anhänglichkeit an die geheiligte Person Sr. Majestät, als wegen meines unterthänigen Gehorsams." Er fleht um die Hand einer kaiserlichen

Princessin. „Durch diese Verbindung würde ich, abgesehn von meinem persönlichen Glück, die süße Gewißheit erlangen, daß ganz Europa sich von meiner unerschütterlichen Ehrfurcht vor Sr. Majestät überzeugte." Wohl hatte Napoleon Grund, die Menschen zu verachten.

Während der Hochzeit wurde Raynouard's zweites Stück „les états de Blois" zu St. Cloud auf die Bühne gebracht; es hatte geringern Erfolg als das vorige, der Dichter hatte mehr die historische Wahrheit als die Kunstform berücksichtigt. Namentlich der Kaiser war unzufrieden, wozu wahrscheinlich einige Bonmots beitrugen:

Souvent par un rapide et terrible retour
Le héros de la vielle est le tyran du jour.
Qui parle est factieux et qui se tait conspire.

Um diese Zeit hielt sich eine ganze Colonie junger deutscher Gelehrten in Paris auf, die in den Bibliotheken alte und romanische Literatur studirten; Adalbert von Chamisso (29 J.), in Frankreich geboren, aber ganz germanisirt — mit seiner Hülfe übersetzte Barante, dessen Ehecontract mit der Gräfin von Houdetot eben von Napoleon selbst unterzeichnet wurde, den „Nathan" und die meisten Stücke von Schiller —; Ludwig Uhland (23 J.), Immanuel Bekker (25 J.), Varnhagen; sie verkehrten viel mit A. W. Schlegel und Frau von Staël, die bei ihren Studien vielfach die Romantiker zu Rathe zog, aber ohne sich ihnen hinzugeben: was jene Ironie nannten, oder Zwecke die sich selbst auflösen, war ihr unverständlich. Sie bemühte sich, in den abgerissenen Einfällen ihrer Freunde den Zusammenhang herauszufinden, und errieth bei ihrer großen Divinationsgabe oft, was ihnen vorschwebte; allein indem sie ihm den richtigen Ausdruck gab, veränderte sie den Sinn.

Plötzlich — 18. Juni — wurde sie aus Paris ausgewiesen, und begab sich nach Chaumont, wohin ein Theil ihrer jungen Freunde ihr folgte. „Der zierliche A. W. Schlegel," schreibt Chamisso an Fouqué, „erweist uns wahre Freundschaft . . . Seine abgeglätteten Formen haben mich zur ausgelassensten Freiheit begeistert . . . Er meinte, er werde wohl fortan noch deutsch dichten, aber in Prosa solle man doch trachten, allgemein verständlich zu sein, und warum sollte man da nicht die französische Sprache gebrauchen? Er ist Meister des Stils in dieser canalliösen Sprache. Uebrigens ist er dick und fett, und speist nur bei Véry."

„In dieser alten Burg hausen denn die vornehmen Geister alle, der kluge, zierliche, kühle, schwerfällige A. W. Schlegel; die dicke, feurige Staël, leichter, froher, anmuthiger Bewegung; der fromme Montmorency, die schöne Récamier. — Die Staël hat mehr Lebensgefühl als A. W. Schlegel, ob sie sich auch weniger als er auf Anatomie versteht. Sie ist kein gemeines Weib. Sie hat Gradheit und Enthusiasmus, sie faßt alle Ideen mit dem Herzen an, sie ist leidenschaftlich und stürmisch. Andrerseits ist die Welt ihr Geburtsort, sie bewegt sich nur in ihren Formen; und aus Paris vertrieben, ist sie eben aus der Welt verbannt; Trotz meiner Fremdheit in ihrer Sphäre hat sie mich gesucht und erkannt, sie weiß viel von meinem Leben, ich viel von dem ihrigen. Schlegel ist eitel, aber uneigennützig und bieder. Er liebt eifersüchtig, drohend, gebietend; wird nur mit der größten Freundschaft und Hochachtung erwiedert. Man hat häufig explications; der Teufel ist immer los, Freundschaft ist hier zu Lande eifersüchtiger als Liebe."

Um diese Zeit vollendete Frau von Staël ihr Werk über Deutschland, für uns von der größten Wichtigkeit, weil uns zum ersten Mal von fremder Hand ein Spiegel vorgehalten wurde. Freilich war es zunächst für die Franzosen berechnet, deren einseitige Geistesrichtung durch die Achtung vor einer einer fast unbekannten und doch großartigen Nationalentwicklung erzogen werden sollte, und in dieser Beziehung hat man es nicht ohne Grund mit Tacitus' Germania verglichen.

„Nous n'en sommes pas, j'imagine, à vouloir élever autour de la France littéraire la grande muraille de la Chine, pour empêcher les idées du dehors d'y pénétrer." (Die Stelle wurde von der Censur gestrichen.) „La stérilité dont notre littérature est menacée, ferait croire que l'esprit français lui-même a besoin d'être renouvelé par une sève plus vigoureuse. ... Le bon goût en littérature est, à quelques égards, comme l'ordre sous le despotisme, il importe d'examiner à quel prix on l'achète."

Um nun den Contrast recht malerisch zu machen, wird Deutschland tief romantisch gefärbt: die Landschaften sind von dichten Wäldern bedeckt, gothische Thürme, Burgen, Hexen und Gespenster zeigen sich im Uebermaß: „les poêles, la bière et la fumée de tabac forment autour du peuple une sorte d'atmosphère lourde et chaude dont il n'aiment pas à sortir. Cette atmosphère nuit à l'activité." Aber was sie wirklich gesehn, hat sie recht gut gesehn.

Als Hauptvorzug der Deutschen rühmt sie ihre innere Wahrheitsliebe; es ist gegen ihre Natur, was sie denken, ihren Plänen dienstbar zu ma- chen. Aber diese Wahrheitsliebe verkümmert unter der Vereinzelung. Di Zersplitterung Deutschlands, „funeste à sa force politique, était ce- pendant très-favorable aux essais de tout genre qui pouvaient tente le génie et l'imagination. Il y avait une sorte d'anarchie douce e paisible, qui permettait à chaque homme le développement entie de sa manière de voir individuelle. Comme il n'existe point de ca- pitale, l'esprit de société exerce peu de pouvoir; l'empire du goû et l'arme du ridicule sont sans influence. La plupart des écrivains e des penseurs travaillent dans la solitude, ou seulement entourés d'u petit cercle qu'ils dominent; ils se laissent aller, chacun séparémen à tout ce que leur inspire une imagination sans contrainte; et s l'on peut apercevoir quelques traces de l'ascendant de la mode e Allemagne, c'est par le désir que chacun éprouve de se montre tout-à-fait différent des autres."

Dadurch wird nicht blos das Gemeingefühl der Nation beeinträchtigt sondern auch die Thatkraft, weil man nie das Gefühl hat, von eine großen Ganzen gestützt zu werden, und sich selber mißtraut, sobald es zu

doch auch Weimar gehört) „l'esprit des hommes se rétrécit; on y vit tellement en présence les uns des autres, qu'on est oppressé par ses semblables; ce n'est plus cette opinion à distance, qui vous anime et retentit de loin comme le bruit de la gloire: c'est un examen minutieux de toutes les actions de votre vie, une observation de chaque détail, qui rend incapable de comprendre l'ensemble de votre caractère; et plus on a d'indépendance et d'élévation, moins on peut respirer à travers tous ces petits barreaux.“ Und noch schlimmer erscheint diese Kleinstädterei, da sie von keinen festen sittlichen Verhältnissen getragen wird. Am meisten befremdet die Leichtigkeit der Scheidungen: „On change aussi paisiblement d'époux que s'il s'y agissait d'arranger les incidents d'un drame . . . et comme il y a chez les Allemands plus d'imigination que de vraie passion, les événements les plus bizarres s'y passent avec une tranquillite singulière. C'est ainsi que les moeurs et le caractère perdent toute consistance; l'esprit paradoxal ébranle les institutions les plus sacrées.“

Da in England die sittlichen Verhältnisse geordnet sind, „leur poésie se sent de la délicatesse et de la fixité de ses affections; les Allemands, plus indépendants en tout parce qu'ils sont moins libres, peignent les sentiments comme les idées, à travers des nuages; on dirait que l'univers vacille devant leurs yeux, et l'incertitude même de leurs regards multiplie les objets dont leur talent peut se servir.“ Die deutschen Moralisten malen die Gesellschaft mit einer gewissen Unkenntniß, die anfangs anzieht, bald aber einförmig wird. Der entscheidende Zug der deutschen Literatur „est de rapporter tout à l'existence intérieure; et comme c'est là le mystère de mystères, une curiosité sans bornes s'y attache. Une délicatesse exagérée, ou plutôt une façon bizarre de concevoir le coeur humain peut intéresser en théorie, mais non quand on la met en action, et qu'on en veut faire ainsi quelque chose de réel.“

„L'extrême susceptibilité du caractère des Allemands est une des grandes causes de l'importance qu'ils attachent aux moindres nuances du sentiment, et cette susceptibilité tient souvent à la vérité des affections. Toutefois il faut se garder de ces codes de sentiments si subtils et si nuancés, que beaucoup d'écrivains allemands ont multipliés de tant de manières, et dont leurs romans sont remplis. Les Allemands ne sont pas toujours parfaitement naturels. Certains de

loyauté, de leur sincérité dans tous les rapports réels de la vie, ont tentés de regarder l'affection du beau comme un culte envers n, et de ce genre des exagérations ils gâtent tout. De là cet usiasme obligé pour la lune, les forêts, la campagne et la de; de là ces maux de nerfs, ces sons de voix maniérés, ces ds qui veulent être vus, tout cet appareil enfin de la sensi-, que dédaignent les âmes fortes et sincères.“ Selbst beim ehr-n Gemüth führt diese Casuistik zuletzt zur Affectation und zur Lüge. nations ardentes ne parlent de la sensibilité qu'avec terreur; ations paisibles et rêveuses croient pouvoir l'encourager sans te. Au reste l'on n'a peut-être jamais écrit sur ce sujet avec vérité parfaite, car chacun veut se faire honneur de ce qu'il uve ou de ce qu'il inspire.“

Die Gewohnheit des Reflectirens, das Streben, für das Verhalten tzten Gründe in der Metaphysik zu suchen, schwächt die Macht der neinen Sitte über den Einzelnen, und begünstigt eine gewisse Em-samkeit, die hinter harten Worten ein unschlüssiges Herz versteckt. t es sich um die Metaphysik handelt, so ist auch ein dunkler und

irt die Einzelnen, und so findet sich kein gemeinsames Band in Deutsch-
d. Bei dieser Subjectivität des Lebens „les Allemands se croient
s engagés par les affections que par les devoirs.“

Ein Franzose versteht zu sprechen, auch wenn er keine Ideen hat:
Deutscher hat immer mehr Ideen im Kopf, als er ausdrücken kann.
t einem Franzosen kann man sich unterhalten, selbst wenn er keinen
rstand hat, er erzählt unbefangen, was er gesehn und gethan; ein
utscher, der nicht denkt, kann auch nichts sagen, er verwickelt sich in den
flichkeitsformen und setzt sich und Andre in Verlegenheit. In Frank-
h hat der Unwissende und Beschränkte ein großes Selbstgefühl; wenn
ı etwas dunkel erscheint, oder Mühe macht, so verurtheilt er es ohne
iteres; in Deutschland haben die Unwissenden den besten Willen, sie
rden erröthen, sich nicht zu der Höhe der Gedanken eines berühmten
hriftstellers erheben zu können, und weit entfernt, sich als Richter zu
rachten, streben sie darnach, Schüler zu werden. In Frankreich gibt
über jeden Gegenstand so viel fertige Redensarten, daß auch der ein-
igste Mensch mit ihrer Hilfe eine Zeit lang leidlich verständig reden
n; in Deutschland wird der Unwissende nie wagen, mit seiner Mei-
ng hervorzutreten, denn da keine Meinung als unbestreitbar anerkannt
muß man stets schlagfertig sein, und nur der Gebildete darf sprechen.
: Deutschen haben einen solchen Ekel vor Gemeinplätzen, daß, wenn
einmal darauf eingehn, sie dieselben mit den Nebeln der Metaphysik
hüllen, um sie für neu auszugeben. Selbst die Ehrlichkeit des deutschen
arakters hindert sie, gut zu erzählen. Sie lachen über das, was sie
en, bevor sie daran denken, Andre zum Lachen zu bringen. Die Sprache
auf's feinste ausgebildet für Poesie und Orginalität, aber die gemeinen
dürfnisse zu befriedigen, ist sie nicht geeignet. Wo die Deutschen sich
das alltägliche Leben einlassen, hört ihre innere Betheiligung auf und
werden geistlos. Es gibt keinen festen Geschmack, Alles ist unabhängig
ı individuell, jeder Dichter schafft sich eine eigne Sphäre, das Publikum
ıfängt von ihm seine Gesetze. Daher wirkt in Deutschland die Kritik
wenig. Die Franzosen denken und leben in den Andern, wenn auch
: aus Eitelkeit, und man merkt aus der Mehrzahl ihrer Werke, daß
Hauptzweck nicht der Gegenstand ist, den sie behandeln, sondern
Wirkung, die sie hervorbringen. Die französischen Schriftsteller sind
s in Gesellschaft, denn sie verlieren keinen Augenblick das Urtheil und
Spott des neuesten Geschmacks aus den Augen.

Die Deutschen könnten auch von den Franzosen noch manches lernen: „à se montrer moins irritables dans les petites circonstances, afin de réserver toute leur force pour les grandes; ils devraient aussi, lorsqu'ils sont capables du dévouement entier de leur vie, ne pas la rattraper en détail par une sorte de personnalité minutieuse que ne se permettrait pas le véritable égoisme."

Dagegen sollten in der Philosophie die Franzosen bei den Deutschen in die Schule gehen. Hier stimmt Frau von Staël ganz mit Barante überein. — Die großen Denker Deutschlands haben gezeigt, daß durch die höhere Bildung des Verstandes auch die Heiligthümer des Herzens wieder hergestellt werden: sie haben in der Welt des Gedankens den Cultus des Unendlichen aufgerichtet, der zur Poesie und Religion zurückführt; sie haben den Enthusiasmus zum Erbgut der deutschen Nation gemacht. Oberflächlicher Witz kann dies Gefühl leicht verspotten, aber das Wahre finden wir nur durch Erhebung der Seele. Alles was unsern Geist erniedrigt, ist Lüge, und der Irrthum ist stets auf Seiten der gemeinen Gefühle.

Die Franzosen fragen bei jedem philosophischen Satz: wie kann man ihn praktisch anwenden? Aber es ist mit der Philosophie, wie mit einem rafaëlischen Gemälde: „elle est la beauté de la pensée, elle atteste

sie nicht eben die Gabe besitzen, sich verständlich zu machen. „Ils s'attaquent les uns les autres avec amertume, et l'on dirait, à les entendre, qu'un degré de plus en fait d'abstraction ou de profondeur donne le droit de traiter en esprit vulgaire et borné quiconque ne voudrait pas ou ne pourrait pas y atteindre. Les Allemands recherchent le vrai consciencieusement; mais ils ont un esprit de secte très-ardent en faveur de la doctrine qu'ils adoptent.“ Aber auch das hat sein Gutes. „Les nouveaux philosophes, en élevant leurs conceptions à une grande hauteur, ont habilement flatté l'amour-propre de leurs adeptes, et l'on doit les louer de cet art innocent: car les Allemands ont besoin de dédaigner pour devenir les plus forts; il y a trop de bonhommie dans leur caractère comme dans leur esprit.“

„Il semblerait qu'un système de philosophie qui attribue à ce qui dépend de nous, à notre volonté, une action toute-puissante, devrait fortifier le caractère et le rendre indépendant des circonstances extérieures; mais nulle théorie abstraite n'est assez efficace pour donner à une nation de l'énergie. Nul individu n'arrive, ni par la philosophie spéculative, ni par la connaissance des affaires seulement, à toute la dignité du caractère de l'homme; et les institutions politiques et religieuses ont seules l'avantage de fonder dans les nations une morale publique, qui donne aux sentimens exaltés l'occasion de se développer dans la pratique de la vie. — Les Allemands sont vertueux, intègres comme hommes privés, comme pères de famille, comme administrateurs; mais leur empressement complaisant pour le pouvoir fait de la peine. La sagacité de l'esprit philosophique leur a seulement appris à connaître en toutes circonstances la cause et les conséquences de cequi arrive, et il leur semble que, dès qu'ils ont trouvé une théorie pour un fait, il est justifié. — Les spéculations philosophiques ne conviennent qu'à un petit nombre de penseurs, et loin qu'elles servent à lier ensemble une nation, elles mettent trop de distance entre les ignorants et les hommes éclairés. Il y a en Allemagne trop d'idées neuves et pas assez d'idées communes en circulation. Les pensées et les intérêts qui réunissent les hommes entr' eux, doivent être d'une nature simple et d'une vérité frappante. Lorsqu'on fait inter-

venir la méthaphysique dans les affaires, elle sert à tout confondre pour tout excuser, et l'on prépare ainsi des brouillards pour asile à sa conscience.“

Mehr noch als die Wärme für die deutsche Literatur und die englische Verfassung mißfiel den regierenden Kreisen der Seitenblick auf die Unterdrückung alles Individualismus in Frankreich. „Oh France!“ heißt es am Schluß, „terre de gloire et d'Amour! si l'enthousiasme un jour s'éteignait sur votre sol, si le calcul disposait de tout, et que le raisonnement seul inspirât même le mépris des périls, à quoi vous serviraient votre beau ciel, vos esprits si brillants, votre nature si féconde? Une intelligence active, une impétuosité savante vous rendraient les maîtres du monde: mais vous n'y laisseriez que la trace des torrents de sable, terribles comme les flots, arides comme le désert.“

Das Buch war, nach einer Menge von Censurstrichen, in 10,000 Exemplaren gedruckt, als der Polizeiminister plötzlich die ganze Auflage einstampfen ließ und Frau v. Staël die Weisung gab, Paris binnen 24 Stunden zu verlassen. Auf ihre Bitte um Auskunft erwiederte er 3. October 1810: „Votre exil est une conséquence naturelle de la

bis ins Innerste der Familien ein, jedes Privatgespräch wurde belauscht und angezeigt; wer es wagte, eine Beschwerde an den Kaiser zu richten, wurde durch eine Militärexecution bestraft! Die eignen Brüder wurden mißhandelt; 22. Juli wurde, nach Ludwig's Wegschaffung, Holland einverleibt, die Schrecken der Continentalsperre erreichten durch den Tarif von Trianon 5. August ihren Höhepunkt. — In Spanien traten die Cortes 24. September in Isla de Leon zusammen und decretirten gegen den Widerspruch der clericalen Preßfreiheit. 1. Oct. übergab Talleyrand dem spanischen Gesandten ein Schreiben, welches den Entschluß ankündigte, Spanien zu annectiren. Die Erfahrung habe bewiesen, daß die großen Absichten des Kaisers nicht anders erfüllt werden könnten, als durch die Einverleibung der an Frankreich grenzenden Staaten. Italien, „die Seite Frankreichs", sollte Spaniens Schicksal theilen. Joseph sollte freiwillig abdanken und den Schutz des Kaisers für das verirrte Spanien anflehn, der dann folgende Proclamation erlassen würde: „Ich hatte beschlossen, euch der Ruchlosigkeit und Anarchie zu überlassen. Ich hatte mein Gesicht von euch abgewandt und betrachtete Spanien als nicht vorhanden im politischen Weltall. Mein Bruder hat meine Großmuth erweckt. Er hat mich angefleht, den Untergang seiner Unterthanen nicht zuzulassen. In glücklicher Stunde seid ihr nun meine Unterthanen" u. s. w.

Der Erfolg der Waffen in Spanien war nicht angethan, den Erlaß dieser Proclamation zu beschleunigen; dafür wurde 10. December plötzlich das ganze deutsche Nordseeufer einverleibt. Das deutsche Reich hätte keinen Widerstand geleistet, aber einer der vertriebenen Fürsten, der Herzog von Oldenburg, war Verwandter des Kaisers Alexander und seine Vertreibung das Signal zum Bruch mit Rußland.

In dieser Zeit begann Chateaubriand (42 J.) an den Memoiren zu schreiben, die erst nach seinem Tod heraus kommen sollten. Die Veröffentlichung seiner orientalischen Reise hatte die Aufmerksamkeit wieder auf ihn hingelenkt, nach Chénier's Tod, 10. Januar 1811, wurde er für die Akademie in Vorschlag gebracht, und in Folge eines von Daru abgestatteten sehr günstigen Berichts gewählt. Er arbeitete eine Eintrittsrede aus, die sich über Chénier selbst und den Geist der Revolution ziemlich streng aussprach, aber durch die Verherrlichung der Freiheit im Allgemeinen und namentlich durch das Lob einiger Napoleon persönlich verhaßter Schriftsteller Anstoß gab. Er hatte selber kaum erwartet, daß diese Rede die Erlaubniß der kaiserlichen Behörden erhalten würde: si

wurde gestrichen, und so blieb sein wirklicher Eintritt in die Akademie bis auf bessere Zeiten verschoben. In dieser Rede pflanzt er das politische Symbol auf, dem er bei allem Wechsel in seinen Ansichten treugeblieben ist: die Vermählung der Freiheit und der Ehre. „Les chevaliers eux-mêmes, s'ils sortaient aujourd'hui de leurs tombeaux, suivraient la lumière de notre siècle. On verrait se former cette illustre alliance entre l'honneur et la liberté, comme sous le règne des Valois les créneaux gothiques couronnaient avec une grâce infinie dans nos monuments les ordres empruntés de la Grèce.“ In derselben Rede kam folgende Stelle vor: „Il y a des personnes qui voudraient faire de la littérature une chose abstraite, et l'isoler au milieu des affaires humaines. . . . Autre temps, autres moeurs. Héritiers d'une longue suite d'années paisibles, nos heureux devanciers ont pu se livrer à des discussions purement académiques qui prouvent encore moins leur talent que leur bonheur. Mais nous, restes infortunés d'un grand naufrage, nous n'avons plus ce qu'il faut pour goûter un calme aussi parfait. Nos idées ont pris un cours différent. L'homme a remplacé en nous l'académicien; et dépouillant les lettres de ce qu'elles peuvent avoir de futile, nous ne les voyons plus qu'à travers nos puissants souvenirs et l'expérience de notre adversité. Quoi! après une révolution qui nous a fait parcourir en quelques années les événements de plusieurs siècles, on interdira à l'écrivain toute considération morale? on lui défendra d'examiner le côté sérieux des objets? il passera une vie frivole à s'occuper de chicanes grammaticales, de règles de goût, de petites sentences littéraires? il vieillira dans les langes de son berceau? il ne montrera pas sur la fin de ses jours un front sillonné par de longs travaux, par de graves pensées, et souvent par de mâles douleurs qui ajoutent à la grandeur de l'homme? — Quels soins importants auront donc blanchi ses cheveux? — Les misérables peines de l'amour-propre et les jeux puérils de l'esprit.“

Es war ein richtiger Instinct, wenn Chateaubriand in dieser Trennung des poetischen und wirklichen Ideals den Grund für den Verfall auch des künstlerischen Schaffens sah. Aufmerksam auf jede Regung im Volk, wußte der verwegene Neuerer auch die Classiker für sich zu gewinnen; maaßlos im Angriff verstand er doch sehr geschickt zu schmeicheln. In ihm gewinnt das 19. Jahrhundert sein Bürgerrecht dem alten gegen-

über: — „brillant interprète,“ wie Guizot sehr richtig sich ausdrückt, „des idées souvent incohérentes et des sentiments troublés du 19. siècle, et atteint lui-même de ces maladies de notre temps qu'il a si bien comprises et décrites, et tour à tour combattues et flattées.“ „Gibt es,“ fügt er hinzu, „eine einzige unserer moralischen Anlagen, und Gebrechen, die sich in ihm nicht wiederfinde? „Nos espérances si démesurées, nos dégoûts si prompts, nos tentations si changeantes, nos ardeurs, nos défaillances et nos renaissances perpétuelles, nos ambitions et nos susceptibilités alternatives, nos retours vers la foi et nos rechutes dans le doute, cette activité à la fois inépuisable et incertaine, ce mélange de passions nobles et d'égoisme, cette fluctuation entre le passé et l'avenir, tous ces traits mobiles et mal assortis qui caractérisent parmi nous l'état de la société et de l'âme humaine, M. de Chateaubriand les portait aussi en lui-même. De là sa popularité, générale au milieu de nos dissensions, persévérante en dépit de nos révolutions politiques et littéraires.“

Uebrigens trat der Mann, der bestimmt war, die geistige Richtung, welche Chateaubriand angebahnt, der Welt mit der Gewalt eines großen Dichters aufzuprägen, jetzt zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit: Lord Byron (23. J.) kehrte 2. August 1811 nach England zurück; er hatte Spanien, Griechenland, die Türkei, Kleinasien durchreist, mit dem blutigen Ali Pascha verkehrt, den Hellespont durchschwommen, und brachte die ersten Gesänge des „Childe Herold“ als Ausbeute seiner Reise nach Europa. Aus einem vollern Kelch hatte er das süße Gift des Weltschmerzes getrunken als der Dichter des „René“.

Es gibt in Napoleon's Leben wohl kaum einen Augenblick, wo der Größenwahnsinn so stark hervortrat, als bei der Geburt seines Sohnes, 20. März 1811, wodurch nun seine Dynastie auf immer gesichert schien. Daß er das Kind sofort zum König von Rom erhob, mochte noch hingehn; daß aber Personen von Stand ihre Bitten dem Kleinen vortragen mußten, und daß, wenn derselbe zu lächeln schien, der Kaiser die Bitte für gewährt erklärte, das ging stark über das bloße Ceremoniell hinaus.

Schon wurden in aller Stille die Rüstungen gegen Rußland betrieben; Männer, die lange ihre Dienstpflicht geleistet, wurden gewaltsam eingezogen; alle Unternehmungen stockten, in den Dörfern gab es kaum noch Arbeiter. „La vie domestique,“ erzählt Guizot, „dans les con-

ditions les plus obscures comme dans les plus hautes, était frappée des mêmes coups qui renversaient les trônes des rois et les frontières des États.“

Napoleon's Bewunderer haben die Momente auszurechnen gesucht, in denen er bereit war, das Schwert niederzulegen; sie irren darin ebenso, wie die Freunde Robespierre's. Auch Robespierre seufzte fortwährend nach dem Tage, wo die Verschwörer endlich den sanftern Gefühlen seines Herzens Raum lassen würden; es war immer nur noch eine Klasse von Verschwörern, die hingerichtet werden mußten, und dann sollte Frankreich ein glückliches Volk von Brüdern sein. Es gibt wirklich gutmüthige Männer, die das für baare Münze genommen haben. Aber was die Alten den Neid der Götter nannten, war kein leerer Einfall. Die historische Größe verlangt ein Opfer, die ungeheure, unwiderstehliche Gewalt, mit der ein großer Mann seine Zeit sich dienstbar macht, wendet sich auch gegen ihn; sie ist der Dämon seines Lebens. Freilich war der Verstand des Kaisers ebenso groß, als seine Willenskraft, aber er stand in zweiter Linie; er durfte sich nur zeigen, soweit er der Leidenschaft diente. Was wir als Frevel oder als Raserei bei Napaleon bezeichnen, war dieselbe Kraft, die ihn zum Herrn der Situation machte; ja ohne das Uebermaaß, ohne die Ausschweifung seiner Kraft hätte er nicht die folgenschweren Wirkungen auf sein Jahrhundert ausgeübt.

Es war einer von den Gewaltakten des neuen Despotismus, daß Bertin das Eigenthumsrecht am „Journal de l'Empire“, das nun 32,000 Abonnenten zählte, ohne Weiteres genommen wurde: der Kaiser erklärte einfach, Bertin habe sich nun genug bereichert, es müßten auch noch Andere daran kommen!

An Warnungsstimmen fehlte es nicht. In Spanien wurde 16. Mai 1811 das französische Heer bei Albuera geschlagen. Die Cortes nahmen 31. August den Beschluß an: „Die Souveränetät ruht in der Nation, und ihr allein steht das Recht zu, die Grundgesetze zu schaffen.“ „Alles ist dem Gesetz der menschlichen Natur unterworfen, der Monarch nicht ausgenommen. Es mögen also die gekrönten Häupter wissen, daß in einem äußersten Falle die vereinte Nation ihnen ihr Recht nehmen kann.“

„Die Gährung,“ schreibt December 1811 der leichtsinnige Jerome, König von Westphalen, an den Kaiser, „ist auf dem höchsten Gipfel;

man stellt sich das Beispiel Spaniens vor Augen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, ist zu fürchten."

Wohl strahlte das Kaiserreich unmittelbar vor seinem Untergang noch im hellsten Glanz, das Land war berauscht. Die Kirche selbst, die kalte, harte, egoistische Macht, entzog sich dem Schwindel nicht: sie sah in Napoleon den Erwählten des Herrn, den Wiederhersteller ihres Reichs. An der Wiege des Königs von Rom sammelten sich die Großen von Europa, und Frankreichs Poeten sahen in ihm den hellleuchtenden Stern der Zukunft.

Für diejenigen aber, welche weder Militärs noch Panegyriker waren, war das Kaiserreich eine unerfreuliche Epoche. Man fühlte, daß Frankreichs Blut in den fortwährenden Kriegen erschöpft, daß alle productiven Kräfte der Nation im Keim erstickt wurden, es verbreitete sich ein tiefes Gefühl der Traurigkeit über das Volk, man war unruhig über die Zukunft und doch in einer vollständigen Unwissenheit über das, was man hoffen sollte; man wandte sich nicht von der Regierung ab, man suchte sein Heil nicht anderwärts; die Zeit der Illusionen und Wünsche war vorüber und mit der Freiheit war auch die Kraft des Hasses, die Kraft der Aufopferung untergegangen. Man wünschte nicht den Fall des Kaiserreichs, man hoffte keine Reform, man unterzog sich ihm wie einer dunklen Nothwendigkeit: gleich unfähig, ihm Schranken zu setzen oder es zu stürzen, empfand die ganze Generation ihr Dasein als ein zweckloses; längst von den Theorien zurückgekommen, bewahrte sie eine unbestimmte Abneigung gegen alle Systeme, sie mißtraute jeder Opposition, kalt und berechnend glaubte sie nicht mehr an die Ideen, sondern nur an die Thatsachen. „Ich denke überhaupt nicht!" antwortete Siéyès, als man ihn fragte, was er über eine bestimmte Sache dächte. Für die Zöglinge der kaiserlichen Lyceen, ausschließlich in der Lecture Virgil's und Cicero's, in der Philosophie Condillac's und in der Geometrie unterrichtet, gab es keine Vergangenheit Frankreichs. Es war dem Militärstaat doch nicht gelungen die gesammten Kräfte der Nation für sich zu gewinnen; wie die ehemalige Demokratie, stand er außerhalb des wirklichen Lebens, und die äußere Niederlage mußte auch seinen innern Sturz herbeiführen.

XIV.

Als Guizot vierzig Jahre später seine Arbeiten aus dieser Zeit neu herausgab, blickte er mit einiger Rührung auf seine alte Bildung zurück. „On cultivait et on aimait vraiment les lettres dans ce temps qui leur laissait si peu de place. Jamais la politique rude n'a plus complètement dominé la France; jamais la force n'a plus incessamment rempli les années, les mois, les jours, de ses coups et de ses hasards. La guerre semblait devenue l'état normal des sociétés humaines. Non pas la guerre contenue dans certains bornes par le droit de gens et les anciennes traditions des états, mais la guerre illimitée, immense, renversant, bouleversant, confondant ou séparant violemment les gouvernements et les nations."

„Un tel régime, dans ses gloires comme dans ses désastres, convient mal aux lettres; elles veulent ou plus de repos ou plus de liberté. Et pourtant telle est la vitalité intellectuelle de la France que, même alors, elle ne s'est point laissé enfermer ni épuiser dans une seule carrière, et qu'elle a fourni de nobles plaisirs à l'esprit des hommes en même temps qu'elle prodiguait à l'insatiable ambition d'un homme des milliers d'habiles et énergiques soldats."

Mehr noch zeigt sich dieser literarische Eifer in der Prosa als in der Poesie. Namentlich in der Wissenschaft, die Barante mit Recht als die schwache Seite des 18. Jahrhunderts bezeichnet hatte, der Geschichte, regte sich ein frisches Leben.

Guizot selbst — der gleichzeitig eine pädagogische Zeitschrift herausgab — schrieb eine ausführliche Kritik von Gibbon's Römischer Geschichte. Er brauchte dazu deutsche Arbeiten, sehr zum Verdruß seines Gönners Fontanes, der gegen ihn behauptete, die Deutschen hätten weder in der Philosophie noch in der Geschichte und Philologie irgend etwas Neues entdeckt. Guizot vertheidigte sehr lebhaft seinen Standpunkt, worauf Fontanes halb scherzhaft halb verdrießlich sich an seine Nachbarn wandte: „ces protestants, on ne les fait jamais céder!"

Das Verdienst, die historischen Studien in Frankreich populär gemacht zu haben, kommt in erster Linie Michaud (44 J.) zu, von dessen „Geschichte der Kreuzzüge" 1811 der erste Band erschien — in derselben Zeit, wo auch unser Wilcken den Gegenstand zu bearbeiten anfing. Ein

gut geschriebenes, auf gründlichen Studien beruhendes Buch, mit einiger Anschaulichkeit und Farbe, völlig frei von dem Vorurtheil des 18. Jahrhunderts gegen das Mittelalter; eher mit Vorliebe für das Ritterthum und seine Ideen.

Eine sehr tüchtige Arbeit waren die „Mémoires sur l'ancienne Gaule", die den Verfasser, Walkenaër (40 J.), in die Académie des Inscriptions brachten. Er hat sich auch um Horaz, Lafontaine und andere Schriftsteller des 17. Jahrhunderts verdient gemacht.

Sismondi (38 J.) hielt in Genf Vorlesungen über die südeuropäische Literatur, in denen er nachwies, wie im Mittelalter die verwandten Völker der Provençalen, Italiener, Spanier und Portugiesen in Bezug auf die Sprache, wie auf die sittlichen und ästhetischen Vorstellungen einen gegenseitigen Einfluß auf einander übten. — Ginguené (63 J.) von Fauriel unterstützt, gab die „Histoire littéraire d'Italie" heraus, die Quellenbasis für spätere Forschungen.

Auch die ernsten Studien hatten guten Fortgang. B. Constant, seit Mai 1811 in Göttingen (jetzt einer westphälischen Universität), wo auch Villers angestellt war, arbeitete an seinem großen Werk über die Geschichte aller Religionen. „Je vis", schreibt er an Fauriel, „avec mes Egyptiens et mes Scandinaves, qui quelquefois me paraissent de contemporains, quand je trouve chez eux des opinions absurdes: sous ce rapport il y a toujours moyen de se retrouver dans son pays." — Daunou (50 J.) stellte Untersuchungen über das Fatum der Alten an.

1811 gewann Maine de Biran (45 J.) mit dem „Memoire sur les rapports du physique et du moral" den Preis der Akademie von Kopenhagen: er hatte vorher verschiedene Aemter bekleidet und lebte jetzt in Paris, als Mitglied der Opposition. Seine früheren Schriften „sur l'apperception interne immédiate", „sur les perceptions obscures", über die Schädellehre und den Somnambulismus waren wie die neue Abhandlung nur Vorstudien zu seinem Hauptwerk „sur les fondements de la psychologie et sur ses rapports avec l'étude de la nature", an welchem er unablässig arbeitete. Wie Lavoisier für die Chemie, sucht er für das geistige Leben das Grundprincip, er findet es, wie Fichte, im Ich, im Akt des Bewußtseins; der Mensch sagt Ich, indem seine innere Aktivität ihm seine Existenz offenbart. Diese Aktion ist ein Wollen, das sich mit einem Widerstand verbindet: der Willen, als

Grund der Persönlichkeit, hat den Organismus außer sich; Seele und Leib treten nun im Bewußtsein als Zweierlei auf. Aus dieser Grundthatsache werden alle Begriffe hergeleitet: Kraft, Substanz, Causalität, Freiheit. Der Begriff des Raumes entsteht in dem innern unmittelbaren Gefühl des Körpers und seiner Theile, der Begriff der Zeit im Innewerden der successiven Acte des Willens. Diese Grundbegriffe sind also nicht eigentlich angeboren, sondern aus der Grundthatsache des Bewußtseins entwickelt; sie sind verschieden von den Ideen, welche auf dem Wege der Abstraction und Vergleichung aus den äußern Eindrücken gewonnen werden. — Jene Grundthatsache ist nicht weiter aufzulösen und zu erklären, aus ihr aber erklärt sich aber das Leben.

In späteren Jahren fand er dies Princip nicht mehr ausreichend. Er fand den Willen unvermögend, das Gebot der Vernunft stets zu erfüllen; der Wille und das Bewußtsein münden stets im Streben nach dem Glück aus, und dieses ist nicht zu erreichen. So ist der Wille von einer höhern Macht abhängig, der Quelle des Glücks und der Leiden, und diese zwar nicht zu zeigen, aber anzuerkennen, ist die Aufgabe der höhern Philosophie.

Maine de Biran's Wirkung wurde verkümmert durch das Gesuchte und Schwerfällige seiner Sprache, in welcher sich die Einsamkeit seines Gedankenlebens erräth. — Ein anderes, zur Wirkung auf die Menge ungleich reicher befähigtes Talent kam ihm in seiner Richtung zu Hülfe.

Als Lehrer der Philosophie an der neu begründeten Universität wurde Royer-Collard (48 J.) berufen; nach einigem Streben gab er dem Zureden seines Gönners Fontanes nach.

Er war aus einer Familie, die von väterlicher wie von mütterlicher Seite durch eine Reihe von Generationen der jansenistischen Schule angehörte und durch ihr strenges und heiliges Leben in dieser ernsten Gemeinschaft Ansehen gewonnen hatte. Der Vater war ein schlichter Landmann, der Mutter blieb die Sorge für die Erziehung der Kinder überlassen. Royer-Collard hat später den theologischen Lieblingssatz der Schule von der ausschließlichen Rechtfertigung durch die Gnade verworfen, weil ihm der Begriff der Gerechtigkeit über Alles ging und die Willkür als ein Widerspruch gegen die Idee des höchsten Wesens erschien, aber seine Gesinnung nahm die Farbe seiner Schule an: Ernst, auch in den gleichgiltigen Dingen des Lebens Strenge gegen sich und gegen die An-

dern, ein tiefes Pflichtgefühl, Neigung zur schroffen Opposition und daneben jenes sarkastische Talent, das auch Pascal characterisirt. Die Mutter ließ ihn in der Schule der Oratorier erziehen (pères de la doctrine chrétienne), zuerst zu Chaumont, dann zu St. Omer. Die letztere Anstalt stand unter der Leitung eines Oheims, der ihn zwang, nach einer strengen Methode seine Studien von vorn anzufangen, und ihn an Gewissenhaftigkeit im Denken und Arbeiten gewöhnte. Von jener Erziehungsanstalt schreibt sich beiläufig das spätere Stichwort der Doctrinairs her. In St. Omer übernahm er in der Absicht, in den Orden zu treten, für einige Zeit die Stelle eines Lehrers der Mathematik, dann aber wandte er sich der juristischen Laufbahn zu und wurde kurz vor Ausbruch der Revolution Advocat am Parlament zu Paris. Mit Enthusiasmus gab er sich der politischen Bewegung hin, von der er die Herstellung eines öffentlichen Rechtszustandes hoffte, und gelangte nach Erstürmung der Bastille in den Gemeinderath, wo er die Anarchie möglichst zu dämpfen suchte. Schon nach der Flucht des Königs schied er aus dem Gemeinderath; doch fuhr er fort, innerhalb der Sectionen gegen die Unruhestifter zu wirken, die ihn bei Beginn der Schreckenszeit ächteten. Er floh auf das Gut seiner Mutter, wo seine Familie so viel Achtung genoß, daß sich kein Verräther fand. Die Schreckenszeit ging vorüber, und der junge Royer-Collard wurde aus seiner Zurückgezogenheit abgeholt, um in den Rath der Fünfhundert einzutreten. Noch glaubte er an das Gedeihen der Republik, aber als der Staatsstreich vom 18. Fructidor eine neue Verfolgung begann, meinte er einzusehen, daß nur die Wiederherstellung der Monarchie ein geordnetes Staatsleben möglich mache. Das Princip der Legitimität war bei ihm nicht Sache des Herzens und der Phantasie, sondern Frucht reifer männlicher Studien. Ueberzeugt, daß in dem fortwährenden Wechsel der öffentlichen Meinung eine bleibende Autorität aufrecht erhalten werden müsse, um die geschichtliche Tradition fortzupflanzen, betheiligte er sich an einer royalistischen Verschwörung, bis er sich von der Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen überzeugte und sich auf's Land zurückzog. Die Aufrichtung des Kaiserreichs konnte ihn in seiner royalistischen Gesinnung nicht erschüttern, da er in ihm die Herrschaft der rohen Gewalt verabscheute. Die Allmacht der Polizei, die Verachtung jedes freien Gedankens, die beständige Kriegführung ohne greifbares Ziel, die Willkür und Ungerechtigkeit gegen die Einzelnen, das alles mußte einen Mann empören, der von einem leidenschaftlichen Rechtsgefühl durchdrungen war. Gleich

nach seiner Rückkehr auf's Land verheirathete er sich mit einer Dame aus einem altadeligen Hause. In der Erziehung seiner Kinder bewährte er die Strenge seines Characters. Die Kinder wurden den strengsten Entbehrungen unterworfen; sie mußten sich durch häufigen Krankenbesuch mit dem Anblick des Leidens und des Todes vertraut machen und sich überall daran gewöhnen, rasch und verständig einzugreifen. Jede Stunde des Tages hatte ihre regelmäßige Beschäftigung. Die Frivolitäten des Zeitalters, nicht blos die gesellschaftlichen Vergnügungen und die Romanlectüre, sondern auch die Künste wurden verbannt; die Phantasie wurde unterdrückt, dagegen das Rechtsgefühl, die Wahrheitsliebe und der gesunde Menschenverstand ausgebildet.

Wenn er auch viel nachgedacht und viel gelesen (Pascal, Corneille, Bossuet, Racine, La Bruyère, Milton), so hatte er doch aus der Philosophie kein systematisches Studium gemacht. Die Philosophie Condillac's ließ seinen moralischen Sinn unbefriedigt, der in den öffentlichen Verhältnissen nach einer festgefugten Ordnung und in den Ideen nach einer unumstößlichen Autorität verlangte. Maine de Biran suchte in der Philosophie lediglich einen Halt für sein eigenes unsichres Denken und Empfinden; Royer-Collard betrachtete sie als Gesetzgeber und verlangte von ihr Grundsätze für die Herstellung eines öffentlichen Rechts. Der Sensualismus, der alle geistigen Regungen aus sinnlichen Eindrücken herleitete, schien ihm die Integrität des Characters zu untergraben. Die Philosophie, die er suchte, mußte eine wissenschaftliche Widerlegung des Sensualismus enthalten. Der Zufall spielte ihm eine kleine Schrift des Dr. Reid in die Hände: Essay on human understanding: in ihr fand er, was er suchte.

Er faßte seine Aufgabe durchaus praktisch: die Philosophie deutlich und anwendbar zu machen und die Politik Grundsätzen zu unterwerfen, die Willkür und Verwegenheit des Denkens in Zucht zu nehmen, die bunte Welt der Thatsachen in Reihe und Glied zu stellen, eine Theorie zu finden, die den Bedürfnissen der Generation von 1789 entspreche und aus einer gewissenhaften Untersuchung der menschlichen Natur hergeleitet sei. Was Royer-Collard an Condillac gefesselt hatte, fand er auch bei Reid vor, die Methode der Beobachtung und Analyse, aber die neue Lehre imponirte ihm durch ihre Uebereinstimmung mit dem gesunden Menschenverstand. Der bon sens war die Waffe gewesen, mit der die Aufklärung des 18. Jahrhunderts das Gefühl bis zur äußersten Paradoxie bekämpfte;

durch den bon sens sollten jetzt das Gefühl und das Gewissen wieder in ihre Rechte eingesetzt werden.

Die Studirenden waren bisher an den geschmeidigen Vortrag des Sensualisten Laromiguière gewöhnt, der sie anmuthig unterhielt. Der neue Lehrer ersetzte die unterhaltende Improvisation durch eine ernste geschlossene Vorlesung, die Bildersprache durch den Stil eines Gesetzgebers. Die Jugend wurde befremdet, aber zugleich durch die Kühnheit des Ausdrucks und den Ton einer ehrlichen Ueberzeugung gefesselt. Auch der Kaiser wurde auf den jungen Professor aufmerksam, und hoffte von der neuen Lehre eine günstige Widerlegung der „Ideologen". Royer-Collard eröffnete seine Vorlesungen nicht durch jene blendenden Fragen der höhern Metaphysik, mit denen die philosophischen Neuerer gewöhnlich die Jugend fesseln. Die ersten beiden Jahre waren ausschließlich der Untersuchung gewidmet, ob man durch das Raisonnement die Existenz der äußern Welt beweisen kann. Er zeigte, daß der Sensualismus, der die äußere Welt als die einzige Quelle unserer Ideen betrachtet, nicht einmal die Existenz dieser Welt zu beweisen im Stande ist, daß die Principien Condillac's zum Zweifel führen. Er zeigte, daß die sinnlichen Eindrücke der Seele nur das rohe Material überliefern, aus dem an und für sich nichts zu machen wäre, wenn sie nicht das Gesetz für dieselben und die leitenden Grundbegriffe: Raum, Zeit, Substantialität und Causalität, bereits in sich trüge. Diese Grundbegriffe seien der feste Punkt, auf dem alles Wissen und Denken beruht, und sie seien uns mit einer unmittelbaren Gewißheit eigen, mit einer Gewißheit, die über die aller Sinneseindrücke hinausgehe. Die Philosophie habe nicht die Aufgabe, sie weiter zu begründen, sie zeige nur, daß in ihnen der Quell aller Autorität enthalten sei.

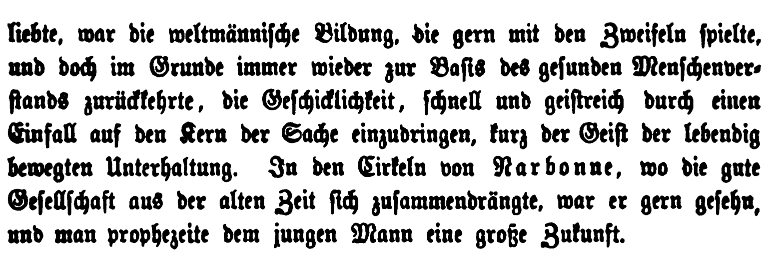
Alle diese Lehren waren aus Reid genommen. Was aber Royer-Collard eigen angehörte, war die hinreißende Gewalt der Beredtsamkeit. Aus Condillac hatte er die Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, aus seinen mathematischen Studien Präcision und Schärfe der Beweisführung gelernt; wenn er aber einen Satz logisch begründet hatte, so erläuterte er ihn durch eine Bildersprache und eine Exemplification, die an plastischer Kraft ihres Gleichen sucht. Er hatte die schöne Gabe, einfache Wahrheiten in einen schlagenden Ausdruck zusammenzufassen, der die Phantasie ergreift, und den man nicht wieder vergißt.

Diese Macht der Gesinnung, die seine Wirksamkeit so außerordentlich steigerte, war zugleich die Schwäche seiner Wissenschaft. Aus sittlichen

Gründen war er Gegner von Cabanis und St. Lambert; er bekämpfte sie in den Ansichten ihres Lehrers Condillac. Die Psychologie war in seinen Augen nicht Zweck, sondern Mittel; er analysirte nicht aus rein wissenschaftlichem Interesse, sondern um die Materialisten und Skeptiker zu widerlegen. Seine Ueberzeugung war fertig, bevor er die Thatsachen sammelte und erörterte, und so wurden die wissenschaftlichen Thatsachen nach dem Bedürfniß der sittlichen Ueberzeugung modificirt.

Guizot, der ihm später sehr nahe trat, characterisirt ihn folgendermaßen. „Il vivait loin du monde, n'entretenant qu'un petit nombre de relations intimes. C'était un homme, non pas de l'ancien régime, mais de l'ancien temps, que la révolution avait développé sans le dominer, et qui la jugeait avec une sévère indépendance, principes, actes et personnes, sans déserter sa cause primitive et nationale. Esprit admirablement libre, et élevé avec un ferme bon sens, plus original qu'inventif, plus profond qu'étendu, plus capable de mener loin une idée que d'en combiner plusieurs, trop préoccupé de lui-même, mais singulièrement puissant sur les autres par la gravité impérieuse de sa raison et par son habilité à répandre, sur des formes un peu solennelles, l'éclat imprévu d'une imagination forte excitée par des impressions très-vives. . . . Il avait reçu dans sa jeunesse, sous l'influence des traditions de Port-Royal, une forte éducation classique et chrétienne. . . . Il était spiritualiste en philosophie et royaliste en politique: restaurer l'âme dans l'homme et le droit dans le gouvernement, telle était, dans sa modeste vie, sa grande pensée."

23. März 1812 wurde von der Academie der „Eloge de Montaigne" gekrönt. Der Verfasser, Abel Villemain, (22 J.) hatte schon früher durch Fontanes eine Professur an der Normalschule erhalten. Sein Erfolg war kein unbedeutender, seine Mitbewerber gehörten in die erste Reihe der Literatur. Was die Preisrichter gewann, war hauptsächlich die Vollendung seines Stils, der durch seine Beweglichkeit an das achtzehnte, durch seine Kraft und Fülle an das 17. Jahrhundert erinnerte. Im Ganzen war er nur wenig ein Zögling des 18. Jahrhunderts. Für die Philosophie hatte er kein Interesse, sobald sie über die sogenannte Lebensweisheit hinausging; die Art und Weise, wie sich Montaigne das Räthsel des Lebens verständlich zu machen suchte, bezeichnet ungefähr die Grenzscheide seiner eignen Gedanken. Was er aber am 18. Jahrhundert



liebte, war die weltmännische Bildung, die gern mit den Zweifeln spielte, und doch im Grunde immer wieder zur Basis des gesunden Menschenverstands zurückkehrte, die Geschicklichkeit, schnell und geistreich durch einen Einfall auf den Kern der Sache einzudringen, kurz der Geist der lebendig bewegten Unterhaltung. In den Cirkeln von Narbonne, wo die gute Gesellschaft aus der alten Zeit sich zusammendrängte, war er gern gesehn, und man prophezeite dem jungen Mann eine große Zukunft.

In denselben Tagen wurde der Lustspieldichter Etienne (33 J.) in die Academie aufgenommen: in seiner Antrittsrede stellte er die Entwickelung des Lustspiels als den Schlüssel für das Verständniß der Culturgeschichte dar. Zugleich wurde ihm wegen seiner guten Gesinnung die Censur übertragen: aber gerade das regte seine Cuncurrenten gegen ihn auf. Von seinen frühern Stücken hatten „une heure de mariage“, „la jeune femme colère“ und besonders „Brueys et Palaprat“ guten Erfolg gehabt: durchschlagend wurde er erst in „les deux gendres“ (11. August 1810). Der Inhalt des Stücks gründet sich auf ein altes Fabliau: ein Kaufmann, der seine Geschäfte aufgegeben, theilt sein Vermögen zwischen seine beiden Schwiegersöhne, indem er sich wie König Lear vorbehält, abwechselnd bei ihnen zu wohnen. Er wird von ihnen schlecht behandelt und geräth in Verzweiflung, bis er endlich durch einen mit Steinen angefüllten Kasten den Glauben erweckt, sein Vermögen sei noch nicht erschöpft: sofort ändern die Schwiegersöhne ihr Betragen. Die Letztern waren von Etienne nach bekannten Typen der Gegenwart fein modellirt. — Nun machte man die Entdeckung, das Thema sei unter dem Titel „Colaxa“ schon früher für das Theater bearbeitet, und Etienne habe ein Plagiat begangen. Das alte Stück wurde wieder aufgeführt und es erhob sich gegen den Günstling des Kaiserreichs ein furchtbarer Sturm, der das ganze Jahr dauerte, und bei dem viel Staub aufgewirbelt wurde, mehr als die Sache erforderte. Das Lustspiel der Kaiserzeit hat dieselben guten Seiten, die es in Frankreich zu allen Zeiten gehabt, eine sehr geschickte Mache: menschlich poetischer Gehalt ist nicht darin, und treue Sittenschilderung ebensowenig.

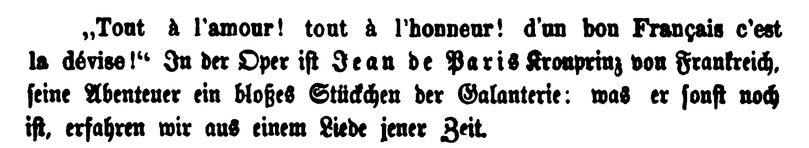
Ein andrer Theaterdichter, zugleich Schauspieler, Alex. Duval (45 J.) kam 1812 gleichfalls in die Academie: er hatte 52 Stücke geschrieben, von denen „le tyran domestique“, „le chevalier d'industrie“ und „la femme misanthrope“ am meisten durchschlugen. — Nicht minder fruchtbar war Pigault Lebrun (59 J.), aus dessen Lustspielen

und Romanen man die gemeinen Sitten gewisser Kreise jener Zeit eben so gründlich studiren kann, als später aus den Romanen von Paul de Kock.

Bisher hatte Geoffroy (64 J.) mit unumschränktem Scepter die Kritik der Schauspiele geübt; 15. März 1812 trat im Journal de l'Empire selbst ein neuer Kritiker gegen ihn auf, Duffault (44 J.), der mit ungleich mehr Geist und Sachkenntniß den steigenden Verfall der Bühne beklagte. Geoffroy benahm sich in der Entgegnung ungeschickt und sein Ansehn wurde nicht wieder hergestellt.

Um diese Zeit begann das Interesse an den „Proverbes", besonders in den Liebhabertheatern. Th. Leclerq (34 J.) in Hamburg, arbeitete fleißig und mit Geschick in diesem Fach und wußte die Lächerlichkeiten der Salons sehr ergötzlich darzustellen. Er besaß ein mäßiges Vermögen, welches ihn der Nothwendigkeit überhob, aus der Literatur einen Erwerb zu machen, und seine Neigung zur Raillerie, die übrigens von jeder Bosheit frei war, fand die beste Nahrung an diesen leicht hingeworfenen, aber naturgetreuen Silhouetten. Man konnte sich keine bessere Form vorstellen zum Vergnügen der Gesellschaft die Gesellschaft selbst zu verspotten. Er läßt eine seiner Figuren sagen: „J'adore les Proverbes, c'est la plus belle invention, c'est la source de mille tracasseries. Aussitôt qu'on les introduit dans une maison, on est assuré de jouir de toutes les diversions, de toutes les zizanies, de toutes les haines, des médisances, des calomnies, qui règnent ordinairement parmi les acteurs de profession, aussi je ne manque jamais de m'y fourrer. Les rôles ne font rien; je n'y mets pas le moindre amour-propre. . . . Ce que j'aime, ce sont les confidences que cela m'attire. J'apprends là des choses que j'aurais ignorées de toute ma vie."

Am erfreulichsten zeigte sich die altfranzösische Lustigkeit in der komischen Oper. Auber (30 J.) und Herold (21 J.) debutirten, Cherubini und Mehul waren noch im besten Schaffen; 1810 hatte Isouard's (33 J.) „Cendrillon" mehr als 100 Aufführungen erlebt, das gefeierte Stück der Saison war „Jean de Paris" von Boyeldieu (36 J.): noch heute lauschen wir mit Vergnügen diesen frischen Melodien, in denen die echt französische Empfindung laut aufjubelt. Alles ist in diesem Stück französisch: die Lehren der Ehre, Treue und Loyalität, welche Jean de Paris seinem Pagen gibt, ebenso wie die Ermahnung, mehr seiner Lehre als seinem Beispiel zu folgen.



„Tout à l'amour! tout à l'honneur! d'un bon Français c'est la dévise!“ In der Oper ist Jean de Paris Kronprinz von Frankreich, seine Abenteuer ein bloßes Stückchen der Galanterie: was er sonst noch ist, erfahren wir aus einem Liede jener Zeit.

Ris et chante, chante et ris;
Prends tes gants et cours le monde!
Mais, la bourse vide ou ronde,
Reviens dans ton Paris;
Ah! reviens, ah, reviens, Jean de Paris.

So der Refrain, nun der Text.

Toujours, dit la chronique ancienne,
Jean sur son grand sabre a santé,
Quand de leur ville avec la sienne
Des sots comparaient la beauté:
Proclamant sur son âme,
En prose ainsi qu'en vers,
Les tours de Notre-Dame
Centre de l'univers.

S' ilfranchit la grande muraille,
S'il cocufie un mandarin,
Du peuple magot s'il se raille,
À Paris s'il vient grand train;
L'espoir qui le domine
C'est, chez son vieux portier,
De parler de la Chine
Aux badauds du quartier.

A la guerre gaîment il vole,
Pour la croix ou pour Saladin,
Se bat, pille et viole,
Puis à Paris écrit soudain:
Que ma gloire s'étende
Du Louvre aux boulevards!

Qu'un ramoneur y vende
Mon buste pour six liards! . . .

Jean de Paris! dans ta chronique
C'est nous qu'on peint, nous francs badauds.
Quittons nous cette ville unique,
Nous voyageons Paris à dos.
Quelle amour incroyable
Maintenant et jadis,
Pour ces murs dont le diable
A fait son paradis!

Für das Kreuz oder für Saladin, einerlei! Rauben und nothzüchtigen, blos um den „Badauds" des Viertels von seinen Heldenthaten erzählen zu können! — Napoleon's äußere und innere Erfolge sind schwer zu verstehn, wenn man Jean de Paris nicht kennt.

Der Dichter dieses Liedes, Beranger (32 J.), war ein echt Pariser Kind. Geboren im Hause eines armen Schneiders, seines Großvaters, machte er als Gassenjunge die Erstürmung der Bastille mit, und besuchte dann eine republicanische Schule, in welcher die hoffnungsvollen jungen Herrn in Reden, Adressen und Deputationen mit den Jacobinern wetteiferten. Im 14. Jahr trat er als Lehrling in eine Druckerei, dann, als die Familie in bessere Umstände kam, lebte er in lustigem Müssiggang, noch dadurch erleichtert, daß Lucian Bonaparte ihm eine kleine Pension und ein Aemtchen verschaffte. Die Stimmungen des Tags krystallisirten sich ihm zu Chansons.

Es wird dem Deutschen schwer, an der französischen Lyrik einen unmittelbaren Genuß zu finden. Die Engländer: Byron, Moore, Burns u. s. w. stehn uns in ihrer Form und in ihrer Empfindung so nahe, daß wir es mit einheimischen Dichtern zu thun zu haben glauben; bei den Franzosen dagegen, den Classikern wie den Romantikern, müssen wir uns erst künstlich den richtigen Gesichtspunkt aneignen, wir müssen uns daran erinnern, daß den Romanen die äußere Schönheit des Klangs wichtiger ist als uns, und noch an vieles Andre; und wenn wir das mit dem gewissenhaftesten Eifer gethan, steht das Resultat in keinem Verhältniß zu unsrer Anstrengung. Nur Beranger macht eine Ausnahme. Bei ihm haben wir keine künstliche Perspective nöthig. Die Farbe seiner Bilder

ist so lebhaft und natürlich, und der Klang prägt sich so unmittelbar der Seele ein, daß wir fast mit derselben Begeisterung wie die Franzosen in jene nationalen Melodien einstimmen, in denen uns selbst die schlimmsten Dinge nachgesagt werden, in denen der Dichter uns nicht blos mit den Kosaken, sondern mit den Räubern von Tunis und Algier in eine Reihe stellt.

Beranger zieht uns darum an, weil er uns am reinsten den französischen Geist vertritt. In der Lecture von Molière, Lafontaine und Voltaire aufgewachsen, auch mit Rabelais wohlbekannt, hat er sich durch das horazische Vorbild nicht irre führen lassen: er scheint überhaupt des Lateinischen nicht mächtig gewesen zu sein. Im Anfang trieb ihn der Ehrgeiz in stolzere Bahnen, er wollte ein Heldengedicht über die Merovinger schreiben und Aehnliches, und meinte mitunter, nur des Volks und seiner Bildung wegen habe er von diesem Vorhaben abgelassen; das waren Täuschungen des Alters, im Grund wiesen ihn Talent und Neigung auf die nämliche Richtung, und seine Künstlerschaft bewährte er nur dadurch, daß er die gegebene Form der Chanson veredelte, in die gleichgültige Aneinanderreihung der Couplets einen organischen Zusammenhang brachte.

Schon in einem Gedicht 1810 „La farira dondaine" verhöhnt Beranger den modernen deutsch-italienischen Geschmack in der Musik, die Vorliebe für Mozart u. s. w.

> Purgeons nos desserts des chansons à boire;
> Vivent les grands airs du Conservatoire! . . .
> Nature n'est rien: mais on recommande
> Goût italien et grace allemande.

Ausführlicher in dem „Bouquet" an eine siebzigjährige Freundin:

> Laissons la musique nouvelle;
> Notre amie est du bon vieux temps.
> Sur un air aussi simple qu'elle
> Chantons des couplets bien chantants.
> L'esprit du jour a son mérite,
> Mais c'est surtout lui que je crains;
> Ses traits si fins me semblent vains;

Pour les entendre il faudrait des devins.
Amis, chantons à Marguerite
De vieux airs et de gais refrains.

Elle a chanté dans sa jeunesse
Ces couplets comme on n'en fait plus,
Où Favart peignait la tendresse,
Où Panard frondait les abus.
Contre l'humeur qui nous irrite,
Quels antidotes souverains!
Leurs vers badins, francs et malins,
Aux moins joyeux faisaient battre des mains.
Ah! rappelons à Marguerite
Leurs vieux airs et leurs gais refrains.

C'est un charme que la mémoire:
On se répète jeune ou vieux.
Les refrains forment notre histoire;
Il faut tâcher qu'ils soient joyeux.

Der Refrain ist das Charakteristische der französischen Chanson: er giebt ihr nicht blos den Leitton, sondern die Grundmelodie, und unterscheidet sie dadurch wesentlich von dem deutschen Volkslied, obgleich wir jetzt durch die Couplets unserer französischen Vaudevilles völlig daran gewöhnt sind. Unser Volkslied, wie es durch Herder, Arnim, Brentano u. A. wieder in unser Gedächtniß zurückgerufen ist, klingt überwiegend schwermüthig, und diese Schwermuth färbt die Geschichte, die in naturwüchsigen Sprüngen, aber nach einem innern Rhytmus fortgeht; unser Volkslied ist seinem Grunde nach Ballade und für den Einzelgesang berechnet. Seinem Inhalt nach ist es traditionell und achtet wenig der Gegenwart.

Bei der französischen Chanson denkt man von vornherein an eine lustige etwas lärmende, übermüthige Gesellschaft, die beim Gelage ihrer jubelnden Stimmung Ausdruck giebt. Naturlaute, possenhafte Anspielungen, leicht in einander gewebte einzelne Bilder, das ist der Charakter des französischen Volkslieds. „Ogué! c'est la gaudriole!“ Eine lustige Gesellschaft treibt gern Schelmereien, und so hat die Chanson einen überwiegend

burlesken oder vielmehr satyrischen Charakter; die Franzosen lieben es nicht, in's Unbestimmte lustig zu sein, sie suchen für ihre Laune einen Gegenstand. Jede einsame Träumerei, jedes blos individuelle Gefühl ist ausgeschlossen: im rauschenden Chorus giebt man die tieferen Geheimnisse des Herzens nicht preis; was vorgetragen wird, muß mit Bestimmtheit anklingen.

Die echt französische Chanson ist ein stehender Protest gegen die gesittete und fade Geselligkeit der Salons; sie wendet sich an die Kreise außerhalb der Gesellschaft, ihr Ideal sind Naturburschen, Zigeuner und Vagabunden, wie Walter Scott eben einen in Eddie Ochiltree verherrlichte.

Les gueux, les gueux,
Sont les gens heureux!
Ils s'aiment entre eux!
Vivent les gueux!

Was das heißen soll, lehrt die Bemerkung:

Il faut qu'enfin l'esprit venge
L'honnête homme qui n'a rien.

Der „Esprit" preist das Glück der bescheidenen Beschränkung: eigentlich aber liebt der Chansonnier mehr den Champagner, der doch den Bettlern versagt ist. Die Lieder strömen davon über. „Bettler" will nichts weiter sagen, als die weder zum Hof noch zum Faubourg St. Germain, noch zur Academie gehören; es gibt Leute, die ungenirt zu lärmen und Unfug zu treiben verstehn, ohne sich vor ehrbaren Monsieurs und Demoisellen zu geniren, von jener guten Gesellschaft, die zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt. Der alte blinde Bettler von Bagnolet weiß, daß nur die vergnügten Leute Gutes thun.

On le voit, pour son intérêt,
Moins à la porte de l'église
Qu'à la porte du cabaret.
Pour ceux que la plasir couronne,
J'entends sa vieille qui résonne:

Ah! donnez, donnez, s'il vous plaît —
Le plaisir rend l'âme si bonne!
A l'aveugle de Bagnolet.

Von solchen vergnügten Heiligen hat Beranger einen ganzen Kalender zusammengestellt. — Der dicke Roger ist bescheiden in seinen Ansprüchen ans Leben, er strebt nicht nach Würden und Reichthum, aber seine Devise ist die Fröhlichkeit, wie die des Schuhflickers bei Lafontaine, aus dem Hagedorn einen Seifensieder gemacht hat. Sein Zwillingsbruder ist der kleine graue Mann: joufflu comme une pomme, qui sans un sous comptant, vit content." Er küßt, trinkt, bleibt die Rechnung schuldig, lacht über seine Gläubiger, lacht, wenn es ihm ins Bett einregnet, wenn er für seinen Kamin kein Holz findet, wenn seine Frau ihn zum Hahnrei macht und alle Welt mit Fingern auf ihn zeigt. Endlich:

Quand la goutte l'accable
Sur un lit délabré,
Le curé
De la mort et du diable,

Das sind die Ideale des Dichters, von denen er hofft, daß sie noch seinem Alter leuchten werden. Die Natur hat ihn mit einer guten Verdauung ausgestattet und er spricht Gott seinen Dank aus: Mein Nachbar mischt seinen Wein mit Wasser, der bloße Anblick des Champagners macht ihm Kopfschmerzen:

Tandis que pur et coup sur coup,
Pour ma santé je bois beaucoup.
Vous savez seul comment tout cela passe.
Que vous êtes bon, mon Dieu! je vous rends grâce.

Mein Nachbar wird eingesperrt, wenn er einmal eine Gottheit der Oper anräuchert:

Sans accident, moi j'ai fêté
Huit danseuses de la Gaîté.
Pour un miracle on veut que cela passe.

Es scheint, daß die Zukunft schlechter aussehn wird. Unsre Kinder verlernen zu singen, sie gehn in langweilige Schulen, studiren die Liebe auf Italienisch; es gibt unter ihnen nicht einmal un aimable vaurien. — Das Lied ist von 1814.

Nous aimons bien un peu la guerre,
Mais sans redouter le repos.
Nos fils ne se reposant guère,
Batailleront à tout propos.
Seul prix d'une ardeur furibonde,
Un laurier sera tout leur bien.
Ah! pour un rien.
Nous laisserions finir le monde,
Si nos femmes le voulaient bien.

Der Dichter fährt auf einem Besen mit einem Hexlein in die Hölle herunter.

Ma sorcière est jeune et belle,
Et dans ces lieux inconnus,

Et des débris de flacons.

Es wird tüchtig Champagner getrunken un
Anstand die Honneurs des Hauses; er sitzt zwis

Chez lui le diable est bon homme
Aussi voyons-nous d'abord
Ixion faisant un somme
Près de Tantale ivre-mort. . . .

Si, d'après ce qu'on rapporte,
On baille au céleste lieu,
Que le diable nous emporte,
Et nous rendons grâce à Dieu.

Tant qu'on le pourra, larirette,
On se damnera, larira.
Tant qu'on le pourra,
L'on trinquera, chantera,
Aimera la fillette.
Tant qu'on le pourra, larirette,
On se damnera, larira.

„Ein freies Leben führen wir, ein Leben v

Und laufen dem Teufel barfuß zu.
Zum Zippel, zum Zappel zum Kellerloch' nein,
Heut muß Alles versoffen sein.

Eigentlich sind solche Phantasielieder, in denen man freilich die Nachklänge einer gräulich wüsten und rohen Zeit erkennt, bei uns ziemlich harmlos. Etwas anders ist es in Paris. Das Leben mit den Grisetten im Quartier latin ist Sitte und Gewohnheit. Bei Beranger hat es mitunter den Anschein, als wolle er eine Satire schreiben, aber er fällt immer bald aus der Rolle. Offenbar satirisch angelegt ist z. B. „l'éducation des demoiselles", wo sich die jungen Damen über die Rathschläge der Alten lustig machen: sie wollen von nichts wissen, als lüsternen Arien, wollüstigen Tänzen, Federzeichnungen nach der Antike; und zum Schluß:

Maman, il faut qu'on me marie,
La coutume ainsi l'exigeant,
Je t'avoûrai, ma chère amie, (nämlich Mama!)
Que même le cas est urgent.
Le monde sait de mes nouvelles,
Mais on y rit de tout cela,
Tra la la la, les demoiselles,
Tra là la la, se forment là.

Zunächst will der Dichter nichts anders sagen als: so ist der Lauf der Welt! durchaus nicht normal, aber für den Zuschauer Quelle unendlicher Belustigung.

Ein Senator ist Hausfreund bei Bonhomme und der Frau Gemahlin; Bonhomme erzählt mit Behagen und Zufriedenheit — er hat nichts von George Dandin — was er alles bei ihr macht. Zum Schluß:

A table il aime qu'on rie;
Mais parfois j'y suis trop vert.
J'ai poussée raillerie
Jusqu'à lui dire au dessert:
On croit, j'en suis convaincu,
Que vous me faites c . . .

Quel honneur! quel bonheur!
Ah! Monsieur le sénateur,
Je suis votre humble serviteur.

Großmutter erzählt von ihren Abenteuern:

— Quoi, maman! deux amants ensemble!
Oui, mais chacun d'eux me trompa,
Plus fine alors qu'il ne vous semble
J'épousais votre grand-papa.

Combien je regrette mon bras si dodu,
Ma jambe bien faite, et le temps perdu.

— Maman, lui fûtes-vous fidèle? —
Oh! sur cela je me tais bien.
A moins qu'à lui Dieu ne m'appelle,
Mon confesseur n'en saura rien. u. s. w.

Die blinde Mutter ermahnt ihre Tochter, die beim Spinnen sitzt, gegen Colin vorsichtig zu sein, leider hört sie ihn bald darauf eintreten, sie hört einen Kuß und die beiden gehn in den Alkoven ab. — Was will sie machen? — Ein Kätzchen weckt das Fräulein durch ihr Miau: sie lauert auf ihren Kater. Da gleichzeitig Nachbar Balsin über die Dächer klettert, wird das Fenster aufgemacht und Minette mag zu ihrem Kater eilen. — Der alte Hagestolz ermahnt seine Haushälterin, seinen Flammen willfährig zu sein, denn er ist im Begriff, sein Testament zu machen:

Ah! tu te rends, tu cèdes à ma flamme!
Mais la nature, hélas! trahit mon coeur . . .
Allons Babet, un peu de complaisance,
Un lait de poule et mon bonnet de nuit!

Der Schulmeister zankt den Buben aus, der seinen Wein stiehlt und zugleich Frau und Tochter die Cour macht; es setzt tüchtige Hiebe mit der Peitsche.



De le frapper je suis las;
Mais dans ses dents monsieur gronde.
Dieu! ne prononce-t-il-pas
Le mot de c . . . tout bas?
Il n'est plus d'enfants au monde.
Zon, zon, zon, zon, zon, zon, zon!
Le fouet, petit polisson!

Eine Dame hat viele und aufmerksame Nachbarn:

Mademoiselle Justine
Met au monde un gros poupon:
L'un dit que c'est un dragon,
L'autre, un soldat de marine.
Je le crois fantassin;
Qu'en dites-vous, ma voisine?
Qu'en dites-vous, mon voisin?

Der Trunkenbold sitzt im Wirthshaus, man singt ihm den Refrain:

Trinquons, et toc, et tin, tin, tin!
Jean, tu bois depuis le matin.
Ta femme est une vertu:
Ce soir tu sera battu.

Die Tugend hat sich zwar indeß anderweits getröstet, aber die Prü- ɔerden ihm doch nicht geschenkt. — Madame ist mit zwei Ehemännern ɪcklich gewesen, jetzt rächt sie sich am dritten:

Jean est grandeur, mais je m'en ris;
Il est tout petit, je suis grande.
Si tôt qu'il fait un peu de bruit,
Je lui mets son bonnet de nuit.
Vli, vlan, taisez-vous!

Und der gute Jean muß zu allen möglichen Dingen schweigen. — Schutzmann wird gerufen: Colin prügelt sein Weib. Möge er nur

wieder nach Hause gehn! Heute prügeln sie sich, morgen gehn sie
Schenke und liegen sich in den Armen. Sie sind einander untreu
was thut das?

> Chez eux la haine est sans force,
> Car tous deux, de leur plein gré,
> Pour se passer du divorce,
> Se sont passés du curé.

Wenn es übrigens eines Pfarrers bedarf, so findet Baul
allenfalls einen bequemen.

> Le curé de notre hameau
> S'empresse à vider son tonneau,
> Pour quand viendra l'automne.
> Bénissant Dieu de ses présents,
> A sa nièce, enfant de seize ans,
> Il dit parfois: mignonne,
> Cache moi bien ce qu'on fera;



Il est un Dieu, devant lui je m'incline,
Pauvre et content, sans lui demander rien.
De l'univers observant la machine,
J'y vois du mal, et n'aime que le bien.
Mais le plaisir à ma philosophie
Révèle assez des cieux intelligents.
Le verre en main, gaîment je me confie
Au Dieu des bonnes gens.

Das kennen wir bei uns auch; ruft doch unser Schiller: „Dieses Glas dem guten Geist über'm Sternenzelt dort oben!" — Freilich wenn man den Gedanken in ein Bild überträgt, wird die Farbe nicht sehr erbaulich.

Un jour, le bon Dieu s'éveillant
Fut pour nous assez bienveillant;
Il met le nez à la fenêtre:
„Leur planète a péri peut-être."
Dieu dit, et l'aperçoit bien loin
Qui tourne dans un petit coin.
Si je conçois comment on s'y comporte,
Je veux bien, dit-il, que le diable m'emporte.

Der gute Gott flucht, aber er thut den Menschen nichts Böses.

Enfants, ne m'en veuillez donc plus:
Les bons coeurs seront mes élus.
Sans que pour cela je vous noie,
Faites l'amour, vivez en joie u. s. w.
— Pour vivre en paix, vous ai-je en vain
Donné des filles et du vin?

Um Ordnung in die Welt zu bringen, findet der liebe Gott kein passenderes Werkzeug, als tolle aber vergnügte Frauenzimmer. — Margot stiehlt St. Petrus die Schlüssel und läßt alle Sünder ein, sebst Protestanten und Jesuiten.

En vain un fou crie, en entrant,
Que Dieu doit être intolérant

Satan lui-même est bien venu:
La belle en fait un saint cornu.

Dieu, qui pardonne à Lucifer,
Par décret supprime l'enfer.
La douceur va tout convertir:
On n'aura personne à rôtir.

Wiederum im Gleichklang, wenn auch etwas feuriger, singt unser Schiller:

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt! . . .
Brüder trinkt und stimmt mit ein:
Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr sein!

Aber Margot ist eine specifisch französische Erscheinung, sie ist nicht blos Beranger's Muse: die tolle, ausgelassene, launenhafte Creatur, die jeden Bonhomme zu behexen fähig ist, ungezogen aber voller Anmuth; man kennt sie aus Gavarni's Zeichnungen, man kennt sie aus jedem französischen Roman, aus jedem französischen Lustspiel; wir haben sie öfters nachzubilden versucht, aber bei uns wird immer etwas Tölpelhaftes daraus. Neuerdings ist sie leider ins Tragische und Sentimentale gerathen, sie leidet an Schwindsucht und tieferen Gefühlen; man muß sie in ihrer echten reizvollen Liederlichkeit aufsuchen, wie sie zu Beranger's Zeiten war.

D'un lutin c'est tout l'esprit,
C'est un coeur de tourterelle.
Si le matin elle vit,
Le soir elle vous querelle.
Quoi! se fâcher? dit un sot.
Oui, c'est l'humeur de Margot.
Voilà comme on l'apaise:
Viens, Margot, viens, qu'on te baise.

Mitunter ist sie gutmüthig, und lacht über Alles, was man mit ihr anfängt: „moi j'en ris, je suis bonne fille!“ So gutmüthig, daß Fretillon, deren einziger Besitz ein Unterrock ist, auch diesen verkauft, um die Schulden eines Liebhabers zu bezahlen, der sie prügelt. Was war z. B. Madame Gregoire, die ein Wirthshaus hielt, für eine gute Creatur! Einen Mann hatte sie nie gehabt, aber ihre Liebhaber finden bei ihr freie Zeche.

Je crois voir encore
Son gros rire aller jusqu' aux larmes,
Et sous sa croix d'or
L'ampleur de ses pudiques charmes.

Zuweilen kam es zur Prügelei und die Wache schritt ein:

Elle, en femme des plus capables,
Dans son lit cachait les coupables . . .
Je ne suis point jaloux.
Nous nous arrangions tous
L'hôtesse, poussant à la vente,
Nous livrait jusqu'à la servante.
Ah! comme on entrait
Boire à son cabaret!

Nur unter dem Volk findet man so artige Geschöpfe:

Fi des coquettes maniérées!
Fi des bégueules du grand ton
Je préfère à ces mijaurées
Ma Jeannete, ma Jeanneton.

Jeune, gentille et bien faite,
Elle est fraîche et rondelette;
Son oeil noir est petillant.
Prudes, vous dites sans cesse
Qu'elle a le sein trop saillant;
C'est pour ma main qui le presse
Un défaut bien attrayant u. s. w.

Je veux, Lisette
Boire à nos amours.

Lisette ist meine unumschränkte Gebieterin
mich frei nenne. Aber diese Herrschaft durd
Rein, da ergreife ich die Flucht. — Uebrigens
wenn sie zu den Bettlern gehört; sobald sie den
damit auf. Früher:

Quand d'un coeur amoureu
Vous prisiez la conquête,
Vous faisiez dix heureux,
Et n'étiez pas coquette.

Jetzt:

Votre bouche sourit
D'une façon discrète.
Vous montrez de l'esprit,
Ou moins on le répète.
Eh! non, non, non, vous n'

Je n'eus besoin pour m'enflamm

der von aller Moralität abgesehn, hat die unverhältnißmäßige Bedeu-
ng der Margots, der Lisetten u. s. w. in Frankreich sehr greifbare
lgen gehabt. Einmal ist durch die Maitressenherrschaft des Hofs das
eich zu Grunde gerichtet, und dann ist durch die Verwüstung des Ehe-
andes die Fruchtbarkeit des Volks auf eine sehr bedenkliche Weise abge-
wächt. Außerdem steckt hinter diesem ernsthaften Scherz immer ein guter
unds von Rohheit, der mitunter, z. B. in „la bacchante", wo eine
iste Völlerei mit dithyrambischer Ausführlichkeit klein gelegt wird, einen
ht unangenehmen Eindruck macht. — —

Wo bleiben aber die zarten Verse, die man in allen Anthologien
det? — In der ersten Sammlung ist wenig davon. Ich bemerke nur
i: eine artige Romanze von einer Entführung, die mit der Strophe
ließt:

> Honneur aux galants chevaliers!
> Honneur à leurs dames fidèles!
> Contre l'hymen et ses geôliers,
> Dans les palais, dans les tourelles,
> Dieu protégeait les chevaliers.

Dann „Charles VII." der echte „Jean de Paris":

> Je vais combattre, Agnès l'ordonne! —
> J'oubliais l'honneur auprès d'elle,
> Agnès me rend tout à l'honneur.

Endlich „Marie Stuart", Modernisirung eines echten Abschiedliedes
r schottischen Königin, in dem eigentlich nur die Strophe hervortritt:

> En vain la grandeur souveraine
> M'attend chez le sombre Ecossais;
> Je n'ai désiré d'être reine
> Que pour régner sur des Français.

Dieser letztere Gedanke bleibt bei Beranger constant. Im Uebrigen
das Zarte nicht eigentlich Beranger's Sache: er ist durch unsere

Blumensammler für den damaligen deutschen Geschmack zurechtgemacht, man hat sorgfältig alles ausgemerzt, was ihn eigentlich charakterisirt.

In der nämlichen Zeit, da Beranger blühte, kam auch in die englische und deutsche Lyrik ein großer Schwung, aber nach der entgegengesetzten Geschmacksrichtung.

Bei beiden Völkern ging man auf das alte Volkslied zurück: dort hatte Robert Burns, hier Goethe den Ton angegeben. Es war die veredelte, vertiefte und individualisirte Ballade, von dunkelm Naturgefühl durchtränkt. Nun aber drückt sich der Ernst der Zeit auch im Liede aus: auch Thomas Moore lehnt sich an die alten Volksmelodieen, aber er ist zugleich erfüllt von den Interessen und Stimmungen seiner Kirche, und wenn Lord Byron der leichten Lyra die tiefsten Klänge des Herzens zu entlocken weiß, so erobern Wordsworth und Coleridge dem Lied auch den Gedanken in seinen reichsten und feinsten Nuancen. In Deutschland ist schon zu Anfang des Jahrhunderts durch Novalis und Tieck die Goethe'sche Form für die Romantik gewonnen; ein dunkler Grund der Trauer hebt die einzelnen hellen Gestalten durch scharfen Contrast hervor. In mondbeglänzter Zaubernacht bewegen sich schattenhaft die Bilder; der Duft der blauen Blume erfüllt selbst die Stimmungen des Alltagslebens

Vaterland, auf das gedrückte, zertretene: „es ist ein Weh, doch hat man's gerne, und hegt's wie eine kranke Braut.“ Das Vaterland fehlt auch bei Beranger nicht, aber es ist das übermüthige, von Siegen berauschte; eine tiefere Bedeutung gewinnt es bei ihm erst, als auch das stolze Frankreich empfinden mußte, was es heißt, zu unterliegen.

Die Chanson hat zu allen Zeiten den politischen Parteien als Werkzeug gedient, und man schrieb ihre Devisen auf die Feldzeichen der Opposition. „Le gouvernement de France,“ sagt Chamfort, „est une monarchie absolue, tempérée par les chansons.“ Beranger hat unter der Restauration diesen Ton kräftiger ausgebildet als irgend einer seiner Vorgänger. Aber sein ursprünglicher Ton ist es nicht, und weil sich über seine politische Mission ein vollständiger Mythus ausgebildet hat, an den er zuletzt selber glaubte, war es nöthig, von seiner eigentlichen Lyrik ein etwas ausführliches Bild zu geben.

Das ist zugleich die altfranzösische Weise, in der z. B. sein Zeitgenoß, der Provençale Desaugiers (40. 3.) die Pariser entzückte; von der unbefangenen Ausgelassenheit des zarten Lebens gibt er sogar ein treueres Bild als Beranger: es sind bei ihm gar keine Hintergedanken, gar keine Spur von Idealismus. — Er hatte die Schreckenszeit in St. Domingo erlebt, und war 1797 nach Paris zurückgekommen, wo man von den Nachwehen des Schreckensregiments tief aufathmete und sich durch einen bacchantischen Rausch die wüsten Erinnerungen aus der Seele zu schaffen suchte. Dieser Stimmung gab er Ausdruck in seinem „Pampan bacchique,“ „Carillon bacchique“, „délire bacchique,“ und in hundert ephemeren aber lustigen Vaudevilles, zu denen er selbst die Musik setzte. 1812 gab er eine zweite Sammlung seiner Chansons heraus, darin das hübsche: „les inconvénients de la fortune,“ aus dem man recht sieht, wie Lafontaine's lustiger Schuhflicker auf ihn wirkte:

Depuis que j'ai touché le faîte
Et de luxe et de grandeur,
J'ai perdu ma joyeuse humeur,
Je bâille comme un grand seigneur.
Adieu bonheur!
Ma fortune est faite.

Wie sehr die Bescheidung poetischer Modeton war, sieht man aus den gleichzeitigen Gedichten von Fontanes. Man forderte ihn wiederholt, mit großen Versprechungen auf, den Ruhm des Kaisers zu besingen; aber der durchaus respectable Mann glaubte, durch die officiellen Lobreden seiner Pflicht genügt zu haben; für seine Muse nahm er das Recht in Anspruch, dem Lärm des Tages zu entfliehn. Sein glänzender Palaſt verwandelt sich für ihn bald in eine demüthige Hütte:

Au bout de mon humble domaine,
Six tilleuls au front arrondi,
Dominant le cours de la Seine,
Balancent une ombre incertaine
Qui me cachent aux feux du midi.

Sans affaire et sans esclavage,
Souvent j'y goûte un doux repos;
Désoccupé comme un sauvage
Qu'amuse auprès d'un beau rivage
Le flot qui suit toujours les flots.

Ici, la rêveuse Paresse
S'assied les yeux demi-fermés,
Et, sous sa main qui me caresse,
Une langueur enchanteresse
Tient mes sens vaincus et charmés.

Die Malerei dagegen verherrlichte mehr und mehr die großen Kriegsthaten. Der Salon von 1812 war reich, und bemerkt wurden darunter zwei Bilder des jungen Gericault (22. J.), der später berufen war, die französische Kunst zu verjüngen: ein kaiserlicher Jäger und ein verwundeter Cuirassier. Er hatte die academische Schule verlassen, und seine Figuren in kräftigstem Realismus gezeigt. — —

Gewaltiger als je schien die dämonische Gestalt des Kaisers den Geschicken des Welttheils gebieten zu wollen. — 9. Mai 1812 reiste Napoleon aus Paris ab, um den russischen Feldzug anzutreten. In Mainz brachten ihm die sämmtlichen Rheinbundfürsten ihre Huldigung dar; in Dresden fanden sich auch die Monarchen von Oestreich und Preußen ein,

ren Heere im Dienst des Imperators den Zug mitmachen sollten. Es ar der stolzeste Moment des Kaiserreichs: eine Armee, wie sie die moderne eschichte noch nicht gekannt, wälzte sich durch Deutschland nach dem sten. — Indeß hatten 18. März in Cadix die Cortes die neue liberale erfassuug proclamirt.

In Rußland sammelten sich aus allen Ständen die principiellen egner des Bonapartismus; unter ihnen auch Frau von Staël, begleitet n A. W. Schlegel und einem neuen Gemahl, Namens Rocca, dem heimlich angetraut war.

In einem Manifest an die Armee, welches er 22. Juni nach Ueber- rreitung der russischen Grenze erließ, sagte Napoleon: „Rußland ist fort- rissen durch sein Verhängniß; seine Geschicke müssen sich erfüllen!" Die hantasie war völlig Herr über ihn geworden. „Alexander der Große," gte er zu Narbonne, „hat einen ebenso weiten Weg nach dem Ganges habt, wie ich nach Moskau. Ich habe seit 1799 daran gedacht: ohne e Aufhebung der Belagerung von Ptolemais und ohne die Pest hätte ı eine Hälfte von Asien erobert und wäre von da nach Europa zurück- kehrt, um die Throne Deutschlands und Italiens zu erringen. Denken ie sich Moskau genommen, den Czaren versöhnt oder durch eine ab- ingige Regierung ersetzt, und sagen Sie mir, ob eine Armee Franzosen ıd Verbündeter nicht von Tiflis bis zum Ganges vordringen kann, um rt schon durch ihre Berührung das Gerüst kaufmännischer Größe in ndien fallen zu machen?" — „Man ist zwischen Bedlam und dem antheon," bemerkte Narbonne nach einer solchen Unterredung.

Nun hörte man von fortlaufenden Siegen der großen Armee, bis : nach einer glänzenden Schlacht 14. September in Moskau einzog. — er aus Spanien lauteten die Nachrichten ungünstig: Wellington siegte l. Juli bei Salamanca, zog unter dem Jubel des gesammten Volks !. August in Madrid ein und wurde zum Oberfeldherrn ernannt; auch : Belagerung von Cadiz mußte 25. August aufgehoben werden.

Während dies vorging, erhielt Guizot (25. J.) durch Fontanes ıen Lehrstuhl an der Sorbonne; gleichzeitig heirathete er Pauline de 'eulan. Sie war 14 Jahre älter als ihr Mann und die Voraus- ungen ihrer Bildung gingen weit aus einander: Guizot war Protestant d doctrinär, Pauline neigte zu den Encyclopädisten, aber sie ergänzten ı sehr glücklich. Sie („à qui j'ai dû longtemps le bonheur et à i je dois toujours les plus chers souvenirs de ma vie") unterstützte

ihn in seinen Arbeiten über die Literatur des 17. Jahrhunderts, zu deren Herausgabe er sich nun anschickte: der Haupttheil war eine eingehende, gründliche und geistreiche Studie über Corneille.

11. December 1812 hatte er in seinem neuen Amt — das ihn in enge Berührung und Freundschaft mit Royer-Collard brachte — die Eintrittsrede zu halten. Fontanes ermahnte ihn, einige lobende Aeußerungen über den Kaiser anzubringen, es sei so der Gebrauch und man erwarte es. Guizot lehnte ab, und Fontanes ließ es sich, wenn auch mit einigem Mißbehagen, endlich gefallen.

Jene Rede enthält eine ernsthafte Untersuchung über den Zweck und die Mittel der Geschichtsschreibung; die Schwierigkeiten, eine vergangene Thatsache vollkommen klar zu stellen und sich in den Geist einer fremden Zeit zu versetzen. Die Wissenschaft hat es eigentlich nur mit dem Bleibenden zu thun. „L'histoire nous offre, à toutes ses époques, quelques idées dominantes, quelques grandes événements qui ont déterminé le sort et le caractère d'une longue suite de générations . . . Nous chercherons dans l'histoire des peuples celle de l'espèce humaine, nous nous appliquerons à démêler quels ont été, dans chaque siècle, l'état de civilisation, les idées dominantes, les principes généralement

des vainqueurs offrait les moyens d'acquérir une puissance d'autant plus grande que sa force et son étendue n'avaient de juge que l'opinion qu' il dirigeait, maintint ses droits et assura son indépendance. La religion qu' embrassèrent les Germains devint la seule voie par où leur arrivassent des idées nouvelles, le seul point de contact entre eux et les habitants de leur nouvelle patrie."

Für die Analyse der neuen Zeit ist es von besonderm Interesse, wie weit der Historiker für seinen eignen Glauben eintreten zu dürfen meinte. „La Réformation vint porter à la puissance spirituelle un coup terrible, dont les conséquences ont été dues à l'examen hardi des questions théologiques et aux secousses politiques qu'amena la séparation des sectes religieuses, plutôt qu' aux nouveaux dogmes dont les réformés firent la base de leur croyance." Es war in Guizot's Art sehr vorsichtig ausgedrückt, es blieb aber immer eine Errungenschaft, daß in der Normalschule Frankreichs von einem Protestanten auf die welthistorische Bedeutung der Reformation hingewiesen werden durfte.

Bisher hatte man immer nur von glänzenden Erfolgen in Rußland gehört: zum allgemeinen Entsetzen erschien nun das 29. Bulletin, das wie ein Blitzstrahl die Wahrheit zeigte.

XV.

Die große Armee war nicht blos geschlagen, sie war vernichtet. Napoleon hatte zu lange und zu fest auf die friedliebende Gesinnung des Kaisers Alexander gebaut; als er diese Hoffnung aufgab und 18. October Moskau verließ, war es zu spät. Der Tag an der Beresina 26. November gab der Armee den Rest. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt", sagte Napoleon in Warschau zu seinem Gesandten de Pradt: „bei mir stehen die Unglücksfälle im Verhältniß zu meinem Glück. Ich bin für außerordentliche Abenteuer geschaffen, die umgestürzte Welt ist mein Element; aber ich werde sie wieder zu ordnen wissen. In Kurzem werde ich mit 300,000 Mann an der Weichsel stehn."

Wenige Tage nach dem 29. Bulletin traf er selber in Paris ein,

wo sogleich die Rüstungen in großartigstem Maaßstab im Angriff genommen wurden.

In einer Rede an das Corps législatif, 14. Februar 1813, erklärte er, mit dem Benehmen aller seiner Verbündeten zufrieden zu sein. — Noch konnte er den Frieden unter billigen Bedingungen haben; was ihn zurückhielt, hat er später in St. Helena bekannt. „Der Kaiser war zu den größten Opfern bereit, aber der Augenblick, sie anzubieten, schien ihm bedenklich. Größer als seine materielle Macht war seine auf die Meinung gestützte Macht; sie glich einem Zauberwerk. Es galt, diese nicht zu verlieren: ein falscher Schritt, ein übel angebrachtes Wort konnte für immer das Blendwerk zerstören. Ein scheinbar unerschütterliches Zutrauen in seine Kräfte war ihm demnach vorgeschrieben; vor Allem mußte er die Dinge kommen sehn."

Als General stand er grade jetzt auf der Höhe seines Könnens, und als er 25. April bei der Armee eintraf, machte sich auch der alte Zauber wieder geltend, und die ersten Erfolge waren glänzend.

In diesen Tagen — 2. Mai war die Schlacht bei Groß-Görschen — schrieb Beranger seinen „roi d'Yvetôt", den er doch für so bedeutend hielt, daß er ihn an die Spitze seiner Sammlung stellte; wurde Rossini's „Tankred" aufgeführt, und damit eine neue Richtung der Musik angebahnt; erschien endlich der „Giaour", der in sechs Monaten elf Auflagen erlebte, und mit ihm eine Großmacht der Poesie, die erste europäische des neunzehnten Jahrhunderts.

Schon durch die beiden ersten Gesänge des „Childe Harold", hauptsächlich durch den Anfang, hatte Lord Byron (25. 3.) gewaltiges Aufsehen erregt: hier wurde die weltschmerzliche Stimmung, die Chateaubriand anzuschlagen versucht, in populairer, Geist und Ohr gleichmäßig fesselnder Melodie vorgetragen. Dabei machte die Person des jungen Lord sich geltend, seine Reisen im Orient, seine Eroberungen im weiblichen Geschlecht, wie die Welt noch nichts ähnliches gesehn: denn damals lag ganz London ihm zu Füßen, von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen. Den Bekenntnissen eines Wüstlings und dem „Gute Nacht!" an Europa kam nun freilich die versificirte Reisebeschreibung durch Spanien und Griechenland nicht gleich; desto gewaltiger schlug der „Giaour" durch; man fühlte das Wehen eines echt poetischen Geistes, und ganz Europa berauschte sich an den wilden Dithyramben. Rasch auf einander folgten „Die Braut von Abydos", der „Corsar", „Lara" u. s. w.; in dieser

Art bemühte sich nun jeder junge Dichter des Continents zu empfinden. Es schien, als ob bei dem Sturz Napoleons eine neue Macht die Geister beherrschen sollte.

Die Franzosen waren vielleicht am gründlichsten auf diese Stimmung vorbereitet, der ihre eigenen Poeten nicht mehr genügen konnten. 1. Mai 1813 starb in Paris der Abbé Delille (75. J.); sein Leichenbegängniß gehörte zu den glänzendsten, welche die Hauptstadt gesehn. Lange erblindet, hatte er mit Hülfe seiner Frau noch in den letzten Jahren die vorher vollendeten Lehrgedichte herausgegeben: „l'imagination“, „les trois règnes de la nature“, „la Conversation“; jedes derselben war bei der ersten Ausgabe in mindestens 20,000 Exemplaren abgezogen; die Gelehrten beeiferten sich, die Werke ihres Zeitgenossen mit Commentaren zu beglücken. — Chénier war schon vor ihm gestorben, es folgten rasch hintereinander Grétry, Bernardin de St. Pierre, Mercier, der Marquis de Sade, endlich Parny: der alte Parnaß Frankreichs leerte sich.

In den Romanen der Zeit tritt eine gewisse Richtung aufs Solide hervor — freilich auf der Voraussetzung gründlicher Unsolidität. — So in „Eugénie et Mathilde, Mémoires de la révolution“, von der alten Gräfin Souza, in den „Aventures d'Eugénie de Senneville et de Guillaume Delorme“ von Picard (44. J.); am meisten in „Léonie de Montbreuse“ von Frau Sophie Gay (37. J.). Der Roman ist gut componirt und reich an gescheidten Lebensbeobachtungen. Die Heldin hat eine lebhafte Einbildungskraft, sie haßt das Mittelmäßige und will entweder angebetet oder ignorirt sein. Sie findet einen passenden Gegenstand der Leidenschaft, ihr Vater, ein Mann von Welt, heilt sie von den Thorheiten derselben, indem er die beiden Liebenden auf längere Zeit zusammenführt. Sie langweilen sich mit einander, und Léonie lernt allmälig ihrer Einbildungskraft Zügel anlegen. „Man wird so gedemüthigt,“ bemerkt sie, „in dem geliebten Gegenstande einen Zug von Mittelmäßigkeit zu entdecken, daß im Verdruß, den man darüber empfindet, mehr Scham als Bedauern liegt.“ Sie entdeckt sehr richtig in jener lebhaften Einbildungskraft die Hauptquelle der Coquetterie. „Les femmes, habituées aux éloges, aux protestations de tendresse, ont cela de malheureux qu'elles ne peuvent supporter la pensée d'être indifférentes même aux gens qui les intéressent le moins. Le dépit qu'elles en ressentent les conduit souvent à faire, pour plaire, de frais exagérés qui les compromettent si bien qu'elles ne savent plus comment rétro-

grader, et bientôt elles se trouvent engagées sans avoir le moindre sentiment pour excuse. Je crois que ce travers de la vanité a fait commettre plus de fautes que toutes les folies de l'amour." Indem sie so die Schwächen ihrer eignen Einbildungskraft durchschaut, lernt sie die Prosa des Lebens würdigen. —

Indeß näherten sich die öffentlichen Angelegenheiten der Entscheidung. Obgleich Napoleon's Waffen glücklich waren, nöthigte ihn doch die Erschöpfung seiner Armee, 4. Juni einen Waffenstillstand abzuschließen. Während dieser Zeit sollte Oestreich Position nehmen. Obgleich es einem mäßigen Frieden nicht abgeneigt war, machte Napoleons Uebermuth die Unterredung mit Metternich in Dresden, 28. Juni, resultatlos; in diese Unterredung fällt die cynische Aeußerung, die Verluste in Rußland seien nicht so groß gewesen, es sei eine Menge Deutsche darunter.

11. August wurden die Unterhandlungen abgebrochen, und nun wandte sich entschieden das Glück: 26. August Katzbach, 18. October Leipzig.

Dennoch, als 9. November Napoleon geschlagen in Paris ankam, erhielt er von Metternich aus Frankfurt sehr günstige Anerbietungen: „noch will Niemand an seine Dynastie!" Er antwortete ausweichend, und nun wurde es zu spät.

13. November im Staatsrath verlangte er eine neue Aushebung von 300,000 Mann; er war empört, daß ihm nicht sofort jubelnde Zustimmung entgegenkam. „Les Allemands m'ont trahi! Ils ont voulu me couper ma retraite . . . Non, point de paix que je n'aie brûlé leur capitale! . . . Ils faut de l'élan! il faut que tout le monde marche!" Was er wollte, wurde ihm bewilligt, aber es war nicht so leicht, es ins Werk zu setzen.

1. December erließen die Alliirten ihr Manifest. Nicht gegen Frankreich führe man Krieg, sondern gegen jene Uebermacht, welche der Kaiser Napoleon zum Unglück von Europa und Frankreich nur zu lange außerhalb der Grenzen seines Reichs ausgeübt. Man wünsche vielmehr Frankreich groß, stark und glücklich, weil die Größe und Stärke der französischen Macht eine der Grundlagen des europäischen Staatengebäudes sei; darum werde man ihm eine Ausdehnung gewähren, wie es sie nie unter seinen Königen gehabt.

In einem ähnlichen Sinn schrieb Benjamin Constant „de l'esprit de conquête et de l'usurpation."

Auf den 19. December hatte Napoleon das Corps législatif einbe-

rufen. Seine Eröffnungsrede begann mit den Worten: „J'avais conçu et executé de grands dessins pour la prospérité et le bonheur du monde!“ Der gefügige Senat ernannte zu Berichterstattern Talleyrand und Fontanes, das Corps législatif dagegen ausgesprochene Frondeurs, darunter den Dichter Raynouard, den Philosophen Maine de Biran. Diese drangen auf Frieden, und mehr noch: „les mots de paix et de patrie retentiraient en vain, si l'on ne garantit pas les institutions qui créent l'une et qui maintiennent l'autre“; sie verlangten feste Garantieen für die Freiheit und Sicherheit der Bürger.

Der Kaiser war außer sich. 1. Januar 1814 — einen Tag vorher hatten die Alliirten den Rhein überschritten — empfing er die Abgeordneten mit Schmähungen: „Vous pouviez faire beaucoup de bien, et vous avez fait beaucoup de mal . . . Est-ce le moment de venir disputer sur les libertés et les sûretés individuelles, quand il s'agit de sauver l'indépendance nationale? Vos idéologues demandent des garanties contre le pouvoir, toute la France ne m'en demande que contre l'ennemi. — Vous voulez imiter l'Assemblée constituante; mais je n'imiterai pas le roi qui existait alors.“ — Er hatte jetzt das Bedürfniß, viel zu sprechen; es war ein beständiger Monolog, denn keiner durfte ihm antworten.

Während er sich zum Feldzug vorbereitete, traten 15. Januar 1814 die Cortes in Madrid zusammen, 23. Januar wurde Papst Pius freigelassen — Gegenstand eines großen Gemäldes, das Ingres (34. J.) noch in demselben Jahr ausstellte.

Der Lärm der Rüstungen regte nun auch den Chansonnier an: Beranger's Gedichte geben fortan schätzbare Randglossen für die Stimmung der Zeit.

Gai! gai! serrons nos rangs,
Espérance de la France!
En avant, Gaulois et Francs!

D'Attila suivant la voix,
Le barbare quelle égare
Vient une seconde fois
Périr dans les champs gaulois.

Pour des Calmouks durs et laids
Nos filles sont trop gentilles,
Nos femmes ont trop d'attraits.
Ah! que leurs fils soient Français! u. s. w.

Uebrigens bewahrte er immer die gute Laune:

Je n'eus jamais d'indifférence
Pour la gloire du nom français.
L'étranger envahit la France,
Et je maudis tous ses succès.
Mais, bien que la douleur honore,
Que servira d'avoir gémi?
Puisqu' ici nous rions encore,
Autant de pris sur l'ennemi! . . .

Mes créanciers sont des corsaires
Contre moi toujours soulevés.
J'allais mettre ordre à mes affaires,

aber die Elasticität seines Geistes wirkte um so kräftiger, da die Alliirten uneins und unschlüssig waren. Die Armee war wieder voll Muth und Unternehmungslust, im Volke regte sich die alte Bewunderung. Noch stand der Friede in seiner Hand.

„Il faut avouer," schreibt Joseph de Maistre aus St. Petersburg, „que cet aimable homme ne sait pas mal son métier. Je tremble en voyant les manoèuvres de cet enragé et son ascendant incroyable sur les esprits. Quand j'entends parler dans les salons de St. Pétersbourg de ses fautes et de la supériorité de nos généraux, je me sens le gosier serré par je ne sais quel rire convulsif aimable comme la cravate d'un pendu."

Aber mit dem Erfolg wuchs Napoleons Uebermuth, er versäumte es, unter günstigen Bedingungen abzuschließen, und 22. Februar trat im feindlichen Lager eine entschiedene Wendung ein. Blücher setzte im Hauptquartier seinen Vorschlag durch, rücksichtslos auf Paris vorzurücken und Napoleon im Rücken zu lassen. 25. März begann der Marsch.

In der Mitte dieses Monats reiste Guizot, um einen Augenblick dem beklemmenden Gefühl der Unsicherheit zu entgehen, zu seiner Mutter nach Nimes. „J'ai encore devant les yeux l'aspect de Paris, entre autres de la rue de Rivoli que l'on commençait alors à construire, quand je la traversai le matin de mon départ: point d'ouvriers, point de mouvement, des matériaux entassés sans emploi, des échafaudages déserts, des constructions abandonnées faute d'argent, de bras et de confiance, des ruines neuves. Partout, dans la population, un air de malaise et d'oisiveté inquiète, comme de gens à qui manquent également le travail et le repos. Pendant mon voyage, sur les routes, dans les villes et dans les campagnes, même apparence d'inaction et d'agitation, même appauvrissement visible du pays; beaucoup plus de femmes et d'enfants que d'hommes; de jeunes conscrits tristement en marche pour leur corps; des malades et des blessés refluant à l'intérieur; une nation mutilée et exténuée. Et à côté de cette détresse matérielle, une grande perplexité morale, le trouble de sentiments contraires, le désir ardent de la paix et la haine violente de l'étranger . . . Au sein des classes aisées et éclairées, le désir de la paix, le dégout des exigences et des aventures du despotisme impérial, la prévoyance raisonnée de sa chute dominaient évidemment. Le peuple au contraire ne sortait par

moments de sa lassitude que pour se livrer à ses colères patriotiques et à ses souvenirs révolutionnaires; le régime impérial l'avait discipliné sans le réformer; les apparences étaient calmes, mais au fond on eût pu dire des masses populaires comme des émigrés, qu' elles n'avaient rien oublié ni rien appris. Point d'unité morale dans le pays; point de pensée ni de passion commune, malgré l'expérience et le malheur communs. La nation était presque aussi aveuglément et aussi profondément divisée dans sa langueur qu' elle l'avait été naguère dans ses emportements."

Indeß war die Entscheidung gefallen. Napoleon kam zu spät, seine Hauptstadt zu entsetzen; sie capitulirte und 31. März zogen die Verbündeten mit Glanz in Paris ein. Die Volksmenge wogte jauchzend auf und ab, überall hörte man: „vivent nos libérateurs!" „Man sollte glauben," erzählt Steffens, „ein siegreiches französisches Heer hätte einen gefährlichen Feind vernichtet und zöge jetzt triumphirend in die Stadt ein. — In diesem Augenblick erschienen mir die Pariser verächtlich; ich fühlte mich wie beschämt." — Indeß waren es nur die Gamins aus hohen und niedern Ständen, die jauchzten; die Mehrzahl hielt sich in ihren Wohnungen.

Schon 1. April erklärte sich der Pariser Municipalrath in diesem Sinn; 2. April setzte es Talleyrand beim Senat, der aus Creaturen Napoleons bestand, durch, daß die Franzosen des Eides der Treue entbunden wurden. „La France,“ so heißt es in der Erklärung der provisorischen Regierung, „vient de briser le joug sous lequel elle a gémi depuis tant d'annés ... Au sortir des discordes civiles, nous avions choisi pour chef un homme qui paraissait sur la scène du monde avec les caractères de la grandeur. Nous avions mis en lui toutes nos espérances; les espérances ont été trompées. Il n'a su régner ni dans l'intérêt même de son despotisme. Il ne croyait qu' à la force; la force l'accable aujord'hui: juste retour d'une ambition insensée. Enfin cette tyrannie a cessé; les puissances alliées viennent d'entrer dans la capitale de la France; elles viennent réconcilier avec l'Europe un peuple brave et malheureux ... Un autre ordre de choses peut seul sauver la patrie. Nous avons connu les excès de la licence populaire et ceux du pouvoir absolu; rétablissons la vieille monarchie, en limitant par de sages lois les divers pouvoirs qui la composent.“

4. April drängten die Marschälle in Napoleon, der sich nach Fontainebleau zurückgezogen hatte, er solle abdanken. Eine traurig widerwärtige Scene! Er hatte allen Halt verloren, Grimm wechselte mit Verzweiflung, er klagte und jammerte über Undank. Als er endlich die Abdankung unterzeichnete, brach er zusammen.

Diesen Moment hat Paul Delaroche aufgefaßt in dem berühmten Leipziger Gemälde. Der Eindruck ist von einer schauerlichen Wahrheit. Es ist nicht der große Mann, der in dem Gefühl, gethan zu haben, was er soll, die Vernichtung über sich ergehn läßt, sondern der bankerotte Spieler, dessen letzte Karte verloren hat. Der Schatten dieser Zukunft umschwebte ihn auf den Höhen seiner Macht: in dem Augenblick, wo er an der Spitze einer siegreichen Armee die demüthigen Huldigungen der Könige empfing, fühlte er, daß diese Fürsten, die er nach Willkür einsetzte und verjagte, die vor ihm im Staube lagen und die Gunst des ehemaligen Jacobiners erbettelten, etwas vor ihm voraus hatten, was keine Größe ersetzen konnte; ja er fühlte, daß die Soldaten des Glücks, die er zu Fürsten gemacht, nur auf den Augenblick harrten, wo sein Interesse mit dem ihrigen collidirte, um ihn zu verlassen; er wußte, daß sein Reich

nur auf Gewalt begründet war; und dies Bewußtsein schärfte die dämonische Unruhe, die ihn von einem Abenteuer ins andre trieb.

Immer wieder nahm er seine Abdankung zurück und sprach von Fortsetzung des Krieges. — 5. April verfaßte er eine sehr gewundene Proclamation an die Armee. „L'empereur remercie l'armee pour l'attachement qu'elle lui témoigne et principalement parce qu'elle reconnaît que la France est en lui et non pas dans le peuple de la capitale. Le soldat suit la fortune et l'infortune de son général, son honneur et sa religion." Nun folgen heftige Anklagen gegen den Senat. „Si l'empereur avait méprisé les hommes comme on le lui a reproché, alors le monde reconnaîtrait aujourd'hui qu'il a eu des raisons qui motivaient son mépris." — „Le bonheur de la France paraissait dans la destinée de l'empereur; aujourd'hui que la fortune s'est décidée contre lui, la volonté de la nation seule pourrait le persuader de rester plus longtemps sur le trône. S'il se doit considérer comme le seul obstacle à la paix, il fait volontiers ce dernier sacrifice à la France." Nach einem neuen heftigen Andrängen der Marschälle rief er aus: „quels hommes! ni coeurs, ni entrailles!"

20. April verabschiedete sich Napoleon von seinen Garden. Er wurde rührend und rief starke Thränen hervor, die bei den alten Kriegsmännern wohl natürlich waren, aber dem gewaltthätigen Krieg keinen passenden Abschluß gaben. Die letzten Zuckungen dieses mächtigen Glücks haben durchweg etwas Unheimliches.

21. April hielt Villemain in der Academie den Vortrag: „sur les avantages et inconvénients de la critique.“ Die Souveraine von Rußland und Preußen wohnten der Sitzung bei, Villemain konnte sich nicht enthalten, ihnen ein höfliches Wort zu sagen, was vielfachen Anstoß gab. Die Rede zeichnete sich durch jene Begeisterung für die schöne Form aus, die man fast einen Cultus nennen kann: Villemain versteht lebhaft zu bewundern und für die Bewunderung einen fein nuancirten Ausdruck zu finden, so daß er in seinem Lob nie eintönig wird. Schon damals machte er warm auf Shakespeare aufmerksam, mit den nothwendigen Restrictionen eines Classikers, doch nicht ohne Energie.

Man fürchtete Repressalien wegen der geraubten Kunstschätze; der berühmte Naturforscher Cuvier (44 J.), Mitglied des Instituts und Staatsrath, sprach gegen Professor Steffens, der als Freiwilliger mit in Paris einzog, diese Befürchtung auch wegen seiner Sammlungen aus. Als Steffens ihn darüber beruhigte, hielt er ihm gleichsam eine Reihe von Vorträgen, und zwar in deutscher Sprache, da Steffens des Französischen nicht mächtig war, die ihm eine wichtige Anregung für sein ganzes Leben wurden.

In der That war man von Repressalien weit entfernt. Mit Verwunderung bemerkte Steffens die Huldigungen, die von den fremden Monarchen Paris zu Theil wurden: ja, diese Fürsten sprachen in dem Ton, als seien sie Herrscher über Barbaren, als sei Paris noch immer die Hauptstadt der Welt. Selbst Steffens, obgleich kein geborner Deutscher wurde darüber wild.

Aus allen Ländern strömten die Fremden zusammen und ließen sich brandschatzen, während Paris geschont wurde: pecuniär war für die Pariser die Invasion ein Gewinn. — Von Naturforschern waren z B. Alex. v. Humboldt und K. v. Raumer anwesend. — Der Mittelpunkt des Verkehrs für gebildete Deutsche war Graf Schlaberndorf (70 J.), der noch immer in seinem Zimmer, das er nie verließ, die Geheimnisse aller Parteien erfuhr.

Sehr unterhaltend kam Steffens ein Krieg in der Oper vor, unter

pontini's Direction, dessen „Vestalin" gegeben werden sollte, während e anwesenden Bonapartisten den „Triumph des Trajan" verlangten. Man recurrirte auf das Urtheil des Kaisers Alexander, der aber viel zu öflich war, um Franzosen etwas aufdrängen zu wollen; erst als es nahe i Handgreiflichkeiten war, entschied er sich für die „Vestalin", und Steffens wunderte sich nicht wenig, das eben noch tobende und drohende ublicum plötzlich still und zufrieden zu sehn.

28. April wurde der „Ulysse" von Pierre Lebrun (28. J.) ufgeführt; es kamen Stellen darin vor, die man auf die Bourbons bezog:

„Ce jour doit être sourd, aveugle, inexorable,
Et ne sera content que du dernier coupable."
— „Eumée! ah! quelle joie
De tenir dans mes mains et leur vie et ma proie,
De les voir, reculant, à l'aspect de leur roi,
Fuir sans trouver d'asile où se sauver de moi,
Et, pâles de leur crainte et de la mort future,
Implorer vainement, même la sépulture."

der Plan einer Verfassung, die der Senat ihm vorgelegt, einfach zurückgeschoben und dafür die Grundsätze der neuen Monarchie proclamirt, die ungefähr auf dasselbe herauskamen, was Ludwig XVI. vor 25 Jahren seinen Unterthanen geboten hatte.

Ludwig war ein geistvoller Mann, und wußte es; aber er verstand mehr zu reflectiren, als zu erfinden. Seine Körperschwäche machte ihn nicht geeignet, äußerlich, wie die früheren Könige, den Franzosen zu imponiren; aber er wußte den Ernst der Majestät durch überlegene Bildung zu verstärken. Er theilte die Vorurtheile der Emigranten nicht, aber er wußte sie zu benutzen: er war ein gewiegter Schauspieler, aber nicht wie Napoleon, von der tragischen Art.

Wenn er im Princip jedes Zugeständniß an die Revolution ablehnte, so wußte er sich im Einzelnen ihr anzubequemen: Talleyrand wurde sein leitender Minister; selbst Fouché wegen seiner polizeilichen Uebung wurde zu Rath gezogen. — Bertin (48. J.) erhielt wieder das Eigenthum des „Journal des Débats", das nun im Sinn des gemäßigten Royalismus redigirt wurde; doch blieb es immer in enger Verbindung mit Chateaubriand. Sismondi (41. J.) kam zum erstenmal nach Paris; mit ihm Benjamin Constant, der nun ganz im Dienst der schönen Madame Recamier (37. J.) stand: ein Jahr vorher, in Rom, hatte ihr Canova gehuldigt. — Eine ansehnliche Rolle spielte in Paris Frau von Krüdener (48 J.), ehemals leichtsinnige Weltdame, jetzt durch Jung-Stilling zur Frömmigkeit bekehrt und Prophetin: sie hielt in ihrem Salon religiöse Versammlungen, von den bedeutendsten Persönlichkeiten besucht, und hatte es namentlich auf Kaiser Alexander abgesehn, dem sie den Anfang des Reichs Christi auf Erden weissagte.

Auch Frau von Staël (48. J.) fand sich ein, mit A. W. Schlegel, ihr Buch über Deutschland war nun gedruckt und fing an zu wirken: es gab den Franzosen von einem ihnen bisher gleichgültigen Volk ein Bild, welches sich bald in einen Mythus verwandelte und den Neuerern in der französischen Literatur gewissermaßen als Fingerzeig diente. Doch fand diese Wirkung nur allmälig statt; in Deutschland selbst gehörte im Augenblick der Haß gegen die französische Literatur zum guten Ton; es war nicht mehr Nothwehr gegen eine tyrannische Bildung'; der Haß galt diesmal den französischen Eroberungskriegen, der Revolution, und mittelbar der Literatur des 18. Jahrhunderts, aus der sie hervorgegangen war. Man bekämpfte Corneille als den Vorgänger Voltaire's, und Voltaire als

den Vater der Jacobiner. Der Gegensatz war geblieben, aber die Gründe hatten sich geändert.

In Frankreich gehörte zu den heftigsten Gegnern der Fusion der Lustspieldichter Andrieux, der bei seiner ausgesprochen französischen Richtung die deutsche Literatur verabscheute, und es Frau von Staël nie verzeihn konnte, diese Phantasten und Träumer in Frankreich eingebürgert zu haben. Auch Shakespeare ließ er nicht gelten. — Eine gemäßigtere Stellung nahm Raynouard ein. Er hatte eine Reihe Tragödien im Pult, doch kam nur die eine, „les états de Blois", 1814 zur Aufführung und fand Beifall. In der Vorrede trat er gegen die bisher geltenden Kunstregeln auf: aus dem Studium der fremden Literaturen müsse man sich eine freiere poetische Bewegung aneignen, und von allen Einheiten, die man auf der Bühne erlangen könne, sei nur die eine zu rechtfertigen, die Einheit des sittlichen Grundgedankens. — Am entschiedensten hielt Beranger am altfranzösischen Standpunkt fest (Mai 1814).

J'aime qu' un Russe soit Russe,
Et qu' un Anglais soit Anglais.
Si l'on est Prussien en Prusse,
En France soyons Français.
Lorsqu' ici nos coeurs émus
Comptent des Français de plus:
Mes amis, mes amis,
Soyons de notre pays . . . . . .

N'allons point en Germanie
Chercher les règles du goût.
N'empruntons à nos voisins
Que leurs femmes et leurs vins . . . .

Notre gloire est sans seconde:
Français, où sont nos rivaux?
Nos plaisirs charment le monde,
Eclairé par nos travaux.
Qu'il nous vienne un gai refrain,
Et voilà le monde en train!

Also noch während die Nachbarn bewaffnet in Paris standen, trug man sich mit der Phantasie, ihnen ihre Weiber und ihre Weine zu entlehnen!

30. Mai wurde der Friede zu Paris unterzeichnet: Frankreich behielt die Grenzen vom 1. Januar 1792. Die Souveraine verließen Paris, um sich bald darauf in Wien zusammenzufinden; das ganze Land wurde geräumt. Einen Tag vorher war Kaiserin Josephine (51 J.) in Malmaison gestorben, vom Volk sehr betrauert.

4. Juni octroyirte König Ludwig die Charte und berief auf Grund derselben das alte Napoleonische Corps législatif zusammen, das sich nicht ungefügig zeigte.

5. Juli wurde ihm ein Gesetzentwurf über Preßfreiheit vorgelegt, verfaßt von Guizot, der auf Royer-Collard's Betrieb eine Anstellung im Staatsdienst angenommen hatte und sich so dem wissenschaftlichen Leben, für das er so ungemein befähigt war, entzog. Sein erstes Debut in der Politik war nicht glücklich. Zwar lauteten die Motive seines Entwurfs sehr liberal. „Une grande partie des maux de la France tient à l'ignorance à laquelle ont été condamnés les Français sur les affaires et la situation de l'état, au systeme de mensonge qu' avait adopté un gouvernement qui avait besoin de tout cacher, à l'indifférence et à la méfiance que cette obscurité et ce mensonge habituel avaient inspirées aux citoyens. C'est donc la vérité qu' il faut mettre au grand jour .... Les Français, surs d'entendre la vérité et libres de la dire, perdront bientôt cette triste habitude de méfiance qui tuait en eux tout estime de leur chef et tout dévouement à l'état: le plus insouciants reprendront un vif intérêt aux affaires publiques quand ils verront qu' ils peuvent y prendre part ... Une grande liberté de la presse peut seule, en ramenant la confiance, rendre à l'esprit public cette énergie dont le roi, comme la nation, ne sauraient se passer; c'est la vie de l'âme quil faut reveiller dans ce peuple en qui le despotisme travaillait à l'éteindre; cette vie est dans le libre mouvement de la pensée.“

Aber der hinkende Bote kam nach: „Malheureusement nous avons fait, dans les 25 ans qui viennent de s'écouler, un si déplorable abus des bonnes choses qu' il suffit aujourd'hui d'en prononcer le nom pour réveiller les plus tristes craintes ... Depuis 25 ans, la nation est si étrangère aux habitudes d'une vraie liberté, elle a

passé à travers tant de despotismes différents, et le dernier a été si lourd qu' on peut redouter, en la lui rendant, plutôt son inexpérience que son impétuosité; elle ne songerait pas à attaquer, mais peut-être aussi ne saurait-elle pas se défendre; et au milieu de la faiblesse universelle, au milieu de la collision de tant d'intérêt divers qu' il importe également de ménager, le gouvernement peut désirer avec raison d'éviter encore ces apparences de choc et de trouble qui seraient peut-être sans importance, mais dont l'imagination serait disposée à s'exagérer le danger .... La nation, écrasée et malheureuse, s'est vue arrêtée dans le développement des ses facultés intellectuelles. On est étonné et presque honteux de son irréflexion et de son ignorance: elle éprouve le besoin d'en sortir; le joug le plus oppressif a pu et pourrait encore seul la réduire quelque temps au silence et à l'inaction; mais il lui faut de guides et .... la liberté de la presse doit être doucement essayée."

Das „doucement" kam nun freilich so heraus, daß sich das Gesetz über Preßfreiheit in ein Gesetz über die Censur verwandelte: in seinen einzelnen Bestimmungen immer ein ungeheurer Fortschritt gegen die Napoleonische Willkür, aber es erregte Mißfallen, und Raynouard beantragte, es abzulehnen. Gleichwohl wurde es mit sehr großer Majorität in der Deputirtenkammer, mit geringerer in der Pairskammer (die an Stelle des alten Senats getreten war) angenommen. Beranger begrüßte es mit einer beißenden Satire.

Auf der andern Seite regte sich die Partei der Emigranten, denen die Zugeständnisse an den Liberalismus schon viel zu weit gingen. Graf Montlosier (59. J.), früher im Dienst Napoleons, schrieb „de la monarchie Française depuis son établissement jusqu' à nos jours" in scharf legitimistisch feudalem Sinn; Lamennais (32 J.), der jetzt seinen Wohnsitz in Paris nahm: „Traditions de l'église sur l'institution des évêques", ultramontan. Die reactionaire „Quotidienne" wurde von Michaud und Fiévée (47. J.) übernommen, der nun als wüthender Royalist auftrat, obgleich er mitunter den Spötter nicht verleugnen konnte: „Je né suis jamais trop sévère contre les bassesses du coeur humain, je le connais trop pour cela; mais je ne pardonne jamais la bassesse quand elle est stupide." Das Blatt trat für Communalfreiheit gegen die Bureaukratie ein. — Barante gab die Memoiren der Marquise von Laroche-Jacquelein über den Chouankrieg heraus, die durch ihren

rührend naiven Ton sehr dazu beitrugen, die Herzen für das Königthum zu gewinnen. Die vortreffliche Beschreibung der Vendée war ganz von ihm. Er trat in die Pairskammer ein.

J. de Maistre's Schrift „Sur le principe générateur des constitutions politiques“ war 1809 geschrieben; der Vicomte de Bonald, empört über den Liberalismus der neu octroyirten Charte, hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Schrift, in welcher jede papierne Verfassung für eine Lüge erklärt wurde, auf's neue drucken zu lassen, und es wurde dem Grafen de Maistre nicht ganz leicht, sich vor Ludwig XVIII., dem Verfasser der Charte, zu rechtfertigen. Es ist sonderbar genug, daß grade Bonald sich des Werks annahm, da doch nach seiner Ueberzeugung jedes Gesetz von den zehn Geboten an schwarz auf weiß aufgezeichnet werden mußte. Bonald war nicht ein Feind der Codification, sondern nur derjenigen Gesetzgebung, die dem Zeitgeist Zugeständnisse machte. Nach Maistre ist jede Art der Souverainetät mit dem Charakter des Unbedingten bekleidet. Jeder Aufstand scheint ihm ein Verbrechen, aber jede äußere Kraft, die eine Schranke setzt, läßt er gelten: „C'est une loi, c'est une coutume, c'est la conscience, c'est une tiare, c'est un poignard; mais c'est toujours quelque chose.“ Nur Eins erkennt er nicht an, das geschriebene Recht. Was geschrieben, was durch die menschliche Weisheit vorausgesehn und festgesetzt ist, beeinträchtigt die göttliche Vorsehung. „C'est manquer à Dieu que de ne pas se fier à l'imprévu, et tout gouvernement constitué par des lois positives est une usurpation sur l'autorité du divin législateur.“

Destutt de Tracy — den übrigens als alten Edelmann und Gegner Napoleons die Restauration unangefochten ließ — veröffentlichte eine früher verfaßte Denkschrift über constitutionelle Regierungen, die nun freilich keinen Anklang mehr fand. Graf St. Simon (54 J.) glaubte nun, wo die Gesellschaft nach neuer Gestaltung rang, mit seinen Ideen hervortreten zu dürfen: in seiner „Réorganisation de la société européenne“ ist der Industrie der erste Platz angewiesen. Darin stimmte er mit Say (47. J.) überein, der eben in die Academie kam und den „Catéchisme d'économie politique“ veröffentlichte; aber wenn dieser für die Bewegung des Handels Freiheit verlangte, wollte jener von Staatswegen alles organisiren.

7. August 1814 wurde durch die Bulle „Sollicitudo omnium“ der Orden der Jesuiten wiederhergestellt.

Den Kriechereien" des Gesindels, das sich nun an den neuen Hof drängte, begegnete Beranger mit der „Bittschrift der vornehmen Hunde um freien Eintritt in den Garten der Tuilerien."

Puisque le tyran est à bas,
Laissez nous prendre nos ébats.

Ein andermal spricht er im Namen eines Händlers mit alten Kleidern:

Tout marchands d'habits que nous sommes,
Messieurs, nous observons les hommes;
D'un bout du monde à l'autre bout,
L'habit fait tout.
Dans les changements qui surviennent,
Les dépouilles nous appartiennent:
Toujours en grand nous calculons.
Vieux habits! vieux galons! ....

In der Zeit der großen Siege war die Goldstickerei auf Grün Mode; nun sucht man aus der Rumpelkammer des Mittelalters Talare, Federhüte, Mäntel hervor; die Stickerei ist in Blau.

L'on fêtera toujours en France
En ville, au Théatre, à la cour,
L'habit du jour.

So kam nun Beranger mehr und mehr in die Opposition, während der harmlosere Desaugiers das neue Regiment mit Freuden begrüßte: der Friede gab dem Leben einen angenehmeren Horizont, und der Namen Heinrichs VI. weckte wohlbekannte Refrains.

Unter dem Schutz der Restauration tauchten auch zartere Dichtungen auf, die ganz dem Weltgefühl zu entfliehen schienen. Die merkwürdigste ist die „Antigone" von Simon Ballanche (38 J.): in die alte Sage hatte der Dichter die Natur, den Beruf und die Mysterien des Weibes hineinzulegen gesucht. Julie Recamier, mit der er zuerst in Lyon, dann in Rom gelebt, hatte ihm als Ideal vorgeleuchtet. Das Gedicht wurde

wenig verstanden, bald suchte man dahinter einen Ausfluß der St. Martinistischen Philosophie, bald eine Verherrlichung der Herzogin von Angoulême. — In dieselbe Classe gehörten die „Lettres d'un habitant des Vosgès" von Sénancourt, die „Harmonies de la nature" vom alten Bernardin, und „Goffin ou les mineurs sauvés" von Ulric Gullinger (22. J.). Um den „Obermann" sammelte sich eine ganze Schule: Sautelet, Bastide, Ampère, Stapfer, die mit Ernst deutsche Philosophie und Dichtung studirten. — Auch in der Unterhaltungslecture spricht sich die Neigung zum Zarten aus, so in „Charles et Claire" von Frau von Remusat (34. J.) und in „Anatole" von Sophie Gay (37. J.), welcher Roman auch von Napoleon sehr geschätzt wurde. Der Held ist ein Taubstummer, um dessen willen die schöne Valentine die Fingersprache erlernt.

Diese Richtung ging unter in dem neuen Sturm, der über Frankreich hinwehte. — Durch seine sehr geschickte Haltung hatte es Talleyrand, der Bevollmächtigte Frankreichs beim Wiener Congreß endlich dahin gebracht, daß die alliirten Mächte völlig zerfallen waren: 3. Januar 1815 schloß er eine heimliche Allianz mit Oestreich und England gegen Rußland und Preußen ab. Frankreich schien seine alte Weltstellung wieder gewonnen zu haben, da kam die blutige Episode der hundert Tage dazwischen.

1. März 1815 landete Napoleon in Frankreich. „Cet homme," schrieb der Kriegsminister Marschall Soult an die Armee, „qui naguère abdiqua aux yeux de toute l'Europe un pouvoir usurpé dont il avait fait un si fatal usage, est descendu sur le sol français. — Que veut il? La guerre civile. — Il nous méprise assez pour croire que nous pouvons abandonner un souverain légitime et bien-aimé pour partager le sort d'un homme qui n'est plus qu' un avanturier. Il le croit, l'insensé! Son dernier acte de démence achève de le faire connaître."

Marschall Ney zog ihm an der Spitze der Armee entgegen, mit dem Versprechen, den Usurpator in einem Käfig nach Paris zu bringen.

An die Spitze der Liberalen stellte sich nun der alte Lafayette: sie wollten der Restauration treu bleiben, verlangten aber Reformen. In ihrem Namen veröffentlichte Benjamin Constant eine Erklärung gegen Napoleon. „Il reparait cet homme teint de notre sang, poursuivi naguère par nos malédictions unanimes: que veut il, lui qui a porté

dévastation dans toutes les contrées de l'Europe, lui qui, attirant sur la France l'humiliation d'être envahie, nous coûte jusqu' à nos propres conquêtes antérieures à sa domination?" (Also immer der Erfolg!) „Il promet le maintien des propriétés, mais cette parole même il ne peut la tenir, n'ayant plus les richesses de l'univers à donner pour récompense à ses satellites! Ce sont nos propriétés qu'il veut dévorer. Il revient aujourd'hui, pauvre et avide, n'ayant rien à réclamer ni rien à offrir. Qui pourrait-il séduire?... Du côté du roi est la liberté constitutionnelle, la sûreté, la paix; du côté de Bonaparte la servitude, l'anarchie et la guerre. Il promet clémence et oubli; mais quelques paroles jetées dédaigneusement, qu' offrent-elles autre chose que la garantie du mépris? Ses proclamations sont celles d'un tyran déchu qui veut ressaisir le sceptre; c'est un chef armé qui fait briller son sabre pour exciter l'avidité de ses soldats; c'est Attila, plus terrible, plus odieux, qui prépare tout pour régulariser le massacre et le pillage. Quel peuple serait plus digne que nous de mépris si nous lui tendions le bras? Nous deviendrions la risée de l'Europe après en avoir été la terreur; nous reprendrions un maître que nous avons nous-mêmes couvert d'opprobre; notre esclavage n'aurait plus d'excuse, notre objection plus de bornes..... J'ai vu que la liberté était possible sous la monarchie; j'ai vu le roi se rallier à la nation. Je n'irai pas, misérable transfuge, me traîner d'un pouvoir à l'autre, couvrir l'infamie par le sophisme, et balbutier des mots profanes pour racheter une vie honteuse!"

Als in Wien — 13. März — die Nachricht ankam, war Talleyrand gerade mit der Toilette beschäftigt; seine Tochter fürchtete, ein Fest, das sie auf den Abend angesagt, werde dadurch gestört werden: er beruhigte sie lächelnd. Aber seine Stellung war untergraben: die alte Eifersucht der Alliirten hörte auf, sie erließen einstimmig eine Proclamation: Krieg gegen den Usurpator bis zum Aeußersten.

An demselben Tage ging Ney mit seiner Armee zu Napoleon über. Die Armee konnte dem alten Zauber nicht widerstehn, das Volk war nur erschrocken.

19. März entfloh Ludwig XVIII. aus Paris; er sammelte seine Anhänger in Gent.

Bei Napoleon's Einzug in Paris warfen sich die alten Militairs an seinen Wagen: es war eine Raserei der Anbetung. Er selbst blieb nüchtern genug, um die Verwegenheit seines verzweifelten Spiels zu übersehn. — Um die Jacobiner zu beschwichtigen, nahm er Fouché zu seinem Vertrauten, den er gründlich verachtete, und dessen Verrath er voraussah. Fontanes, früher sein Günstling, hielt sich klug in seiner „humble demeure" zurück. Aber alle Welt war erstaunt, als — Benjamin Constant einen Dienst bei dem Usurpator annahm, der ihn durch einige, liberale Redensarten geködert hatte: man sagt, Madame Recamier habe ihn dazu bestimmt; dasselbe that Sismondi, die Phantasie hatte sich zum Herrn der Franzosen gemacht. Nachdem sie sich einmal gebunden, führten die Liberalen mit Napoleon ein Schauspiel auf, in dem Jeder wußte, daß er den Andern betrog; es dauerte nur wenig Tage, daß sie zu der Einsicht kamen, sich übereilt zu haben. — Der Dichter, der später am meisten dazu beigetragen hat, den Namen Napoleon's zu verherrlichen, Beranger, rief damals noch, wie Diogenes, den Großen der Erde zu sie sollten ihm aus der Sonne gehn:

Diogène, sous ton manteau,
Libre et content, je ris et bois sans gêne,
Diogène, sous ton manteau,
Libre et content, je roule mon tonneau.

Pour les partis dont cent fois j'osai rire
Ne pouvant être un utile soutien,
Devant ma tonne on ne viendra pas dire:
Pour qui tiens-tu, toi qui ne tiens à rien? . .

J'aime à fronder les préjugés gothiques
Et les cordons de toutes les couleurs;
Mais, étrangère aux excès politiques,
Ma liberté n'a qu'un chapeau de fleurs . . .

Qu' en un congrès, se partageant le monde
Des potentats soient trompeurs ou trompés,
Je ne vais point demander à la ronde
Si de ma tonne ils ne sont occupés?

Er hatte die Empfindung, daß jeder unbedingte Enthusiasmus unfrei macht, und in diesem Sinn apostrophirte er seine Schöne:

Lise, qui règnes par la grâce
Du dieu qui nous rend tous égaux,
Ta beauté que rien ne surpasse
Enchaîne un peuple de rivaux.
Mais, si grand que soit ton empire,
Lise, tes amants sont Français:
De tes terreurs permets de rire,
Pour le bonheur de tes sujets . . .

Par excès de coquetterie
Femme ressemble aux conquérants,
Qui vont bien loin de leur patrie
Dompter cent peuples différents.
Ce sont de terribles coquettes!
N'imite pas leurs vains projets . . . .

Die Tragweite dieses harmlosen Liedes kam dem Dichter 18 Jahre später so bedeutend vor, daß er einen Commentar, zugleich über seine ganze Politik, hinzusetzte. „Mon admiration enthousiaste et constante pour le génie de l'empereur, ce qu'il inspirait d'idolâtrie au peuple, qui ne cessa de voir en lui le représentant de l'égalité victorieuse; cette admiration, cette idolâtrie, qui devaient faire un jour de Napoléon le plus noble objet de mes chants, ne m'aveuglèrent jamais sur le despotisme toujours croissant de l'empire. En 1814, je ne vis dans la chute du colosse que les malheurs d'une patrie que la république m'avait appris à adorer. Au retour des Bourbons, qui m'étaient indifférents, leur faiblesse me parut devoir rendre facile la renaissance des libertés nationales . . Les illusions durèrent peu… Le retour de l'empereur vint bientôt partager la France en deux camps, et constituer l'opposition qui a triomphé en 1830. Il releva le drapeau national et lui rendit son avenir, en dépit de Waterloo. Dans les cent-jours, l'enthousiasme populaire ne m'abusa point: je vis que Napoléon ne pouvait gouverner constitutionnellement; ce n'était pas pour cela qu'il avait été donné au monde."

Freilich muß er eingestehn, daß diese schönen Gedanken in dem Gedicht an Lise nicht völlig zum Ausdruck kommen: „je n'avais pas encore osé faire prendre à la chanson un vol plus élevé; ses ailes poussaient.“ Er suchte diese Schwingen zu kräftigen, indem er aufmerksam zusah, wie sein Idol es machte. „Le plus grand poëte des temps modernes, et peut-être de tous les temps, Napoléon, lorsqu'il se dégageait de l'imitation des anciennes formes monarchiques, jugeait le peuple ainsi que devraient le juger nos poëtes et nos artistes. Le grand homme avait appris de bonne heure dans les camps et au milieu des troubles révolutionnaires, jusqu' à quel degré d'élévation peut atteindre l'instinct des masses, habilement remuées. On serait tenté de croire que c'est pour satisfaire à cet instinct qu'il a tant fatigué le monde. L'amour que porte à sa mémoire la génération nouvelle qui ne l'a pas connu, prouve assez combien l'émotion poétique a de pouvoir sur le peuple.“

Aber die Macht der Phantasie war nicht stark genug, die Wirklichkeit wegzuwischen. Sobald die Erklärung der Alliirten bekannt war, füllte es sich in Gent. Dort erschien 23. Mai auch Guizot im Auftrag der Gemäßigten, Royer-Collard u. s. w., den König zu Aenderungen seines Systems in liberalem Sinn zu bestimmen; dieselbe Ansicht vertrat Talleyrand, kräftig von Wellington unterstützt: nur durch einen aufrichtigen Bund mit dem französischen Volk könne das Königthum gedeihen, und die Gesinnung des Volkes hielt man noch für liberal. Die entgegengesetzte Ansicht vertrat Chateaubriand: nur durch reine, d. h. streng royalistische Hände dürfe der Staat verwaltet werden.

Für Napoleon indeß war es entsetzlich, nicht blos mit Ideologen wie Lafayette, sondern auch mit Jacobinern fraternisiren zu müssen; im Ekel rief er mehrfach aus: „wenn ich das gewußt, wäre ich in Elba geblieben!“ „On me pousse dans une route, qui n'est pas la mienne. On m'affaiblit, on m'enchaîne. La France me cherche et ne me retrouve plus; elle se demande ce qu' est devenu le vieux bras de l'Empereur, ce bras dont elle a besoin pour dompter l'Europe. Que me parle-t-on de bonté, de justice abstracte, de lois naturelles? La première loi, c'est le nécessité; la première justice, c'est le salut public... A chaque jour sa peine, à chaque circonstance sa loi, à chacun sa nature. La mienne n'est pas d'être un ange. Quand la paix sera faite, nous verrons.“

Endlich versuchte er noch einen Sturm auf die Phantasie. Er erschien 1. Juni auf dem Marsfeld, in einer langen weißen Tunica, von Herolden umgeben; vor ihm ein Altar, auf welchem der Erzbischof von Rouen die Fahnen einsegnete. Von einem hohen Thron herab hielt er seine Anrede. — Das Volk sah verwundert zu. — Den folgenden Tag wurde die neue Kammer eröffnet.

Alles war unsicher; als er 11. Juni aus den Tuilerien abging, klagte er Fouché laut und in heftigen Schmähungen des Verraths an, dennoch ließ er ihm den wichtigsten Theil der Regierungsgewalt. — In Paris machte man sich bereits auf eine neue Invasion gefaßt, und Beranger schildert die Stimmung der „Demoiselles".

Quoi! c'est donc bien vrai qu' on parie
Qu' l'enn'mi va tout r'mettre chez nous
Sens sus d'ssous.
L'Palais Royal, qu' est not' patrie,
S'en réjouirait;
Chacun son intérêt.
Aussi point d'fille qui ne crie:
Viv' nos amis!
Nos amis les enn'mis!

D'nos Français j' connaissons l's astuces;
Il's n'sont pas aussi bons chrétiens
Qu' les Prussiens.
Comm' l'argent pleuvait quand les Russes
F'saient hausser d' prix
Tout's les filles d' Paris! . . .

J'conviens que d' certain's honnêt's femmes
Tout autant, qu' nous en ont pincé
L'an passé;
Et qu' nos cosaques, pleins d' leurs bill's flammes,
Prenaient l'chemin
Du Faubourg St. Germain.

Es mag dies Zugeständniß immer aufgezeichnet werden, als einige Satisfaction für den Hohn Alfred de Musset's.

Die Schlacht von Waterloo 18. Juni machte dem Traum der „hundert Tage" — deren sprechendstes Bild uns durch Villemain aufbewahrt ist — ein tragisches Ende. 21. Juni kam Napoleon nach Paris zurück, und schloß sich ins Elysée ein. Die gesetzgebende Versammlung war noch halb unschlüssig; Lafayette, der „Veteran der Freiheit", bestimmte sie, sich für permanent und die Minister für verantwortlich zu erklären. — Nicht lange darauf wurde das befreiende Wort der Abdankung ausgesprochen. „C'est vous," rief Lafayette den Brüdern des Kaisers zu, „qui osez nous accuser de n'avoir pas fait assez pour votre frère? Avez-vous oublié que les ossements de nos enfants, de nos frères, attestent partout notre fidélité, dans les sables de l'Afrique, sur les bords du Guadalquivir et du Tage, sur les rives de la Vistule et dans les déserts glacés de la Moscovie? Depuis plus de dix ans, trois millions de Français ont péri pour un homme! — C'est assez pour un homme! Maintenant notre devoir est de sauver notre patrie!"

22. Juni mußte sich Napoleon entschließen, seine Abdankung zu unterzeichnen; er verzichtete zu Gunsten seines Sohns. Die Verständigen sahen ein, daß es nach Waterloo eine leere Phrase war. Fouché hatte die ganze Regierungsgewalt in seiner Hand, die er nur benutzte, um mit den Royalisten zu conspiriren.

25. Juni verließ Napoleon das Elysée, und zog sich nach Malmaison zurück. Lafayette versuchte im Hauptquartier der Alliirten, über die Garantien Frankreichs zu unterhandeln; man ließ sich gar nicht darauf ein.

27. Juni ließ Fouché den Kaiser wissen, seine Nähe könne nicht geduldet werden; er entschloß sich 30. Juni abzureisen; noch gährten in seinem Kopf Ideen über eine Zukunft in Mexico.

28. Juni erließ Ludwig XVIII. von Cambray aus eine Proclamation, die voll von liberalen Verheißungen war. Der König hatte seinen Liebling Blacas geopfert; Talleyrand hatte ihn zu überzeugen gewußt, daß nur ein enges Bündniß mit den Liberalen die Zukunft des Königthums sichern könne.

3. Juli schloß Bignon zu St. Cloud einen Vertrag mit den Alliirten ab, wonach Paris ihnen eingeräumt wurde. An demselben Tag kam Napoleon in Rochefort an, im Angesicht des englischen Schiffs Bellerophon, dem er sich anvertrauen wollte. Die fremden Armeen zogen in Paris ein, während der gesetzgebende Körper die lächerliche Ko-

mödie aufführte, in der Weise der alten Römer über gleichgültige Gesetze zu berathen.

6. Juli wurde Fouché, eingeführt durch Talleyrand, vom König in Arnouville empfangen und zum Minister ernannt. Es müsse so sein, hatte Talleyrand behauptet; nur durch ihn könne die radicale Partei gewonnen werden. Chateaubriand hatte alles daran gesetzt, diesen Bund mit dem Königsmörder zu hintertreiben; er schied im Zorn mit den Worten: die Monarchie sei verloren! Dasselbe Gefühl hatte die Herzogin von Angoulême, die Tochter Ludwigs XVI., die frühere Gefangene des Tempels.

Nach Paris zurückgekehrt, 7. Juli, löste Fouché erst die provisorische Regierung auf; dann ließ er das Corps législatif auseinander treiben. Lafayette sah mit Erstaunen, daß sich keine Hand für die Vertreter der Freiheit regte, er zog sich schmollend auf sein Landgut zurück, B. Constant nach den Niederlanden.

„Où dois-je me rendre, traître?“ fragte Carnot, der berühmte Organisateur von 1793, seinen ehemaligen Collegen Fouché. — „Où tu voudras, imbécile!“ antwortete dieser.

9. Juli zog der König (60 J.) wieder in Paris ein: er war erstaunt über den an Raserei gränzenden Enthusiasmus, mit dem man ihn empfing: Talleyrand und Fouché hatten ihn falsch berichtet, die Gesinnung des Volkes war nicht mehr liberal. Von Bonapartisten ließ sich keiner sehn. Vor den Tuilerien tobte eine wilde Menge, Herren und Damen aus den ersten Ständen, mit Fackeln tanzend, heulend, weinend, mit Rufen nach Rache. Der Haß gegen die Jacobiner war so groß wie 1795.

Kaiser Alexander zog 10. Juli ein; nicht mehr der Beschützer der Pariser. Diesmal mußten die geraubten Kunstschätze herausgegeben werden, und die fremden Truppen trugen das Gefühl der Eroberer zur Schau.

16. Juli wurde die alte treubrüchige Armee aufgelöst; sie hatte zuerst als selbstständige Macht mit dem Königthum verhandeln wollen; davon war keine Rede mehr. — Jetzt war man nicht mehr zweifelhaft, daß Fouché fallen müsse; er selbst ahnte nichts davon; es gelang ihm noch, ein junges reiches Mädchen aus alter Familie heimzuführen. Man wollte ihn vor seinem Sturz noch benutzen: 24. Juni unterzeichnete er die Proscriptionsliste der Personen, die an den hundert Tagen theilgenommen sie fiel so umfangreich aus, daß der König mehrere streichen mußte, darunter B. Constant. — Ueber die allgemeine Stimmung hören wir wieder Béranger.



Ne répondez plus de personne,
Je veux devenir courtisan.
Fripier, vite, que l'on me donne
La défroque d'un chambellan.
Un grand prince à moi s'intéresse;
Courons assiéger son séjour.
Ah' quel beau jour!
Je vais au palais d'une altesse,
Et j'achète un habit de cour.

Leider wird er unterwegs von guten Freunden ins Wirthshaus gebracht, und kommt etwas taumelnd vor dem Palaste an; dort trifft ihn Röschen.

Loin du palais où la coquette
Vient parfois lorgner la grandeur,
Elle m' entraîne à sa chambrette,
Si favorable a notre ardeur....

D'une ambition vaine et sotte
Ainsi le rêve disparaît.
Gaîment je reprends ma marotte,
Et m' en retourne au cabaret:
Là je m' endors dans une ivresse
Qui n' a point de fâcheux retour.
Ah! quel beau jour!
A qui voudra voir son altesse
Je donne mon habit de cour.

Endlich resignirt er sich ganz — eben gab er die erste Sammlung seiner Gedichte heraus.

Ma mie, ô vous que j'adore,
Mais qui vous plaignez toujours
Que mon pays ait encore
Trop de part à mes amours!
Si la politique ennuie,
Même en frondast les abus,
Rassurez-vous, ma mie!
Je n'en parlerai plus.

Moi, peureux dont on se raille,
Après d'amoureux combats,
J'osais vous parler bataille
Et chanter nos fiers soldats.
Par eux la terre asservie
Voyait tous ses rois vaincus.
Rassurez-vous, ma mie!
Je n'en parlerai plus.

La France, que rien n'égale,
Et dont le monde est jaloux,
Était la seule rivale
Qui fût à craindre pour vous.
Mais, las! j'ai pour ma patrie
Fait trop de voeux superflus....

Sans plus songer à la gloire,
Dormons au sein des plaisirs.
Sous une ligue ennemie
Les Français sont abattus. —
Rassurez-vous, ma mie!
Je n'en parlerai plus.

Er hat sein Versprechen nicht gehalten: im Gegentheil, war bisher vom Vaterland in seinen Chansons wenig die Rede gewesen, nun trat es in den Vordergrund, und zwar das Vaterland im Schmuck der Napoleonischen Trophäen und Adler.

8. August schiffte sich Napoleon nach St. Helena ein. Persönlich verschwindet er nun vom Schauplatz der Weltgeschichte, aber sein Schatten breitet sich riesengroß über Europa. Durch seine eigenen Schriften, wie durch die seiner Anhänger wurde die Legende allen Völkern gepredigt, der furchtbarste Tyrann aller Zeiten sei der Märtyrer der leidenden Menschheit gewesen; die Liberalen, bisher von ihm mit Füßen getreten, rühmten ihn als ihren Vorkämpfer. Seine Helfershelfer führten die Opposition gegen das restaurirte Frankreich, darunter am geschicktesten vielleicht Bignon (44. 3.), dessen Werk „über die Proscriptionen“ — der Protest der besiegten Partei gegen die Uebergriffe der Sieger — von

allen Classen des Volks mit Begierde gelesen wurde. Er wurde der Geschichtschreiber der diplomatischen Beziehungen seines Helden.

Wer jetzt populär sein wollte, durfte nicht mehr für die Freiheit, er mußte für die „gloire“ eintreten, die von den Bourbons mit der Aufklärung geopfert sei. „Krieg gegen die Kaputzen, Verherrlichung der Grenadiermützen!“ Das waren die Stichworte des neuen Liberalismus. Sehr genährt wurden diese Empfindungen durch den Groll, den Walter Scott's Briefe über Frankreich erregten: in dem Jubel über den Sieg seines Volkes hatte er das Schlachtfeld von Waterloo besucht und hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er von den verbündeten Monarchen sehr gefeiert wurde.

Vorläufig war die Macht des Liberalismus im Sinken; die bisher unterdrückte royalistische Bevölkerung regte sich in wilden Wuthausbrüchen. 2. August wurde in Augurn der Marschal Brune, 17. August in Toulouse General Ramel vom Pöbel scheußlich umgebracht; der Geist der Bluthochzeit hatte sich wieder des Volks bemächtigt. Die Mörder gingen straflos aus. 19. August wurde Marschall Labedoyère hingerichtet.

14. August wurden für die Kammer der Deputirten Neuwahlen ausgeschrieben. Sehr bald übersah man, daß nur exaltirte Royalisten aus den Wahlen hervorgehn würden; alles Maaß und alle Besinnung hatten aufgehört, jeder steigerte den Andern an Diensteifer und Blutgier. Es war, als ob die alte Bevölkerung Frankreichs durch ein ganz neues Geschlecht abgelöst wäre. Bei Hof sammelte sich jetzt die strenge Partei, deren Orakel Chateaubriand war, im Pavillon Marsan um den Grafen von Artois.

Der König hatte Talleyrand und Fouché als eine vermeintliche Nothwendigkeit acceptirt: nun zeigte sich das Geschick des Ersteren als unzureichend, von den Alliirten günstigere Bedingungen zu erwirken. Erst mußte er Fouché wegschaffen, der 24. September wie ein Flüchtling aus Frankreich entwich; dann verabschiedete man ihn selbst, ganz unerwartet: „nous sommes joués!“ sagte er halb lachend, denn er schied mit einem fürstlichen Jahrgehalt aus dem Staatsdienst. Das Ministerium wurde dem Herzog Richelieu (49, J.), einem würdigen Mann von gemäßigt royalistischer Gesinnung, übergeben.

7. October eröffnete der König die „Chambre introuvable“; erst jetzt beginnt die eigentliche Restauration. Die Tribünen, von Damen aus den höchsten Ständen besetzt, waren noch fanatischer in ihrem Royalismus:

als die Ultras im Saal. Die erste Adresse enthielt einen Racheschrei. „Nous vous supplions au nom du peuple, victime des malheurs dont le poids l'accable, de faire enfin que la justice marche. Que ceux qui, aujourd'hui encore, encouragés par l'impunité, ne craignent pas de faire parade de leur rebellion, soient livrés à la juste sévérité des tribunaux. — Ne confiez qu' à des mains pures votre autorité." — Ein Verfolgungsgesetz wurde votirt, das an 1793 erinnert: das erste Opfer desselben war Marschall Ney, 8. Dec.

Indeß war 30. November der Friede unterzeichnet: aber diesmal blieb Frankreich bis auf die Erfüllung der Bedingungen von den fremden Truppen besetzt. Von Frau von Krüdener angeregt, hatte vorher Kaiser Alexander die „heilige Allianz" abgeschlossen, „im Namen der Dreieinigkeit." — —

Bei der ungeheuren Veränderung in den öffentlichen Zuständen hat es fast den Anschein, als wäre durch eine neue Invasion die bisherige französische Gesellschaft unterdrückt oder beseitigt: wie 1793 die Sansculotten, 1800 die Armee, so schienen sich jetzt die Emigranten zur herrschenden Classe gemacht und die übrigen Schichten der Gesellschaft unter ihre Botmäßigkeit gebracht zu haben.

Der Unterschied war nur, daß durch die Verfassung sämmtlicher Parteien die Möglichkeit geboten wurde, ihre Zwecke und Ideen geltend zu machen: seit 24 Jahren zum erstenmal wurde den Franzosen ein reichliches Maaß von Freiheit gegeben. Die Parteien traten denn auch bald kräftig hervor: nicht blos in der Politik, nicht blos in der Religion, sondern in allen Zweigen des sittlichen und geistigen Lebens.

Die von den Emigranten geführte herrschende Partei war nicht mehr der Adel des Ancien-Régime. Dieser war in der Mehrzahl ungläubig, frondirend gegen das Königthum und sittlich frivol gewesen; der neue Adel schwärmte für die königliche Macht, hatte sich mit der Kirche völlig geeinigt, sein Familienleben mit einem sittlichen Firniß überkleidet, und haßte alles, was mit der alten Philosophie zusammenhing, den Unglauben und die Frivolität nicht minder als den Jacobinismus. Durch Chateaubriand, de Maistre, St. Martin und andre geistvolle Schriftsteller hatte er sich eine gewisse ideale Richtung angeeignet, ja eine Art Doctrin. Während der alte Adel gegen das Mittelalter vollkommen gleichgültig gewesen war, warf sich der neue auf die Geschichtsphantasie von den ruhmvollen Thaten der Kreuzzüge und schwärmte für die Oriflamme und die Lilie.

Ihm gegenüber stand die Tricolore und der Adler der Bonapartisten. Die ehemaligen Machthaber der gestürzten Partei freilich hatten nichts mehr zu bedeuten: sie waren reich geworden und bereit, jeder Macht zu huldigen, die ihnen den übel erworbenen Besitz garantirte. Aber im Landvolk wie bei den Parisern war der Bonapartismus noch eine Macht: in den Dörfern gingen die alten abgelöhnten Sergeanten herum, die von den Heldenthaten der Armee erzählten, und in der Hauptstadt vermißte man den Glanz und die rauschenden Schauspiele des Kaiserthums. Die Mehrheit des Volks hatte das Ende des kaiserlichen Regiments als eine Erlösung begrüßt; nun aber, da es beseitigt war, stiegen die alten Erinnerungen wieder auf, und pflanzten sich in immer steigenden Dimensionen von Munde zu Munde fort. Der neue Kaiseradel haßte den alten historischen Adel und haßte die Priester: in dieser Beziehung fühlte sich die Menge mit ihm verbündet, und vergaß das Unheil, das er über Frankreich gebracht.

Die Ideologen oder die Männer von 1789 waren dem Kaiser verhaßt gewesen, sie hatten auch im Anfang sich bemüht, mit dem neuen Regiment Fühlung zu gewinnen; aber sie gaben diesen Versuch bald auf und fanden, daß sie mit den Bonapartisten, die ihnen keinen Schaden thun konnten, eher fertig wurden. Die Tricolore, Condillac, die Mathematik und Physik, endlich die bürgerliche Gleichheit, war ihr gemeinschaftlicher Glaube, und Lafayette, ihr hauptsächlichster Repräsentant, erkannte es an den Anhängern Napoleons als Verdienst, daß sie französisch geblieben waren.

Die alten Jacobiner wurden von der Restauration noch eifriger unterdrückt als von dem Kaiserthum, und konnten sich vorläufig nicht rühren, aber auch ihre Traditionen pflanzten sich fort, hauptsächlich in den geheimen Gesellschaften. Auch sie hatten einen historischen Mythus, dessen Held Robespierre war, ein Symbol, die rothe Mütze, und schon tauchten St. Simon und Fourier auf, um ihnen auch eine Doctrin zu schaffen.

So standen die beiden Heerlager sich gegenüber, das Heerlager der Opposition freilich aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. In der Mitte stand eine Gruppe von sehr wohlgesinnten und geistvollen Männern, die eine Versöhnung der Parteien und Classen anstrebten: sie glaubten, daß nur dann Frankreich groß werden könne, wenn es allen Elementen gerecht würde. Das charakteristische dieser Gruppe, die man später die Doctrinairs nannte, war, daß sie die Einseitigkeit der französischen

Nationalbildung zu durchbrechen und die geistige Richtung des Auslands zu verstehn suchten. Frau von Staël, eine Genferin, machte für Deutschland und Italien Propaganda; Guizot, der Protestant, für England; um den Jansenisten Royer-Collard sammelte sich eine Schule, die deutsche und schottische Philosophie zu nationalisiren.

Die Periode der französischen Literatur von 1789—1815 ist bei uns weniger bekannt als irgend eine andere; wir kennen allenfalls Atala, Corinne, das Werk der Frau von Staël über Deutschland, Bérangers Gedichte und einige Opern. In der That waren die poetischen Leistungen der Zeit, vom Standpunkt der Kunst betrachtet, nicht der Art, die Aufmerksamkeit des Auslands herauszufordern. Dagegen ist sie von einer ungeheuren Wichtigkeit für die innere Entwickelung des geistigen Lebens in Frankreich: in ihr wurden ohne Ausnahme alle die Ideen, Bilder, Empfindungen und Träume ausgebrütet, die in der spätern Literatur in die Erscheinung traten. Die Guillotine der Schreckenszeit und der siegekrönte Adler des kaiserlichen Regiments, das waren die bewußten oder unbewußten Motive der späteren Romantik.

In Deutschland war begreiflicher Weise die Reaction gegen das französische Wesen jetzt am stärksten. Man hatte endlich das entsetzliche Joch abgeschüttelt, und der Haß gegen den Unterdrücker wandte sich ebenso gegen die Revolution, aus der er hervorgegangen war, und gegen die Literatur, der man die Revolution Schuld gab. Bald aber änderte sich die Sache. Während in Deutschland sowohl das wissenschaftliche als das politische Leben, das in seiner Art, wie wir jetzt erkennen, ganz tüchtig war, der Oeffentlichkeit völlig entzogen blieb, erhielt Frankreich eine freie Tribüne, und wenn man bei uns die Zeitungen las, so erfuhr man Alles, was die französischen Parteien dachten und planten; von den deutschen Staatsmännern erfuhr man nichts. In derselben Zeit also, wo die Franzosen anfingen, unserer Bildung Eingang zu verstatten, war unsere ganze Aufmerksamkeit auf das gerichtet, was in Frankreich vorging, und diese Aufmerksamkeit steigerte sich bis zu dem großen Wendepunkt des Jahres 1848. Diese Periode, die der zweite Band darstellen wird, ist die Periode der lebendigsten Wechselwirkung zwischen den beiden Nationen.



Anhang.

I. Verzeichniß der Geburtstage.

1693, 21. Nov. Arouet, gen. Voltaire, † 1778.
1704, 12. Febr. Charles Duclos, Dinan (Bretagne); † 1772.
1706, 17. Jan. Benjamin Franklin, Boston; † 1790.
1707, 14. Febr. Crébillon le Jeune, Paris; † 1777.
— 7. Sept. Buffon, Montbar (Bourg.) † 1788.
1709, 14. Mai Gabr. Bonnot de Mably, Grenoble; † 1785.
— 29. Aug. J. B. Gresset, Amiens; † 1777.
— 25. Dec. Lamettrie, St. Malo; † 1751.
1710, 15. Febr. Ludwig XV.; † 1774.
1711, 11. März Thomas Raynal, St. Geniez; † 1796.
1712, 24. Jan. [Friedrich der Grosse; † 1786.]
— 28. Juni Jean Jacques Rousseau, Genf; † 1778.
1713, 5. Oct. Denis Diderot, Langres (Champagne) † 1784.
1714, 4. Juli Gluck, bei Neumarkt; † 1787.
1715, Jan. Helvetius, Paris; † 1787.
— 4. Jan. Etienne Bonnot de Condillac (Mably's Bruder), Grenoble; † 1780.
— 22. Mai Cardinal Bernis, St. Marcel; † 1794.
— 5. Oct. Mirabeau der Aeltere; † 1783.
1716, 20. Jan. Barthélémy, bei Marseille; † 1789.
1717, 16. Nov. d'Alembert, Paris; † 1789.
1720, Cazotte, Dijon; 1792.
1721, 6. Dec. Malesherbes, Paris; † 1792.
— 29. Dec. Antoinette Poisson, verh. Etiolles (Marquise von Pompadour); † 1764.
1723, Baron Holbach, Heidenheim (Pfalz); † 1789.
— 11. Juli Marmontel, Limousin; † 1799.
— 24. Dec. J. Melch. Grimm, Regensburg, † 1807.
1726, J. B. Greuze (Maler) † 1805.
1727, 27. Sept. Mich. Huber, Frankenhausen; † 1804.
1729, 10. Aug. Denis Escouchard Lebrun (le Pindare) † 1807,
1732, 24. Jan. Caron (Beaumarchais), Paris; † 1799.
— 30. Sept. J. Necker, Genf; † 1804.
— 30. Dec. Julie de l'Espinasse; † 1776.
1733, 23. Aug. J. Fr. Ducis, Versailles; † 1816.
1734, 20. Jan. Alex. de Calonne, Douay; † 1802.
— 23. Sept. René Prince de Rohan; † 1802.
— 31. Dec. Claude Dorat, Paris; 1780.
1735, 23. Mai Prince de Ligne, Brüssel; † 1814.
1736, Sénac de Meilhan, Paris; † 1803.
— Sept. Sylvain Bailly, Paris; † 1793.
1737, 19. Jan. Bernardin de St. Pierre; † 1814.
1738, 22. Juni Jacques Delille, Clermont (Auvergne); † 1813.
1739, 25. Jan. Dumouriez: † 1823.
— 20. Nov. Laharpe; Paris; † 1803.

1740,	4. Febr.	Phil. Gr. v. Custine, Metz; † 1793.
1740,	7. Juni	Seb. Mercier, Paris; † 1814.
—		Donatien Mq. de Sade, Paris; † 1814.
1741,		Chodeclos de Laclos, Amiens; † 1803.
—	11. Febr.	Grétry, Lüttich; † 1813
—		Nicolas (Chamfort) Clermont-Auvergne; † 1794.
1743,	18. Jan.	St. Martin, Touraine; † 1803.
—	24. Mai	J. P. Marat, Boudry; † 1793.
—	16. Aug.	Laur. Lavoisier, Paris; † 1794.
—	17. Sept.	Mq. de Condorcet, St. Quentin; † 1794.
—	12. Nov.	Hipp. Guibert, Montauban; † 1790.
1746,	25. Jan.	Stephanie de St. Aubin, verm. v. Genlis; † 1830.
—	Jan.	Maury, Valréas; † 1817.
—	1. April	Portalis, bei Toulon; † 1807.
1747,	—	Duc de Biron-Lauzan; † 1794.
1748,	—	Felix Vicq. d'Azyr, Valogne (Norm.); † 1794.
—	25. April	P. L. Ginguéné, Rennes (Bretagne); † 1816.
—	3. Mai	Sieyès, Fréjus; † 1836.
—	30. Aug.	Jacq. L. David (der Maler), Paris; † 1825.
1749,	9. März	Mirabeau, Vignon (Prov.); † 1791.
—		Mallet du Pan, Genf; † 1806.
—	28. März	P. S. Laplace, Beaumont; † 1827.
1753,	6. Febr.	Evariste Parny, Insel Bourbon; † 1814.
—	1. April	Joseph de Maistre, Chambery; † 1821.
1754,	9. Jan.	Sophie de Ruffey, verm. Monnier (Mirabeau's Geliebte); † 1789.
—	13. Febr.	Maur. de Talleyrand-Perigord, Paris; † 1838.
—	15. Febr.	Röderer, Metz; † 1833
—	6. Mai	Jos. Joubert, Perigord; † 1824.
—	20. Juli	Destutt de Tracy; † 1836.
—	23. Aug.	Ludwig XVI.; † 1793.
—	2. Oct.	Vic. de Bonald; † 1840.
—	6. Nov.	Georg Forster, bei Danzig; † 1794.
1755,	4. Jan.	Ramond, Straßburg; † 1827.
—	6. März	Florian, Languedoc; † 1794.
—	16. April	Graf Montlosier, Clermont-Auvergne; † 1838.
—	2. Nov.	Marie Antoinette, Wien; † 1793.
—	17. Nov.	Ludwig XVIII.; † 1824.
—	28. Dec.	Fabre d'Eglantine; † 1794.
—		Collin d'Harleville, Maintenon; † 1806.
1756,	20. Oct.	Eulog. Schneider, bei Würzburg; † 1794.
1757,	3. Febr.	Const. Chasseboeuf (Volney), Craon; † 1820.
—		P. G. Cabanis, Coënac; † 1808.
—	6. März	Louis de Fontanes, Niort; † 1821.
—	6. April	Rivarol, Bagnolles; † 1801.
—	6. Sept.	Mq. de Lafayette; † 1834.
—	9. Oct.	Karl X.; † 1836.
1759,		Max. Robespierre, Arras; † 1794.
—	28. Oct.	Ge. Danton, Arcis sur Aube; † 1794.
—		Andrieux, Straßburg; † 1833.
1760,	10. März	Rouget de Lisle, Lons le Saunier.
—	11. Juni	J. B. Louvet, Paris; † 1797.
—		Graf v. St. Simon; † 1825.
—	8. Sept.	Zenobio Cherubini, Florenz; † 1842.
1761,	18. Aug.	Claude Daunou, Boulogne s. M.; † 1840.

1761, 8. Sept. Fr. Raynouard, Brignolles (Prov.); † 1836.

— 22. Oct. Barnave, Grenoble; † 1793.

1762, 14. Jan. Ed. Lemontey, Lyon; † 1826.

— Et. Méhul, Givet (Ardennes); † 1817.

— 29. Oct. André Chénier, Constantinopel; † 1794.

1763, 15. Jan. Fr. Jos. Talma, Paris; † 1826.

— Juni Royer-Collard, Champagne; † 1845.

— 23. Juni Josephine Tacher de la Pagerie, verw. Beauharnais, später Napoleons Gattin; † 1814.

1764, 23. Juni Gabr. Legouvé, Paris.

— —. — Xavier de Maistre, Chambery.

— —. — Et. Jouy, bei Versailles; † 1846.

— —. — Grach. Baboeuf; † 1796.

— 28. Aug. Jos. Chénier, Constantinopel; † 1811.

1766. 22. Jan. Arnault, Paris; † 1834.

— 22. April Anne Germaine Necker, verm. v. Staël, Genf; † 1817.

— 11. Nov. Juliane v. Vietinghoff, verm. v. Krüdener, Riga; †

— Maine de Biran; † 1824.

1767, 5. Jan. Bart. Say, Lyon; † 1832.

— 12. Jan. P. Ant. Daru, Montpellier; † 1829.

— 25. März Joach. Murat, Cahors; † 1815.

— 9. April Fiévée, Paris; † 1839.

— 19. Juni Jos. Michaud, Savoyen; † 1839.

— 23. Oct. Benj. Constant de Rebecque, Lausanne; † 1830.

1768. 15. Aug. Joseph Bonaparte; † 1844.

1769. 15. Aug. Napoleon Bonaparte; † 1821.

— 23. Aug. Ge. Leop. Cuvier, Mömpelgard; † 1832.

— 24. Aug. Ant. St. Just, Nivernais; † 1794.

— 4. Sept. Vic. de Chateaubriand; † 1848.

1770, Nov. Et. Pivert de Sénancourt, Paris.

1771, 11. Nov. Xav. Bichat, Thoirette; † 1802.

1772, 4. Jan. P. L. Courier, Paris; † 1825.

— 29. Febr. Jos. Gérands, Lyon; † 1842.

— 7. April Charles Fourier, Besançon; † 1837.

— 21. Oct. Claude Fauriel, St. Etienne; † 1844.

— 17. Nov. Marc. Ant. Desangiers, Fréjus (Prov.); † 1827.

— 17. Dec. Vict. Broussais, St. Malo; † 1833.

1773, 21. April Népomucène Lemercier, Paris; † 1840.

— 9. Mai Léonard Sismondi; Genf; 1842.

— 6. Oct. Louis Philippe v. Orleans, Paris; † 1850.

— 31. Oct. Jos. Droz, Besançon; † 1850.

1775. 16. Febr. Adrien Boyeldieu, Rouen; † 1834.

1776, 1. Juli Sophie de Lavalette verm. Gay; † 1852.

— 4. Aug. Simon Ballanche, Lyon; † 1847.

1777 3. Dec. Julie Bernard verm. Recamier; Lyon; † 1849.

1778, 6. Jan. Charles Etienne, Chamouilly; † 1845.

— 2. Sept. Louis Bonaparte; † 1846.

1780, 28. April Charles Nodier, Besançon; † 1844.

— 17. Aug. J. P. Béranger, Paris.

— 4. Nov. Paul Phil. Gr. Ségur.

1781, 22. April Pauline Bonaparte verm. Borghese; † 1825.

1782, 29. Jan. Fr. Auber, Caen; † 1871.

— 10. Juni Prosper de Barante, Riom;

— 19. Juni Nug. Fel. Rob. Lamennais, St. Malo; † 1854.

— 24. Dec. Charles Millevoye, Abbeville; † 1816.

1774, 10. Mai Ludwig XV., 64.
— 10. Dec. Quesnay, 80. (Oeconomist).
1777, 12. April Crebillon le Jeune, 70. Paris.
— 16. Juni J. B. Gresset, 68. Amiens.
— 6. Oct. Me. Geoffrin, 78. Paris.
1778, 15. Jan. St. Germain, 71. (Kriegsminister.)
— 30. Mai Voltaire, 83. Paris.
— 3. Juni J. J. Rousseau, 66.
1780, 29. April Claude Dorat, 46. Paris.
— 14. Juli Charles Batteux, 67. Paris.
— 3. Aug. Condillac 65.
— 12. Nov. Nic. Gilbert, 29. (im Irrenhaus.)
1781, 8. März Marquis de Turgot, 54.
— 21. Nov. Maurepas. (Minister.)
1783, 17. April Me. d'Epinay, 58. (Rousseau's Freund
— 29. Oct. d'Alembert, 66. Paris.
1784, 30. Juli Diderot, 70. Paris.
1785, 23. April Abbé Mably, 76. Paris.
— 7. Mai Herzog v. Choiseul, 66.
— 17. Sept. Leonard Thomas, 53., bei Lyon.
1787, 15. Nov. Gluck, 73. Wien.
1788, 16. April Buffon, 80.
1789, 21. Febr. Baron v. Holbach, 66. Paris.
— 13. Juli Mirabeau (der Aeltere).
— 9. Sept. Sophie Monnier, 35. (Mirabeau's Gel
1790, 19. Sept. Loustalot, 30. (Journalist.) Paris.
1791, 30. Jan. Rulhière, 56.
— 2. April Mirabeau, 42. Paris.
— 21. Dec. Armand Berquin, 42. Paris.
1792, 25. Sept. Cazotte, 72.; guill., Paris.
1793, 21. Jan. Ludwig XVI., guill.
— 30. April Claude Fauchet guill.
— 16. Oct. Marie Antoinette, 33.; guill.
— 3. Nov. Olymphia de Gouges, 38.; guill.
— 10. Nov. Manon Roland, guill.

1794,	8. Mai	Lavoisier, 51; guill. (Chemiker.)
	—	Susanne Necker, 54.; Lausanne.
—	24. Juni	Vicq. d'Azyr, 46.; (Arzt).
—	25. Juli	André Chénier, 31.; guill.
—	27. Juli	Robespierre, St. Just, Coulhon; guill.
—	13. Sept.	Florian, 39. Sceaux.
	Nov.	Cardinal Bernis, 79. Rom.
—	16. Dec.	Carrier, guill.
1795,	30. April	Abbé Barthélémy, 79.
—	8. Juni	Ludwig XVII.
1796,	6. März	Raynal, 85. Chaillot bei Paris.
1797,	17. Mai	Michel Sédaine.
1799,	18. Mai	Beaumarchais, 67. Paris.
—	31. Dec.	Marmontel, 76.; bei Evreux.
1800,	10. Mai	Mallet du Pan, 50. London.
1801,	April	Rivarol, 44. Berlin.
1802,	16. Febr.	Card. Rohan, 67. Ettenheim.
—	22. Juli	Bichat (Arzt), 30. Paris.
—	30. Oct.	Calonne; 68. London.
1803,	10. Febr.	Labarpe, 63.
—		Choderlos de Laclos, 62. Tarent.
—	Aug.	Sónac de Meilhan, 67. Wien.
—	13. Oct.	St. Martin, 60. Paris.
1804,	21. März	Herzog v. Enghien, erschossen. Paris.
—	30. März	Necker, 71. Coppet.
1805,	1. Febr.	Granville, Amiens. Selbstmord.
—		J. B. Greuze, Maler. 79.
1806,	Febr.	Rétif de la Brétonne, 72.
—	24. Febr.	Collin de Harleville, 51. Paris.
1807,	4. April	Jos. Lalande, 74. Paris.
—		Me. Sophie Cottin, 34.
—	25. Aug.	Portalis, 61.
—	2. Sept.	Lebrun-Pindare, 68.
—	19. Dec.	Baron Grimm, 84. Gotha.
1808,	5. Mai	Cabanis, 51. Paris.
1811,	10. Jan.	Jos. Chénier, 46. Paris.
1813,	1. Mai	Jacq. Delille, 75. Paris.
—	24. Sept.	Gretry, 72. Erménonville.
1814,	21. Jan.	Bernardin de St. Pierre, 77. Paris.
—	25. April	Sebast. Mercier, 74.
—	29. Mai	Kaiserin Josephine, 51. Malmaison.
—	2. Dec.	Marquis de Sade, 74. Paris.
—	5. Dec.	Evariste Parny, 61.
—	13. Dec.	Prince de Ligne, 79. Wien.
1815,	5. März	F. A Mesmer, 81.
—	8. Dec.	Marschal Ney.

Inhalt.







